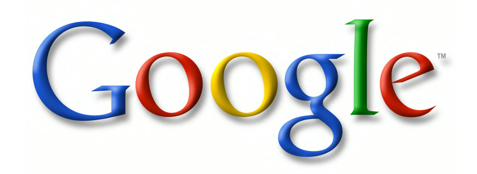



THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS
1817

Thüringer Sagenbuch.

Von

Ludwig Bechstein.

Erster Band.

Coburg.
Georg Sendelbach.
1858.

Vorwort.

Die Liebe für **Thüringens** mannichfaltige und reizende Sagen hat mir, wie ich auch bereits im Vorworte zu meinem Deutschen Sagenbuche ausgesprochen, schon den Jugendmorgen rosig verklärt und ich bin ihr treu geblieben bis in die reiferen Jahre, nicht minder blieb ich den Grundsätzen treu, die mich schon früher beim Sagensammeln leiteten. Aber fortgesetztes Sagenstudium leitete noch einer höheren Richtung zu, als jener der bloßen Sammellust und Sammelfreude. Mehr und mehr wurde mir die Wahrheit von Jacob Grimm's Ausspruch klar, daß fast aller Sage Grund Mythus ist. Nur die aufmerksame Berücksichtigung der deutsch-mythischen Elemente

in den vaterländischen Volkssagen erhebt Sagensammlungen unbeschadet ihrer sonstigen ethischen, pädagogischen und belletristischen Verdienstlichkeit in die Reihen wissenschaftlicher Werke, durch sie werden Sagenkunde und Sagenforschung zu einer Wissenschaft, welche durch die Fülle ihrer poetischen Stoffe ungemein anziehend und lohnend, nicht minder aber auch von kulturgeschichtlicher Wichtigkeit und Bedeutung ist. Dieser Richtung folgt in der Gegenwart die rege Strebsamkeit vieler Forscher, von denen manche völlig vom gelehrten Standpunkte ausgehen, andere auch das volksthümliche Element in diesen Sagen, die ja doch alle nur aus dem Volke unmittelbar erblüht sind, die man dem Volke dankt, berücksichtigen. Letzteres ist der von mir eingeschlagene Weg, indem ich in einfacher und natürlicher Weise, ohne Zuthat und Ausschmückung der eigenen Phantasie, welche die neuere Sagenforschung mit Recht verwirft, die Sagen, die ich sammelte, erzähle, — von denen auch die Mehrzahl der Ausschmückung gar nicht bedarf, indem viele Sagen schon an und für sich durch und durch poetisch sind — dann aber überall wichtige Fingerzeige für das Vorhandensein mythischer Stoffe und Elemente jeder Gegend Thüringens für die zukünftige Forschung gebe.

In dem vorliegenden Buche habe ich bezüglich der Anordnung und Aufeinanderfolge ganz in der Weise,

wie in meinem Deutschen Sagenbuche, den Gang einer großen Wanderung durch alle Gebiete Thüringens mit Hinzuziehung des Voigtlandes genommen, und zwar theils nach den Flußthälern, theils nach Höhenzügen. Dieses System erweis't sich praktisch-zweckmäßig, und für die vergleichende Sagenforschung sind überall im Buche Hinweisungen auf Oertlichkeiten gegeben, wo verwandte Sagen sich wiederholen, wo ebenfalls verwandte oder ganz dieselben mythischen Wesen wieder begegnen.

Die Wanderung beginnt mit den Werraquellen, schweift etwas südlich in das coburger Gebiet ab, das zwar schon fränkischer Boden ist, aber doch einem thüringischen Regentenhause angehörig, und folgt dann dem Laufe der Werra mit Berücksichtigung aller diesem Flusse nachbarlich gelegenen Sagenpunkte bis Mihla. Dort wendet die Wanderung, um abermals, wie gleich beim Beginn geschehen, in den mythischen Sagenkreis der Frau Holle einzutreten, dann ritterromantisches Gebiet mit Eisenach und der Wartburg zu beschreiten. An diesem Punkte beginnt der Höhenzug des Thüringerwaldes, dessen Berge und Thäler nun besucht werden, wobei wiederum keine wichtige Sagenörtlichkeit unberücksichtigt gelassen wird, und dieser sagenforschende Pilgerzug setzt sich über das ganze Gebirge bis zum Frankenwalde fort, hinter

dem nun voigtländisches Gebiet beschritten wird, um die äußerst sagenreichen Flußthäler der Elster und der Saale zu durchwandern. Naturgemäß sind kleine Abschweife nach links in die Waldgegenden von Lobenstein und Leutenberg, nach rechts in den alten Orlagau geboten, wie nicht minder von Saalfeld aus das Thal der Schwarza zu berücksichtigen war. Dann erstreckt sich die Wanderung im Saalgebiete bis nach Halle. Manches in diesem Gebiete habe ich, um ein gebotenes räumliches Maaß dieses Buches nicht zu überschreiten, hinweggelassen, z. B. mehrere derjenigen Sagen von Saalfeld, die bereits in der Grimm'schen Sammlung gedruckt stehen, anderes, was ich nur bereits romantisirt auffand, und dem ich nicht recht traute, auch historisches von sehr zweifelhafter Färbung, z. B. den Blankenburger Eselskrieg, das Rudolstädter Frühmahl, und ähnliches. Auch bei den, an sich zwar nicht unanziehenden, aber doch anderswo häufig sich wiederholenden Sagen vom Singerberge glaubte ich, es werde Andeutung der Ausführung vorzuziehen sein. Dasselbe gilt, da sich von Halle aus die Wanderung vom Saalgebiete weg in das Helme-Gebiet und in die güldene Aue erstrecken mußte, von den allbekannten Kiffhäusersagen, wie denn der Raum durchaus verbot, die sämmtlichen Sagen des ganzen Vorderharzes zu berücksichtigen. Indem aber dann

die Unstrut an ihrem Ursprung aufgesucht wird, findet sich wieder mancher wichtige Ort berührt, zumal im Verfolge ihres Laufes abwärts bis zu dem Knotenpunkte, wo Saale, Ilm und Unstrut unfern von einander sich vereinigen. Dem poesiereichen Flusse Ilm wird entgegengezogen, die Wanderung lenkt sich noch einmal bis zu den Höhen des Thüringerwaldes hinan, bis zu der hohen Wasserscheide zwischen Ilm und Gera, welchem durch Valerius Neubeck's Muse gefeierten Flusse nun nachgegangen wird, wo dann nach einem Abstecher in das romantische Sagengebiet der drei Gleichen die Wanderung im Schooße der uralten Metropolis des Thüringerlandes, Erfurt, ihr Endziel findet.

Diese thüringische Sagensammlung ist mit dem, was früher auf gleichem Gebiete von mir veröffentlicht wurde, nicht zu verwechseln und nicht zu vergleichen. Sie ist eine durchweg neue und selbstständige Arbeit; sie ist nicht nur ein thüringisches Sagenbuch, sondern auch ein thüringisches Mythenbuch; manche Nummer enthält nicht blos eine einzige Sage, sondern mehrere, die zusammen gehören. Auf Wiederholungen thüringischer Sagen im übrigen Deutschland habe ich auf mein Deutsches Sagenbuch durch die Chiffer D. S. B. mit der Nummerzahl in Randnoten bisweilen hingewiesen und aufmerksam gemacht.

Ist auch Thüringen nur ein Theil des großen deutschen Vaterlandes, so liegt es doch in Deutschlands Herzen und hat guten deutschen Kern. Seine Mythen- und Sagenwelt ist poesievoll und bedeutsam, klangvoll und unsterblich. Möge sie stets gute Gönner und treue Pfleger finden!

Meiningen am 18. October 1857.

Ludwig Bechstein.

1.

Frau Holle in Eisfeld.

Mythischer Zauber umfließt, wie so viele Stromquellen, auch die Quellen der Werra. Aus frühen Vorzeittagen haftet noch gar mancher Nachhall an Oertlichkeiten, an Gebräuchen, an alten Namen, und dauernd und unaustilgbar erhalten sich die überkommenen Kunden, wenn auch die vorgeschrittene Kultur der Waldbewohner sie nicht mehr glaubt. Es handelt sich ja bei sagenhaften Ueberlieferungen im Volksmunde überhaupt gar nicht darum, daß das Volk an deren wirkliches Geschehensein glaube, und wird ihm dieß von niemand angesonnen werden können, sondern darum, daß es sich dieselben als etwas, was die Urväter und Urmütter einander erzählten, wieder und immer wieder sagt. Das ist das einfache Wesen der Sage.

Götter und Dämonen haben einzig nur in Sagen der Nachwelt ihre Spuren und die Erinnerung an ihren Kult hinterlassen.

Die Stadt **Eisfeld**, in deren Nähe die Werraquellen aus dem Schooße thüringischer Berge zu Tage rinnen, soll uralten Ursprunges sein. „As-Feld" wird sie noch immer im Volksmunde geheißen, und alte urkundliche Ueberlieferungen legen des Ortsnamens früheste Rechtschreibung als Asifeld offen dar. Wenn sich nun auch nicht mit unumstößlicher Gewißheit eine Verwandtschaft dieses Orts-

Namens mit den Asen, den Gottheiten der heidnischgermanischen Frühe, — behaupten läßt, so erinnert doch der Name an dieselben. Äs hieß Gott, und vorzugsweise wurde Thorr, oder Donar mit diesem Namen bezeichnet; so konnte gar wohl eine den Vätern heilige Stätte, an der sich allmählig Ansiedler niederließen, ein Gottesfeld heißen, wie ja ein zweites Gottesfeld, nur wenige Wegstunden von Eisfeld entfernt, noch bis heute diesen Namen führt. Es ist dasselbe Gottesfeld (auch Gothes- und Godesfeld geschrieben) über den Thälern der Finster-Erlau und der Weser, auf dem der Sage nach eine ob ihres gottlosen Wesens verwünschte und versunkene große Stadt gestanden haben soll. Alle diese Sagen von Verwünschung und vom Versunkensein verschiedener Städte, Dörfer, Burgen, Kirchen und Klöster deuten weit hinauf in die mythische Frühzeit. Thorr ist der Donnergott der altnordischen Mythe, ein wunderbarer Hammer ward ihm zugetheilt, mit dem er nach den ihm feindlichen Riesen wirft. Aber gerade die Riesensage mit ihrem Hämmerwerfen ist in der Eisfelder Gegend völlig heimisch. Als bedeutendste Erscheinung weiblicher mythischen Wesen tritt unbedingt in ganz Thüringen und Hessen die Holda, Hulda, Frau Holle (im Voigtland Frau Berthe oder Perchta), auf, und ein eigenthümlicher Brauch, der auf dieselbe Bezug hat, hat in Eisfeld ihren Namen verewigt. Am heiligen Dreikönigstage, demselben, an welchem die Perchta mit ihrem Heimchenheere, dem Huldevolke der nordischen Mythe, und die Perchtl in Tirol mit dem Seelenheere der ungetauft gestorbenen Kinder zieht, ward alljährlich zu Eisfeld die Frau Holle verbrannt. Die Sage vom Ursprunge dieses jedenfalls altheidnischen Feuerkults am Julfeste wurde aber

fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Ein Nonnenkloster habe in Eisfeld gestanden, dessen Aebtissin, Juliane genannt, habe sich fleischlich vergangen und zwar mit dem bösen Feinde selbst, sei zweier Kindlein auf einmal genesen, und darauf zur Strafe solcher Teufelsbuhlschaft sammt den beiden Kindern verbrannt worden. Zum Gedächtniß dieser Sühne zog später Alt und Jung am Epiphaniassonntage nach beendigtem Nachmittagsgottesdienste mit Musik auf den Markt, sang ein geistliches Lied und rief sich dann scherzhaft einander zu: Frau Holle wird verbrannt. Nun war aber zu Eisfeld nie ein Kloster, und der Ursprung jenes Brauches reicht weit über die Klosterzeiten hinaus.

2.

Riesen um Eisfeld.

In der Eisfelder Gegend wohnten vor Zeiten viele und starke Riesen, ein gewaltiges Geschlecht, und man kann das in den Dörfern Bachfeld, Grub, Crock, Stelzen und anderen noch öfters von denselben erzählen hören. Auf verschiedenen Burgen hatten die Riesen Wohnsitze; die Sage will, daß auf dem Burgberge bei Hinterrodt über Hirschendorf, in einem wüsten Wiesengrunde, das Altdorf geheißen, und in der Willau vor Zeiten Dorf, Schloß und Stadt gestanden. Vom Berge der Burg Grub bis hinüber nach Burg Schaunberg warfen die Riesen einander ihre schweren Hämmer zu, auch Streitärxte und große goldene Kugeln, oder sie bespritzten einander mit Wasser, das sie in Stundenweite durch die Luft schleuderten. Auch in dieser Gegend

1*

wiederholt sich genau wie auf dem Harze, bei Blankenburg auf dem Thüringer Walde und im Elsaß die Sage von einem Riesentöchterlein, das sich einst zu seiner Lust erging und einen Ackersmann fand, den es sammt Vieh und Pflug in das Schürzchen raffte und freudig zum Vater auf die Burg trug, indem es sich über das niedliche zappelnde Spielzeug kindisch freute. Der alte Ritter aber gebot dem Töchterlein, alsbald alles wieder dahin zu tragen, woher es genommen sei, und ja recht säuberlich damit umzugehen, damit Männlein und Pferdchen nicht Schaden litten; denn — sagte der alte Riese: wenn die Bauern nicht ackern, so müssen die Riesen verhungern, und gab damit eine gar gute und wohl zu beherzigende Lehre. Häufig kegelten auch die Riesen miteinander; ihre Kegelbahn erstreckte sich vom Oertchen Tossenthal — im Volksmunde Tussethal — (Thurs altnordisch so viel wie Riese, auch der Runenbuchstabe Thorrs, Dorst in der Schweiz der wilde Jäger, Tosse in dänischer Sprache: ein plumper Riese, Tölpel) über eine halbe Stunde weit gegen Eisfeld zu.

Nicht selten verwechselte die spätere Sage Riesen und Ritter, oder vielmehr, sie trug, was die längst vermoderten Ahnen in grauer Vorzeit den jüngeren Geschlechtern von den Riesen erzählt hatten, auf die Ritter über. So deutet eine Eisfelder Sage ebenfalls in eine mythische Ferne. Vor alten Zeiten floß die Werra durch Eisfeld, zwischen dem Schwan und dem Adler vorüber und bildete einen sumpfigen Weiher, der im Winter zu einem wahrhaften Eis-Felde sich ausbreitete. Einst wurde eine Ritter-Schaar, die Sage giebt bedeutsam deren Zahl auf vierzig an, vom Feinde heftig verfolgt. Die Fliehenden geriethen in jenen Weiher, dessen Eisdecke unter den Hufschlägen ihrer Pferde

brach, und konnten ob ihrer schweren Rüstungen sich nicht mehr losarbeiten, sondern kamen sammt ihren Pferden elendiglich um. Ganz eigenthümlich ist es, wie diese örtliche Sage mit der Legende von den vierzig christlichen Rittern übereinstimmt, welche Kalenderheiligen am 9. März des Jahres 320 nach Christo durch den Kaiser Licinius der kalten Winterwitterung und dem Eise eines Weihers nackend ausgesetzt, und dadurch zu Märtyrern wurden. Jedenfalls deutet auch diese Ueberlieferung nach dem Kampfe des Heidenthums gegen das Christenthum, und umgekehrt, hin.

3.

Von Zwergen und Zinselmännchen.

Häufig läßt die Sage, wo sie von Riesenwohnsitzen berichtet, auch Zwerge in der Nähe wohnen, schon aus dem in ihrem Wesen begründeten Hang, Gegensätze zu bezeichnen, wie hier insgemein den eines starken und verfolgenden gegenüber einem schwachen und verfolgten Geschlechte. In den weitgedehnten Forsten des Bleßberges, des höchsten in diesem Gebiete, arbeitet zur Nachtzeit eine unsichtbare Säge, Zwerge sollen es sein, die sie handhaben, um manchen armen aber wackeren Holz-Mann zu schnellerem Verdienst gelangen zu lassen. Besonders aber war das Zwergengeschlecht thätig in einer Höhle, welche zwischen den Dörfern Meschenbach und Rabenäußig gelegen ist, und das Zinselloch heißt. Der Eingang ist ein umbuschtes niedriges Loch, wie ein Kellerhals von Nord-Osten gegen Süd-Westen abgesenkt, und die Höhle bildet dann nur

einen äußerst schmalen und langen, dabei aber sehr hohen Gang, den ein Bergwasser durchfließt. Die Breite ist von 2 bis 8 Fuß, die Höhe gegen 20 Fuß, die Länge wol 600 Schritte, und die Wände sind mit Tropfstein überzogen.

In dieser Höhle wohnten nach der Umwohner Erzählung Zwerge oder Zinslein, die verliehen ihr den Namen, wie auch einer andern benachbarten Grotte, welche vom Volke die Zinselkirche genannt wird; jetzt aber giebt es keine Zinselein mehr, sie sind alle längst hinweggezogen, und zwar aus dieser Ursache: Ein Meschenbacher Bauer traf auf seinem Erbsenacker einen ganzen Haufen Zinselchen. Sie machten sich sehr lustig, sprangen und hüpften durcheinander über die Furchen, und verspeisten viele Schoten. Das ärgerte den Bauer und er haschte nach ihnen, konnte aber ihrer keines festhalten, nur das Mützchen des einen ergriff er und hielt es fest. Da stellte sich das Zinslein überaus kläglich und bat flehentlich um das Mützchen, da es ohne selbiges nicht nach Hause kommen konnte und durfte. Es wolle dem Bauer auch zum Lohne seiner Güte eine Wünschelruthe auf den Acker stecken, mit deren Hülfe er einen großen Schatz finden sollte. Darauf gab der Bauer das Mützchen zurück, nicht wissend, daß er schon den besten Schatz in der Hand hatte, denn wer ein Zwergenmützchen oder Nebelkäpplein besitzt, der kann sich jederzeit unsichtbar machen. Das Zwerglein nahm rasch sein Mützchen, setzte es auf, und war augenblicklich dem Auge des Bauers entrückt. Als nun der Bauer auf seinen Acker kam, stak nicht eine Ruthe darauf, sondern alles voll Ruthen; nun suche einer die richtige Wünschelruthe heraus! Am zweiten Tage aber war schon aus jeder Ruthe ein starker Baum

erwachsen, da hatte der Bauer einen Wald, so lang und so breit, wie sein Acker, und folglich Schatzes genug.

Andere erzählen diese Sage wieder auf eine andere Art. Der Bauer habe die Zinslein, die er auf seinem Acker traf, sehr heftig gescholten und gedroht, ihnen die Ruthe zu geben, wie kleinen Kindern. Darauf haben die Zwerglein spöttisch ihm den ganzen Acker voll Ruthen gesteckt, damit er an solchen keinen Mangel habe, und seien alsbald verschwunden. Dadurch noch mehr aufgebracht, lauerte der Bauer den Zinslein auf, und erhaschte eines Tages ein solches Zwergen=Mützchen, bekam das Zinslein, dem das Mützchen gehörte, dadurch in seine Gewalt, achtete nicht seines Flehens, sondern erschlug es. Darauf erhoben alle Zinslein ein großes Wehklagen, und verließen die Gegend für immer, aus den Ruthen erwuchsen aber in derselben Nacht starke Bäume, und zwar lauter Eschen, und das ist ein bedeutsamer Zug dieser Sage, denn erstens zeigt die Esche wie die Erbse, nach der Pflanzensymbolik Trauer an, und zweitens ist sie ein Baum, der den Göttern der Nordlandsmythe heilig war. Aus einer Esche, Ask, entstand nach der Eddamythe der erste Erschaffene, Askr; Asciburg war der Name einer früheren Stadt am Niederrhein, und Asci=Feld wurde Eisfeld vor Alters ebenfalls geschrieben. Der Weltbaum Ygdrasil selbst war eine Esche. Der altgermanische Mythus aber überliefert uns noch verschiedene Heldennamen: Mannus, Tuisko's Sohn, und dessen drei Söhne: Ing, Isk und Hermin. In Isk begegnen wir wol dem Ask wieder, und in Hermin dem Irmin, dessen Name ebenfalls in dieser Gegend bis auf den heutigen Tag örtlichen Nachhall fand und findet.

4.

Irmin und Irmina.

Eine Stunde von Eisfeld nach dem Walde zu liegt das Dorf Crock; dicht über ihm erhebt sich wie ein steiler Kegel der Berg, welcher des Ortes Kirche trägt. Diese Kirche hieß vor Zeiten die Irmenkirche, der Berg der Irmelsberg, auch Hainberg. (Hain deutet zumeist auch auf Uebung frühen Götterkultes, ist etwas ganz anderes als Wald, Forst oder Gehölz, und lautet in alter Sprache Hag, Hagen, bei welchem Worte man, ohne Wortklauber zu sein, an das griechische Wort ἅγιος, heilig, wol denken darf). Wenn nun eine altgermanische Gottheit oder Halbgottheit des Namens Irmin in Deutschland verehrt wurde, wie die Nachrichten über die Irminsul, Irmensäule, unzweifelhaft lassen, und der auch Hermen genannt wurde, einerlei ob manche frühere Gelehrte ihm den griechischen Hermes (Merkur) oder den römischen Mars verglichen, warum sollte nicht auch auf diesem frühen mythischen Boden des alten Asci-Feld ein Hall der Erinnerung an ihn seßhaft geblieben sein? Weithin beherrscht die Spitze des Irminberges die Aussicht nach den zahlreichen Kegelgipfeln dieser Gegend, auf die Vesten und Burgen Coburg, Calenberg, Heldburg, Straufhain, und die sogenannten Römhilder Gleichberge, wie tief hinein in fränkische Gelände. Gern bemächtigte sich später die christliche Kultur solcher Stätten, die schon der heidnischen Bevölkerung hehr und heilig waren, und so erhob sich wol in ziemlicher Zeitenfrühe auf dem Irminberge ein Christenkirchlein, das lange Zeit hindurch weit berühmter Wallfahrtort wurde, und erst spät, im Jahre 1489 wurde die jetzige Crocker Kirche auf die Stätte

der alten gebaut und in die Ehre des Märtyrers St. Veit geweiht. In jener frühen Zeit schon verjüngte sich die Irminsage, spiegelte aber noch in ihrer Verjüngung den Kampf des Heidenthums gegen das eindringende Christenthum ab. Der Frankenkönig Dagobert habe eine Tochter gehabt, Irmina geheißen, diese sei aus des Vaters Hause entflohen um einer unglücklichen Liebe Willen, und habe sich in diese Berge und Waldeinsamkeiten auf die Grenze zwischen Franken und dem Thüringer Wald geflüchtet, wo sie an einem Brunnen ohnweit der Kirche gewohnt, der nach ihr noch heute der Irmelsbrunnen heißt, und den sie, in ihm badend, bis heute trübt. Einige sagen nun, die heidnische Königstochter Irmina habe, dem Christenthume, das den Sonntag heilig und arbeitfrei zu halten gebietet, zum Trotz an einem Sonntage Erbsen gesäet, aber der Fluch des Himmels habe alsbald diese Erbsensaat in Steine verwandelt. Andere erzählten, Irmina habe ihr ganzes Besitzthum aufgezehrt, und zuletzt nichts mehr gehabt, als ein Gemäß Erbsen, mit diesem sei sie kummervoll vom Irmelsborne geschieden und nach Eisfeld zu gewandert. Das Säckchen aber, oder die Schürze, darin Irmina die Erbsen trug, hatte ein Loch, und die Erbsen fielen, ohne daß die Trägerin es merkte, nach und nach hindurch, wurden zu Stein, und man findet deren noch immer auf und am Wege von Crock nach Eisfeld. Es sind kleine runde Kiesel, erbsenfarben, und zum Theil von Erbsengröße. So zeichnete die Königstochter Irmina einen weißen Irmin-Weg von Steinen, der wieder nach dem Irmin- oder Iring-Weg am Himmel von Sternen (die Milchstraße), dessen alte Sagen gedenken, deutet. Das Wasser des Irmelsbrunnens galt später für wunderthätig, und die

Wallfahrer, die des Weges über den Wald und über Crock nach Vierzehnheiligen zogen, haben oft und gern davon getrunken. Manche Forscher haben sich bemüht, den Ortsnamen Crock von dem noch ganz unerwiesenen Harz-Gotte Crodo abzuleiten, was man wol auf sich beruhen lassen kann.

5.

Der Mönch auf dem Schloßthurme zu Eisfeld.

Der hohe runde Schloßthurm zu Eisfeld, welcher noch steht, soll nach der gemeinen Sage gerade so hoch sein, als sein Umfang mißt, und es läßt sich zu Zeiten ein spukender Mönch auf demselben nicht nur sehen, sondern auch hören. Im langen Bau sind mehrere Mönche in vermauerte Fensternischen eingeschlossen worden, und elendiglich darin gestorben, einer aber saß im Schloßthurm gefangen und starb den Hungertod. Nun erschien er bisweilen in heiligen Nächten, mit weißer Kutte und langem Bart, und wenn der Wächter, wie sonst Brauch war, auf den Schloßthurm stieg, die Stunde anzublasen, so blies auch der Mönch. Sprach der Wächter ein Wort, so empfing er Ohrfeigen. Wenn Stadt und Land von einem Unglück bedroht ist, so erhebt der Mönch des Nachts vom Thurm ein Geheul in fürchterlichen Tönen. — Eine Eisfelder Magd kehrte aus einer Spinnstube heim, da ging ihr das Mönchsgespenst nach auf Tritt und Schritt, und wie sie an ihrer Thüre stand, sah sie sich erschreckt um und rief: Alle guten Geister loben Gott den Herrn! Und Du nicht! antwortete dumpf der Geist, und drehte ihr den Hals um.

Sie hätte sagen müssen: Ich und alle guten Geister, dann hätte das Gespenst keine Gewalt über sie gehabt. Wer es gehört und erzählt hat, verschweigt die Sage, um so häufiger berichtet sie das Vorhandengewesensein von Mönchs- und Nonnenklöstern in Orten, wo geschichtlich erweislich sich deren keine befanden, wie hier in Eisfeld. So soll auf dem Thomasberge ein Kloster oder eine Burg, nach dem h. Apostel genannt, gestanden haben, wahrscheinlich war es ein Kapellchen oder eine Kemnate. Es soll dort gräulich spuken; feurige Wagen und schwarze Hunde begegnen auf dem Thomasberge dem nächtlichen Wanderer, wie denn diese Gegend überhaupt gar reich ist an mancherlei Sagen, deren noch eine gute Zahl erwähnt werden müssen.

6.

Der wandelnde Mönch zu Coburg.

Die Eisfelder Mönchssage deutet mit dem Blasen eines Unglückshornes unmittelbar nach einer andern ihr gar nahe verwandten Sage hin, die im benachbarten Coburg heimisch ist. Seltsam, daß in ihr neben der mythischen und mystischen Zwölfzahl auch wieder Erbsen eine Rolle spielen, wenn auch in ganz anderer Weise, als in der Crocker Irminasage. Es war ein Herzog von Coburg in harter Fehde mit einem Bischof von Bamberg und fing dem Letzteren zwölf adelige Kinder weg, welche auf der Veste über der Stadt in ganz leidlichem Gewahrsam gehalten wurden. Sie trieben oben nach junger müssiger Leute Art allerlei Kurzweil, und weil sie den Schloßkappellan, der ein Mönch

war, wahrscheinlich ob seiner Strenge und finstern Wesens nicht recht leiden mochten, so streuten sie ihm einmal heimlich Erbsen auf die Treppe, und erhoben ein großes Gelächter, als der Mönch zur Treppe herunterpurzelte. Diesen Junkerstreich nahm der Mönch sehr übel, ging hin zum Herzog und verklagte die schlimmen jungen Gesellen. Der Herzog mochte wol auch sonst noch gereizt sein, er gerieth daher noch mehr in großen Zorn, und schwur dem Mönche zu, er solle furchtbar gerächt werden. Man solle sie in der Mitternachtstunde mit dem Schwerte richten, und so viele Häupter sollten fallen, als Hornstöße vom Thurme der Hauptkirche durch die Nacht schallen würden. Dieses harte und überstrenge Blut-Urtheil kam der Herzogin zu Gehör, und es jammerte sie der Edeljunker junges Leben, sie lag daher ihrem Herrn und Gemahl mit inständigen Bitten an, jene, da sie kein todeswürdiges Verbrechen begangen, doch am Leben zu lassen, und so schmeichelte die edle Herrin dem Herzog das Leben von Eilfen ab, einer aber solle sterben, damit ein Beispiel der Warnung gegeben werde. Doch auch diesen Einen hoffte die Herzogin noch zu retten, denn sie bestach den Thürmer, und ließ ihn zu sich rufen nach der eilften Stunde, und ihn in einem Zimmer bewirthen, dessen Ausgang verschlossen wurde. Damit aber doch die eilf Junker einige Angst empfänden und sich das Gelüst vergehen ließen, gegen alte und ehrwürdige Männer mit Jungenstreichen vorzuschreiten, wurden sie dennoch gleichsam zur Hinrichtung geführt, und fanden im Schloßhofe Blutblock und Beil und den Henker ihrer harrend, und die Augen wurden ihnen verbunden. Der rachsüchtige Mönch hatte leider die erfolgreiche Fürbitte der Herzogin erfahren, auch daß sie den Thürmer sicher

gemacht, und eilte nun voll teuflischer Rache selbst auf den Thurm und als die Mitternachtglocke ihre zwölf Schläge gethan, stieß er in das Horn und ließ weit hinaus und stark und laut den ersten Hornruf erschallen. Der Scharfrichter, der von des Herzogs geändertem Befehl nichts wußte, schlug dem ersten Junker das Haupt ab; so dem zweiten, dem dritten, den vierten, und allen folgenden. Die Herzogin fiel vor Schrecken in tiefe Ohnmacht, der Herzog war außer sich, und eilte nach dem Thurme, da fand er statt des Thürmers, den er züchtigen wollte, den rachesüchtigen Mönch und durchbohrte ihn auf der Stelle mit dem Schwerte, worauf er den Gerichteten packte und vom Thurme hinabwarf. Seitdem umwandelt der Mönch als Spukgeist mit einem Schlüsselbunde den Thurm, und zu Zeiten, wenn der Stadt oder dem Lande Unheil droht, so tutet er auch auf eine schaurige Weise. Diese Sage von 12 hingerichteten Edeljunkern deutet in das nachbarliche Frankenland, wo Bischof Iring von Würzburg, ein Rheinsteiner, 12 gefangene Ritter, sämmtlich des Geschlechtes von Altenstein, treulos und widerrechtlich ermorden ließ, und wäre nicht Seifried, der dreizehnte, in fremden Landen ausgefahren, so würde keiner des Geschlechtes übrig geblieben sein.

7.

Coburgs Name und Wappen.

Die Alten haben den Namen der Stadt Coburg von Kuhburg, Küheburg abgeleitet, und sich bei dieser Ableitung darauf gestützt, daß eine Menge Ortnamen um die

Stadt nach einer viehreichen Gegend hinzudeuten scheinen, wie Oeslau von Oechslein, Kallenberg von Kalbenberg (Kalbe heißt ein junges Rind), Roßach, Roßfeld, Pferdsdorf. Manche haben behauptet, der alte Name habe gelautet Trufolistadt. Zugleich gab es aber schon früh ein edles Geschlecht, daß sich „von Coburg" nannte. Im Wappen führte Coburg neben einem Burgthurm, vor dem eine geflügelte Henne steht, auch einen Mohrenkopf als Stadtzeichen, und prägte letzteren auch auf seine Zahlpfennige, und diesen führte es, geht die Sage, zu Ehren des Mohrenköniges Balthasar, der einer von den heiligen drei Königen war, deren Leiber durch Coburg geführt wurden, als sie von Mailand aus die Reise nach Köln machten, allwo sie noch ruhen. Diese Nachtrast der h. drei Könige zu Coburg erfolgte im sogenannten Stetzenbach vor dem Steinthore. Andere sagen, der Mohrenkopf im Coburger Stadtwappen stelle mit nichten einen heiligen Dreikönigskopf dar, sondern den des Schutzheiligen der Stadt, des ritterlichen Heiligen Mauritius, der insgemein als Maure abgebildet wird. Neuere Forschung leitet den Stadtnamen wol am besten von alter Sprach- und Schreibweise Choburg = Hohburg, Hochburg ab.

8.

Allerlei Zauber.

Von mancherlei zu Coburg verübtem Zauber, als Liebeszauber, Hexenzauber und Judenzauber weiß die örtliche Sage daselbst viel zu berichten. Edle Jungfrauen stellten

neunerlei Essen auf den Tisch, und zwar in einer Christnacht, und setzten sich um denselben herum, da denn ihre künftigen Liebhaber erscheinen sollten. Und siehe, solches geschah auch, aber jeder der Liebhaber hielt ein Messer in der Hand gezückt, darüber die Jungfrauen solche Furcht ankam, daß sie schreiend von dannen eilten. Einer der Liebhaber warf sogar den Fliehenden das Messer nach, und eine Jungfrau kehrte sich um, sah ihn an, und hob das Messer auf. Diese bekam hernach den Mann in der That zum Liebsten. Bisweilen ist aber solcher Zauber gar übel abgelaufen, und ist statt eines künftigen Liebsten der kalte Buhle Tod eingetreten, hat sein Stundenglas vor die eine oder die andere der Jungfräulein hingesetzt, und sie zu seinem schaurigen Reigen abgeholt.

Manche namen auch neunerlei Holz am Christabend, zündeten es an, zogen sich aus bis aufs Hemde, und dieses dazu, warfen das Hemde vor die Stubenthür, setzten sich um das Feuer und sprachen:

Hier sitz' ich splitter-faßernackt und blos;
Wenn doch mein Liebster käme
Und würfe mir mein Hemde in den Schooß!

Da kam nun bisweilen die entrückte Gestalt des Liebhabers, warf das Hemde herein, und wurde später der Sponse selben Mägdleins. Auch dieser Zauber gerieth nicht immer. Einst übten ihn viele manntolle Mägde zugleich, da kamen die Liebhaber zu Hauf vor die Thüre, erhoben draußen gräßlichen Lärm, rissen sich um die Hemden, und rissen sie kurz und klein — und keine von allen hat hernach einen Mann bekommen.

Ein hoher bewaldeter Berg nächst der Coburger Feste, der Bausenberg, war Tummelplatz der zahlreichen Hexen;

auf ihm hatte der Teufel eine Kanzel, und rumorte viel im Walde umher; aber auch beim Brunnen zum heiligen Kreuz und bei dem Weiher waren Hexen-Tanzplätze, wohin sie ihre Mantelfahrten richteten, und allwo sie ihre Sabbathe feierten.

Auch mit bösen Juden war Coburg vor Alters übel gesegnet. Einem solchen schuldete ein Christenweib eine ziemliche Summe Geldes, und konnte die Summe nicht aufbringen zur Wiedererstattung. Da sprach der Hebräer, er wolle ihr die Schuld erlassen, so sie ihm doch geben wolle etwas von ihrer Milch, da sie gerade ein Kind stillete. Die Frau versprach das zu thun, dachte aber in ihrem Sinn: Warte Jude, Du sollst haben eine Muttermilch, wie sie Dir gehört. Und so bekam der Jude ein Glas voll Milch. Damit ging derselbe mit noch einem Gefährten Abends nach dem Galgen, hieß jenen die Leiter hinauf steigen, die Milch in die Hirnschale eines Gehenkten gießen, und wohl darinnen umschütteln. Als dieses nun geschehen war, rief der Jude: Schmuel, was sichstde? — Gor nix! antwortete der Gefährte Darauf wiederholte drunten der Jude seine Frage, und der Gefährte droben auf dem Galgen seine Antwort. Und zum drittenmale fragte jener. Da sprach der droben: Als ich doch seh' eine mächtig große Heerde Schwein'. — Waihé mir! schrie drunten der Jude. So hat mir gegieben das verdammte Weib die Milch von einer Schweinemutter, und nun wird kommen ein Sterb unter die Schwein, und nicht unter die Gojim! — Wie nun das Wort in Erfüllung ging, merkte jene Frau den Frevel, zeigte den Juden an, der wurde alsbald an jenen Galgen gehenkt, dann verbrannt, und von allen übrigen Juden wurde alsbald die Stadt

gefegt und gesäubert, daß von ihnen nur noch der Name der Jüdengasse, des Jüdenthores und des Jüdenberges übrig sind. Die damals aus Coburg getriebenen Juden sollen den Waldort Judenbach angebaut und bevölkert haben.

9.

Das Nönnelein.

Bösen buhlerischen Liebeszauber verübte auch zu Coburg ein wälscher Umfahrer, des Namens Hieronymus Scottus, der in den Landen, durch die er kam, allerlei Künste und Gaukelspielereien trieb, gegen die Gemahlin des Herzogs Johann Casimir zu Sachsen, Anna, geborne Kurprinzessin zu Sachsen, mißbrauchte ihr Vertrauen und verstrickte sie in ein Liebesnetz mit einem Baron Lichtenstein, das ihr zum Verderben gereichte. Herzogin Anna wurde verhaftet und mußte ihr junges vorher so blühendes und liebeglühendes Leben in verschiedenen Kerkern vertrauern. Endlich starb sie und wurde im Kloster Sonnenfeld bei Coburg begraben, schon vorher aber hatte Herzog Johann Casimir sich wieder vermählt, und eine Spottmünze prägen lassen, deren Avers ein zärtliches Paar, der Revers aber eine Nonne mit Brevier und Rosenkranz zeigt; um das Paar läuft die Schrift: Wie küssen sich die Zwei so fein. um die Nonne: Wer küst mich armes Nünnelein.

Auch der Grabstein bildete die unglückliche Herzogin in Nonnentracht ab — aber bald nach ihrer Beisetzung verbreitete sich das Gerücht, daß ihr Geist im Grabe keine Ruhe finde, sondern spukend umwandle. Vornehmlich soll

4.

Irmin und Irmina.

Eine Stunde von Eisfeld nach dem Walde zu liegt das Dorf Crock; dicht über ihm erhebt sich wie ein steiler Kegel der Berg, welcher des Ortes Kirche trägt. Diese Kirche hieß vor Zeiten die Irmenkirche, der Berg der Irmelsberg, auch Hainberg. (Hain deutet zumeist auch auf Uebung frühen Götterkultes, ist etwas ganz anderes als Wald, Forst oder Gehölz, und lautet in alter Sprache Hag, Hagen, bei welchem Worte man, ohne Wortklauber zu sein, an das griechische Wort ἅγιος, heilig, wol denken darf). Wenn nun eine altgermanische Gottheit oder Halbgottheit des Namens Irmin in Deutschland verehrt wurde, wie die Nachrichten über die Irminsul, Irmensäule, unzweifelhaft lassen, und der auch Hermen genannt wurde, einerlei ob manche frühere Gelehrte ihm den griechischen Hermes (Merkur) oder den römischen Mars verglichen, warum sollte nicht auch auf diesem frühen mythischen Boden des alten Asci-Feld ein Hall der Erinnerung an ihn seßhaft geblieben sein? Weithin beherrscht die Spitze des Irminberges die Aussicht nach den zahlreichen Kegelgipfeln dieser Gegend, auf die Vesten und Burgen Coburg, Calenberg, Heldburg, Straufhain, und die sogenannten Römhilder Gleichberge, wie tief hinein in fränkische Gelände. Gern bemächtigte sich später die christliche Kultur solcher Stätten, die schon der heidnischen Bevölkerung hehr und heilig waren, und so erhob sich wol in ziemlicher Zeitenfrühe auf dem Irminberge ein Christenkirchlein, das lange Zeit hindurch weit berühmter Wallfahrtort wurde, und erst spät, im Jahre 1489 wurde die jetzige Crocker Kirche auf die Stätte

der alten gebaut und in die Ehre des Märtyrers St. Veit geweiht. In jener frühen Zeit schon verjüngte sich die Irminsage, spiegelte aber noch in ihrer Verjüngung den Kampf des Heidenthums gegen das eindringende Christenthum ab. Der Frankenkönig Dagobert habe eine Tochter gehabt, Irmina geheißen, diese sei aus des Vaters Hause entflohen um einer unglücklichen Liebe Willen, und habe sich in diese Berge und Waldeinsamkeiten auf die Grenze zwischen Franken und dem Thüringer Wald geflüchtet, wo sie an einem Brunnen ohnweit der Kirche gewohnt, der nach ihr noch heute der Irmelsbrunnen heißt, und den sie, in ihm badend, bis heute trübt. Einige sagen nun, die heidnische Königstochter Irmina habe, dem Christenthume, das den Sonntag heilig und arbeitfrei zu halten gebietet, zum Trotz an einem Sonntage Erbsen gesäet, aber der Fluch des Himmels habe alsbald diese Erbsensaat in Steine verwandelt. Andere erzählten, Irmina habe ihr ganzes Besitzthum aufgezehrt, und zuletzt nichts mehr gehabt, als ein Gemäß Erbsen, mit diesem sei sie kummervoll vom Irmelsborne geschieden und nach Eisfeld zu gewandert. Das Säckchen aber, oder die Schürze, darin Irmina die Erbsen trug, hatte ein Loch, und die Erbsen fielen, ohne daß die Trägerin es merkte, nach und nach hindurch, wurden zu Stein, und man findet deren noch immer auf und am Wege von Crock nach Eisfeld. Es sind kleine runde Kiesel, erbsenfarben, und zum Theil von Erbsengröße. So zeichnete die Königstochter Irmina einen weißen Irmin-Weg von Steinen, der wieder nach dem Irmin- oder Iring-Weg am Himmel von Sternen (die Milchstraße), dessen alte Sagen gedenken, deutet. Das Wasser des Irmelsbrunnens galt später für wunderthätig, und die

Poltergeister beschwören, fangen und sie in Säcken an Orte tragen, allwo sie gebannt bleiben, theils in Sümpfe, in Einöden, in Waldeswildnisse, theils, wie hier, in das helle Feuer, das dem Teufel bereitet ist und seinen Engeln. Solcher geheimnißvollen Bergesklüfte, darin die Abgrundsqual der Verdammten zu Tage und vor das Auge einzelner Sterblichen noch bei ihrem Leben tritt, nennt die Sage in Thüringen mehrere, und es ist wichtig, ihrer zu achten, weil sie stets nach der Frühe heidnischen Kultes und Glaubens hinweisen.

11.

Die Stadt im Lautergrunde.

In der Richtung von Coburg nach Eisfeld zu liegt ein freundliches Thal, das ein Bächlein durchfließt, die Lauter genannt, darinnen liegen auch die Dörfer Unter- und Oberlauter, Tiefenlauter und die Lauterburg. Dort stand vor Zeiten eine große Stadt, in welcher lauter Freude wohnte, und kein Leid. Mag schon sehr, sehr lange her sein, daß solches goldene Zeitalter herrschte. Die Menschen, die in jener Stadt wohnten, waren alle zufrieden, es gebrach ihnen an nichts, sie waren ganz glücklich; und da geschah es, daß eines Jahres der Tag Allerseelen kam, an welchem die Kirche gebietet, Leid zu tragen um die Verstorbenen. In der glücklichen Lauterstadt aber war niemand gestorben, und ihre Bewohner sprachen unter einander: Was sollen wir ein Trauerfest begehen, da wir deß keine Ursache haben, und keiner von uns Trauer hat? Lasset

solches Fest uns nicht begehen! — Darauf aber fügte es Gott, daß ein Kindersterben unversehens sich anhub, und zwar mit so schrecklicher Gewalt, daß alle Kinder starben, fast in jedem Hause eine Leiche war und kaum Raum auf dem Kirchhofe für die zahllosen frischen Gräber. Da gab es Trauer in Fülle, herzzerbrechende, zermalmende Trauer, und Zug um Zug nach dem Gottesacker zu den offenen Gräberreihen. Und wie die Bevölkerung der ganzen Stadt droben stand auf dem Friedhof, und Millionen bittre Thränen flossen, da war es Nacht in allen Aelternherzen, und dann wurde es Nacht vor aller Augen, und die Kirche sank und der Kirchhof sank, und alle die Gräber und alle Särge und alle die Leidtragenden sanken tief, tief hinab, auf daß alle die Letzteren ruhen sollten bis zum Allerseelentage der Auferstehung. So ward die glückliche Stadt eine öde Stätte, und was von ihr übrig blieb, das wurden lauter Dörfer. Am Allerseelentage aber hört man in der Tiefe die Glocken der versunkenen Kirche läuten.

12.

Träumersdorf.

Oberhalb dem stillen Lautergrunde liegt ein Dorf, das in der Volkssprache der Gegend Trämersdorf genannt wird, Trämer aber heißt in jenem Idiom ein Träumer, und die örtliche Sage berichtet von dieses Dorfes Entstehung: Einst schritt ein Wanderer durch die weiten Fluren zwischen Eisfeld und Coburg, da noch gar wenig Ortschaften sich daselbst angebaut hatten, verirrte sich und fand nir-

gend eine menschliche Wohnung, die ihm Obdach bot, er mußte demnach wohl- oder übel die Nacht im Freien zubringen, und sich im ersten besten Busch eine Lagerstätte bereiten. Da jener Wanderer nun schlief, träumte ihm von einer Mühle und von einem nahe bei derselben liegenden schönen Dorfe. Mit Tagesanbruch erwachte er und setzte neugestärkt seinen Weg weiter fort, da kam er unversehens an eine Mühle, und es war ganz dieselbe, die ihm im Traume vorgekommen war, aber das Dorf war nicht dabei, vielmehr war es gar nicht vorhanden. Der Wanderer sprach beim Müller ein, erzählte diesem seinen Traum und bat ihn, sein Gehöft Träumersdorf zu nennen; hernachmals baute sich der Wanderer selbst dort an, andere folgten ihm, und so entstand allgemach der Ort, und wurde zu einer eigenen Pfarrgemeinde, und diese führt noch heute einen ruhenden und schlummernden Wandersmann im Siegel.

13.

Der Stelzener Heilbrunnen.

Ganz nahe bei der Kirche von Stelzen entspringt in einer anmuthigen, von mehreren hohen Lindenbäumen beschatteten Grotte eine frische Quelle, welche in alter Zeit als Heilbrunnen weit und breit berühmt war. Einem Kranken in der Nähe von Würzburg war die heilige Jungfrau im Traume erschienen, und hatte ihn nach jener Quelle gewiesen, aus welcher trinkend er Genesung schöpfte. Da nun dieser Kranke ein reicher Mann war, so erbaute er neben die Quelle ein Kapellchen, und nannte es Maria-

hilf, und nun kamen Kranke, absonderlich Lahme und Gichtbrüchige, von nah und ferne her, und suchten hier ihr Heil, und fanden es auch, denn die mit Krücken und auf Stelzbeinen gekommen waren, konnten ohne solche den Heilort verlassen, und hingen zum dankbaren Andenken und Wahrzeichen jene in dem Kirchlein auf, daher das Dorf, das sich nach und nach in der Quellnähe anbaute, den Namen Stelzen erhielt. Das dauerte eine lange Zeit und jedermann durfte das heilende Wasser umsonst trinken, bis der Geldteufel des Eigennutzes in die Bauern fuhr, und sie dachten, die Kranken könnten ja das Wasser bezahlen. Aus war es alsbald mit der Wunderkraft, das Wasser der Quelle sprudelte zwar fort und fort, aber es heilte nicht mehr, und statt daß wie ehedem alljährlich 300 bis 500 Grafen, Ritter und Herren, ohngerechnet das gemeine Volk, nach Stelzen gewallet waren, und in der Kapelle reichliche Spenden geopfert, kam bald keine Seele mehr. Aber selbst als die alte Kapelle einer spätern Pfarrkirche Raum gegeben hatte, fanden sich auf dem Boden der letzteren noch bis zum Jahre 1830 alte Stelzen, die von den Genesenen zurückgelassen worden waren. Im Altare der Kirche, so ging die Sage, sollte ein goldenes Hirschgeweih verborgen sein, allein selbiges hat sich nicht finden lassen. Im Uebrigen war die Kirche reich an Gut und Lehnschaften, und das Gehölz des Bleß, eines hohen Waldberges, gehörte ihr zu. Dieses Gehölz vornehmlich wird als das bezeichnet, in welchem die nächtliche Säge oder die Zwergensäge arbeitet.

14.

Helidenburg.

Zwar schon auf fränkischem Boden, aber doch innerhalb sächsisch-thüringischer Landesgrenze und nahe genug der südlichen Abdachung des Thüringer Waldes, erhebt sich stolz und stattlich die graue Heldburg, einst die fränkische Leuchte geheißen, denn sie soll so viele Fenster zählen, als das Jahr Tage zählt. Diese Burg rückt ihren Ursprung in die vorchristliche Zeit hinauf. Ein Heidentempel soll da gestanden haben, wo sich heut zu Tage der Burgbrunnen befindet, der so tief ist, als der Berg hoch, und ganz durch Felsen gehauen, und dessen Bau so viel gekostet haben soll, als der ganze spätere Schloßbau. Ein Theil der Veste Heldburg, deren Name von einen Elid oder Helid abgeleitet wird, heißt noch bis heute der Heidenbau, und im Hain, der die Burg an ihrer Rückseite umzieht, haben sich unverkennbare Spuren altgermanischer Bevölkerung zwischen Klingsteinen gefunden. Auch heißt noch eine Stätte am Burgberge der Heidengottesacker, und ebenso liegen in der Burgnähe noch sogenannte Heidenäcker. In Urkunden des 9ten Jahrhunderts ist schon von der Helidberger Markung die Rede, und der Ort am Bergesfuß, die heutige Stadt **Heldburg**, heißt schon 837 villa helidberga, auch wird ein Gaugraf des Namens Asis genannt und aufgeführt, derselbe, der auch um Eisfeld (Asisfeld?) sich verdient gemacht haben soll. Ob dieser Asis-Name nicht ein Nachhall aus früherer, vorchristlicher Zeit sei, wird sich schwerlich ermitteln lassen. Er klingt

aber mindestens mit dem Flügelwehen des Heidenthumes, das um die alte Helidburg braußt, gut zusammen.

Nicht weit von der Heldburg erhebt sich auf bewaldetem Phonolithkegel die alte Burgtrümmer des ehemaligen Henneberger Grafen-Schlosses Straufhahn oder Straufhain, deren Hain-Name an die Uebung altgermanischen Kultes vorzugsweise erinnert, der auch noch in späterer Sage einen Wiederhall fand, denn das wüthende Heer zieht um diese uralten Waldeswarten mit seinem wilden Geschwärme, und eine Niederschrift giebt unter andern davon mit den Worten Kunde: „Im Jahre 1698 im April hörten die Leute, so im Felde waren, ein gräßliches Geschrei und Schießen (?) auf diesem Schlosse und dasigem Gehölze, so zweifelsohne ein Teufelsgespenste oder das wüthende Heer gewesen sein mag.“

15.

Weitersroder Schätze.

In der Richtung von Eisfeld nach Hildburghausen zu, doch nur eine halbe Stunde von dieser letzteren Stadt, liegt das Pfarrkirchdorf Weitersrode, auch Weikertsrod geheißen, mit einem alten Burgschlosse, das ein Herr von Heßberg erbaute. Dort, im Schlosse nämlich, sollen große Schätze verborgen und verzaubert ruhen. Zu einer Zeit ließ sich ein hell brennendes Lichtlein sehen, das aber, so wie jemand dasselbe erblickt hatte, alsobald wieder verschwand. Einige Männer vermutheten an der Stelle, wo das Licht sich blicken ließ, einen Schatz, und besprachen sich mit einander, wie sie ihn heben wollten. Denen ge-

sellte sich unvermuthet ein Mönch zu, welcher sie bedeutete, daß der Schatz allerdings vorhanden sei, aber im Stalle liege und dort unter tiefem Schweigen gehoben werden müsse. Die Männer gruben eifrig und schweigend an der bezeichneten Stelle, und bald kam ein kupferner Kessel zum Vorschein, angefüllt bis zum Rande mit alten verschimmelten Thalern. „Herr Gott, die Menge!“ schrie einer der Männer laut auf, und plumbs versank der Kessel mit den Thalern und schwabb hatte der Sprecher eine Ohrfeige, daß ihm hören und sehen verging.

Auch eine weiße Jungfer läßt sich im Weikersroder Schlosse zu Zeiten sehen; sie trägt ein Schlüsselbund und möchte gern erlöst sein; auch sie ist eine Schatzhütherin, wie jener Mönch ein Schatzhüther, und an das stillschweigende Heben der Schätze ist die Erlösung beider geknüpft. Diese Jungfrau erschien einer Magd des Schlosses auf einem Gange, bot derselben ihr Schlüsselbund an, und sagte ihr, in einem alten Schoppen gegenüber dem Schlosse ruhe der Schatz, der ihr, der Magd, bescheert sei, in einem Kasten; sie solle denselben getrost öffnen, und daraus alles nehmen, was sie finde. Die Magd eilte nach dem Schoppen, fand die alte Truhe, die sie vorher nie gesehen, schloß und schlug den Deckel auf, und siehe, die Lade war voll Geld bis an den Rand, oben darauf aber lag ein kleines todtes Kind, dem stak ein Messerlein in der Brust. Da grausete der Magd über alle Maaßen, sie enteilte bebend — und da tritt ihr die Jungfrau entgegen mit Händeringen, nimmt ihr das Schlüsselbund wieder, und verschwindet unter schweren Seufzern, denn die von ihr gehoffte Stunde ihrer Erlösung hatte abermals noch nicht geschlagen.

16.

Das Kirchhofkreuz.

In einer Lichtstube zu Weitersrode belustigten sich Burschen und Mädchen mit allerlei Scherzen, erzählten einander Sagen und Märlein, auch viel vom wandelnden Mönch und der weißen Jungfrau droben im alten Schlosse, und kamen auch darauf, ob man sich vor Gespenstern zu fürchten habe oder nicht. Endlich wurde die Frage aufgeworfen, ob ein Bursche wol so furchtlos sei, vom Gottesacker ein Grabkreuz in der Mitternachtstunde zu holen? Und da war gleich ein vorlautes und keckes Knechtlein bei der Hand, welches rief: Was gilt's? Ich thu's! — Es wurde eine Wette gemacht, und der verwegene Bursche eilte nach dem Kirchhofe; gerade schlug es eilf Uhr. Er rüttelte nun so lange an einem Kreuze, nachdem er über die Mauer geklettert und in den Raum des Gottesackers hinab gesprungen war, bis er des Kreuzes sich bemächtigt hatte, mit dem er wieder an der Mauer emporkletterte. Aber im Augenblicke, in welchem er droben war, und jenseits hinab wollte, fühlte er sich zurück gerissen, und eine hohle Grabesstimme rief: Mein Kreuz! Halt! Mein Kreuz! — Da schwand den Ueberkecken das Bewußtsein, und er blieb wie leblos auf dem Gottesacker liegen. Als er nun nicht wiederkehrte in die Gesellschaft, machte ein Theil derselben mit Laternen sich auf, ihn zu suchen, und fanden ihn starr und kalt, mit entstellten Zügen. Man trug ihn nach seiner Behausung und brachte ihn wieder zu sich, doch nicht länger, als bis er mit matter Stimme und halber Besinnung mitgetheilt hatte, was ihm widerfahren war, worauf er starb.

In Hildburghausen erzählt man sich auch eine solche Lichtstubengeschichte, doch mit anderer Färbung. Dort ist's ein Schuhstersgeselle, der sich bei einer Wette anheischig machte zur Mitternachtstunde in der Gottesackerkirche zu arbeiten. Gesagt, gethan, mit einem male steht an der Stelle, wo er seinen Sitz aufgeschlagen, eine Todtenbahre, auf der ein ausgestreckter Leichnam liegt. Nach einer Weile, da der Schuhster arbeitet, richtet sich der Leichnam in die Höhe, da faßt der Schuhster seinen Hammer, ruft: Was tod ist, bleibe tod! und schlägt den Leichnam vor die Stirne; da sinkt dieser alsbald zurück und der unerschrockene Schuhster flickt weiter. Nach einer Weile erhebt sich der Leichnam abermals, aber nur um einen noch härteren Schlag zu empfangen, der ihn wieder die Länge lang hinstreckt. Nach vollbrachter Arbeit packt der Schuhster sein Arbeitsgeräthe zusammen, und eilt zur Gesellschaft zurück. Verwundert wird er empfangen und mit zahlreichen Fragen bestürmt, wie es ihm ergangen sei, ob ihm nichts erschienen? Unbefangen erzählt er, daß ein langer Kerl auf einer Todtenbahre als Todter gelegen, und sich ein paarmal gegen ihn aufgerichtet habe, er aber habe ihn mit seinem Hammer was weniges an die Stirne getippt und gerufen: Was tod ist, das bleibe tod! — Darüber entsetzten sich alle Lichtstubengenossen, denn einer ihrer Kameraden hatte sich fortgeschlichen in aller Eile, wie die frevle Wette gemacht wurde, und sich als Todter auf die Bahre gelegt, um den Schuhster tüchtig zu erschrecken. Und nun lag er noch immer dort und hatte das Aufstehen völlig vergessen, und im vollen Maaße hatten beide ihres Vorwitzes Strafe dahin.

17.

Geisterkämpfe.

Etwa 100 Schritte von Weitersrode liegt der Judengottesacker, und unter diesem stand vor Zeiten eine Kapelle, welche abgetragen wurde, nachdem die jetzige Pfarrkirche erbaut worden war. Bei Gelegenheit dieser Abtragung entzweiten sich ein Paar Zimmerleute so heftig, daß einer den andern erschlug, nachdem er ihm oben am Walde, der über dem Judenfriedhof hinzieht, aufgelauert hatte. Kaum aber war die unselige That geschehen, so folterten Reue und Gewissensbisse den Mörder und er legte alsbald Hand an sich selbst. Beider Leichname wurden an der Stelle, wo man sie fand, verscharrt, und über ihrer Grabstätte wurde ein großer Stein aufgerichtet, in welchen eine Zimmeraxt bildlich eingemeiselt wurde. Diese Stätte blieb ein verrufener Ort, denn oftmals wurden bei nächtlicher Weile die Geister der Beiden, in blutige Lacken gehüllt, mit einander kämpfend erblickt.

Ein gleiches geschah in dem benachbarten Walde, durch den die Straße von Schleusingen nach Hildburghausen führt. Man erblickte zwei gespenstige Kämpfer, welche beide verzweifelt auf einander los hieben, bis der eine sank und der zweite verschwand. Das sollen nach der allgemeinen Sage die ruhelosen Geister zweier Hildburghäuser Bürger sein, von denen der eine dem andern eine Summe Geldes schuldete, aber niemals bezahlte, worauf der Gläubiger schwur, er wolle dem Schuldner das Geld vom Leibe herunterschlagen, und als beide einander an jener Waldesstelle begegneten, entbrannte sogleich der tödliche Kampf. Der Gläubiger überwältigte den Schuldner und schlug ihn

tod, verscharrte den Leichnam und kehrte zur Stadt zurück. Aber auch ihm ließ das Gewissen keine Ruhe, endlich rannte er zum Walde, und erhing sich über dem Grabe des Ermordeten. Als man seinen Leichnam nun auch dort begrub, entbrannte der Geisterkampf der Beiden, und währete mit Ungestüm oft halbe Nächte hindurch, oder doch von Mitternacht an bis zum ersten Hahnenschrei. Ein Zufall ließ es geschehen, daß der Leichnam des Erschlagenen aufgefunden wurde; man grub ihn aus und setzte ihn in geweihter Erde bei. Da hatte der Spuk ein Ende.

18.

Schäfer- und Hasengespenst.

Hildburghausen ist eine Stadt sehr alten Ursprunges, daher ihr auch örtliche Sagen nicht fehlen. Man hat ihren Ursprung, wie ihren Namen von Hildbert oder Childerich, dem Sohne des Frankenköniges Chlodowig ableiten wollen, noch näher aber liegt die Ableitung von der frommen Hiltburge, einer begüterten Frankin, die zum Heile ihrer Seele das Hochstift Fulda mit zahlreichen Besitzungen, in nachbarlichen fränkischen Gauen gelegen, begabte.

Als nun Hildburghausen noch ein eigenes Fürstenhaus besaß, stand vor dem stattlichen Schlosse Tag und Nacht eine Schildwache, welche zu einer Zeit, als das Militair in den Krieg gezogen war, durch Bürgermiliz versehen wurde. Da ist gar mancherlei wahrgenommen und erzählt worden. So wachten einmal drei Bürgerwehrmänner, und da es gerade eine recht schöne Mondscheinnacht war, so traten die Mannen aus der Wachtstube heraus ins Freie

und beobachteten den Mond. Plötzlich gewahrte der eine von den Dreien, daß sich über die Schulter des einen seiner Kameraden ein Schäfer lehnte, groß und stattlich von Gestalt, mit krausem vollen Barte, den Kopf mit einem weitkrämpigen Schlapphute bedeckt und in der Hand die lange Schippe. Der Schäfer machte eine gar nicht unfreundliche Miene, sondern schaute sehr ruhig drein; der aber, auf dessen Schultern die Gestalt des Schäfers sich lehnte, sah, fühlte und merkte nichts von ihr. Indem schlug die Thurmuhr Mitternacht, und die Erscheinung verschwand. Vergebens sahen alle drei, nachdem der Kamerad verkündet hatte, was er gesehen, sich nach dem gespenstigen Schäfer um. Zu einer andern Zeit hatten zwei andere Bürger Nachts die Wache am Schloßthore; beide standen in ziemlich gleichgültigen Gedanken, da trottelte aus der Schloßecke her plötzlich ein Hase auf sie zu, blieb vor ihnen still stehn und machte seine Männchen. Die Wächter haschten nach dem Hasen, konnten seiner aber nicht habhaft werden. Jetzt wollten jene den zudringlichen Lampe in die Flucht jagen, allein dieß gelang wieder nicht, vielmehr wurde der Hase größer und größer, begann seine großen Augen wie Feuerräder zu rollen, und was weniges Feuer auszupuhsten. Noch hielt die Tapferkeit der Bürgerwehrmänner standhaft Stand, sie legten ihre rostigen Schießprügel auf ihn an, und wollten Feuer geben, es gab aber keiner Feuer, weil beiden das Gewehr versagte — und darauf verschwand alles, der Hase zuerst und dann die beiden Wehrmänner; sie ergriffen nämlich das Hasenpanier und flüchteten zitternd in ihr sicheres Wachtstüblein hinein.

19.

Der Mönch in Ketten, und die nächtliche Wehklage.

An der Stelle der heutigen Frohnfeste zu Hildburghausen stand früher ein Zeughaus. Dort erschien allnächtlich ein Mönch mit langwallendem Barte und in aschgrauer Kutte. Er keuchte langsam des Weges daher, schwer beladen mit einer Last von Ketten und seufzete unaussprechlich. So büßte er ein sündenvolles Leben, und mußte also wandern, bis er jemand fand, der ihm die Ketten abnahm. Dieses muß ohne Zweifel geschehen sein, da sich dieser Spuk in unsern Zeiten nicht mehr hören noch sehen läßt. In einer Nacht rief der Wächter zu Hildburghausen die Mitternacht-Stunde ab, und schritt die Gasse hinauf, die beim Rathhause auf die Marktgasse führt. Da hörte der Mann hinter sich her ein klägliches Wimmern und schneidende Klagetöne und einen schlurfenden Schritt, und als das kein Ende nahm, blieb er an der Ecke stehen, und leuchtete die Gestalt an. Er erblickte mit Grauen ein uraltes, völlig in sich zusammengebücktes und gedrücktes Weiblein in graue Lacken gehüllt und mit einem spinnewebfarbigen Gesicht, das barmte noch einmal auf das herzbrechendste, und dann zerfloß es vor seinen Augen, wie ein grauer Nebel. Der Nachtwächter dachte sich wohl, daß das kein gutes Zeichen sein möchte, und behielt die Sache für sich, sagte niemand etwas davon. In der nächstfolgenden Nacht, als derselbe Mann wieder die nämliche Straße ging und an die Stelle kam, an welcher er zuerst das Gewimmer und Gewinsel vernommen, sah er aus einem Hause schwarze Rauchwolken heftig in die Höhe steigen und gleich darauf schlug eine helle Flammenlohe aus dem Dache. Rasch wuchs die wilde

Gluth, und obschon der Nachtwächter sogleich Feuer rief und tutete, so währte es doch lange, ehe genügende Hülfe kam, weil die Menschen im ersten Schlafe lagen, indeß das Feuer immer weiter um sich griff, und eine Reihe Häuser bald zu gleicher Zeit brannten, und es setzte sich die Gluth fort bis an jene Ecke, an der die nächtliche Wehklage verschwunden war, da stand das Feuer, wie gebannt, und fraß nicht weiter.

Solches Gespenst der Wehklage kennt man auch in andern Städten Thüringens, so namentlich in Weimar, wo auch ein gespenstiges Klageweib wimmernd und sich jammervoll gebehrdend durch die Straßen geht, wenn es brennen will, oder der Stadt sonst ein Unglück droht.

20.

Mehl-Eiche.

Auf der Straße von Hildburghausen nach Schleusingen kommt man durch die Stadtwaldung, und in dieser ist es nicht geheuer. Vor nicht gar zu langer Zeit ging eine alte Frau in jenen Forst ins Leseholz, und als sie so recht im tiefen Walde war, sah sie unter einer ganz alten Eiche eine schlossenschleierweißgekleidete und todtenbleiche Frau, die trug auf ihrer Schulter einen langen und schweren Sack voll Mehl, ruhte damit an der Eiche, und winkte der armen Frau, näher zu ihr hinzukommen, gab ihr auch zugleich mit Gebehrden zu verstehen, sie möge ihr den Sack abnehmen. Die arme Alte aber hatte Angst und fürchtete sich, und sah wo anders hin — wie sie aber nun endlich

wieder den Blick erhob, und nach der Eiche hinsah, war jene Frau verschwunden. Als nun die Alte nach Hause gekommen war, erzählte sie, was sie gesehen, ihrer Nachbarin, und diese sprach: Ei Nachbarin, wißt Ihr denn das noch nicht? Das ist ja die böse Müllersfrau gewesen, die bei ihren Lebzeiten das Getreide der armen Leute auf unbarmherzige Weise gemetzt hat. Da ist sie von einem Pöpelsträger, weil sie nach ihrem Tode gar zu gräulich spukte, in den Stadtwald getragen, und darin fest gebannt worden, und muß nun mit dem schweren Mehlsack umgehen, bis sie jemand findet, der ihr den Sack abnimmt, wodurch sie erlöst wird. Die Eiche, an der die schlimme Müllerin jedesmal ausruhen darf, heißt die Mehleiche.

21.

Kapelle Ehrenberg.

Zur rechten der Straße von Hildburghausen nach Themar, wenn man das Dorf Siegritz schon im Rücken hat, ragt hoch auf einem Berge eine Steintrümmer über sparsamer Waldung empor, und eine Strecke tiefer breiten sich freundlich die Häuser des Dorfes Ehrenberg aus. Die Kapelle war der heiligen Ottilie geweiht, und es geschahen zu ihr zahlreiche Wallfahrten. Eine reiche Herrschaft soll der Sage nach früher in dem Dorfe gewohnt, ihm den Namen Ehr-Henn'berg gegeben, und auch die Kapelle begründet und begabt haben. Es ist aber alles dunkel, und nur ein schwarzer Hund soll zu Zeiten an der Trümmerwand der St. Ottilienkapelle sich sehen lassen, und einen dort ver-

grabenen Schatz bewachen, just so, wie bei der sogenannten „steinernen Kirche", deren geringe Trümmer in einem Wäldchen bei Themar noch sichtbar sind.

22.

Seelwecken.

Auf der Mauer der steinernen Brücke, welche nahe beim Kloster Veßra über die Schleuse führt, ganz nahe der Stelle, wo diese sich mit der Werra vereinigt, erblickt man eine Brätzel und einen Namen dieser Gestalt ANNA ARNERTA ꝏ † 1612 — als Wahrzeichen eingehauen. Diese Zeichen sollen ihren Ursprung einem Ereigniß danken, das zur Sage verklungen ist. Ein junges hübsches Bäckermädchen aus Themar, die einzige Tochter wohlhabender Aeltern, wurde mit einem Korbe voll Brätzeln und Semmeln nach Veßra geschickt. Da der Korb schwer war, so ruhte das schöne Kind sich aus auf der dazu ganz geeigneten Brückenmauer, nahe da, wo sich die Wege scheiden. Sei es nun, daß des Korbes Schwere allein die Jungfrau rücklings niederzog, sei es, daß der dort wohnende Wassergeist Hackelmärz dieß that, genug, sie sank sammt ihrem Korbe rücklings nieder und fand ihren Tod in der Fluth. Am andern Tage wurde sie erst gefunden. Die Aeltern ließen alle Jahre an dem Unglückstage ihrer Tochter Semmeln und Brätzeln an die Schulkinder vertheilen, auch auf die Veßraer Brücke zum Andenken, oder auch zur Warnung für Diejenigen, welche schwer belastet da vorüber kommen und in ähnliche Gefahr gerathen möchten, jene

Zeichen in die Mauer einhauen, welche stets an den Unglücksfall erinnern. In dem Testamente der Aeltern des verunglückten Mädchens war der Armen- oder auch Seel-Casse Themar eine beträchtliche Summe zugedacht; auch die alljährliche Vertheilung der Semmeln unter die Schulkinder bestand fort, und besteht heute noch. Die Kinder heißen diese Semmeln „die Seelweckchen"; und auf einem Hause nahe an der Seelpforte ruht neben der Rechtsame, daß, wer dieses Haus besitzt rasieren darf (wenn er nehmlich den Schick dazu hat) auch diese, daß bei der Vertheilung der Seelweckchen für 4 Batzen Semmeln dahin geschickt werden. Vielleicht war es die Wohnung jener Bäckersleute.

Jetzt noch soll zuweilen auf der Veßraer Brücke das verunglückte Mädchen in einem schneeweißen Gewande erscheinen, und ängstlich hin und her wandeln, als habe sie hier etwas zu suchen. Auch einen Reiter ohne Kopf will man da öfters gesehen haben. Von dieser Brücke heißt es noch, und es ist zum spöttischen Sprichwort geworden: wenn ein Mädchen keinen Mann bekommt, so muß sie die Veßraer Brücke scheuern, und den Fröschen warme Socken flicken.

23.

Wassergeist Hackelmärz.

Das Begegnen eines männlichen Wassergeistes mit bestimmtem Namen ist in den Sagen Thüringens von sehr seltenem Vorkommen, daher ist um so mehr darauf zu achten. Es ist aber überhaupt die Gegend und das uralte

vormals hennebergische Städtchen Themar sehr sagenreich, und voller mythischen Anklänge. Der Hackelmärz wohnt in der Werra und Schleuse; die Kinder fürchten ihn sehr, wenn sie baden und machen sich einander gegenseitig mit ihm zu fürchten, indem sie rufen: „Hu! Reiſ' aus! Der Hackelmärz kommt!" Sie denken sich ihn lang, dürr, graugrünbärtig, mit geschlitzten Schlappohren, der nach ihnen fahndet, wenn sie baden, und sie dann unter dem Wasser erstickt. Man kann bei dem Namen an den westphälischen und harzischen wilden Jägergeist Hackelbernd und Hackelnberg denken. Bernd ist, wenn man nicht an eine höhere mythische Deutung zu glauben geneigt ist, der zusammengezogene Name Bernhard, und März ist Martin, wie man im Hennebergischen Lurz aus Lorenz, Murz aus Moritz bildet.

Auch das Andenken der Frau Holle lebt in diesem Thale fort; die Kinder sagen, wenn es im Winter so recht in dicken Flocken schneit: Die Fra Holl schüttelt ihr Federbett aus. —

Die Macht des Hackelmärz erstreckt sich weit; zwischen der Mühle von Rappelsdorf bei Schleusingen und der Papiermühle bei Schwarzbach, am Anfange des in die Schleuse mündenden Schwarzbachs, muß der letztgenannte Fluß alle Jahre einen Todten haben.

24.

Veßra und Troſtatt.

Nahe dem Ausgange des Schleusethales lag die einst reiche und berühmte Prämonstratenser-Abtei Veßra. Dort

sollen ursprünglich Mönche und Nonnen nachbarlich beisammen gewohnt haben, bis im Nonnenhause ein Brand ausbrach, und man für gerathen fand, Stroh und Feuer von einander zu scheiden, und wurde ohnweit Veßra im Werrathale ein Ort zur Strohstatt erkieset, der aber den Namen Trostatt erhielt, aber stets gewissermaßen von den Veßraischen Aebten abhängig blieb. Auch soll ein unterirdischer Gang von Veßra nach Trostatt unter dem Werrabette weg geführt haben. Die Sage legt aber der Gründung von Trostatt eine andere Ursache bei. In den zum guten Theile noch erhaltenen Klostergebäuden Veßra's erblickt man zu Zeiten noch wandelnde Mönche. Ein überaus großer Schatz soll in einem dort befindlichen verfallenen und verschütteten Brunnen liegen. Auch im Walde auf dem Wege vom Dorfe Schmeheim nach Themar sind Mönche erblickt worden, die einen Kreis um einen Hügel unter einer Buche geschlossen hatten. Zu einem Abte von Veßra kam einmal der Teufel, ihn zu versuchen, denn er dachte, habe ich erst den Abt, dann ist mir die ganze Clerisei gewiß. Der Teufel bot dem Abte viele Schätze für dessen Seele an, aber völlig vergebens, der Abt blieb seinem Heilande und dem Himmel getreu. Darüber ergrimmte der Teufel und fuhr durch die Lüfte von dannen, schleuderte aber noch eine große Steinkugel nach dem Haupte des Abtes, allein die Kugel traf nicht den frommen Mann, sondern fuhr schräg in die Mauer über dem Kreuzgang, und blieb darin hängen bis auf den heutigen Tag.

25.

Der Mönchsstein.

Das Thal aufwärts vom Kloster Veßra nach Schleusingen zu findet der Wanderer unterhalb Rappelsdorf und ohnweit der Zollbrücke auf einer Wiese einen mächtig großen Stein stehen, welcher im Volke der Mönchsstein genannt wird. Insgemein erzählt man sich, es habe ein Mönch aus Veßra den Stein zur Buße vom Kloster aus bis zu der Stelle, wo der Stein steht, auf seinen Achseln getragen, und dadurch zugleich das Klostergebiet bis zu diesem Stein erweitert; eine alte schriftliche Nachricht aber meldet: Bei der Gründung und Erbauung des Klosters Veßra durch den Grafen Gotebaldus oder Gottwalt von Henneberg um das Jahr 1130 erbot sich ein Mönch, den Stein eine merkliche Weite zu tragen, unter dem Beding, daß der Graf dem Kloster so viele Wiesen zu eigen gebe, als so weit der Mönch den Stein tragen werde. Der Graf willigte ein und der starke Mönch trug den schweren Stein diese weite Strecke, fast eine halbe Meile Weges weit, und sank dann tod nieder.

In ganz ähnlicher Weise wiederholt sich diese Sage im Forste des Dorfes Manebach bei Ilmenau, auch dort steht ein Mönchsstein, noch dazu mit einem darauf ausgehauenen Mönchsbilde, den soll sogar von einem Kloster zu Erfurt aus ein frommer Pater oder Frater bis zu jener Stelle getragen haben, um seinem Kloster Land und Waldung zu gewinnen.

mit der sich dann alles so, wie mit der Sarazenin, zugetragen habe. Seltsam ist es, daß an die ursprüngliche Sage selbst die von einem morgenländischen Thiere erinnert, welche lautet:

27.

Die Cameels-Kammer und der Cameelsbrunnen.

Wenn man von Themar aus dem Weißbach entlang nach dem Dorfe Lengfeld zu schreitet, kommt man an eine Vertiefung, in welcher ein Brunnen quillt.

In einem heißen Sommer gingen einmal zwei Männer aus Themar mitander durch die Feldflur, und einer von ihnen fühlte brennenden Durst. Der Mann war dem umsinken nahe, und sprach zu seinem Nachbar: „ich will umkehren und wieder heimwärts gehen, daß ich erst meinen Durst lösche.“ Und er wandte um, sank aber bald an einem Rain hin, denn er war matt und müde; horch! da plätschert etwas in der Nähe, wie wenn Wasser auf die Erde niedergegossen würde — er rafft sich auf, und als er kaum noch 20 Schritte gethan, so sieht er zu seinem großen Wunder ein Cameel, welches sich nieder bückt und aus einer hervorsprudelnden Quelle säuft. Vorher war an diesem Ort keine Quelle gewesen. Freudig eilt er hinzu nnd löscht seinen brennenden Durst mit dem klaren süßen Wasser; dann verkündigte er das Wunder seinen Nachbarn und Freunden, die sich neugierig aufmachten, das Cameel und die neuentdeckte Quelle zu besehen. Frisch und klar wallte das Wasser noch aus der Erde hervor, aber das Cameel war fort, und ließ sich

später nur noch einigemale an eben diesem Ort sehen, wo es dann nie wieder bemerkt wurde. Ihm zum Andenken ließen die Themaraner sein Bildniß in Stein hauen, und über die, nachmals sorgfältig gefaßte Quelle aufstellen, die den Namen „Cameelsbrunnen" bekam, und heute noch frisch und rein fortsprudelt.

Der Ort, wo Cameel und Quelle zuerst gesehen wurden, wird auch „die Cameelskammer" geheißen; auf beiden Seiten drängt der Wald heran, und der Boden, der sich hier in eine Vertiefung senkt, sieht fast einer Wohnung, oder einer Kammer ähnlich.

Dieses Cameel soll zu denen gehört haben, welche die Orientalin mit aus ihrer Heimath brachte, und von jener Zeit an soll sich noch manchesmal im Hennebergischen hie und da ein Cameel erblicken lassen. Nahe der Cameelskammer sind auf dem Felde noch zwei Vertiefungen, von denen die eine die Goldgrube, die andere die Kohlengrube heißt. Es läßt sich aber weder in der einen noch in der andern das erblicken, wonach sie heißen. Würde man dem Fingerzeige der alten Sage zu folgen verstehen, und in der Kohlengrube Kohlen finden, so wäre die Goldgrube gleichzeitig mit erschlossen.

28.

Die verschwundene Burg.

Wenn man von Themar den Wiesgrund hinauf nach Lengfeld geht, so sieht man, noch in ziemlicher Entfernung, einen langen und auch etwas hohen Berg, durch einen

Sattel gleichsam in zwei Hälften getheilt, hinter dem Dorfe sich erheben, der mit Fichten bewachsen ist, aber viele größere und kleinere leere Stellen zeigt, und dieser Berg wird die Burg genannt. Die linke Hälfte dieses Berges weis't die größte und schon in weiter Ferne sichtbare kahle Stelle, wo der Boden ganz mit Steinen bedeckt ist, und auf diesem Platze soll in uralten Zeiten eine Burg gestanden haben. Es hatte aber die Burg, weil sie allzuhoch lag, keinen Brunnen nnd alles Wasser, so viel nur die Bewohner bedurften, mußte auf Eseln von den Lengfelder Brunnen den Berg hinauf geschafft werden. Einstmals wurde auch eine Ladung Wasser mit Eseln auf die Burg gebracht und der Treiber ging hinterdrein, um seine Lastthiere anzuregen. Als er sich an der Mitte des Berges befand, that plötzlich einer der Esel einen ungeheuer lauten, gräßlichen und noch nie gehörten Schrei, der Treiber aber achtete nicht weiter darauf und trieb zu. Ueber eine Weile ließ sich von dem Esel wieder ein ähnlicher Schrei hören und noch über eine Weile wieder einer, da fiel es dem Treiber doch auf, weil dieser Esel nach dem dritten Schrei auch stehen blieb und nicht weiter gehen wollte. Mit Schlägen trieb er nun den Esel an, aber er hatte große Mühe, ihn fortzubringen, denn er schlug mit seinen Füßen hinten aus und blieb lange trotz der Schläge stehen. Endlich gelangte der Eselstreiber mit seiner Wasserladung, nach manchen Hindernissen, auf den Scheitel des Berges, aber wie erstaunte er, als von der großen und schönen Burg keine Spur mehr zu sehen war: Sie war von der Erde verschwunden und nur einzelne Steinbrocken lagen auf dem Boden umher. Wohl hatte der Esel ihren Untergang geahnet.

Unter dem Dorfe Lengfeld am Fahrwege nach Themar stand an einem Rain, woran von oben Aecker stoßen, in einem Nußheckengesträuch ein ohngefähr dritthalb Fuß hohes, mosiges Steinkreuz, das erst vor noch nicht langer Zeit weggerissen worden ist. Unter diesem Kreuz liegt, der Sage nach, ein Reitersmann sammt seinem Roß, denen beiden im dreißigjährigen Krieg an dieser Stelle der Kopf abgehauen worden ist, begraben; und allnächtlich in der zwölften Stunde besteigt der Reiter sein Roß, das wie er selbst ohne Kopf ist, und reitet langsam um das Kreuz herum, aber mit dem letzten Glockenschlage ist er auch wieder spurlos verschwunden.

29.

Teufelsstein.

Eine gute Wegstrecke über Themar nach dem Walde zu liegt auf einem bewaldeten Bergkopf ein Säulen-Basaltfelsblock, der Feldstein oder Teufelsstein geheißen. Es ist um ihn nicht geheuer und das Irrkraut wächst dort sehr häufig. Der Feldstein ragt 70 Fuß oder 35 Ellen hoch empor und die Sage erklärt sein Vorhandensein also: Wie der Teufel drüben auf dem kleinen Gleichberge bei Römhild die sogenannte Steinsburg baute, und zwar auf Geheiß eines ihm verbündeten Ritters, der gern eine unüberwindliche Veste besitzen wollte, und ihm dafür seine schöne Tochter zu eigen zu geben gelobt hatte, selbstverständlich, daß der Teufel in einer und derselben Nacht und vor dem ersten Hahnenschrei den Bau der Burg nebst

einer dreifachen gewaltigen Steinumwallung vollendete, da war er schon so weit fertig, daß nur noch ein Schlußstein mangelte, und mit diesem kam er bereits vom Thüringer Walde her angesaust, aber die Amme des Ritterfräuleins hatte Unrath gewittert, war mit einer Laterne zum Hühnerstall geschlichen, und wie der Hahn das Laternenlicht sah, meinte er, es sei schon Tag und krähte hell auf. Der Teufel hörte den verhaßten Schrei des Hahnes, der ihm durch alle Glieder fuhr, und da ließ er entweder vor Schreck den Stein fallen, oder warf ihn vor Zorn dahin, wo er jetzt noch liegt. Unter dem Teufelsstein soll ein großer Schatz vergraben liegen.

30.

Seher und Gesichte.

Auf der Weghälfte zwischen der Beßraer Brücke und Themar ist ein Kreuzweg, eine breite Fahrstraße kommt vom Felde rechts nach der Hochstraße, und zur linken geht eine solche in den Wiesengrund und nach der Holzflöße; unter der Hochstraße hindurch ist ein Wässerlein geleitet, dergleichen bedeckte Wasser nennt man im Hennebergischen eine Dohle. Auf dem Kreuzweg über der Dohle findet alljährlich eine Erscheinung Statt. Wer in der Neujahrsnacht um 12 Uhr schweigend an diesen Ort geht, der erblickt die lichte Gestalt eines Engels, welcher eine Papierrolle in der Hand hält, und sie vor den Augen des Sehers aufrollt. Dieser erblickt dann mit goldener Schrift auf der Rolle eine Zahl geschrieben, und diese Zahl ist die

der Jahre, die der Seher noch zu leben hat. Einst war zu Themar auch ein Seher, der mehr vermochte, als Brod zu essen; er war ein Gülden-Sonntagskind, konnte das Wetter voraussagen, und vornehmlich, wer alles im Laufe des Jahres sterben werde. Dieser Mann ging alle Jahre in der Neujahrsnacht um 12 Uhr nach dem Obernthor, in dessen nächster Nähe der Gottesacker ist, wo er stillschweigend neben die Pforte trat, und diejenigen Menschen, die in diesem Jahre mit Tode abgehen würden, geisterhaft in einem langen Zuge an sich vorbei schweben sah. Wie sie nach der Reihe vorüber gegangen waren (und der Zug bewegte sich allemal bis an das Thor des Gottesackers), so starben sie dann auch. Einstmals stand er auch zu dieser Stunde am obern Thor, und die Schattengestalten glitten an ihm vorüber; siehe da kam seine Frau, eine böse Sieben, auch heraus geschwebt, und wie sie ihn erblickte, wandte sie sich um, und versetzte ihm eine derbe Ohrfeige. Da ging er heim, und niemals wieder auf die Geisterschau. Seine Frau ist wirklich in diesem Jahr gestorben, er aber hatte die Seherschaft verredet.

Wenn es in Themar am Sonntage früh zum Gottesdienst lautet, haben manchmal die Klänge einen eigenen, weinenden Ton, (wiewohl sonst das Glockengeläute sehr rein und schön ist) und darnach ist jedesmal ein sehr trauriger Todesfall. Weint nun die Glocke, so sagen die Leute: es giebt bald eine Leiche, die Glock' heult. Und es trifft auch allemal zu.

Stirbt ein Rathsherr, so fällt in den Augenblick seines Abscheidens einer von den zwölf Stühlen um, die im Rathhaus stehen, darauf die Herren sitzen wenn sie Rath halten.

Und stirbt ein ehrwürdiger Geistlicher, so flammt ein helles Licht in der Kirche.

Steht an einem Leichnam ein Auge offen, so heißts: der holt noch Eins nach. Auch das ist in Themar Volksglaube, daß, wenn einem Leichnam ein Schleifschen Band oder Zeug von seinem Sterbeanzuge in den Mund kommt, und er so beerdigt wird, so holt er nach und nach binnen kurzer Zeit die ganze Familie. Dieser Zug der Sage ist ein in Thüringen seltenes erinnern an den Vampyrismus, während der Glaube, daß, wenn ein Todter von einem noch Lebenden ein Stück Gewand mit an den Leib bekäme, der Lebende so langsam sich verzehren müsse, als jenes Stück im Grabe verfault, schon weit mehr allgemein ist.

Am heiligen Dreifaltigkeitstage, welches der goldene Sonntag ist (Trinitatis), soll man bei Leibe nicht arbeiten, dieß ist ein schon von den Vorältern auf die Nachkommen vererbtes heiliges Gebot, und wer dasselbe übertritt, läuft große Gefahr vom Blitz erschlagen zu werden. So setzte sich einmal zu Themar eine Magd an diesem Tage vor die Thüre, und flickte, trotzdem, daß ihre Herrschaft ihr davon abrieth, ihr Mieder. Als dasselbe wieder in Stand gesetzt war, zog die Magd das Mieder an, aber wie sie aus ihrer Kammer trat, zuckte ein Blitz, der sie auf der Stelle tödtete und das Mieder gerade da, wo sie dasselbe ausgebessert hatte, in Stücken riß.

31.

Der eingefallene Berg und das Dörfles.

Oberhalb Themar in der Stadtnähe und am linken Ufer der Werra senkt sich schroff und steil eine nur wenig bewachsene Wand, oben Felsen und unten Kalkgerölle, bis fast zum klaren Spiegel des Flusses herab.

Dieser Berg besteht gleichsam in drei Abtheilungen, wovon auch jede ihren eigenen Namen hat. Da, wo die hohen Tannen das Dörfles bekränzen, heißt es der „Iltenberg,“ im gemeinen Leben „Delteberg.“

Zunächst an Themar heißt es der „gehegte Berg,“ und der mittlere Theil ist „der eingefallene Berg.“ Vor langen Zeiten zertrennte sich das Felsengebirge weithin in gerader Richtung, stürzte hernieder, und begrub unter seine Trümmermassen ein unten am Berge gelegenes Dörfchen, das den Namen „Dörfles“ führte, wonach nun heute noch diese Gegend benannt wird. Die Bewohner des Dörfles führten ein Gott sehr mißfälliges ruchloses Leben, daher über sie die Strafe verhängt wurde, daß der einstürzende Berg sie mit Mann und Maus begrub.

Eine dunkle Kluft, das „Eisloch“ geheißen, zieht sich in den Fels hinein, und der Schlund senkt sich in eine grauenvolle Tiefe. Im Grunde soll Wasser sein, welches mit dem Meere in Verbindung stehe. Das Eisloch nennt man, wie ein ähnliches am großen Gleichberge bei Römhild: „die kalte Hölle.“ Aus der Tiefe dieser schaurigen Kluft will man oft Seufzer und Geheul vernommen haben, und behauptete, das rühre her von den Seelen der verdammten Bewohner des Dörfles.

Des eingefallenen Berges Form wie die Sage von

seiner Kluft deuten augenscheinlich nach dem Hörseelenberge hin, nur daß jener höher ist und die Sagen von ihm herrschender und ausgebildeter geworden sind.

32.

Die Gipsgrube.

Einst ging Herr Heinrich Eißbrückner von Themar auf sein Feld, welches am eingefallenen Berg gelegen war. Unweit der Obermühle, die außer der Stadt liegt, begegnet ihm eine alte Frau, man hieß sie nur die Schlotfegers Willebärb, und er will freundlich grüßend an ihr vorüber gehen; doch sie fragt ihn geheimnißvoll, wohin er wolle? Auf meinen Acker, da oben am eingefallenen Berg, versetzt er gutmüthig. Nun da will ich auch mit, spricht die Alte weiter und trippelt neben ihm her. Als beide dort angekommen waren, deutet sie auf einen Fleck, etwa die Mitte des Ackers, und spricht: hier lasse Er einschlagen Herr Eißbrückner, es steht ein reichlich Gipslager in diesem Berg, und da, auf dieser Stelle, wird es am ehesten erreicht. Sie schritt dann schweigend fort, und war bald hinter etlichen Büschen verschwunden. Nachdenklich ging Herr Eisbrückner heim, erzählte seiner Frau sein wunderliches Begegniß; doch diese brach in ein Gelächter aus, und sagte: o du Alter, was hast du nur gesehen, die Willebärb ist ja schon lange gestorben, weißt's denn nicht mehr? — Und da fällt es ihm auch ein; aber heimlich drängt es ihn, dem Worte der Alten zu folgen; er läßt sich etliche Bergleute aus Manebach bei Ilmenau kommen

und an der bezeichneten Stelle einschlagen. Kaum waren die Arbeiter eine Klafter tief gekommen, so wurde ein vortreffliches Gipslager aufgedeckt, das äußerst ergiebig war und mit reichlichem Gewinn viele Jahre lang fortgebaut ward. Aber als Herr Heinrich Eisbrückner die Augen zugethan, das ist schon an die vierzig Jahre her, ist auch die Gipsgrube wieder zum Erliegen gekommen, und nur noch eine Telle verräth ihr ehemaliges Vorhandengewesensein.

33.

Die Trompeters-Eiche.

In der Oberstedter Gemarkung, nicht weit von Schmeheim, da, wo das Bräuningsthal in den Springgrund mündet, am Fuße des Kirchberges, steht eine alte Eiche, welche die „Trompeters-Eiche" genannt wird; die Leute sagen insgemein, wenn früher der Kurfürst von Sachsen in diesen Forsten gejagt habe, so habe er immer einen Trompeter auf diese Eiche steigen heißen, und von ihrem hohen Wipfel aus die Waidmannsgenossen zur Tafel zusammenblasen lassen. Eine andere Sage hängt um diese alte Eiche einen poetischeren Kranz. Als im dreißigjährigen Kriege, der das ganze Henneberger Land, vornehmlich aber diese Gegenden und Themar und Schleusingen furchtbar heimsuchte, sich in der Nähe noch Kaiserliche und Schwedische feindlich gegenüberstanden, kam in beide Heerlager zugleich die Kunde von dem endlich abgeschlossenen Frieden. Da sandte jeder der Oberbefehlshaber der hier stehenden Truppen einen Trompeter an seinen Gegner ab, ihm nach

Kriegsbrauch den Frieden anzublasen. Unter der Eiche begegneten sich die beiden Trompeter, sagten einander ihre gute Botschaft an, stiegen auf die Eiche hinauf und bliesen vom fröhlichen grünen Wipfel den lieben hoffnungfreudigen Frieden in alle Welt hinaus, daß es laut und lustig über Höhen und Thale schmetterte, und in den Dörfern, wo man den Schall so froh vernahm, wie die Hirten in der heiligen Nacht die Engelstimme, wurden alle Glocken geläutet, und von Dorfe zu Dorfe im immer weitern Umkreis breitete sich die frohe Friedensbotschaft aus. Daher wurde hernach jene Eiche die Trompeters-Eiche geheißen.

34.

Themars Kriegsschrecken.

Die kleine Stadt Themar im Werrathale ist ein sehr alter Ort, der häufig seine Namen im Laufe der Zeit abwandeln lassen mußte. Im Jahre Christi 800 schrieb man es Tagamari, später Theimar, Tehmer, Teimer ꝛc. Es unterlag vielfach verheerender Wasser- und Feuersnoth, Kriegs- und andern Drangsalen und gelangte nie zu hohem Flor. Insonderheit war es der dreißigjährige Krieg, der langenachhaltig dem Wohlstand des Städtchens alle Blüthe abbrach. Im Jahre 1632 plünderte das Wallensteinische Heer, später brandschatzte Lamboi, und 1634 wüthete Isolani mit seinen Croaten ganz unmenschlich mit Schwert und Feuer. Von 300 Häusern blieben nur 69 übrig, von 280 wehrhaften Männern oder Familienvätern nur 54. Fast durch ein Wunder entging die schöne, von Gräfin

Margaretha von Henneberg erst 1488 völlig neu erbaute und dem h. Bartholomäus geweihte Kirche dem Verderben. Die Sage meldet, Isolani solle selbst mit der Brandfackel in der Hand nach der Kirche geeilt sein, um sie als ein Gotteshaus der Ketzer anzuzünden — da strahlte ihm, strotzend von reicher Vergoldung in reizender Farbenpracht der hohe kunstvolle Flügelschrein des Altars entgegen, in der Mitte die Madonna mit dem Kinde, zu ihrer Rechten der Erzengel Michael, zu ihrer Linken der Schutzheilige und Patron der Kirche, St. Bartholomäus, ein Meisterwerk mittelalterlicher Holzsculptur, und der fanatisch-katholische Isolani löschte alsbald die Fackel, befahl die Kirche zu schonen, und dem Feuer, das die Stadt verzehrte, so viel als möglich Einhalt zu thun, er selbst aber warf sich in gläubiger Andacht vor dem Altar auf die Kniee und betete. So übte hier die überwältigende Macht gläubiger und frommer Kunst in der That ein Wunder und errettete das schöne, auch sonst mit Bilderzier noch reichgeschmückte Gotteshaus.

Damals geschah es, daß eine Familie, wohnend in der Froschgasse, vom Mittagessen, welches in Klößen und Braten, aller Henneberger Lieblings- und National-Sonntagsgericht, bestand, hinwegflüchtete und weit in fremdes Land zog. Nach einem Jahr kehrten sie wieder zurück nach der Heimath und fanden dort ihr Häuschen in der Froschgasse gerade so wieder wie sie es verlassen. Klöße und Braten stand noch auf dem Tisch. Und dieses Häuschen war, nebst der Kirche und nur sehr wenigen Gebäuden im untern Theile der Stadt, das einzige verschont gebliebene in dem ganzen obern Stadttheil.

35.

Hennebergische Neckelust.

Wie nicht selten in kleinen Städten Deutschlands ist auch in Themar ein gutes Theil ächter Volkshumor und Neckelust, insonderheit gegen Nachbarstädte, vorhanden. Davon einige Pröbchen, die zwar keine Sagen sind, aber doch werth, aufbewahrt zu werden, und vielleicht als Bausteine zu einer großen deutschen Schildbürger-Walhalla mitzudienen, und da wir diese schwerlich selbst aufbauen werden, so soll doch andern dazu Geneigten der Stoff nicht vorenthalten bleiben.

Die Schleusinger nennen die Themarer Linsenfresser und Themar das Linsenländle, weil hier viele Linsen gebaut werden, und es alle Sonnabend von Haus zu Haus Linsensuppe giebt.

Dagegen nennen die Themarer ihre lieben Nachbarn, die Schleusinger, Speckschwarten, und geben ihnen Schuld, sie bestrichen den Mund mit Speck und sähen dann zum Fenster heraus, daß die Leute wegen des glänzenden Mundes denken sollten, sie hätten so fett gespeist.

Die Römhilder werden von ihren Themarer Nachbarn Aalfänger genannt, und zwar deshalb: Eines Morgens war einmal ein großer Aufstand unter den Leuten zu Römhild, und es hieß, im Brunnen sei ein großmächtiger Aal; da haben denn die guten Römhilder Fischgarn und alles Fischfangwerkzeug herbei geholt und haben den großen Aal gefangen, und wie sie ihn heraus brachten war's — ein Faßreif.

Die Suhler nennen die Themarer Seestädter wegen der Dielen- und Holzflöße auf der Werra. Und die Suh-

ler werden dagegen von jenen die Jaufertle genannt, weil es nur in Suhl so kleine possirliche Backwerke giebt, welche diesen Namen führen.

In Spitznamengebung sind die Themarer sehr stark, und in ihrer Ausdrucksweise äußerst spott- und neckelustig. „Schlaf süß, so hast du morgen was zu lecken! — Schlaf rund, daß du nicht eckig wirst!" sind scherzhafte Gutenachtgrüße. Große Augen sind mißliebig, da heißt es gleich: „der oder die kann nicht sehen, muß sich mit glotzen behelfen. Hä glotzt, wie a Laabfrosch, sie glotzt wie der Koppehügel, wie ä Kreuzspinn'. Der Glotzkopf glotzt durch neun Paar lederne Hosen, der Siebenglotzer rc." Eine Dame, welche ein wenig schielte, hieß „Schiekelepom," eine Frau, die ihren Mann häufig prügelte: „Ratelepompoff." Ein Geck mit zierlich beweglichem Gang wird „Schwanzer" genannt, von einem stets hochmüthig einherstelzenden Brüderpaare hieß der eine „Bästerz," und der andere „Sterzbä" — Beinsterz (Bachstelze) und Sterzbein. Ein Kaufmann, der die Seele mit in seine Waaren wog, und der Schaale immer mit dem Daumen zum niedersinken verhalf, wurde bald im ganzen Städtchen „der Daumenwieger" genannt. Auch sind nicht selten die Spitznamen erblich. Einst fand man ein neugeborenes weibliches Kind auf dem Acker in ein Krauthaupt gebettet, und zog den armen Findling auf, der alsbald den Namen „Krauthätle" durchs Leben zu tragen bekam. Es wurde eine Gänsehirtin aus dem Mädchen, welche, ohne sich zu vermählen, auch der Mutterfreuden theilhaftig ward. Das Kind hieß wieder „Krauthätle," wurde auch wieder Gänsehirtin, und brachte als solche „Krauthätle III." zur Welt. Krauthätle II. sprang vor mehreren Jahren aus Armuth und Lebens-

überdruß in die Werra, und wurde bei Henfstedt tod herausgezogen, Krauthätle III. wird wol noch leben, wenn es nicht gestorben ist.

Ihren alten Hexenthurm, in dem vor Zeiten gar viele arme Hexen gefangen saßen und gefoltert wurden (die Folterwerkzeuge sind noch vorhanden und befinden sich im Antiquarium des Hennebergischen alterthumsforschenden Vereins zu Meiningen), nennen die zu Themar spottweise, wegen seines Schieferdaches „die blaue Kappe," und sagen, wenn ein Bürger in den Thurm zu Arrest gebracht wird — zufolge dermaliger Bestimmung des alten Hexenthurmes: „Unser N. N. hat die blaue Kappe aufgesetzt."

36.

Osterburg und Nadelöhr.

Unterhalb Themar, in der Nähe des Dorfes Henfstedt, erhebt sich auf steilem Kalkberge die Trümmer einer alten, kastellartig mit vier Mauerthürmen und einer hochragenden Warte erbauten Burg, die Osterburg genannt, und beherrscht einen eigenthümlichen Thalkessel, durch den sich ein 50 bis 60 Fuß hoher Felsendamm wie eine Nadel zieht, den am südlichen Ende die Werra durchbrochen hat, und durch den auch, durch eine enge Felsenpforte, gleichsam das Oehr der Nadel, ein Fußweg führt. Vor Zeiten soll dieser ganze Kessel ein See gewesen sein. Wäre im biblischen Gleichniß vom Kameel und Nadelöhr unter ersterem nicht etwas anderes verstanden, so könnte jenes Kameel, das sich oberhalb Themar sehen ließ, und dem Kameel-

brunnen den Namen gab, gar wol durch dieses Nadelöhr gegangen sein. Auch der Wald um die Osterburg heißt der Hain, im dortigen Volksmunde „Hän". Unter die Trümmer der Osterburg verlegt die Sage große gewaltige Kellergewölbe voll Riesenfässer, alle gefüllt mit edlem Wein, aber um den Wein hat sich der Weinstein so dicht krystallisirt, daß er ein natürliches Faß bildet, und um den Weinstein ist das Holz der Fässer und Reifen versteinert. Wenn das kein Steinwein ist, so giebt es keinen mehr. Auf der festen Burg saß einst ein Burgmann, Dietz Kieseling geheißen, als ein Graf von Henneberg sie berannte. Auf einmal prasselte ein dichter Hagel auf die Angreifenden herab, der manche Beule schlug, und erstere vermeinten, der Kieseling droben schickte ihnen ganze Sturzbäche von Kieselingen auf die Platten, aber droben gab es leider bereits keine Steine mehr, und was so hart und schwer niederschlug, das waren steinharte Brode und nicht minder harte Kuhkäse, und damit wurden die Angreifenden zurückgeschlagen. Da nun die Burg Eigenthum eines Bischofs war, so erhielt sowohl der Besitzer und Eigenthümer, als auch die Burg selbst, den Spottnamen: „Käs und Brod" — ganz nach der Hennebergischen zum Spott geneigten Landesart.

37.

Das unsichtbare Dorf.

Zwischen der Stadt Themar und den Dörfern Marisfeld und Oberstadt liegt ein weites Feld, eine sogenannte Wüstung, welche das Gertles, auch Gätles und Gartles, heißt.

Dort hat vor Zeiten ein großes Dorf gestanden, dessen Urkunden vom Jahre 914 schon unter dem Namen Gartilar gedenken, und das schon im 14. Jahrhundert zur Wüstung geworden ist. Auf welche Weise dieß geschehen, weiß niemand zu sagen. Die Sage aber spricht: Das Dorf ist noch vorhanden, man sieht es nur nicht. Ein Reisender, der an einem Sonntage durch jene Gemarkungen schritt, sah vor sich ein schönes Dorf liegen, und vernahm das erste Geläute der Kirchenglocken. Als er das Dorf betrat, sah er auch die Kirchengänger zahlreich aus ihren Häusern treten und der Kirche zuschreiten, ihre Tracht aber war auffällig alt. Der Reisende grüßte einige der Kirchengänger, und fragte sie, wie ihres Dorfes Name sei? Aber keiner dankte dem Gruß, keiner sprach ein Wort, und aller Augen waren starr und glanzlos, und ihre Gesichter todtenbleich. Da grausete es dem Reisenden, und von einem unaussprechlichem Schauer gepackt, enteilte er dem unheimlichen Dorfe.

Gar wundersames kündet die Sage von Glockenschlage der Mitternachtstunde im verschwundenen Dorfe Gertles. Wer den Muth hat, diesen zu hören, kann zu großem Glück gelangen. Aber er muß dem Schall in jeder der heiligen 12 Nächte lauschen, in der mythischen Zeit vom 1. Weihnachtstage an bis zum h. Dreikönigestage. Ein Bauer aus Marisfeld hatte diesen Muth. Jede Nacht in den Zwölften ging er auf das verrufene Feld hinaus, hörte nichts, sah nichts — plötzlich in einer der Nächte schlug dicht in seiner Nähe ein so furchtbar dröhnender Glockenschall an sein Ohr, als ob er unmittelbar unter der großen Erfurter Domglocke stehe, und ehe der vierte Schlag erfolgte, hatten ihn Schreck und Grausen schon zu

Boden geworfen, an dem er sich im bangen Schweigen krümmte, wie ein Wurm. Halb sinnlos blieb er liegen bis zum Morgengrauen, dann wankte er nach Hause und lag lange tödtlich krank. Dann aber genaß er, und begann wieder zu arbeiten, und nun glückte ihm alles, alles, was er begann; er hatte reiche Aernten, und es würde Korn und Weizen gewachsen sein, wenn er Steine gesäet hätte. Er wurde der reichste Mann des Dorfes und zwar ohne allen Schaden an seiner Seele. Aber von der Zeit an entstand das Sprichwort, wenn einer zu unbegreiflich schnell wachsendem Reichthum gelangt: „Der hat es im Gertles zwölf schlagen hören.“ —

38.

Zigeuner im Lande Henneberg.

Abwärts im Werrathale unterhalb des Nadelöhres liegt das ansehnliche Pfarrkirchdorf Vachdorf, das bereits im Jahre 803 als Fahedorph urkundlich vorkommt; die Sage will, daß Fischer es zuerst angelegt und bevölkert haben, was, da das Dorf unmittelbar am fischreichen Werrafluß gelegen ist, gar wohl Statt gefunden haben mag. Kaiser Heinrich I., der im Jahre 930 in dem nächst auf Vachdorf im Werragrunde folgenden Dorfe Belrieth verweilte, suchte Vachdorf gegen die Hunnen zu schirmen, ließ die Kirche mit starken Mauern umgeben und das ganze Dorf umwallen. Gleichwohl mag der Ort den Hunneneinfällen nicht haben widerstehen können, denn noch heißt ein Brunnen daselbst der Hunnenbrunnen. Die

Sage meldet, daß Bachdorf einst von allen seinen Einwohnern völlig entblößt gewesen sei, und führt als Grund davon eine verheerende Pest an. Von solchen Volkspesten sind auch Sagen im Grunde der Jüchse, namentlich von den Dörfern Jüchsen und Neubrunn umgehend. Da nun Bachdorf völlig ausgestorben war, so kamen Ziegeuner in das verödete menschenleere Dorf, und machten sich in selbem seßhaft, vertheilten unter sich Aecker und Güter, und wohnten lange da, ehe nur in der Umgegend jemand daran dachte, daß Bachdorf jetzt eine andere Bevölkerung, als die frühere habe, denn die Nachbardörfer waren ja ebenfalls fast ganz ausgestorben. Man will an den heutigen Bachdorfern immer noch Spuren jener Abstammung wahrnehmen. Die Meininger Stadtchronik führt das erste Auftreten von Zigeunern erst unterm Jahr 1435 an, da deren auf dem Markte tanzten. Aber hundert Jahre vorher durchwüthete der schwarze Tod das Werrathal, und nicht unmöglich ist es, daß ihn die Sage mit jener entvölkernden Pest meint.

39.

Die weiße Jungfrau mit dem Schwerte in der Brust.

Auf dem Belriether Berge ist eine kahle Stelle, nur vereinzelt mit alten Fichtenstämmen bewachsen; auf dieser Stelle erhebt sich ein länglicher Hügel, just wie ein Grab, an dessen Spitze eine uralte, ganz krüppelige und knorrige Fichte steht, die gar nicht mehr wächst. Nun war vor alter Zeit auf der Burg zu Belrieth, von der man jetzt

kaum noch eine Spur erblickt, ein Ritter, der hatte eine schöne junge Base bei sich, die ihm den Haushalt versah, und die er mit seiner Liebe verfolgte. Sie aber wollte nichts von ihm wissen, und als er eines Tages allzu dringlich wurde, entfloh sie ihm. Wie der Ritter ihre Flucht und den Weg, den sie eingeschlagen hatte, erfuhr, setzte er ihr nach und holte sie auf dem belriether Berge ein, und da sie sich seinen Wünschen durchaus nicht fügen und nicht mit ihm zurückkehren wollte, wurde er vor Zorn und Liebe und Wollust so blindwüthend, daß er der Armen sein Schwert in die Brust stieß — dann begrub er sie unter eine junge Fichte. Von diesem Tage an verkrüppelte der Baum, und die Jungfrau wandelte als bleiches weißes Gespenst umher, das Schwert in der Brust. Es mögen 50 bis 60 Jahre her sein, als einmal der Peters Michel von Neubrunn, der den Garben-Zehnten einzusammeln hatte, über die Aecker, und an jener Fichte vorbei kam, da erhob sich plötzlich ein grausamer Wind, der die Fichte fast bis zur Erde umbog, dem Zehntner die Garben von seinem Spieße und auseinander riß und überall aufs Feld hin verstreute, und die weißgekleidete Jungfrauenerscheinung vor ihm stand. Sie sah ihn an mit schmerzlich tiefbetrübtem Blick, wandelte eine ganze Strecke neben ihm, und verschwand dann. Den grausamen Ritter aber traf bald genug die Strafe seiner Unthat; er wurde nach Urtel und Recht mit dem Schwerte gerichtet, und der Landesherr, Graf Hermann von Henneberg-Aschach, schenkte seine Burg den Belriethern zum Abbruch, die mit den Steinen ihre alte kleine Kapelle zu einer Kirche erweiterten.

40.

Vom Grimmenthal.

Ganz nahe dem Werrathale, da wo die vom Dorfe Schwarza herabkommende Hasel beim Dorfe Einhausen in die Werra fällt, liegt die merkwürdige Stätte der am Ausgange des Mittelalters weit und breit berühmt gewordenen Wallfahrt zum Grimmenthal. Das ganze schöne Seitenthal des Werrathales, welches die Hasel durchrollt, nannte man vor alten Zeiten das Grünthal, von dem Schmelze seiner grünen Wiesen, und selbst das Siegel der Wallfahrtkirche mit dem Bilde einer Madonna über dem Henneberger Wappen führte noch die Umschrift: Maria im Grinthal. Dort stand seit undenklichen Zeiten ein alter halbvergessener Bildstock mit einem Muttergottesbilde unter einer umfangreichen Linde. Ein alter Rittersmann, Namens Heinz Teufel, der früher in Kriegsdiensten des Bischofs von Würzburg gestanden, und sich in das Dorf Obermaßfeld in ländliche Ruhe zurückgezogen hatte, kam einst am Abend von einem Jagdritt das Thal herab und an die Nähe des Bildstockes und der Linde, von wo aus er noch ein Viertelstündchen nach seinem Dorfe zu reiten gehabt hätte, allein er wurde plötzlich von einem überaus heftigen Gebrest überfallen, daß er sich vom Pferde und vor dem alten Bildstock niederwarf, und herzhaft zu der Mutter Gottes flehte, ihm beizustehen. Und siehe, er fand Erhörung und widmete sich nun ganz und gar dem gnadenreichen Bilde. Erst ließ er es säubern vom Gestrippe und Dornenbüschen, die es umwucherten, dann überdachen, dann eine Kapelle darüber bauen, und prieß dankbar des Bildes Hülfe, wie er nur vermochte. Darauf wurde die

Marie im Grünthal berühmt nach allen Seiten hin, und es strömten Lahme, Blinde und Menschen mit jeglichem Gebreste beladen herbei, dort Hülfe zu finden, und vielen, sehr vielen hat ihr Glaube geholfen. Dann wurde eine prachtvolle Kirche erbaut vom Fürstgrafen Wilhelm von Henneberg, die hatte 14 Altäre, und es gedieh dahin, daß man in einem Jahre der Waller nicht weniger als 40000 zählte. Ja es sollen im Jahre 1503 auch 300 Ritter aus Aethiopien oder Mauritanien alldort gewesen sein, die Hülfe gegen die damals fürchterlich wüthende Krankheit der Lepra suchten, welche schlimme Krankheit nach der Homöopathen Behauptung ein jeder Mensch still und maskirt in seinem Leibe herumträgt. Uns will bedünken, die „trecenti Mauri equites" der Ueberlieferung dürften ebenfalls Zigeuner gewesen sein.

Die Wallfahrt stand in ihrem höchsten Flor, als Luther auftrat, von ihr hörte, gegen sie eiferte — er war es ohne Zweifel, der zuerst den unschuldigen Namen Grinthal (wie man damals sprach) in das schlimme Grimmenthal umwandelte, und in seinem Grimme den Wallfahrtort ein rechtes vallis furoris, Thal des Grimmes, schalt. Schnell, wie sie aufgeblüht war, blühte die Wallfahrt ab, die alte Linde aber, deren fast erstorbener Stamm 36 Fuß im Umfang klaftert, der stärkste aller starken Bäume Thüringens — grünt dennoch jedes Jahr, und trägt noch Blüthen, und nährt noch Bienen. Er versinnbildet der Sage ewig junges Leben.

41.

Sagenhaftes von Rohr.

Wenn man das grüne Thal von Grimmenthal aufwärts schreitet, so gelangt man durch das Dorf Ellingshausen, und von da nach dem ehemaligen Kloster Rohr, jetzt einer k. preußischen Domaine. Das war ein uraltes Kloster, und es war dort vor Zeiten ein Tempelherrensitz, wie auch einer zu Leutersdorf, zwischen Henfstedt und Bachdorf, und zu Meiningen war. Die ganze Mauer der alten Klosterkirche, einer schmalen Basilika, steht noch immer und ist in der Dachung gut erhalten, da das Steinhaus ökonomischen Zwecken dienen muß. Die Sage behauptet, daß von Rohr aus ein unterirdischer Gäng bis nach Meiningen geführt habe, und zwar in das dasige Minoritenkloster am unteren Thore, dessen Hauptgebäuderest auch noch steht und wieder nutzbar gemacht wurde. Nicht weit vom ehemaligen Kloster Rohr liegt das Dorf gleichen Namens, dort hat einmal ein Schulmeister gelebt, der war sehr stark im weissagen, wenn auch nicht alles weise war, was er sagte. Dieser Politikus aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts sagte die Croateneinfälle und das Wüthen der Croaten in den Hennebergischen Städten genau voraus, aber es war mit alle diesem voraussagen nichts genützt und nichts gewonnen, und endlich legte die Regierung dem Weissager sein Prophetenhandwerk, und hieß ihm, stille zu schweigen. Vielleicht that sie daran sehr Unrecht, denn man kommt eben so weit, wenn man die Gaukler gaukeln und die Propheten prophezeien läßt.

Am Fußwege von Rohr nach Meiningen findet sich im Hutrasen ein Kreuz eingegraben, von dieser Gestalt: welches ein Grabkreuz vorstellen soll, oben mit seinem Wetterdach, unten mit dem Klotz, der in die Erde kommt. Das hat ein Schäfer, der dort hüthete, mit seiner Schippe so gebildet, weil vor mehr als 50 Jahren der alte Hirschwirth aus Meiningen, von Rohr, wo er Geschäfte gehabt, heimkehrend, an jener Wegstelle umfiel und vom Schlage gerührt verstarb. Er hatte noch so eben hinter sich in Rohr Glockengeläute vernommen, und einige ihm begegnende Weiber gefragt, weshalb man drunten im Dorfe läute, da doch nicht Sonntag und kein Feiertag war — und da war ihm die Antwort geworden: „Häs is heint dronge ä Licht.“ (Es ist heute drunten eine Leiche.) Ei, selt es jo racht hüsch! Mügt og dronne ze Ruhr begrabe wär — antwortete der alte Hirschwirth in seinem unschönen Meininger Dialekt. Bann ich derhämm sterr, werd am Enn net gelüt't on net getüt't. — Sprachs, ging seines Weges, und nach ohngefähr 100 Schritten fiel er um und war tod, noch auf Rohrer Gebiet, und wurde dann mit Sang und Klang nach seinem Wunsch zu Rohr begraben. Darauf grub der Schäfer jene Kreuzfigur in den Rasen, und das ist etwas tief wurzelndes im Volksbrauch, daß solche Kreuze stets erneut werden. Ich sah das Kreuz zuerst auf einer Wanderung im Jahre 1836, und hörte die Sage erzählen. Im Jahre 1841 kam ich wieder dort vorbei, und das Kreuz war noch ebenso erhalten, als sei es jüngst gegraben. So ist es auch mit einem Kreuze unterhalb der Ruine des Straufhain, das man mit Steinen zum Andenken zweier Liebenden gelegt hat. Stets, wenn ein Zufall die Steine wegführt, legt

irgend eine Hand aus dem Volke die Form des Kreuzes wieder zurecht.

42.

Frau Holle und der treue Eckart.

Eine Wegstunde überm Dorfe Rohr liegt der preußische Stadtflecken Schwarza. Dort ist es einstmals geschehen, daß die Frau Holle in den Zwölften mit ihrem wüthenden Heere hindurchzog „vor welchem der treue Eckart hergegangen, und die Leute gewarnt, daß sie sollten aus dem Wege gehen.“ Da fügte es sich, daß demselben zwei Knaben aufstießen, die aus dem nächsten Dorfe Bier geholt, und als sie die Schatten ansichtig wurden, versteckten sie sich in einen Winkel. Einige Furien aber eilten nach, nahmen ihnen ihre Kannen ab und tranken das Bier aus. Wie nun alles vorübergezogen war, wagten sich die erschrockenen Knaben schüchtern hervor, und schickten sich an, betrübt nach Hause zu gehen, denn sie hatten kein Geld anderes Bier zu holen, und wußten nicht, was sie vorwenden sollten, wenn sie mit leeren Kannen kämen. Wie sie nun noch unentschlossen mit einander berathschlagten, kam der treue Eckart zu ihnen, und sagte: Ihr habt wohl gethan, ihr Knaben, daß ihr euer Bier freiwillig hergegeben, sonst wären euch von den Furien die Hälse umgedreht worden. Gehet nur getrost mit euern Kannen nach Hause, sagt aber unter drei Tagen niemandem, was ihr gesehen habt und was geschehen ist. — Die Knaben leisteten dem treuen Eckart willige Folge und wie sie nach Hause kamen,

so waren die Krüge voll, und wer davon trank, dem schmeckte das Bier nach mehr, und es nahm nicht ab, so wacker auch davon gezecht wurde. Und so lange die Kinder schwiegen, so lange ging das Bier nicht zu Ende, bis die 3 Tage herum waren, und die Knaben nun zu plaudern wagten, da war nun zwar der Durst allseitiger Neugier gelöscht, aber der Durst nach noch mehr von dem trefflichen Biere fand keine Löschung mehr, denn die wachsende Fluth in den Kannen war versiegt. Der Schriftsteller welcher einem früheren diese Geschichte nacherzählte*), fügte ihr gar klug und weise die Nutzanwendung hinzu: „Das sind nun freilich solche Historichen, welche die Bauern in der Schenke auf den Bierbänken, oder die Mägde beim Spinne-Rocken einander erzählen.“ — und hatte gar keine Ahnung davon, welches günstige Zeugniß für eine Sage er niederschrieb, und wie er der örtlichen Sage dieser Gegend einen Vorschub leistete. Wir aber können nun von Schwarza aus den wilden Heeres- und Hollenzug in dieser Gegend vom Thüringerwaldgebirge hinüber auf Gefilde fränkischen Bodens verfolgen.

43.

Das wilde Heer im Werrathale.

Das „wütheninge Heer,“ wie die Leute in dieser althennebergischen Landschaft sagen, nahm seinen Strich von

*) Johann Heinrich von Falckenstein: Thüringische Chronik. Erfurt 1738. 4. I. S. 166.

Schwarza herunter durch das Haselthal (die Hasel rollt von Suhl herab und in diese fällt in der Nähe von Rohr die Schwarza ein), über Rohr, Ellingshausen und Grimmenthal in das Werrabecken, in welchem in geringer Entfernung von einander 5 Thäler zusammenstoßen. Einmal streift es das Jüchsethal aufwärts, da wollen alte Leute im Dorfe Neubrunn es zum öftern gehört haben. Dort zog es, wie die Alten erzählen, immer durch 3 bestimmte Häuser, das kam aber daher, weil diese Häuser so beschaffen waren, daß in der Flur drei Thüren in gerader Richtung hinter einander sich befanden, vorne die Hausthüre, in der Mitte eine Flur- oder Küchenthüre und dann in der folgenden Wand die Hofthüre. Solche Thürstellung gab dem wütheningen Heere Macht, selbst durch Häuser zu ziehen. Dasselbe geschah in dem Dorfe Untermaßfeld, durch welches der Zug sich nach dem Thälchen der Sulza, nach Sülzfeld zu, wandte. Dort fuhr es über den Zinken-Still (ein Theil des Waldes Still) durch die nahe Wüstung „Reumles“ und über deren noch immer verrufene Brücke, wo ein Kreuzweg ist, und wo es nächtig spuken soll, hinauf auf das Plateau, auf dem das Dorf Dreißigacker liegt. Dort erinnere ich mich selbst aus meiner Jugend, die ich in Dreißigacker verlebte, von Leuten die Aeußerung vernommen zu haben: „Heut Nacht ist das wüthige Heer durchs Dorf gefahren.“ Von Dreißigacker nahm es dann den Zug nach dem Haßfurtwalde, und von da am Geba-Berge hin in den Rosagrund; dort hört man in Rosdorf viel davon erzählen, und dort, wie in den übrigen genannten Ortschaften kennen die Bewohner auch Schutzmittel gegen den wilden Heeres-Spuk. Wenn man es nahen höre, müsse man sich niederwerfen, und schweigend,

mit nach dem Boden gekehrten Gesichte verharren, bis es vorübergebraust sei, sonst habe man zu befahren, daß man mit hinweggeführt und über Wald und Wipfel gerissen werde. Wer es gerne sehen will, darf bei Leibe nicht ohne Weiteres danach umschauen, sonst läuft er Gefahr, daß ihm der Hals gebrochen werde, sondern er muß seinen Kopf durch die Speichen eines Wagenrades stecken, da wird er alles gewahr und sieht am Ende mehr als ihm lieb ist, und kann die Erinnerung an seine Schrecken all sein Lebetage nicht wieder los werden.

44.

Wichtlein im mittlern Werrathale.

Fast in allen Gegenden, wo im Volke die Sage vom wilden Heereszuge lebt, sei es, daß der Wode als dessen Führer erscheine, oder Frau Holde, treten Wichtlein auf. So war es auch in der Umgegend von Meiningen der Fall, sowohl in unmittelbarer Stadtnähe, als entfernter, aber der meiningensche Chronist Sebastian Güth verrückte den Standpunkt der alten Sage, verjüngte sie, und schuf aus den Wichtleinshöhlen, die aus der Urzeit her dem Volke bekannt waren, Zufluchtsörter der Bevölkerung in den Hunnenzeiten. Die nüchterne Geschichtschreibung nahm der altheidnischen Mythe ihren Schimmer. Güth in seiner „gründlichen Beschreibung der Stadt Meiningen" schildert das Wüthen der Hunnen im Jahre 923, und sagt wörtlich: „Für solcher Angst und Furcht, und damit die Leute für des Hunnen Wüthen und Toben etlicher-

maßen sicher sein möchten, haben sie Löcher in die Berge und Felsen gemacht, und sich darinnen verborgen, dergleichen nicht allein zu Meiningen am Drachberg und an der Trifft, sondern auch in der Nachbarschaft an dem Dolmar und zu Dillstedt zu finden sein, welche letztere zumal gar bequem erbauet, daß auch ein frischer Quellbrunn in einem ausgehauenen Stein darinnen zu sehen. Solche Löcher hat man vor Zeiten Zwärg-Löcher und Wichteleinswohnungen genannt, weil die hiesigen Leut, so sich derselben bedienet, gegen die Hünnen als kleine Zwärg oder Wichtelein (so haben die Alten die Kinder zu nennen gepflogen) geschienen." So bestätigt Güth selbst das Vorhandengewesensein der alten Zwerg-Sage, indem er sie beseitigt. Seine Angabe ist zudem eine ganz irrige. Wol mag die schwache Bevölkerung vor den Hunnen in schwerzugängliche Waldungen geflohen sein, um sich darin verborgen zu halten, die bekannten, und noch immer so genannten Wichtleinshöhlen aber boten keinen Raum dazu dar; ich bin als Knabe unzähligemale in diese kleinen Felsklüfte gekrochen, die so raumbeschränkt, so eng und so niedrig sind, daß kaum ein Knabe, nicht aber ein Erwachsener darin stehen kann, auch sind derselben nur sehr wenige. Jedenfalls war in früheren Zeiten die Wichtleinsage in unserer Gegend mehr vorherrschend, und es ist sehr möglich, daß sie dem heutigen Dorfe Wichtshausen den Namen verlieh, das bereits im Jahre 922 als Wightigeshuson urkundlich vorkommt. Es liegt zwischen Meiningen und dem von Güth erwähnten Dorfe Dillstedt, an der Hasel, und ganz in seiner Nähe, zur Linken dicht am Wege nach Dillstedt zieht sich eine zerklüftete Felswand mehrere hundert Schritte lang hin, an der man, zunächst

bei Wichtshausen, eine in das Innere führende Oeffnung gewahrt. Diese Wand heißt der „Wichtelstein,“ oft auch nur einfach der „Stein,“ und das Wichtleinsloch soll tief und weit unter der Erde wegführen. Ein Mann sei einst hineingekrochen, habe den Eingang nicht wieder finden können, und habe sich, nachdem er lange sich mühsam fortgetappt, in einem Keller zu Schwarza gefunden, das eine Stunde weit von Wichtshausen entlegen ist. Nach andern soll eine Gans diesen Marsch durch den Wichtelstein gemacht haben. Diese Gegend ist überhaupt sehr sagenreich, doch gehört sie weiter hinauf zum Gebiete des Thüringer Waldes, bei dessen Durchwanderung sie nochmals berührt wird. Nur einer scherzhaften Wichtshäuser Sage sei noch gedacht: Ein Graf von Henneberg hatte einen Hofzwerg und Narren, der hieß Buch-Klaas, und war aus Wichtshausen. Der ritt einmal mit seinem Herrn im Walde und Gehölze herum, deren Bestand zu besehen, und der Graf sagte zu ihm: Sieh einmal Klaas, was für schöne Bäume ich da herum stehen habe! Darauf lachte der Zwergwichtel hellauf, was er nur lachen konnte, und rief: Du hast hier Bäume stehen, denkst Du? Denkst, die schönen Bäume wären Dein? Dein sind nur die Krummen — die Geraden gehören den Förstern. — In Wichtshausen steht noch Buch-Klaasens Stammhaus.

45.

Das Mädchen von Schwarza.

Im Flecken Schwarza saßen einstmals viele Mädchen in einer Spinnstube beisammen und sprachen und scherzten allerlei. Da wurde auch die Frage aufgeworfen, ob wohl eine so beherzt sei, hinaus auf den vor dem Ort gelegenen Gottesacker zu gehen, und zum Zeichen ihres Dortgewesenseins einen Todtenkranz zu bringen? Alle scheuten sich vor dem Frevel, bis auf Eine, die Muth zeigte, es zu thun, und auch sofort, als es eine Wette galt, den Weg antrat. Der Mond schien hell, und die kecke Dirne gelangte bald an ihr Ziel. Doch da sie an die Gottesackerkirche kam, gewahrte sie ein Pferd an dieser angebunden, und bemerkte durch die Kirchenfenster Lichtschimmer. Leise zur angelehnten Thüre schleichend, gewahrte sie einen Mann, welcher beschäftigt war, mehrere Kostbarkeiten in die Altardecke einzupacken, und barg sich dann, als der Mann der Thüre sich näherte, hinter eine Bahre. Sie sah, wie der Räuber Alles auf sein Pferd band, und als dieser noch einmal in die Kirche zurückging, um das Licht zu verlöschen, schwang sie sich rasch auf das Pferd, und trieb es zum Dorfe hinein. Der Räuber hörte den davon eilenden Schritt des Rosses, und eilte in wilder Hast mit gezogenem Schwerte nach, die Dirne aber ritt stracks zum Hause hinein auf die Flur, und schlug die Thüre in dem Augenblick zu, als er einen Hieb nach ihr führte, der nun nur die Thüre traf, davon das Wahrzeichen noch zu sehen sein soll.

Die Mädchen in der Spinnstube hatten in ängstlicher Spannung der Rückkehr ihrer Kameradin geharrt, als sie

nun auf einmal das Pferdegetrapp vernahmen, und den tosenden Hufschlag außen auf der gedielten Hausflur. Sie öffneten verwundert die Stubenthüre und empfingen die Reiterin, die mit Herzklopfen ihr Abenteuer erzählte. Es wurde nun das Paket geöffnet, darin sich allerlei glänzende Kostbarkeiten fanden, zum großen Erstaunen der Anwesenden. Am folgenden Tage wurde alles Kirchengut zurückerstattet und die Maid behielt nichts für sich, als eine purpurrothe Altardecke, die der Räuber in einer andern Kirche mitgenommen, die nicht zu ermitteln war. Daraus ließ sich die Dirne ein Mieder machen, das sie am nächsten Kirchweihtage trug. Da tanzte die kecke Dirne frisch auf, und es kam auch ein stattlicher fremder Herr, der sie fest ins Auge faßte, und auch um einen Reigen bat. Und wie sie so im wirbelnden Tanze dahinflogen, zuckte er einen Dolch hervor, und stach sie mitten in das Herz, daß sie tod niedersank, und verschwand. Das war der Räuber, dem sie seinen Raub entführt.

Diese Sage begegnet auch an andern Orten, so z. B. in Königshofen in Franken in ziemlich ähnlicher Weise.

46.

Das Vögelein.

Im Dorfe Dillstedt ist ein Platz, dem Wirthshause gegenüber, den nennen die Leute in ihrer Volkssprache nur „die Malschtt", soll heißen Malstätte, die Stätte des Gerichts, und es war üblich, daß jeder Hochzeitzug, wenn er sich nach dem Wirthshause begab, über diese Stätte

sich bewegte. Seitwärts auf dem Mäuerlein grünte eine Harchels (Stachel) beerhecke. Nun geschah es, daß auch einstmals ein Brautpaar fröhlich und glücklich, die Musik voran, die Gäste in langen Reihen hinter sich, über die Malschtt zog. Siehe da saß in der Hecke ein schneeweißes Vögelein und sang:

„Heut wirst du hinauf geklungen,
Und übers Jahr hinauf gesungen!“

Das hörten aber die Brautleute kaum in ihrer Glückseligkeit. Aber wie das Jahr um war, so wurden beide von einer schnellen Seuche hingerafft, und wurden mit Trauerbegleitung und Todenliedern desselben Weges getragen, aber nicht hinauf ins Wirthshaus, sondern hinauf auf den Gottesacker. Seitdem das geschehen ist, geht kein Brautzug mehr über die Malschtt nach dem Wirthshaus, sondern es wird lieber ein großer Umweg gemacht.

47.

Das verwünschte Dorf.

In der Flurmarkung von Dillstedt liegt eine Wüstung, die hat jetzt den Namen Germelshausen; da hat vor Zeiten ein Dorf gestanden, das war schon im Jahre 800 vorhanden, und wurde Geruvineshusen geschrieben. So seltsam wandeln sich im Laufe der Jahrhunderte die Namen der Ortschaften um. Dieses Dorf schwand von der Erde hinweg, ohne daß man zu sagen weiß, wie? Im Jahre 1267 war es noch vorhanden, und im Jahre 1464 wird es schon in Erbzinsregistern des Klosters Rohr eine Wüstung genannt. Es ist mit demselben gegangen wie mit dem

verschwundenen Gertles (s. Sage 37.). Die Sage geht, Germelshausen sei verwünscht worden; von wem und weshalb? das verschweigt sie. Bisweilen findet und sieht es wol Einer, aber das soll gar nicht gut sein. Es mögen wol hundert Jahre her sein, daß der Feldscheerer von Diezhausen durch den Grund kam, der von Marisfeld herab nach Rohr zieht, dem Görtzbach entlang, da kam er durch ein Dorf, sah die Leute in die Kirche gehen, aber in düstern grauen Kutten, altväterisch und wie die Tracht von lauter Leidtragenden. Er ging durch das Dorf und kam nach Rohr, wo alles in bunter Tracht einher ging, und fragte nach dem Dorfe, durch das er gekommen sei, von Marisfeld herunter, aber da sagten die Leute: Zwischen Rohr und Marisfeld liegt kein Dorf.

An einem Dillstedter Kirmsentage ging ein Wichtshäuser Mann, der Schuhmacher Heinrich Messing, aus Altenberga gebürtig, von Wichtshausen aus nach Marisfeld. Er kannte diese Gegend nicht, und betrat sie zum erstenmale. Da lag ein Dorf vor ihm, dessen Häuser er sah, dessen Hähne er krähen hörte, und vor ihm her ging eine Frau, die eilte dem Dorfe zu. Der Heinrich Messing rief diese Frau an, sich bei ihr des Weges zu befragen, aber sie antwortete nicht und schien ihn nicht hören zu wollen, und er konnte sie nicht ereilen, und endlich führte sein Weg auch gar nicht in jenes Dorf hinein. Am Wege aber lag ein Teich, der war ganz eingeraset und fast ohne Wasser, und der Mann wunderte sich darüber, daß man den schönen Teich so gänzlich vernachlässigt habe. Indessen kam der Schuhmacher glücklich nach Marisfeld, verrichtete sein Geschäft, sah aber bei der Rückkehr auf demselben Wege weder jenes Dorf, noch jenen Teich. Nach

Wichtshausen zurückgekehrt, fragte Messing einen Nachbar nach dem Namen jenes Dorfes, und erzählte ihm, was ihm begegnet, auch daß er das Dorf auf dem Rückwege nicht wieder gesehen. Da nahm jener Mann eine sehr ernste und bedenkliche Miene an, und sagte: Es ist sehr gut, daß Ihr jener Frau nicht weiter gefolgt seid — sie hätte Euch vielleicht so geführt, daß Ihr nimmer wieder gekommen wäret. Ohne Zweifel habt Ihr das verwünschte Dorf Germelshausen gesehen, das dort herum gelegen hat, und es ist dort gar nicht geheuer.

48.

Das ewige Licht in der Lorenze.

Zwischen Wichtshausen und Marisfeld hat vor Zeiten eine dem heiligen Laurentius geweihte Kapelle gestanden, von der man nur noch wenige Trümmer sieht. Man nennt die öde Stätte insgemein nur „die Lorenze.“ Die Kapelle soll reich und schön geschmückt gewesen sein, und es sollen abwechselnd die Mönche der Klöster Rohr und Veßra in derselben den Dienst versehen haben, das heißt, von Rohr nur die Geistlichen, denn zu Rohr war ein Nonnenkloster. Einer der Geistlichen am letztgenannten Kloster hatte insbesondere die Obhut über ein „ewiges Licht“ in der Lorenze. Da in der Stiftungsurkunde über die Erhaltung dieses ewigen Lichtes ausdrücklich bedungen war, daß die Lampe nie erlöschen dürfe, außerdem die mit der Stiftung verknüpfte Nutznießung von Grundstücken sogleich vom Kloster Rohr ab, und an das Kloster Veßra fallen solle, so wurde stets darauf gesehen, daß kein ganz

junger Geistlicher zu dessen sorgsamer Obhut bestellt wurde. Gleichwol schützt Alter nicht vor Thorheit, und ein nicht mehr junger Pfleger jener heiligen immer brennenden Ampel vergnügte sich in den Armen eines schönen Beichtkindes aus Marisfeld, das sehr häufig zu ihm in die Lorenze kam, und wenn es sonst keine Sünde zu bekennen hatte, dem Geistlichen seine Liebe bekannte. Ueber solchem Bekenntniß und dem gegenseitigen Naschen vom Baume der Erkenntniß ließ der erzürnte Heilige Laurentius und noch dazu an seinem Namenstage, das heißt am Tage seines Märtyrerthums, an dem er keineswegs in den Armen eines schönen Mägdeleins, sondern auf dem glühenden Rost gelegen hatte, und sein Lebenslicht erloschen war, plötzlich die ewige Lampe erlöschen, obschon sie der Liebende kurz zuvor reichlich mit frischem Oel gefüllt hatte, worüber letzterer so sehr erschrak, daß er vor Entsetzen umsank und gleich auf der Stelle tod war. Seitdem geht der Geist des Geistlichen um in und außerhalb der Lorenze. Am Vorabend des Tages jenes Heiligen müht sich der Geist, die Lampe wieder zu entzünden, indem er den Berg umwandelt; erst beim zweitenmale seines Umwandelns gelingt ihm dieß, und dann wandelt er zum drittenmale mit dem brennenden Licht um den Berg. Sobald dieß geschieht, schlägt eine Glücksstunde für den, der Muth hat, denn jeder Stein, auf den der Strahl des ewigen Lichtes fällt, verwandelt sich flugs in Gold; es darf daher nur einer dem Mönch kühnlich nachgehen und aufraffen. Er muß aber aufhören mit seiner Sammlung, bevor der Geist zum drittenmale den Berg umwandelt hat, sonst gewahrt ihn der Geist und dreht ihm den Hals um.

49.

Der grünende Pfahl.

Wie in der Welt der Mythe die Wuotans-, Hulda- und Wichtleinsagen einen äußerst zu beachtenden wichtigen Grundzug abgeben, so ist ein solcher auch im Bezug auf das Stabwunder vorhanden, das in der Legende vom heiligen Christoph, in der Bekehrungssage vom h. Bonifacius in Thüringen, in der Tanhäuser Sage u. A. vor Augen tritt, und sich in der ungleich späteren Hexensage sogar noch einmal verjüngte.

Nahe über dem schon einigemale genannten Dorfe Untermaßfeld bei Meiningen, dicht über dem rechten Ufer der Werra, erhebt sich der Hexenberg, dessen Gipfel in den Zeiten der Hexenbrände als Feuergerichtsstätte dienen mußte. Gleich wenn man über die Werrabrücke herüber war, kam man an einer alten verfallenen steilen Staffel vorbei, welche noch immer die Hexentreppe heißt. Nun war ein armer Jüngling aus Leutersdorf Namens Hans Schau als der Hexerei verdächtig, eingezogen worden, und wurde im Amte zu Maßfeld schrecklich gefoltert, betheuerte lange seine Unschuld, bis die Folter ihm dennoch ein Geständniß abpreßte, und da kam bald darauf von Jena das Urtheil des hochweisen und stets unfehlbaren Schöppenstuhls, daß der Hans Schau brennen sollte. Er wurde zum Dorfe hinausgeführt, über die Werrabrücke, die Hexentreppe hinauf, den Hexensteig hinan. Etwa auf des Weges Mitte schlug man Pfähle ein, um Bäume daran zu pflanzen und zu befestigen, da blieb bei einem dieser Pfähle der Jüngling stehen, und rief dem Volke zu: So gewiß ich unschuldig bin, so wahr wird Gott der

Herr ein Wunder thun, und Leben geben diesem dürren Pfahle, und ihn zum grünenden Baume ausschlagen lassen. Man lachte seiner, führte ihn vollends hinauf zum Gipfel und verbrannte ihn.

Wie aber die Leute wieder herunter kamen, siehe, da sproßten schon braune Zweiglein aus dem dürren Pfahle, und Knospen daran, die brachen auf, und es trieben grüne Blättlein hervor — und da war schon das Wunder geschehen. Das wunderte sich jedermänniglich und den Richtern wurde seltsam zu Muthe, und es ist hernach niemand mehr im Amte Maßfeld Hexerei halber oder sonst verbrannt worden. Der Pfahl aber wurde eine starke Buche, und zwar am ganzen Hexenberg die einzige, und sie steht noch immer, und kann sie jedermann sehen, und von jedem Kinde sich die Mär erzählen und bestätigen hören.

50.

Vom Berge Dolmar.

Ueber den Dörfern Kühndorf und Schwarza, und frei und kahl wie eine Vorhut des Thüringerwaldes gegen das Werrathal vortretend, erhebt sich 2300 Fuß hoch der mächtige Dolmar, ein Berg, dessen Hochgipfel jedenfalls dem diese Gegend bewohnenden Culturvolke als eine heilige Stätte galt. Weit um sein Gebiet liegen altheidnische Gräbergruppen verstreut, welche mancherlei Ausbeute an Ketten, Fibulen und Ringen lieferten; auf dem Gipfel fand man sogar eine phönicische Münze. Viele Dörfer, weit mehr als jetzt, hatten sich um den Dolmar herum

angesiedelt, eins davon, Dolmarsdorf, hatte von ihm den Namen entlehnt; jetzt ist's eine Wüstung, in der die Sage eine weiße Jungfrau wandeln läßt, insgemein die letzte Ueberlieferung von altgermanischen Priesterinnen, welche heilige Quellen hütheten, und in deren Nähe wohnten. Es soll auf dem hohen Berggipfel auch in alter Zeit ein Schloß gestanden haben, welches Herren von Kündorf inne hatten — doch verschwand dasselbe längst schon völlig spurlos; ein späteres Jagdschlößchen, das Herzog Moritz zu Sachsen droben errichten ließ, ist ebenfalls, bis auf eine geringe Spur, vom Sturm der Zeit hinweggeweht worden. Manche örtliche Namen in des Dolmars Nähe klingen uralt, halb mythisch, so Utendorf, am Fuße des Berges, Helba, nach Meiningen zu, Welkershausen, von Sebast. Güth, der nichts von Walküren der scandinavischen Mythe wußte, 1676 Wahlkürhausen geschrieben. Zwischen Helba und Utendorf in einem Wiesengrunde die beiden Armlöcher, zwei bisweilen ganz trockene Wasserkessel, aus denen zu Zeiten Wasser mit starker Heftigkeit hervorbricht. Sie sollen der Sage nach mit der Schwarza in Verbindung stehen, und in diese letztere geworfene Flachsknoten aus den Armlöchern hervorkommen. Auf dem Berge zwischen Kühndorf und Rohr höre man Wasser rauschen, geht die Sage. Am südlichen Dolmarabhang liegt auch das Dorf Christes, das seinen Namen von einer Wunderquelle: Brunnen Christi genannt, empfing. Es geschahen große Wallfahrten dorthin, frühzeitig wurde eine Kirche gebaut und reich begabt, auch wurde dieses „Gotteshaus zu unser lieben Frauen zum Christus" mit plastischem Bildwerk und Wandmalereien geschmückt. — Im Christesser Revier auf dem Schießplatze

an der hessischen Grenze finden sich 2 Steinkreuze, zum Andenken eines Jägers und eines Schäfers, die dort wegen der Huthung in Wortwechsel geriethen und einander gegenseitig mordeten. Sie spuken noch dort herum in gewissen Nächten.

51.

Metzels.

Zwischen Christes und Wasungen liegt, auch noch auf dem Höhenzuge der Thüringerwaldvorberge, die sich nach dem Thale der Werra hinabsenken, das Dorf Metzels, das früher Glattenstein hieß. Die Umwandlung des letzteren Namens in den ersteren erklärt die Sage auf doppelte Weise; einmal habe bei Lebzeiten Graf Poppo's VII. von Henneberg zwischen Henneberger und Würzburger Volk in der Ortsnähe eine bedeutende „Metzelei" Statt gefunden; dann aber sei einst an einer Kirchweihe zu Glattenstein unter den Burschen des Dorfes und Fremden eine solche Schlägerei und Metzelei entstanden, daß ihrer drei auf dem Platze tod geblieben, zu deren Andenken auch noch drei Steine zum Wahrzeichen unter der Linde stehen. Von da ab sei nicht nur der Ortsname unabänderlich abgeändert, sondern auch auf hundert Jahr die Kirmse verboten worden. Letzterer Sagenzug begegnet im Hennebergischen und Thüringischen nicht selten, und das Volk hat sich dafür längst den technischen Ausdruck: „die Kirmse verschlagen" gebildet. Zu Metzels stand vordem der „Klausbrunnen" in hohen Ehren. Es stand in der Kirche daselbst das lebensgroße Bild des heiligen Nicolaus, schön geschnitzt,

bemalt und vergoldet, noch aus katholischer Zeit; selbiges Bild wollten die Mellrichstädter gern für ihre schöne Kirche haben, kauften es der Gemeinde zu Metzels ab, kamen mit einem vierspännigen Wagen und holten das Bild ab. Wie sie aber an den Berg gelangten, über den, etwas steil ansteigend, die Fahrstraße gen Meiningen führt, brachten sie das Bild nicht fort, weil es gar zu schwer war, und immer schwerer wurde, legten es an den Weg, und fuhren leer heim; die Metzelser aber trugen ihren h. Nicolaus wieder in ihre Kirche an seinen alten Platz, und an der Stelle, wo das Bild gelegen hatte, entsprang eine frische Quelle, die man den Klausbrunnen nannte und den Berg den Klausberg. Der Brunnen wurde in das Dorf geleitet, quillt noch heute und ist für die Gemeinde zu Metzels so nützlich als wichtig, und mehr werth, als das Geld, was sie den Mellrichstädtern zurückzahlten.

52.

Wasungens Alter und Sonstiges.

Das Städtchen Wasungen ist von hohem Alter; es wird schon im Jahre 874 Vasungin genannt. Zahlreiche Wustungsnamen in der Umgebung und Feldflur deuten nach früher Bevölkerung aus einer Zeit, in welcher erstere mehr in Einzelgehöften, als in Ortschaften gedrängt, das Land bewohnte und bebaute. Kaiser Albrecht verlieh 1307 der Stadt die Rechte der damals freien Reichsstädte Schweinfurt und Gelnhausen, und erhob das gräflich hennebergische Landgericht daselbst zu einem frei-kaiserlichen. Auch

mit Juden war in früherer Zeit das Städtlein wohlversehen, wovon noch der „Judengarten" zeugt. Kleinstädtisches Gebahren einerseits und der Nachbarschaft stets wache Spott- und Neckelust erhob auch Wasungen zu einer deutschen Lalen- und Schildbürgerstadt, und trug nicht nur alle bekannten und im Volksbuche gesammelten Lalenstreiche auf seine Bewohner über, sondern ersann auch neue, die zwar nicht gern gehört werden, indeß muß sich Wasungen mit dem ebenfalls meiningenschen Städtchen Ummerstadt, mit dem pfälzischen Bensheim und Zwingenberg, dem westphälischen Beckum, mit Schöppenstädt, Polkwitz, Anweiler, Triefels, Weilheim, Bopfingen, Ganslos und so vielen andern Städtlein und Orten trösten, denen es nun einmal ihre Nachbarn nicht besser machen. Vor mehr als hundert Jahren schrieb schon ein hennebergischer Geschichtsforscher das Folgende wörtlich nieder, als er Wasungens gedachte: „Im übrigen ist niemanden leicht im Hennebergischen unbewußt, daß allerhand possierliche Schwänke und Histörigen von denen Bürgern zu Wasungen erzählt werden, welche eine ziemliche Verwandtschaft mit denen in Meißen berühmten Schildbürgers-Geschichten haben." Nun, die Wasunger sind es nicht allein, welche die Eselseier des lächerlichen ausbrüten, es wird auch an höher gelegenen Orten bisweilen vieles des lächerlichen und dummen ausgeheckt. So ertheilte ein Hutreceß vom Jahre 1578 die Erlaubniß, daß der Wasunger Ziegenhirte mit seinen Ziegen „zur Winterszeit den Schloßberg und die Hunnenburg betreiben dürfe." Welches Futter die armen Ziegen zur Winterszeit an diesen ohnehin kahlen Berggeländen abweiden sollten, verschwieg die hochweise Verordnung. Daß einstmals die Wasunger einen galgenreifen Gauner nicht an ihren Gal-

gen henken sehen wollten, weil dieser „für sie und ihre Kinder und Kindeskinder“ sei, und ihm ein Stück Geld gaben, sich dafür henken zu lassen, wo er wollte, war gar nicht so unweise gedacht, und ist solches kluge Mittel Anno Achtundvierzig in manchem Staate probatum befunden worden. Bei einem solchen „fort mit Schaden!“ liegt der Nutzen auf der Hand. Daß die Wasunger sich auf Quarkkäse setzten, in der Meinung, es seien Eier arabischer Pferde, und dergleichen ausbrüten wollten, dürfte wohl auch anderwärts in alter und neuer deutscher Geschichte ein vielfach wiederholendes Echo finden, selbst wenn jene Eier nur einfache Eselseier, wie eine Variante dieser Sage will, hätten sein sollen. An dem Römhilder Aalfang (s. Sage 35.) erinnert die Jagd der Wasunger auf den in der übergetretenen Werra daher geschwommenen braunen Hirsch, nach dem weidlich geschossen und gefangen wurde; als man endlich den Hirsch, der seine vier Beine kerzengerade gen Himmel streckte, am Ufer hatte, war's ein — alter Waschtisch. So auch jene Jagd, als ein Wasunger in der Dämmerung auf dem Wege ein schwarzes, unheimliches, kugeliges Ungethüm liegen sah, heim eilte, die Wehr zusammenrief, und nun die Mannschaft auszog mit Laternen, Spießen, Heugabeln, Stangen und Stöcken, auch Musquetonen und Luntenbüchsen, um das Gethüm zu bewältigen, das so groß sein sollte, wie ein Wagenrad, und stachlig, wie ein Igel, und Zähne haben, wie ein Hecht, und Glotzen, wie Karfunkel. Nach dem ersten Schuß platzte zersprützend das Ungethüm und die Mannschaft schrie frohlockend: Gett all daher! Jetzt hats den Gift fahren gelassen! — und nun drauf. Bei Licht besehen war aber das Ungethüm gar nicht so groß wie ein Wagenrad, sondern nur so groß

wie ein Schweinsmagen, es hatte auch keine Glotzen wie Karfunkel, sondern gar keine Augen, auch keine Stacheln, sondern eine glatte Haut, es war auch kein Ungethüm, sondern eine höchst friedlich gesinnte Schlackwurst, ein Schwartenmagen, den ein Bauer verloren hatte. Die alte, ewig sich verjüngende Mär vom kreisenden Berge. Wie die Katze aus Furcht schnell wieder über das Weichbild zurückgeschickt wurde, weil man ihr auf die Frage, was sie fresse, nachgesagt, sie fräße alles — wie der Gastwirth dem Gaste, der zur Bequemlichkeit ein Paar Pantoffeln zu haben, nebenbei aber auch einen Wasunger Streich zu gewahren wünscht, die Pantoffeln aus des Gastes eigenen Stiefeln schneidet — wie die Ehrenpforte, weil es regnete, statt Regenschirmes über den hindurchziehenden Fürsten getragen wurde — wie bei derselben Gelegenheit der Bürgermeister den Bürgern sagte: Ihr thut, was ihr mich thun seht, und sich alle gegen die Wand kehrten, weil jenen dazu ein Bedürfniß nöthigte, und so alle, da in diesem Augenblick der Fürst kam, mit dem Rücken Front machten, hat vielleicht tieferen Sinn, als mancher ahnet, der darüber lacht, und ist nur ein Sinnbild; denn zu Zeiten macht gar manche Schildbürgerschaft ihrem Fürsten und ihrer Oberherrschaft ein widerhaariges Kehrt, die Signatur der Untreue. — Ganz vor kurzem ists geschehen, daß eine Wasunger Köchin ihrer Herrschaft weiche Eier sieden sollte. Sie brachte die Eier hart gesotten auf den Tisch. Ei! sprach die Frau, die Eier sind ja hart! „Nu, se hunn doch lang genung gekoicht —" erwiederte die Köchin: — es wern ahle (alte) sinn — ech will se noch emal ins Töpfe thu, un tüchtig koich."

53.

Die ungetreue Brücke.

In der Nähe und Nachbarschaft des Dorfes Schwallungen unterhalb Wasungen im Werrathale, uralt, schon 788 als Svvollunga genannt, haben sich mancherlei Spuksagen erhalten. Ein gespenstiger Reiter läßt sich im Dorfe sehen, der hat keinen Kopf. Der Vater des alten Melcher, des ältesten Mannes im Dorfe, hat an der Straße gewohnt und zum öftern jenen Reiter gesehen. Er kam von einem Wegkreuze, das an der Hard beim Oelmeßchen stand oder lag. Wenn er an des alten Melchers Aelternhaus kam, betete der Vater desselben ein Vater Unser. Da hielt der Reiter sein Pferd an, und blieb still halten, so lange das Gebet währete. Dann ritt er weiter in die Nacht hinein, niemand wußte, wohin. Unterhalb Schwallungen näher nach der Burg Todtenwart, vor Alters Tattenwarte genannt, führt eine Brücke über das durch ein Seitenthal zur Rechten herabkommende Flüßchen Schmalkalde. Dort war früher ein tiefer schauriger Hohlweg, der die ungetreue Hohle genannt wurde. Man sah zu Zeiten dort einen nächtlichen Trauerzug, 6 Männer, die einen Sarg auf einer Todtenbahre trugen, und Brücke und Hohle so versperrten, daß niemand darüber konnte. Auch das Vieh sah solche Erscheinung und scheute entsetzt zurück. Mancher der die Hohle und Brücke umgehen wollte, kam ganz vom Wege ab, und gerieth in die nahen Eralacher Teiche.

54.

Breitunger Kloster-Sagen.

Das Werrathal war reich mit Klöstern beglückt und gesegnet. Nicht weit vom Ursprunge das Nonnen-Kloster Veilsdorf bei Hildburghausen, dann ohnweit Themar das Nonnenkloster Trostadt; ganz nahe dem Thale das Mönchskloster Veßra, in Meiningen ein Minoritenkloster, eine Stunde von der Stadt nach dem Gebirge das Nonnenkloster Rora, in Wasungen ein Wilhelmiterkloster, seitwärts zur Linken auf fränkischer Erde Kloster Sinnershausen, auch Wilhelmitermönche; wieder näher nach dem Hauptthale zu in Georgenzell Cisterzienser, rechts in Stundenferne Schmalkalden mit seinem reichen Kollegiat-Stift St. Egidii und Erharti und seinem noch ältern Augustiner-Mönchskloster; im Thale selbst nun folgend das Nonnenkloster Königs-(Frauen-)Breitungen, früher auch Mönche daselbst, am linken, und das Mönchskloster Herren-(Burg-) Breitungen am rechten Werra-Ufer, endlich noch das Nonnenkloster Allendorf an der Werra, dicht unter dem Burgberge von Frankenstein und nahe bei Salzungen — alle zusammen eine wahre terra oder Werra sacra.

Zwischen Frauen- und Herren-Breitungen, einander so wahlverwandt, wie die Inseln Frauen- und Herren-Chiemsee in Bayern, läßt die immer und überall wiederkehrende Sage einen unterirdischen Gang, und noch dazu quer unterm Werrabette wegführen, durch den die Mönche zu den Nonnen schlüpften. Einst hatte ein Herrenbreitunger Mönch mit einer Frauenbreitunger Nonne einen Fluchtplan verabredet, den beide auch in früher Morgenstunde ausführ-

ten, aber der Frühmeßner einer kleinen, dem Walde nahen Kapelle, deren Stätte noch heute das Frühmeßchen heißt, hatte Kundschaft von dieser Flucht und Gründe genug, dem Bruder sein Liebesglück nicht zu gönnen. Er lauerte den Flüchtigen hinter einem Birnbaume auf, und stach mit einem Messer beide nieder. Nun gehen die Schatten beider in ihren Sünden ohne Beichte und Absolution dahin gefahrenen im Abtswalde um, und beim Frühmeßchen, und wollen zusammen, aber der Geist jenes Kirchmeßners wirft sich mit zornigen Gebehrden zwischen sie, und hindert die Vereinigung der Liebenden bis zum jüngsten Tage.

55.

Winkender Feuermann.

In einem armseligen Häuslein nahe bei Breitungen, wo man es auf der Lache nennt, wohnte ein frommes dürftiges Ehepaar, das gewahrte alljährlich im Advent einen riesigen feurigen Mann, der loderte bis an das Häuschen, und winkte mit einem Finger, und der Finger war so lang wie ein Arm. Die armen Leute fürchteten sich sehr, und wagten nicht, dem Winke des Feuermannes Folge zu leisten, bis endlich doch einmal die Frau sich ein Herz faßte, das Häuschen verließ und der Erscheinung nachging. Sie bereitete sich völlig auf diese kühne That vor, fastete, betete, kleidete sich rein und weiß, und nahm, als der Feuermann abermals kam und winkte, zu ihrem Schutze die Bibel mit. Jetzt flackerte die Erscheinung ihr voran bis zum Glashüttenteich, an diesem vorbei, und

beim Steinbruch hinter, bis er stille stand, und nach einer Stelle anhaltend deutete. Auf diese Stelle legte die Frau ihre Bibel und ging wieder nach Hause. Sie war aber von dem raschen Gange und der Furcht zum Tode erschöpft, erreichte nur mit Mühe ihr Häuslein, erzählte ihrem Mann alles, beschrieb ihm den Platz, dahin sie die Bibel gelegt, und starb noch in derselben Nacht. Der Mann suchte nun am Tage jenen Platz, fand die Bibel, grub an jener Stelle nach und hob einen ansehnlichen Schatz, von dem er sich viele Wiesen und Aecker und zuletzt ein ganzes Gut zusammenkaufte; der Feuermann aber war erlöst, und ließ sich nachher niemals wieder sehen.

56.

Der Glittstein.

Vor uralten Zeiten ist einmal nahe bei Frauenbreitungen ein mächtig großer Stein vom Himmel gefallen, der ist kohlschwarz und glatt. Weil nun der Stein vom Himmel gefallen war, so wollten die zu Frauenbreitungen denselben gern in ihrem Ort haben, als ein Wahrzeichen, aber der Stein war gar zu schwer. Nun saß in Breitungen ob eines Verbrechens ein Leineweber, der vermaß sich, mit seiner Kraft, ihn in seiner Schürze und in einem Gange vom Felde herein und bis an die Kirche zu tragen. Das wurde angenommen, und der Leineweber trug richtig den Stein in einem Gange vom Felde bis auf den Markt, da bekam plötzlich die lange Schürze einen Riß durch ihre ganze Breite und der Stein glitt heraus auf den Boden,

und konnte nicht weiter fortgebracht werden. Und da liegt er noch immer, denn niemand kann ihn erheben, geschweige von dannen tragen. Gleichwohl wurde der Leineweber seines Vergehens losgesprochen, doch sollen seitdem seine Zunftgenossen keine langen Schürzen mehr tragen, sondern kurze.

57.

Der begrabene Däumling.

Vor mehreren Jahren wurde am sogenannten steinernen Hause zu Frauenbreitungen etwas reparirt. In der Mittagsfeierstunde sah einer der Maurergesellen müßig aus einer Luke desselben in die daran stoßenden Gärten. Da gewahrte er, wie eine Frau gegangen kam, unter einem alten Birnbaume ein Loch in die Erde grub, darauf eine Schachtel unterm Mantel hervorzog, und in das Loch verscharrte, welches sie sodann sorgfältig wieder mit Rasen bedeckte. — Gern hätte der Maurergeselle sogleich, nachdem die Frau wieder fortgegangen war, seine rege gewordene Neugierde befriedigt, und auf der Stelle nachgesehen, was eigentlich die Frau dort unter dem alten Birnbaum vergraben habe. Allein die Feierstunde war vorüber, und der Geselle mußte wieder an die Arbeit. Fest nahm er sich aber vor, am Feierabend die Sache zu untersuchen, erzählte auch einem Mitgesellen was er gesehen, und forderte ihn auf, nach beschlossener Arbeit ihn unter den alten Birnbaum zu begleiten, und mit nachzusehen. Der Mitgeselle sagte zu, konnte aber nicht Wort halten, weil er gegen Abend von seinem Meister einen Gang aufge-

tragen bekam, von welchem er erst spät zurückkehrte. Nach eingetretenem Feierabend machte sich demnach der Geselle allein auf den Weg, und begab sich unter den alten Birnbaum, wo er an der wohlgemerkten Stelle einschlug. Bald gelangte er auf die vergrabene Schachtel, zog sie heraus und lüftete den Deckel, um nachzusehen, welche Schätze darin verborgen seien. In der Schachtel aber lag ein lebendiges Geschöpf, etwa eine halbe Elle lang, von menschlicher Gestalt, aber mit kohlenschwarzem Gesicht, Bockshörnern und Pferdefüßen; das stierte ihn mit großen funkensprühenden Feueraugen an, sprang mit einem ungeheuern Satz aus der Schachtel heraus, und hüpfte mit mehr als mannshohen Sätzen einigemal um den erschrockenen Gesellen herum, dann aber mit widerlichem Freudengeschrei über Bäume, Hecken und Zäune fort nach dem See zu, auf und davon.

Entsetzt ließ der Geselle die Schachtel fallen, und rannte nach Hause. Todtenbleich und sterbenskrank kam er daselbst an. Kaum konnte er mit lallender Zunge erzählen, was ihm begegnet war. Ein Nervenfieber packte ihn, und nach wenigen Tagen war er tod. In der Fieberhitze phantasirte er beständig von der Däumlingsgestalt; dann sträubte sich das Haar ihm empor, die Augen traten ihm vor den Kopf, der Angstschweiß vor die Stirne, und krampfhaft stöhnte der Arme: schafft mir den schwarzen Teufel fort; er will mich umbringen.

Die Schachtel und das Loch fand man unter dem alten Birnbaume. Den Däumling aber hat niemand wieder gesehen, und eben so wenig hat man erfahren können, wer die Frau gewesen, welche die Schachtel unter dem Birnbaum vergraben hatte.

58.

Die Sibylle.

Im Volke lebt der Glaube, daß einst in der Nähe von Barchfeld eine Sibylle gewohnt und geweissagt habe, vielleicht führte sie den Namen Immel oder Amalie, der zwei Dörfern der Nachbarschaft den Namen gab: Immelborn und Uebelrode, das eigentlich Immelrode heißt. Diese Sibylle that, was alle Sibyllen gethan: sie weissagte, und zwar Dinge, die das Volk gern hörte. Damals war nichts so verhaßt, als der Türke, und des grausamen Türkenvolkes Vernichtung und Untergang war allgemeiner Wunsch der deutschen Nation, genährt durch tagtägliches Kirchengebet gegen den Türken, genährt durch tausend Schriften, und durch das Blut derer, die im Kampfe gegen den Erbfeind der Christenheit ihr Leben zum Opfer brachten. Der Türke werde, so weissagte die Sibylle, mit furchtbarer Heeresmacht gerüstet, in Deutschland einbrechen, werde Oesterreich und Bayern bewältigen und unterjochen, und alles verwüsten; da werde ganz Deutschland sich einigen und dem Türkenheere entgegenziehen zum großen Kampfe der Befreiung, und im Werrathale, in der Fläche zwischen Barchfeld und Salzungen, werde die Vernichtungsschlacht entbrennen; Wenige der Türken werden ihr entrinnen, und über die Grenzen Deutschlands zurück werde keiner gelangen. Der Sultan selbst werde als der letzte Türke mitten auf der Werrabrücke erschlagen werden. Dann werde das deutsche Heer in die Türkei einbrechen, und dem Reiche des Erbfeindes der Christenheit schnell und für immer ein Ende machen. Oesterreichs und Bayerns verheerte Landstriche würden bald wieder schöner und reicher wie zuvor auf-

blühen. Solches zeugte die Sibylle, und man glaubte ihr. Wie schade, daß sie keine Kassandra war!

59.

Seejungfrauen.

Bei der Stadt Salzungen liegt ein kleiner aber sehr schöner See, und in der Umgegend sind ebenfalls einige noch kleinere Seeen gelegen, und es ist in der ganzen Umgegend die Nixensage heimisch. Im Salzunger See, der auch alle Jahre sein Opfer verlangt, nämlich einen Todten, welches ganz sprüchwörtlich geworden, soll eine Wasserfrau wohnen, die ist früher bisweilen herausgekommen und durch die See'spforte zu den dicht an derselben befindlichen Fleischbänken, die jetzt nicht mehr vorhanden sind. Das Haar dieser Wasserfrau war grünlich und der Saum ihres Gewandes war immer handbreit naß. Einst hackte ein böser Metzger, der es merkte, daß sie die Wasserfrau war, mit seinem Fleischermesser ihr einen Daumen ab — da ist sie schreiend wieder hinab zum See geeilt, und niemals wiedergekommen, in des Metzgers Bank begann aber alsbald alles Fleisch zu faulen, und immer roch es darin, wie faule Fische, so daß niemand mehr von ihm kaufte, und er zuletzt als armer Bettler sich in dem See das Leben nahm. Andere sagen, die Wasserfrau habe einstmals in den Fleischbänken ein Kind zurück gelassen, und sei dann niemals wieder gekommen. In den „hünischen Hof,“ ein steinernes Burghaus dicht am See, das von dem ausgestorbenen Adelsgeschlechte der Herren von Hun oder Haun

den Namen noch immer trägt, kamen einst zwei Seejungfern zum Tanze, weilten zu lange, und wurden dann zum Opfer ihrer überseeischen Freude, denn nachdem sie zu spät in den See zurückgekehrt waren, färbte sich derselbe blutroth. Wenige Schritte vom Salzunger See ist noch ein tiefes Wasserloch befindlich, das früher viel größer war, und für unergründlich galt. Dasselbe heißt die Teufelskutte. Dort hinein fuhr häufig der fliegende Drache, wahrscheinlich um ein abkühlendes Bad zu nehmen. Eine Strecke weiter aufwärts nach Barchfeld zu liegt der Erlensee mitten in den Thalwiesen des Werragrundes, ein Tummelplatz hüpfender Irrlichter und geistender Feuermänner; in ihm badet sich die weiße Jungfrau, die von dem Trümmerberge der Burg Frankenstein herabwandelt, aber nur alle 7 Jahre erscheinen soll. Südwärts von Salzungen nach Wildprechtrode zu liegt der Buchen- oder Büchensee, ein gefüllter Wasserkrater ohne Zufluß und ohne Abfluß, an dessen Stelle stand einst ein stattliches Schloß. Zu diesem Schlosse kamen in stürmischer Gewitternacht zwei Wanderer, die baten flehendlich um Obdach und um Trank und Speise, allein obgleich es hoch herging im Schlosse, und alle Fenster erleuchtet waren, so wurde dennoch den Wanderern nicht aufgethan, sondern man wieß sie mit rauhen Worten ab. Im Schlosse wohnten drei junge Fräulein, die waren mild und gut, aber sie vermochten nichts gegen die Härte des Burgherrn, und baten ihn vergebens um Einlaß der Armen. Die Wanderer aber waren keine irdischen Menschen, sie waren Götter oder doch Zauberer und verwünschten das Schloß und da sank es in die Erde viel hundert Klaftern tief hinab mit Mann und Maus, und an seine Stelle trat der

stille See, und um den See wuchs ein Buchenwald, und gab ihm den Namen, und jetzt ist auch von diesem Walde längst keine Spur mehr vorhanden, sondern der See liegt mitten in einer Ackerflur — so lange ist es schon her. Da nun leider auch die drei guten Fräulein mit versunken waren, und die Unschuldigen mit den Schuldigen, wie so häufig geschieht, leiden mußten, so wurden sie begnadigt, Nixen zu werden, und durften alle Jahre einmal nach dem nahen Dorfe Wilbrechtrode zur Kirmse fahren. Dort machten sie durch ihre Schönheit großes Aufsehen, und man glaubte, sie seien vornehme Stadtjungfern aus Salzungen. An einem solchen Kirmsentage kam ein Jäger aus Salzungen noch spät von der Jagd, sah die Fräulein in der Mitternachtstunde in ihren ganz altmodischen Wagen steigen, und setzte sich hinten auf, um schneller heimzukommen. Da hörte er es plötzlich rauschen und fühlte, wie Wasser zu ihm heraufspritzte, sprang schnell vom Tritt, und hatte Mühe, zum See'srande emporzuklimmen — hinter ihm sank der Wagen in den See hinab, und die Wellen schlugen rauschend über ihm und den drei Fräulein zusammen. Später haben sich diese Jungfrauen des Buchensee's auch einmal verspätet, wie insgemein die Nixen der Sage thun, und haben ihre Tanzlust mit dem Leben büßen müssen.

Weiter hinab im Werrathale, bei Merkers, blitzt auch ein ziemlich umfangreicher See, und eine Stunde weit zur rechten hinüber nach dem Walde zu liegt ohnweit dem bedeutenden Frauensee, ehemaliger Klosterort, der kleine Hautsee beim Dörfchen Dönges — mit schwimmender Insel. Auch dort die allverbreitete Nixensage heimisch — einem Nixenpärchen, das nach Dönges zum Tanze kam,

raubte ein Bursche des Dorfes die Handschuhe. Ueber dem ängstlichen suchen danach verspäteten sich die Nixchen, stürzten in Hast nach dem See, der sich, nachdem er sie aufgenommen, alsbald blutroth färbte. Dieser in fast allen Nixensagen wiederkehrende Zug findet leicht seine Erklärung in einer physicalischen Erscheinung, ebenso wie das sogenannte Grünblühen des Salzunger und anderer Seeen. Auch eine Wehmutter aus Dönges wurde einst, und zwar reitend, in den Hautsee geführt, um ein Nixenkind zu bringen, und reich beschenkt an ihren Ort zurückgebracht, doch ward ihr tiefes Schweigen auferlegt. Erst auf dem Sterbebette beichtete sie ihrem Seelsorger, was ihr widerfahren. Nicht gar weit vom Hautsee, und nur wenige Stunden von Salzungen liegt der schöne Lustort Wilhelmsthal, mit romantischen Parkhainen und einem See, durch den ein kleines Flüßchen, die Ellna fließt. Auch hier die Nixensage, und eine Ellnanymphe, die ein junger Jäger liebte, der sich mit ihr verlobte, aber ihr treulos ward. Da rächte sich die Nixe, zog ihn in ihr nasses Bette, küßte ihn tod, und warf seinen Leichnam in Unkerode aus, allwo er an die Kirchhofmauer begraben wurde.

60.

Rothe Sechse.

Im Amtsflecken Tiefenort, unter dem alten Burgschlosse Krainberg im Werrathale steht ein steinernes ritterliches Haus. Das soll, der Sage nach, ein Ritter besessen haben, welcher das Spiel über alles liebte. Er ver-

spielte Hab und Gut, und setzte zuletzt auch noch sein Haus auf die Karte. Durch ein Trumpfblatt, durch die Roth Sechse gewann der Gegner, und nahm darauf den Namen von Spiel-Haus an, und die glückbringende Karte in sein Wappen. Nach der Hand kam die Familie dieses Besitzers von Tiefenort weg, aber über dem Hause blieb noch das zierlich in Stein gehauene Wappen des Gewinners, und das Gut heißt noch immer das Spiel-Hausische. Auch über dem Edelmanns-Stand hängt der ritterliche Schild mit der Spielkarte, sechs rothe Herzen je zu dreien über einander gestellt, im der Länge nach getheilten Felde von schwarz und Silber. Als Helmzier ragt ein Arm empor, der die Karte hält. Wenn der Pfarrer ein Freund von Karten ist, so kann er sich jedesmal, so oft er predigt, an diesem Bilde erbauen, denn es hängt unmittelbar der Kanzel gegenüber. In derselben Kirche neben der Kanzel steht ein steinernes Denkmal mit dem Bilde des Grafen Adam von Beichlingen, der auf dem Schlosse Krainberg starb. Dieser Umstand hat Ursache zu einer Variante der Roth-Sechsener Sage gegeben. Der Graf Beichlingen selbst soll der leichtsinnige Ritter gewesen sein, und alles verspielt haben, da hätten seine Verwandten unter der Bedingung noch einmal seine sämmtlichen Spiel- und anderen Schulden bezahlt, daß er die Karte in sein Wappen nehme. Diese letztere Sage scheint eine gemachte. Graf Adam von Beichlingen war ein gelehrter Staatsmann, wurde vom Kaiser Maximilian selbst mit dem Schwerte Carls des Großen zum Ritter geschlagen, war kaiserlicher oberster Kammerrichter zu Speier, Marschall der Landgrafschaft Thüringen, und wurde Schwiegersohn Landgraf Wilhelms des Weisen zu Hessen-Cassel. Er mußte

allerdings seine Grafschaft Beichlingen vieler Schulden halber verkaufen, kaufte aber die Herrschaften und Schlösser Krainberg und Gebesee. Sein steinernes Epitaphium stellt ihn geharnischt, mit gefalteten Händen und knieend dar; in den Ecken zeigt es die beichlingenschen, mansfeldischen und rothenburgischen Wappenschilde.

61.

Sagen vom Schlosse Krainberg.

Das Schloß Krainberg ist jetzt nur eine öde Trümmer, doch bietet es reizende Fernsichten dar in das Werrathal auf- und abwärts, auf das Rhöngebirge, auf den Thüringerwald, im Vorgrunde auf der Wartburg stattlichen Bau, und in das Hessenland, im Hintergrunde auf den langgestreckten sagenumklungenen Meissner. Diese Burg war es, welche der unglücklichen Landgräfin Margaretha von Thüringen, der Mutter Friedrichs mit der gebissenen Wange die erste schirmende Nachtrast auf ihrem Fluchtwege von der vier Stunden Weges davon entfernten Wartburg bot. Die Herren von Frankenstein sollen Schloß Krainberg erbaut, und dabei ein lebendes Kind in ein steinernes Särglein gelegt und mit eingemauert haben, weil man den Glauben hatte, daß dadurch eine Burg unüberwindlich werde, daher diese Sage sich auch bei sehr vielen Burgen wiederholt und mit mannichfaltigen Verschiedenheiten erzählt wird. Es soll wirklich beim Abbrechen einer Mauer der Ruine Krainberg das steinerne Särglein mit Kinderknochen gefunden worden sein. Vor-

her habe man zum öftern im Burghofe ein leises Gewimmer vernommen, oder auch ein weißes Kind ganz allein daselbst mit Blumen spielen sehen.

Auch eine weiße Jungfrau wandelt in den Ruinen, und als Wunder- und Glücksblume blüht dort eine Tulipane. Der Tulipane erwähnt die Sage selten, meist ist es eine gelbe Schlüsselblume, eine blaue Glockenblume oder eine weiße, auch purpurrothe Lilie, die dem Glücklichen entgegenblüht, dem ein Schatz bescheert ist, und das kommt lediglich daher, daß das Volk die Tulipane nur als Ziergewächs der Gärten kennt, weil die in Deutschland wildwachsende kleine Tulpe (Tulipa sylvestris Linn.) nicht häufig angetroffen wird. Einem Schäfer, der innerhalb der Ruinen des Schlosses Krainberg die Tulipane fand, und dem die weiße Jungfrau erschien, begegnete gleich vielen andern das Mißgeschick, daß ihm im schätzegefüllten Kellergewölbe die Blume vom Hute fiel, daß er in ihr „das beste" vergaß, und vom heftigen zuschlagen einer Eisenthüre am Gewölbeingang den Tod davon trug.

62.

Abt giebt Namen.

Ein guter Theil des unteren Werrathales, das jetzt großherzoglich Sachsen Weimar-Eisenachisches Landesgebiet ist, gehörte zu dem früheren Buchengau (Buchonia), und die Aebte des Hochstifts Fulda beherrschten dasselbe mit ihrem Krummstabe. In der Reihe derselben war Abt Dankmar. Dieser Abt bereiste zu einer Zeit seinen Kirch-

sprengel, und fand die Wege äußerst schlecht, so daß er sammt seiner Begleitung eines Tages völlig stecken blieb, und nach dem nächsten Dorfe zurück Boten senden mußte, um Vorspann zu holen. Die Einwohner dort aber liebten keinesweges den Herrn Abt, und zeigten sich seinen Wünschen und Befehlen ganz zuwider. Sie sandten weder Menschen noch Vieh ab, ihm zu helfen, und wiesen seine Boten mit unfreundlichen Worten zurück. Nun sandte der Abt in das zweite nächstgelegene Dorf vor ihm und dort waren die Einwohner ihm holder; sie beeiferten sich förmlich, ihm zu dienen und ihm die erbetene Hülfe zu leisten. Der Abt ertheilte ihnen dafür seinen Segen, und ordnete an, daß dieser hülfreiche Ort hinführo seinen Namen tragen, und dieser Name zugleich seinen Dank auf ewige Zeiten ausdrücken solle. So wurde der Ort Dankmarshausen genannt. Aber jenes Dorf, das sich so bockig und widerhaarig (nach neumodigem Kanzleideutsch „renitent“) ihm gezeigt, das sollte nun auch auf ewige Zeiten Widershausen oder Widdershausen genannt werden, und dem ist auch also geschehen. Beide Dörfer liegen nahe an der Werra beim Städtlein Berka.

63.

Wie zu Berka die Werra ausblieb.

Bei Berka ist die Werra ein ziemlich bedeutender Fluß, daher ein Ereigniß, das sich im Jahre 1682 am 21. Sonntage nach Trinitatis, war der 22. November, begab, wol in Verwunderung setzen durfte. An diesem

Tage blieb während des Gottesdienstes, und zwar unter der Frühpredigt, die Werra plötzlich aus, so daß man Fische, Aale, Lachse, Karpfen, Hechte und Forellen mit Händen und in Menge fangen konnte. Die Bevölkerung war über dieses Phänomen sehr verwundert, erschrocken und bestürzt; man konnte nicht anders glauben, als der Fluß müsse sich einen andern Weg gebahnt haben, und sandte nun Boten nach Dankmarshausen, Widdershausen, bis nach Heringen, und niederwärts bis Gerstungen und Salmannshausen. Dort war eben so wenig Wasser anzutreffen, als zu Berka. Aber weiter aufwärts, bei Philippsthal und Vacha, und weiter abwärts, bei Herleshausen, ward die Werra im vollen Laufe befunden. „Wie das zugegangen“ sagt der alte Chronist, der diese Nachricht handschriftlich hinterließ: „ist Gott bekannt.“ —

64.

Die drei Auflagen.

Im Thale der Werra liegen zur Rechten des Ufers noch heute die umfangreichen Trümmer des vormals sehr stattlichen Schlosses Brandenburg, welche Burg der Wohnsitz eines in dieser Gegend reich begüterten alten Thüringischen Grafengeschlechtes war. Die Grafen hatten das Recht, den Fleischern in Gerstungen ihre Taxe festzustellen, auch durften diese nicht früher von dem Schlachtvieh etwas verkaufen, bis der Fleischbote von der Brandenburg mit seinem Esel und der Taxe kam, und die besten Stücken vorweg holte. Dieser Fleischbote hieß Lim-

pert und war ein lahmer Krüppel, der stets des Sprüchleins eingedenk war: langsam kommt man auch weit, der seinen Esel nie zur Eile trieb, und seinen Hohn und Spott darüber hatte, wenn die Fleischer, von ihren übrigen Kunden gedrängt, in Verzweiflung waren und ihn mit Scheltworten empfingen. Da der Krüppel sein kommen mit Absicht immer mehr und mehr verzögerte, so schwur der Gildemeister ihm zornig zu, er wolle ihm Beine machen, wenn er noch einmal so lange säume. Das wolle er sehen! antwortete Limpert, und nahm die Drohung wörtlich, indem er nun in der That gerade noch einmal so lange zu kommen säumte, als er bisher gesäumt hatte. Darauf machte der Gildemeister dem Krüppel Beine in die Ewigkeit — er schlug ihn tod, ließ ihn in Stücke hacken, mit diesen Stücken die Fleischkiste des Esels füllen und letzteren zur Burg treiben. Diese That erregte sachgemäß den wüthendsten Zorn des Grafen gegen ganz Gerstungen; er befehdete das Städlein, und ließ es keinen guten Tag mehr sehen, bis flehentlich unter Erbietung jeder Sühne um Gnade gebeten wurde. Darauf verlangte der Graf zur Sühne seines ermordeten Limpert drei Scheffel voll Silberheller, alle einen und desselben Gepräges, drei himmelblaue Windhunde und drei mannshohe Eichenstäbe ohne Knoten. Diese drei Auflagen sollten binnen Jahresfrist beigeschafft sein, oder die Metzgerzunft in Gerstungen solle ihre Unthat blutig und schrecklich büßen. Da war guter Rath theuer, doch endlich wurde er gefunden. Der Rath verkündete, daß er auf eine gewisse Sorte Silberheller des Stiftes Fulda, das deren sehr viele geprägt, Agio zahlen wolle, da strömten Juden und Bettelleute in Menge herbei und schafften Heller, bis die drei Scheffel

voll waren, und die Silberheller wieder im Course sanken. Drei schneeweiße Windhunde wurden in ein Zimmer gesperrt, dessen Fenster von blauem Glase waren, und das ganz blau angestrichen war. Blaugekleidete und blaugefärbte Wärter fütterten die Hunde aus blauen Geschirren mit Blaukohl und gebratenen Blaumeisen und Blaukehlchen. Davon begannen die Hunde endlich selbst blau anzulaufen, und warfen blaue Junge. Mittlerweile wurden drei junge Eichenschossen in Glasröhren zum Wachsthum getrieben, da war kein Raum, Knoten anzusetzen, und so waren nicht ohne große Sorgen, Kosten, Last und Mühe die drei Auflagen erfüllt, und Gerstungen hatte wieder guten Frieden. Der Graf von Brandenburg aber behielt sein Recht der Fleischtaxe, schaffte sich einen andern Krüppel zum Fleischboten an, und behielt den alten Esel zum Fleischholen bei, der mittlerweile lahm geworden war. Nächstdem mußten die Gerstunger Metzger ihren Fleischscharrn abbrechen, und dafür ein Pfründenhaus für arme Krüppel erbauen, auch wurde auf die Stelle, wo sie den Limpert zerhackten, ein breiter Stein gelegt, der liegt noch und heißt der Limpertstein, ein Andenken und zugleich ein Spiegel, nämlich der Warnung.

Diese Sage wiederholt sich unter ziemlich gleichen Umständen auch anderwärts, namentlich in der Stadt Osnabrück mit einem Grafen von Tecklenburg.

65.

Das Lindigsfräuchen in Gerstungen.

Bei Gerstungen soll noch ein Schloß gelegen haben, das Lindigsschloß geheißen, darauf lebte ein Burgfräulein, schön vom Körper und wundersam begabt mit Geist, daher es auch Umgang pflog mit den Geistern des Thalflusses, den Nixen, und jenen der Berge, mit den Wichtlein im Werrathale. Solche Neigung wurde den Aeltern des Fräuleins kund und mißfiel ihnen, sie sendeten daher ihr allzugeistreiches Kind in ein Kloster. Im Kloster gefiel sich aber die Jungfrau keineswegs und sah dieselbe es daher gar nicht ungern, daß ein junger Graf von Brandenburg sich sterblich in sie verliebte, sie aus dem Kloster entführte und sich mit ihr vermälte. Aber auch als Gräfin von Brandenburg vermochte jene Huldin ihre Neigung zur dämonischen Welt nicht aufzugeben; sie hatte viele heimliche Zusammenkünfte mit der Werranixe, deren Schloß just unterm Wasserspiegel zunächst der Brandenburg lag, und durch geheime Gänge mit dem Schlosse auf dem Berge in Verbindung stand. Sie gelobte ihren einzigen Sohn der befreundeten Wasserfeine, und diese säumte nicht, denselben, als er zu Jünglingsjahren gekommen war, in ihr Reich hinabzuziehen. Seine Mutter wurde nicht alt; sie starb, ohne zu beichten und von ihren Süuden losgesprochen zu werden, und daher gelangte ihre arme Seele auch nicht in den Himmel, sondern in das Zwischenreich, dessen Bewohner und Bewohnerinnen von Zeit zu Zeit noch auf Erden umher geisten müssen. Selbiges Loos fiel denn auch dieser Gräfin von Brandenburg; sie muß alle sieben Jahre einmal erscheinen, als Matrone

gekleidet, einen Leidschleier um den Kopf, ein Schlüsselbund in der Hand, und im Gesichte so weiß wie ein Quarkkäse. So erscheint sie auf der alten Lindigsburgstätte, und davon heißt sie das Lindigsfrauchen, dann aber auch unter der Brandenburg und auch auf dem Wege von Gerstungen nach dem ehemaligen Kloster im Kolbacher Thale, wo sie als Nönnelein gelebt hatte. Das Lindigsfrauchen hat die nicht sehr angenehme Eigenheit, sich nächtlichen Wanderern aufzuhocken, und so sehr ätherisch sie im Leben gewesen sein mag, als sie noch mit ätherischen Wesen Umgang gepflogen, so irdisch schwer wurde sie denen, die sie hockeln mußten. Wer sie aber bis ans Ziel, wohin sie just getragen sein will, hockelt, dem erschließt sie Gewölbe und Keller voll Schätze, und macht ihn über die Maßen reich. Die Sage theilt aber mit, daß von solchem hockeln ein Bauer, Namens Oehme, ein Fleischer, Namens Rösing und Andere den blassen Tod davon getragen haben, nennt aber keinen, der zur Zeit durch das Lindigsfrauchen glücklich geworden.

66.

Vom Bilstein.

Es giebt in verschiedenen Gegenden Deutschlands Bergkuppen, namentlich felsreiche oder auch einzeln stehende Felsen und Felsengruppen, welche den Namen Bilstein führen. Diese Benennung klingt mythisch an, wenn man auch nicht geradezu an einen Bil oder Biel als Harzgott glauben, und von ihm das Wort Beil ableiten will, oder in ihm den Vater der Bilwitzen, Bilzen, Bilsen, Hexenschnittmacher, erblicken will. Im Harze ein Bielstein bei

Blankenburg, desgleichen bei Rübeland und die Bielshöhle, ebenso bei Ilefeld; am Gebaberg ein Bilstein, desgleichen einer dicht über Meiningen, steile Felswand unmittelbar über der Werra am linken Ufer, und so auch eine malerische Felsengruppe im unteren Werrathale ohnweit der Brandenburg. An ihm, was wieder in frühe Zeiten zurückdeutet, eine Teufelskanzel, ein Teufelsloch, ein Hexenloch, in das der Teufel sich verbarg, als er einst hierherkam, und den heiligen Bonifacius von weitem predigend und bekehrend erblickte, obgleich er, diesem Verderben drohend, den ganzen Bilstein nach ihm und dessen frommer Heerde geschleudert hatte, und zwar soll dieß bei Gelegenheit einer Luftreise geschehen sein, als der Teufel seine Residenz vom Brocken auf den Inselberg verlegen wollte und einen Theil der Gebäulichkeiten mit sich trug. Die Felsenzacken und Felsenmassen aber fielen in das Werrathal nieder, weil der heilige Bonifacius das Bekehrungs-Kreuz gegen sie schwang, und der Teufel duckte schleunigst unter, indem er in das erwähnte Loch schlüpfte, welches noch dazu so eng war, daß er daran einen Theil von seinen schwarzen Haaren hängen bleiben lassen mußte, daher ist selbiges Loch noch heute so schwarz.

Auf dem Bilsteine lebte ein Hüne, und auf der Hard bei Saalmannshausen lebte auch einer, die waren gute Kameraden mit einander und buken ihr Brot in einem gemeinschaftlichen Backofen. Einst war es dem einen Hünen, als höre er, wie sein Freund seinen Backtrog ausscharrte, und machte seinen Teig fertig. Er kam aber damit viel zu früh; der gute Freund hatte sich nur ein wenig am Beine gekratzt.

67.

Farrnsamen.

Dem Farrnsamen schreibt der Volksglaube in Thüringen die Kraft zu, diejenigen unsichtbar zu machen, die ihn in der Mitternachtstunde auf den goldenen Sonntag oder in der Johannisnacht erlangen. In dieser Nacht gelangt der Same zur völligen Reife, fällt dann ab, und verschwindet plötzlich. Auch hat, wer diesen Samen besitzt, Glück im Spiele und kann jeden Tag zum Freischütz werden, denn jeder Schuß, den ein solcher Mann thut, fehlt nimmer. Manche setzten schon Leib und Leben, ja das Heil ihrer Seelen daran, Farrnsamen zu erlangen, oft mit großer Fährlichkeit, daher dieser Same auch Fahrsame genannt wird — und es schlug ihnen dennoch fehl; andere, die nicht danach suchten, die fanden und hatten ihn sonder Mühe und Fahr. So erging es einem Manne zu Berka. Sein Fohlen verlief sich im Walde, er suchte es lange, und fand es nicht — erst nach Mitternacht ging er verdrüßlich nach Hause und wußte nicht, daß er von Ungefähr auf reifendes Farrnkraut trat, und vom Samen ihm etwas in die Schuhe fiel. Erst gegen Morgen erreichte er sein Gehöft, mochte sich nicht erst zu Bett legen, sondern setzte sich, um auszuruhen, auf den Lehnstuhl am Ofen. Seine Frau, seine Kinder, sein Gesinde traten nach einander in die Stube, niemand bot ihm guten Morgen, niemand that, als ob der Hausherr zugegen sei. Jetzt sagte er: Ich habe das Fohlen nicht finden können. — Alle erschraken vor der bekannten Stimme, und die Frau rief: Mann! Wo bist Du denn? — Der Mann erhob sich vom Stuhle, trat unter die Seinen und sagte: Da bin ich ja; ich stehe ja

vor Dir, Frau — aber niemand gewahrte ihn. Da merkte er seine Unsichtbarkeit, aber sie wurde ihm lästig, und da ihn etwas im Schuh drückte, so zog er diesen aus und klopfte ihn aus, und da fiel der Wünschelsame heraus, und wurde alsbald unsichtbar, denn seine Findestunde war vorüber. Der Finder aber war wieder sichtbar geworden, und froh, die bedenkliche Gabe los zu sein, denn die Wiedererlangung seines Fohlens war ihm lieber, als die bedenkliche Gabe des bösen Fol.

68.

Storchengericht.

Zu Creuzburg an der Werra kamen an einem Herbsttage, kurz vor der Zeit als die Störche wegziehen, große Züge von Störchen an, umflogen die Stadt, und ließen sich theils auf Gebäuden, theils auf nahen Wiesen nieder, und begannen heftig mit einander zu kämpfen. Dann schienen sie einen Waffenstillstand geschlossen zu haben und es flogen gleichsam nur Boten ab und zu, entweder aus der Stadt zu den Wiesen, oder von draußen herein. Endlich erhoben sich alle gemeinsam und sammelten sich draußen auf dem Soden (die Wiesen nahe dem Salzamt Wilhelms-Glücksbrunn), und ließen sich mit großem Geräusche nieder. Hierauf ordneten sie sich in zwei Reihen, und es erschien ein einzelner Storch, der in die Mitte trat, als wenn er eine schönklappernde Rede halten wollte. Aber alsbald fielen die ganzen Schwärme über diesen einzelnen her, stachen und hackten mit ihren spitzen Schnäbeln auf ihn los, und ließen

nicht eher ab von ihm, bis er tod am Boden lag. Hierauf hob sich die befiederte Storchenvolksversammlung von dannen, und alle Theilnehmer zogen davon bis auf ein einziges Paar, das blieb noch, und als der spätere Herbst es weggetrieben hatte, kam es wieder, und kein Jahr verging, daß nicht ein Storchenpaar in Kreuzburg genistet hätte, bis zum Jahre 1837, da sind die Störche zum erstenmale ausgeblieben, und wurde solches gar nicht gern gesehen. Es müssen gleichwol solcher Storchenversammlungen, Kämpfe und Gerichte zu verschiedenen Zeiten mehrere Statt gefunden haben, denn die alten Chroniken weichen in Angabe der Jahreszahl, wenn dieß Gericht sich zugetragen habe, merklich von einander ab. Eine giebt 1355 an; sie meldet ganz einfach: Anno 1355. Kamen unzehliche viele Störcke zu Creuzburg auf einer Wiesen zusammen, zerrissen ihrer Drei, und flogen davon. — Eine andere Quelle nennt das Jahr 1445, eine dritte 1523. Man sah darin ein Vorzeichen nahen Krieges, und dieser blieb auch niemals aus.

69.

Der Sprung vom Hellerstein.

Unterhalb Kreuzburg in der Gegend von Treffurt bricht sich die Werra nur mühsam Bahn durch hochgegipfelte Felsen mit steilen Abhängen. Der höchste derselben heißt der Normannstein, auch Hermannstein und Hellerstein. Nun lebte in Treffurt ein Ritter und Herr des Städtleins, Hermann von Treffurt geheißen, dem ließe sich allerlei nachsagen, nur nicht, daß er ein Heiliger sei. Er ritt

oft und viel in der schönen Gegend umher nach schönen und minniglichen Frauen, und fand deren auch, zumal gar nicht weit von Treffurt Eisenach, und nicht weit von Eisenach Frau Venusberg gelegen. Da er nun eines Abends wein und minneselig heimwärts gen Treffurt ritt, nickte er ein, und sein Roß trug ihn nicht auf gerader Straße weiter, sondern trabte mit ihm zur Höhe des Hellersteins empor, bis an den jähen Abgrund des Felsenvorsprunges. Zu spät erwachte der Ritter, schon setzte das Roß hinab, da empfahl sich Ritter Hermann in den Schutz der göttlichen Jungfrau und rief: Hilf heilige Maria! Hilf Deinem Knechte! und da war ihm, als hielte ihn ein Arm, und hebe ihn anft empor, im Augenblicke, als das Roß zerschmettert zu Boden stürzte. Darauf ist der Ritter ein Mönch geworden, hat seines vorher sündigen Lebens sich völlig abgethan, und hat nie wieder ein Roß bestiegen.

70.

Wichtlein im untern Werrathale.

In dem ganzen Thalgebiete der Werra, da wo die Hörsel in dieselbe einmündet, kommt die mythische Trias, der Hulda, der Wichtlein und der wilden Jagd abermals zu mannichfaltiger sagenhafter Erscheinung. Schon in Mitten der Wegstrecke zwischen Tiefenort und Berka an der Werra liegen die Hulden-Berge. In den sogenannten Göhringer Steinen läßt die örtliche Sage eine Hulda als Wasserfeine in einer Krystallgrotte wohnen, und mit Wichtlein bevölkert sie das Werrathal

schon von Gerstungen an, über Berka herab, dann über Sallmannshausen und Hörschel bis Spichra. Der wilde Jäger heißt in dieser Gegend nicht Wode, obschon der Namensklang des nicht allzufern im Hörselthale liegenden Dorfes Wutha, das 1170 noch Wutensberc hieß, lebhaft an ihn erinnert, sondern er heißt Elbel, ein so rein mythischer Name, daß er keiner erklärenden Deutung bedarf. Nur der anderorts hervortretende Zug, daß der wilde Jäger die Wichtlein jagt und verfolgt, scheint in dieser Gegend zu fehlen, kann aber auch unversehens noch aufgefunden werden. In Gerstungen im Schlosse ist ein schöner Pferdestall, allein es hält darinnen kein Pferd aus, sie werden wüthend, schlagen aus, schäumen, bäumen sich, zerreißen Ketten und Halftern. Es wohnen Wichteln unterm Stalle, das ist die Ursache, denn zwischen Pferden und diesen Geistern besteht Feindschaft. Reitet doch der Wode, der die Wichtelmännlein und Wichtelweiblein jagt und ist doch Rache der Grundzug im Charakter der ganzen dämonischen Welt. Einem Bauer im obenerwähnten Dorfe Dankmarshausen fiel ein Pferd nach dem andern, und dem Manne drohte die Gefahr, an den Bettelstab zu gelangen. Als er eines Abends über die Hausflur ging, hörte er ein Flüstern unter einer umgestülpten Wanne. Als er darunter sah, gewahrte er vier Wichtlein, welche aus einem in der Flur stehenden Backtroge Teig genommen hatten, und Brot daraus kneteten. Knete zu, knete zu! sprach einer zum andern, und der Bauer sah verwundert zu und schwieg. Ein anderer hätte vielleicht gescholten. Weißt Du auch, Mann, warum Deine Pferde fallen? fragte das älteste Wichtelmännchen. Ich will Dir's sagen, daß Du es weißt. Weil wir unter dem Stalle wohnen, und weil

wir die Pferde hassen. Bringe Deine Pferde in einen andern Stall, so werden sie vor uns Ruhe haben. Freudig befolgte der Bauer diesen Rath und die Wichtlein blieben bei ihm, waren ihm im Haushalt förderlich und hülfreich, und er wurde durch sie der reichste Mann in Dankmarshausen.

71.

Der Wichtlein Ueberfahrt.

Im Spatenberge ohnweit und unterhalb Spichra, am rechten Ufer der Werra, öffnet sich eine kleine Höhle, die Wichtelkutte geheißen, in welcher schon vor undenklichen Zeiten Wichtlein hausten. Es war ein zahlreiches Völklein das da sein Wesen trieb, und war, obgleich stets neckelustig gesinnt, den Menschen doch gut und hülfreich. Nun war oder ist dort noch eine Fähre vom rechten Ufer zum linken, und der Fährmann hieß Beck, zu dem kamen eines Abends zwei kleine Männlein, und verlangten übergefahren zu werden. Alle drei gingen zum Flusse und bestiegen die Fähre, als sie jedoch darinnen waren, baten die Männlein den Fergen, noch ein wenig zu warten, es komme noch jemand. Es kam indeß niemand, gleichwohl senkte sich die Fähre tiefer und tiefer in das Wasser, als ob sie schwerer und schwerer werde. Da niemand kam, stieß der Ferge endlich vom Ufer ab, aber es wollte ihm bedünken, noch nie sei die Fähre so schwer gewesen. Als man nun am andern Ufer anlangte, fragte einer von den Uebergefahrenen den Fährmann: Sage, welchen Lohn begehrst Du? Willst du das Fährgeld nach der Kopfzahl, oder ist

ein Scheffel Würz (Salz) Dir lieber? Da besann sich der Ferge nicht lange, sondern sagte: Ein Scheffel Würz wäre mir absonderlich lieber, als die paar Pfennige für eure zwei kleinen Köpfe. — Sollst die Würze haben, da Du den Witz nicht hast — entgegnete das Wichtelmännlein, doch wärest du besser gefahren, wenn Du nach der Kopfzahl den Fährlohn begehrt hättest. Siehe mir einmal über die Schulter! — Der Ferge that, wie das Männlein ihm gesagt, da sahe er ein wimmelnd Volk, das von der Fähre herab an das Ufer sprang, ganz unzählbar, und das Land gewann und erklimmte. Nun stiegen auch die beiden Männlein aus, und plötzlich verschwand alles vor den Blicken des Fährmanns, aber auf der Fähre stand ein gehäufter Scheffel weißen Salzes, und dieses selbige Salz offenbarte später die angenehme Eigenschaft, sich immer wieder im Scheffel zu ergänzen, und kein Ende zu nehmen, so viel dessen auch davon hinweggenommen wurde.

Damals sind die Wichtlein aus der Gegend hinweggezogen, weil es ihnen nicht mehr gefiel unter den Menschen zu wohnen, weil das Glockengeläute, Hammerwerk und auch die Pferdezucht sich so sehr mehrten. In den Höhlen um Spichra, besonders aber in dem großen Erdfalle am Spatenberge, findet man noch fein geränderte, zarte, platte, zirkelrunde Steinchen, eins so groß wie das andere, die nennen die Leute Wichtelpfennige.

Diese Sage wiederholt sich in und außer Deutschland an mehreren Orten; es ist ein gemeinsamer Zug der Wichtlein und Zwergensage überhaupt, und giebt viel zu denken.

72.

Der Elbel.

In der Gegend um Mihla, das zwischen Kreuzburg und Treffurt an der Werra liegt, so wie im Hainich, einem langgestreckten Bergwalde zwischen Eisenach und Mühlhausen, zwischen dem Hörsel-, Werra- und Unstrutthale haust und zieht der Elbel als wilder Jäger mit seinem Schwarme. Zwei Felsenthrone heißen nach ihm der Elbelstein und die Elbelkanzel. Ein Herr von Herstall, (einem Geschlechte angehörig, das in Mihla begütert und seßhaft ist, und seinen Ursprung von Pipin von Heristal ableitet), der zur Zeit des dreißigjährigen Krieges lebte, und ein sehr frommer Herr war, hatte einen Leibjäger, der hieß Hölzerkopf. Eines Tages ging der Jäger Hölzerkopf birschen, da sah er eine wunderschöne Jungfrau mit flatterndem Haar in hastiger Flucht an sich vorübereilen, und hinter ihr her kam der Elbel daher gesaust mit seinem tollen wüthigen Heeresspuk, und der Elbel jagte die Jungfrau, wie nach den Sagen im bayrischem Hochgebirge der Wode die Hulda, und nach denen in Tirol die Riesen die Salig-Fräulein. Dem Hölzerkopf gefiel die schöne Jungfrau, und hätte sie am liebsten selbst gejagt, wäre am liebsten selbst der Elbel gewesen, und wünschte sich zu ihm. Aber die Jungfrau entging dem Elbel, denn sie erreichte ein Kreuz, erfaßte dieß, und so hatte er keine Macht mehr über sie, drob freute sich der Hölzerkopf und schoß sein Gewehr in die Luft ab. Gleichwohl, obschon er nach keinem Wilde gezielt hatte, brach ein angeschossener Rehbock aus dem Dickigt und brach verendend vor dem Hölzerkopf zusammen. Und nun traf jeden Tag jeder Schuß auf jagd-

bares Wild, den der Hölzerkopf that, weil sein mächtiger Wunsch ihn zu dem mächtigen Geiste oder Gotte hingezogen, der nach alter Mythe als Wuotan selbst Wunsch heißt und in Person die Wunscherfüllung ist. — Als bald darauf der Jäger Hölzerkopf seine neuerlangte Kunst, Wild aus der Ferne zu treffen, ohne darnach zu zielen, ja ohne es nur zu sehen, wie das beim Freikugelschießen so üblich ist, im Beisein seines frommen Herrn übte, erschrak dieser gar sehr, schalt den Jäger und hieß ihn zum Elbel gehen, denn in seinem Dienst wolle er solch unheimlichen Knecht, der mit Höllenkünsten umgehe, nicht dulden. Darauf ist auf der Stelle der Hölzerkopf trotziglich von dannen in das Waldesdickigt hinein geschritten, und niemand hat ihn wieder gesehen, außer wenn einer den Elbel mit seinem Heere ziehen sah, denn dahin war und blieb nun jener Jäger auf immerdar verwünscht. Und sind der Elbelstein und die Elbelskanzel die Orte, wo der Hölzerkopf bisweilen auf dem Anstand erblickt wird, und wo er am liebsten mit dem Elbel spukend zieht, bald waldüber nach dem Harzwald, bald hinüber zum nähern Thüringerwalde, bald zum Hochthrone der Frau Hulda, dem Meißner im nachbarlichen Hessenlande, bald in die nächste Nähe zum Hörseelenberge, dem weit verrufenen Hauptsitze des wüthenden Heeres.

Wer geneigt ist zum Nachsinnen über den Elbel, und dessen mythische Beziehung zur allgemeinen Wüthenden-Heeressage, dem sei mitgetheilt, daß manche in dieser Gegend diesen wilden Jagdgeist auch Ebel nennen, daß Ebel hier so viel als Abel ist, und daß in Dänemark und in Schleswig-Holstein der wilde Nachtjäger Abel heißt, der ein grausamer König und Brudermörder war, und verdammt wurde, mit einer Schaar kleiner Hunde, denen feu-

rige Zungen aus dem Halse hängen, ewig zu jagen. (D. S. B. 177.) Unmittelbar aber vom Hainich nach dem Harze geht der schnurgerade Weg über Mühlhausen und das Jagdschloß Ebeleben, in dessen Nähe wiederum vor Zeiten die alte Hulda, die Beschützerin des Flachsbaues und der Spinnrocken Kultorte gehabt haben mag, wie zum mindesten die Ortsnamen Rockstedt und Rockensussra vermuthen lassen. Ebeleben liegt in einer Ebene, und im Namen des durch dieselbe schleichenden Flüßchens Helbe birgt sich wiederum der mythische Name Ebel. Solche Ort-Namenforschung kann auf manche Spur lenken, nur muß sie vorsichtig und behutsam und nicht blindgläubig verfolgt werden, damit nicht das, dem im Irrgarten der Namenforschung herumtaumelnden Mythographen fleißig vortanzende Irrlicht der Hypergelahrtheit in den Sumpf führe, darin die urgermanischen Haarzöpfe der Lächerlichkeit wie dicke Riethgrasbüschel wuchernd aufschießen.

73.

Vom Hörseelenberge.

Wie der zackige Hochgipfel des Hörseelenberges weit sichtbar in die Lüfte und in die Wolkennähe emporstarrt, so reichen und deuten die Sagen von ihm in das Schleiergewölk der mythischen Frühzeit, ja dieser Berg ist der hauptsächlichste Träger des Mythenthums im Thüringer Lande. Durch seine eigenthümliche Form, die einem Sarge ähnelt, durch seine steile Wand, seinen langgedehnten Rücken, durch seine seltsame Höhle, die ganz sicher einer vorgeschichtlichen

Zeit angehört, aber dennoch kein bloßes Werk der Natur ist, mag er schon dem Urvolke dieser Gegend, oder, wenn man ein solches nicht annehmen will, der frühesten Bevölkerung merkwürdig und wichtig geworden sein. Die mythische Zeit erkor das Innere dieses Berges zu einem der Wohnorte der mächtigen Holde, die, wenn sie die Nachtseite ihres Wesens herauskehrte, zugleich auch Unholde sein konnte, und stellte sie an Wuotans Statt als Zugführerin an die Spitze seines Heeres. Das frühe Mittelalter bildete aus der Frau Hulda eine Teufelin, wandelte das Innere des Berges zur Fegefeuerstätte um, und vernahm aus der Bergeskluft das wimmern und das Klagegeschrei der gepeinigten Seelen, gab davon dem Berge den Namen Hör-Seelen-Berg, und nannte ihn lateinisch Mons horrisonus, der schrecklichtönende Berg.

Das spätere Mittelalter legte seine poetische Anschauung an das alte heidnische Götterwesen; es bildete die Frau Hulda oder Holde zur holden Liebesgöttin, zur Frau Venus um, eine Heidengottheit mit germanischem Element und teuflischem Wesen. Hatte die frühe deutsche Heldensage der greisen, grauen Holda auf ihren Heereszügen einen greisen Begleiter gegeben, der zugleich ein Warneramt übte, den treuen Eckart (s. o. Sage 44.), so gab die spät mittelalterliche Sage ihrer Frau Venus einen jungen Gesellen, den Ritter Danhäuser, den sie zu sich in ihren Wunderberg gelockt, und dem es endlich vor ihr graute. Wie aber fast alle bedeutenden Sagen sich verjüngen, und welche Sagengruppe Thüringens könnte bedeutender sein, als die in Rede stehende? — so hat die Frau Venus- und Danhäusersage wiederum eine Verjüngung in jüngster Zeit erlitten, daß der Ritter Danhäuser ein Minnesinger gewesen

sein soll, und endlich brachte die allerneueste Zeit und Dichtung denselben mit dem Minnesingerkriege auf dem, dem Hörseelenberge so nahen Schlosse Wartburg in eine innige poetische Verbindung.

74.

Frau Hulda.

Von Frau Hulda wäre sehr viel zu schreiben. Ihr Wesen verliert sich in das Dunkel der Frühzeit, aus dem sie als eine Gode, Gute, Göttin, niederschwebt, als Erdmutter gleichsam, die anderorts Jertha, Hertha, Nerdus hieß, und wieder Frau Gode, Frau Gaue, Erche, Hercha, Herke, Harke u. s. w. In Thüringen heißt und ist sie die Frau Holde, Hulda, im Voigtland Berchta oder Perchta, in Tirol Perchtl. Selten jungfräulich, meist fraulich gedacht, erscheint sie als Mutter, Mutter zahlloser Kinder, in manchen Ländern als Mutter der Wichtlein, der schwachen Heimchen, der vom Wode verfolgten Moos- und Holzweibel, immer als Schutzgottheit, und so steht auch alles Heim, alles häusliche Leben unter ihrem besondern Schutze, vorzugsweise aber wieder das Frauenleben, wie es in der Urzeit war, die Flachs- und Linnenbereitung, das fleißige spinnen, das weben, daher war sie selbst Spinnerin, sie war die Schöpferin des, später Marienfäden genannten „fliegenden Sommers;" sie selbst flog und fuhr, letzteres entweder auf einem Wagen oder Räderschiffe auf der Erde, oder frank und frei durch die Lüfte fahrend ohne Wagen und ohne Flügel, eher noch als Schimmelreiterin, gleich

dem Wode. Am Rheine fand sich ein Römerdenkstein mit der Aufschrift Dea Hludana. Welche andere Göttin, als unsere Hulda, könnte unter dieser Benennung verstanden sein? Als Spinnefrau und Spinnemutter belohnt Frau Holle nach thüringischem, voigtländischem und schwäbischem Volksglauben fleißige Spinnerinnen, hilft ihnen selbst ihr Gespinnst vollenden, straft aber unbarmherzig faule Mägde, die ihre Rocken nicht vor dem Festabend rein abspinnen, verwirrt und zerzaust ihnen Flachs und Haar. So lebte sie noch im Bewußtsein des deutschen Volkes zur Zeit der schönsten deutschen Kunstblüthe beim Abblühen des Mittelalters, so zeigt sie uns ein bedeutsames Holzschnittbild, als gebeugte Greisin mit einem voll aufgewickelten Spinnrocken, das Haupt von langem Lockenhaar umflattert, einsam im tiefen Walde, in einer Wetternacht, in welcher Flammen vor ihr niederschießen, und sie den Kreis des Sternenhimmels sammt dem Monde auf ihrem Nacken trägt. Um den Rocken sind eine Menge kleine Spindeln gesteckt, und eine derselben hält sie in der rechten Hand.

75.

Das wüthende Heer und der treue Eckhart.

Weitverbreitet ist die Sage vom wüthenden oder besser wütigen Heere und der wütigen oder wilden Jagd. Es knüpft an Wuotan, den altgermanischen Urgott, an, und von ihm entlieh es den Namen, wie nach ihm selbst das noch stets im Schwunge gehende Wort Wuth unverkennbar hindeutet, und von ihm abstammt. Das wüthende

Heer ward gedacht als ein Todtenheer, als eine unselige Schaar, bestehend aus den Seelen ungetauft verstorbener Kinder, wie die tirolische Perchtl sie führt, und den Seelen aller Menschen, die eines gewaltsamen Todes gestorben; in letzterer Beziehung ist es Nachhall der frühesten Mythe von der Einheriar-Schaar, der gefallenen Kampfhelden, die mit Odin nach Walhalla ziehen. Nach ursprünglicher Mythe war also das Heer zunächst ein Kriegsheer, ein Heer der Starken, unter männlicher Führung, und ein Seelenheer, ein Heer der Schwachen, unter weiblicher. Spätere Sage verschmolz beide, und wol dann erst trat die dritte Beziehung, die einer Jagd hinzu, als des Heeres letzte Verjüngung. Mit der Jagd war es leicht, den Teufel, den Helljäger, den Seelenjäger, in Verbindung zu bringen, und so wurde das wüthende Heer zugleich ein teuflisches, sein Umzug war Strafe, Buße, analog der Buße im Fegefeuer, dessen Oertlichkeiten auf der Erde selbst man kannte und nannte. Daher wurde auch die Huldenhöhle am Venus- oder Hör-Seelen-Berge von der späteren Sage zur Fegefeuerstätte erkoren. Die Harzsage vom wilden Jäger Hackelnberg, die rheinische vom Wild- und Rheingrafen, welche Bürger poetisch behandelte und alle übrigen, welche die Jäger nennen, sind lauter spätere Verjüngungen. Von dem Heerzuge in Thüringen erzählt M. Johann Agricola in seinen Deutschen Sprichwörtern wörtlich:

„Ich habe neben anderen gehört von dem würdigen Herrn Johann Fremderer, Pfarrherr zu Mansfeld, seines Alters über achtzig Jahr, daß zu Eisleben und im ganzen Land zu Mansfeld das wütend Heere (also haben sie es genennet) fürüber gezogen sei, alle Jahr auf den Fasnacht

Donnerstag, und die Leut sind zugelaufen und haben darauf gewartet, nit anders als sollt' ein großer mächtiger Kaiser oder König fürüber ziehen. Vor dem Haufen ist ein alter Mann hergegangen, mit einem weißen Stabe, der hat sich selbs den treuen Eckhart geheissen. Dieser alter Mann hat die Leute heissen aus dem Wege weichen, hat auch etliche Leute heissen gar heim gehen, sie würden sonst Schaden nehmen. Nach diesem Mann haben etliche geritten, etliche gegangen, und sind Leute gesehen worden, die neulich an den Orten gestorben waren, auch der eins Theils noch lebten. Einer hat geritten auf einem Pferde mit zweien Füßen. Der ander ist auf einem Rade gebunden gelegen und das Rad ist von ihm selbst umgelaufen. Der dritte hat einen Schenkel über die Achsel genommen, und hat gleich sehr gelaufen, ein ander hat keinen Kopf gehabt, und der Stück' ohn' Maßen."

In dieser Mittheilung erwähnt Agricola der Zugführerin mit keinem Worte, aber indem er hinzufügt: „Wir brauchen dieses Worts, wenn jemand einen andern treulich vor Schaden warnet, und wir wollen's nachrühmen, so sagen wir: Du thust wie der treue Eckhart, der warnet auch jedermann für Schaden," deutet er nach jener Hulda- und Eckartsage hin, die oben unter 42 bereits mitgetheilt wurde. An anderen Stellen desselben Buches aber berührt Agricola den Hörseelberg eines Theils als Fegefeuersitz, anderntheils gleichsam auch als Wichtleinwohnsitz, und wieder als Venusberg. Die anzuführenden Stellen lauten:

„Im Land zu Düringen nicht fern von Eisenach liegt ein Berg, der Hoselberg genannt (soll Hörseelberg heißen) da der Teufel bei Menschen und meinem Gedenken Fuhrleut mit Wein in einem Gesicht eingeführet hat, und ihnen

geweisset hat, wie tief etliche Leut, die noch gelebt, und ich gekennt habe, bereits in der hellischen Flammen gesessen sein. Bei Jena an der Saal und in der Herrschaft Honstein (am Harz) sind große Berge, darin der viel gesehen werden, darin Gezwarge gewohnt haben.“

Jedenfalls ist hinter „darin der“ das Wort Höhlen oder Löcher ausgefallen. Gleich darauf erwähnt der Verfasser der Zwerge als hülfreicher Hausgeister, und es ist eine örtliche Sage vorhanden, daß in einem Dorfe am Hörseelenberge Hütchen gewohnt haben. Einem Bauer half ein solches Hütchen auf das treulichste in seinem Hauswesen, so daß dessen Reichthum sich täglich mehrte. Einst erblickte der Bauer das Hütchen, wie sich's ämsig mit einem Strohhalme abmühte, denselben zur Bodentreppe hinanzuziehen, und schrie es, über diese nutzlose Arbeit erzürnt an: ei daß Dich, Du fauler Schlingel. Alsobald wurde das Hütchen unsichtbar, sichtbar aber ein großer, langer Sack voll Getreide, daran vier Mann zu heben und zu tragen hatten. Das war der Strohhalm gewesen, den das Hütchen allein zur Treppe hinan zog. Das Hütchen war hinweg, und der Bauer wurde zum Bettler. (D. S. B. 461.) Agricola erwähnt am angeführten Ort, nachdem er ausführlich die alte Sage vom treuen Eckhart als Schirmvogt der Harlunge (D. S. B. 29.) mitgetheilt hat, „wie der Teufel — — allerlei Spiegelfechten und Betrug herfür gebracht hat, als mit dem Venusberge und Hoselberge. Nun haben die Deutschen in demselben Betrug ihres treuen Eckharts nicht vergessen, von dem sie sagen, er sitze vor dem Venusberge und warne alle Leute, sie sollen nicht in den Berg gehen.“

76.

Königin Reinschwig.

Ganz eigenthümlich und selbstständig, ohne ihr einen Halt in verwandten thüringischen Sagen zu bieten, führt die thüringische Chronikensage eine Königin ein, Reinschwig geheißen, und bringt sie mit dem Fegefeuersitz im Hörseelenberge in Verbindung. Diese Königin soll um das Jahr 1143 in England gelebt und mit ihrem Gemahl eine sehr glückliche Ehe geführt haben. Die Geschichte weiß von einer Königin dieses Namens nichts, die Chronikensage aber berichtet von ihr schlicht und treuherig. „Als ihr Herr König in Engelland, (der ihr aus der Maßen lieb war, denn er sie aus einem geringen Geschlechte zur Königin, um ihrer Tugend willen, erwehlet hatte) gestorben war, wollte sie auch der Treue, so er an ihr gethan, nicht vergessen, gab viel Almosen und ließ viel Seelmessen lesen, der Meinung, ihren Herrn damit aus dem Fegfeuer zu erlösen. Als sie nun solches mit großer Andacht eine Zeitlang getrieben, kömmt des Nachts eine Stimme zu ihr, die saget, es wäre ein Berg, der läge eine Meil Weges jenseit Eisenach, darin würde die Seele ihres Herrn gequälet. Darauf rüstete sie sich mit ihren Jungfrauen zu, und zog in Thüringen bis an denselbigen Berg, und bauete darunter eine kleine Kirche, und weil sie hörete ein jämmerlich Geschrei der Seelen in diesem Berge, und des Teufelsgespensts, so darüber erschienen, ((damit ist das wüthende Heer gemeint)) nannte sie den Höre Seel Berg, daher er auf die heutige Stunde genannt wird der Hörselberg, und unter dem Berge bauete

sie ein Dörflein, das nannte sie Satanas-Stätte, (wird nunmehr Sattelstedt genannt) darum, daß Satanas und die bösen Geister ihnen oftmals erschienen waren, wie auch andere Dörfer, so darum gelegen, als Burla, Hostoro-feld und dergleichen." — „Es hat auch ein Kloster auf St. Petersberge, vor Eisenach in der alten Stadt gelegen, das war von Gebäuden sehr geringe und von der Königin Reinschwig um diese Zeit erstlich angefangen." — „Als die Königin gestorben, hat sie ihren Jungfrauen viel Geld und Gut gelassen, mit demselbigen zogen sie gen Eisenach, in St. Nicolai Kloster, zur Landgräfin Adelheit, nahmen den Orden und Nonnenkleid an, und wohneten da etliche Jahre."

Dieß die Chronikensage von der Königin Reinschwig oder Reinschweig. Die erwähnte Adelheit war die Tochter Ludwigs I., des ersten Landgrafen von Thüringen, und die vierte und jüngste Schwester Ludwig II. des eisernen. Sie wandelte einen Bauernhof, den sie gekauft, in das später berühmt gewordene St. Nicolaikloster um, und wurde dessen erste Aebtissin.

Der Name des heutigen Dorfes Sättelstedt hat in ältesten Zeiten nach Urkunden Satinstete gelautet. Sein altes Kirchlein wurde im dreißigjährigen Kriege von einer Wrangelschen Streifpartei niedergebrannt. Eine Sage läßt vom Innern des Hörseelberges, oder von seiner Kluft aus einen unterirdischen Gang bis unter die Kirche zu Sättelstedt führen. Ein Hostorofeld giebt es jetzt nicht, der gemeinte Ort heißt jetzt Hostrungsfeld, in der Volkssprache abre stets Asterfeld, der nach dem Namen der mythischen Eostar, der Erdmutter, hinweißt, wie denn auch diese Gegend der Ortsnamen viele bietet, aus denen auf frühen

Elementargötterkult sich schließen ließe. Dahin gehören neben Hostrungsfeld Asbach, Sonneborn, Metebach, Teutleben, Wutha u. A.

77.

Die Mär vom Danhäuser.

Es ging ein Lied um in deutschen Landen, das sang und sagte von dem Danhäuser, wie derselbe bei Frau Venus (Frau Hulda) in einem Berge verweilt, und mit ihr der Minne Lust und Seligkeit genossen, dann aber aus dem Berge begehrt habe, aus Uebersättigung und Reue. Und aus dem einen wurden hernachmals der Lieder mehrere mit mannichfaltiger Veränderung und Abwandlung, doch blieb der mythische Grundzug in allen ein und derselbe. Auch der oben erwähnte Agricola, der die alten Lieder und Sagen sehr gut kannte, obgleich er sie zumeist verwirft und als Fabeln bekämpft, gedenkt dieser Märe, indem er sagt: „Da richtet der Teufel an einen Venus Berg, davon man singt im Thanhäuser in Lamperten, wie ich sagen will im (Sprich) Wort von dem treuen Eckhart, da füret er Leut hinein und weiset ihm viel seltsamer Gesichte, auch von den Leuten, die noch lebten." Und an der angezogenen Stelle, bei der Erklärung des Sprichworts vom treuen Eckhart sagt Agricola: „Es ist ein Fabel, wie der Danheuser im Venus Berg gewesen sei, und hab darnach dem Bapst Urbano zu Rom gebeichtet. Bapst Urbanus hat einen Stecken in der Hand gehabt, und gesagt: So wenig als der Stecken könnte

grünen, also wenig möge Danheuser Vergebung seiner Sünden erlangen vnd selig werden. Da ist Danheuser verzweifelt und wider in den Berg gangen und ist noch darinnen. Bald hernach empfäht Bapst Urbanus eine Offenbarung, wie er soll dem Danheuser seine Sünde vergeben, denn der Stecken beginne zu blühen."

„Darum schickt der Bapst aus in alle Lande und ließ den Danheuser suchen, aber man konnte ihn nirgend finden. Dieweil nun der Danheuser also mit Leib und Seele verdorben ist, sagen die Deutschen, der treue Eckhart sitze vor dem Berge und warne die Leute, sie sollen nicht hinein gehen, es möcht' ihnen sonst ergehen wie dem Danhäuser."

Dieß die Sage in ihrer einfachsten Form und Gestalt, mit ihrem Stabwunder, das in einer schwedischen Sage ganz ähnlich und doch wieder nicht völlig ähnlich zu Tage tritt. Hier folgt nun auch in seiner ursprünglichen Gestalt als fliegendes Blatt — das ächte alte Danheuserlied.

78.

Das lied von dem Danheüser.

Nun will ichs heben an
Von dem Danheüser zu singen
Vnnd was er hat wunders gethan
Mit seyner fraüwen Venusinnen
Danheüser was ein ritter gut
Wann er wolt wunder schaüwen
Er wollt in fraum Venus bergk

Zu andern schönen frawen
Herr danheüser jr seyt mir lieb
Daran solt jr mir gedencken
Jr habt mir eynen eydt geschworen
Jr wölt von mir nit wencken
Frauw Venus das enthab ich nit
Ich wil das widersprechen
Wann redt das yemant mehr dann jr
Gott helff mirs an jm rechen
Herr danheüser wie redt jr nun
Jr solt bey mir beleyben
Ich wil eüch mein gespilen geben
Zu eynem steeten weybe
Vnnd nem ich nun ein ander weyb.
Ich hab in meynen sinnen
So müst ich in der helle glut
Auch ewigklich verbrinnen
Jr sagt mir viel von der helle glut
Unnd habt es nye empfunden
Gedenck an meynen roten mundt
Der lachet zu allen stunden
Was hilffet mich eüwer rotter mundt
Er ist mir gar vnmere
Nun gebt mir vrlaub freüwlin zart
Durch aller fraüwen eren
Herr danheüser wölt jr vrlaub han
Ich wil eüch keynen geben-
Nun beleybent edler danheüser
Vnnd fristet eüwer leben
Mein leben das ist worden kranck
Ich mag nit lenger beleyben

Nun gebt mir vrlaub freüwlein zart
Von eüwerem stoltzem leybe
Herr danheüser nit redet also
Jr thunt eüch nit wol besinnen
So gendt wir in ein kemerlein
Vnnd spielen der edlen minne

Gebraüch ich nun ein fremdes weyb
Ich hab in meynem sinne
Fraw Venus edle frauwe zart
Jr seyt ein teüfflerinne

Herr danheüser was redt jr nun
Das jr mich gunnet schelten
Nun solt jr lenger herinne sein
Jr müstent sein dick entgelten

Fraüw Venus vnd das wil ich nit
Ich mag nit lenger bleyben
Maria mutter reyne magdt
Nun hilff mir von den weyben

Herr danheüser jr solt vrlaüb han
Meyn lob das solt jr preysen
Wo jr do in dem landt vmbfart
Nempt vrlaüb von dem greysen

Do scheydt er wider auß dem bergk
In jamer vnd in reüwen
Ich wil gen Rom wol in die statt
Auff eynes Babstes träuwe

Nun far ich frölich wol auff die ban
Gott müß sein ymmer walten
Zu eynem bapst der heyst Vrban
Ob er mich möcht behalten

Ach bapst lieber herre mein
Ich klag eüch meyne sünde
Die ich meine tag begangen hab
Als ich eüch wil verkünden
Ich bin gewessen auch ein jar
Bey Venus eyner frauwen
So wolt ich beycht und buß empfahen
Ob ich möcht got anschauwen
Der bapst het ein stäblein in d'hant
Das was sich also dürre
Als wenig es gegrünen mag
Kumbst du zu gottes hulde
Nun solt ich leben nur ein jar
Eyn jar auff diesser erden
So wolt ich beicht vnd buß empfahen
Vnnd gottes trost erwerben
Do zoch er wider auß der statt
In jammer vnd in leyden
Maria mutter reyne magdt
Muß ich nun von dir scheyden
Er zoch do wider in den berck
Vnnd ewiglich on ende
Ich wil zu Venus meiner frawen zart
Wo mich got wil hyn sende
Seyt got wilkummen danheüser
Ich hab eüwer lang emboren
Seyt wilkummen mein lieber herr
Zu eynem bulen außerkoren
Das weret bis an den dritten tag
Der stab hub an zu grunen
Der bapst schicket auß in alle lande

Wo der danheüser wer hyn kummen
Do was er wider in dem bergk
Vnnd het sein lieb erkoren
Des must der vierde bapst Vrban
Auch ewigklich sein verloren

79.

Das Hörseelbergsloch.

Immer blieb der Hörseelenberg den Umwohnern unheimlich und gefürchtet, von dem Schauergespinnst umwoben, das um ihn her die frühe Huldamythe spann. Das Rauschen des Windes, das ihn umtoste, das Rauschen des Wassers, das man in der Tiefe seiner Höhle zu vernehmen glaubte, und Feuermeteore, die um seinen Scheitel flatterten, alles nährte die Furcht. Im Jahre 1398 geschah es, daß sich am hellen Tage bei Eisenach drei große Feuer erhoben, eine Zeitlang in den Lüften brannten, sich zusammenthaten, wieder von einander rissen, und endlich alle drei in den Hörseelberg hinein fuhren. Auch ist es geschehen, daß man in den früheren Zeiten aus Neugier den Boden vor der Höhle des Hörseelberges glatt gekehrt, und dann am andern Tage dennoch Fußtapfen von Menschen und Thieren in großer Menge davor gefunden hat. Als der Vorzeit Mär und Sage von den Wundern des geheimnißvollen Berges abzublühen begann, wagte sich die nüchterne Forschung an die Höhle, nannte alles, was die Vorahnen gesehen haben wollten und geglaubt hatten, Blend- und Gaukelwerk der Pfaffen und wußte sich gar viel auf die Aufklärung, die sie mit weitem

Kunde verkündete. So wurde denn die mythische Hörselberghöhle erforscht und beschrieben, wie folgt: „Dieses Loch ist im Eingange viereckigt, und etwa drei, höchstens $3^1/_4$ Schuh hoch durch die Steine von etwa 4 Lachtern Länge, und etwa $3^1/_2$ in die Quere mit besonderer Mühe und Fleiß ausgearbeitet, da dann eine runde Oeffnung durch den Felsen, so kriechend passiret werden muß, etwa 2 Lachter lang folget. Wenn diese zu Ende, so kommt man in eine Höhle, in welcher man gerade auf stehen und gehen, auch sich in solcher niedersetzen kann, weil ein Bänkchen in dem Felsen ausgehauen ist. Diese Höhle ist über Mannshoch und können sich füglich 16 auch wol 18 Personen darinnen aufhalten. Hierauf muß man wieder in eine Enge von 3 Lachter lang, so mehreren Zwang und Zurücklassung des Rockes erfordert, da man abermal in eine kleinere Höhle kommt, so nur 6 oder höchstens 8 Personen in sich fassen kann. Nun gehet eine ovale Oeffnung fort, so noch viel enger als die vorige, mithin mit größerer Mühe und Drängen zu durchkriechen ist, von etwa 3 Lachter lang, so aber nicht zu passiren ist, und endet sich in dem Felsen in einen kleinen Spalt, da dann auch zugleich die gemeine Rede und Fabel, ob sollte die Oeffnung und der Gang bis unter die Kirche zu Sättelstedt gehen, ihre Endschaft erreichet, und ist alle Oeffnung und dazwischen seiende Hohlung zusammengenommen, etwa 17 Lachter lang. Die gemeinen Leute sagen, daß ein beständiges Summen und Sausen in diesem Loche sei. Allein dieses rühret theils von denen darauf stoßenden Winden her, theils auch hauptsächlich von denen kleinen Mücken und Fliegen, welche durch ihre beständige Bewegung und Flug dieses erwecken, indem solche in erstaunlicher Menge

anzutreffen, so daß bei solchem Summen einem der Götze Mäusim, als ob er da zu Hause wäre, einfällt."

Der Antheil an der Hörseelberghöhle verlor sich allmählig, und der Berichterstatter über dieselbe schließt seine Mittheilung: „Nun aber da der Aberglaube nicht mehr herrschend, wird es keiner sonderlichen Betrachtung mehr gewürdigt, und wenige nehmen sich die Mühe, es auch von außen recht zu beschauen."

Im Jahre 1854 wurde die Höhle des Hörseelberges von einigen Neugierigen aufs neue durchforscht. Ohne die alte Beschreibung zu kennen, fanden sie die Höhle noch in der früheren Beschaffenheit. Das Rauschen und Brausen vor dem Eingange in die Bergeskluft vernahmen sie nicht. Aber ein Summen tönte ihnen im Inneren wie melodischer Gesang und Aeolsharfen, seltsam und wunderbar, bis sich's ergab, daß dasselbe von Millionen Fliegen und Mücken, die sich im Innern verhielten, herrührte.

80.

Musikanten im Hörseelenberge.

Trotz den nüchternen Lösungen der mythischen Räthsel, die der Hörseelenberg aufgab, blieb die Sage von ihm und seiner Höhle dennoch lebendig und verjüngte sich von Geschlecht zu Geschlecht, ja es fehlte ihm sogar nicht an einem Sänger, der im Jahre 1592 ein Gedicht in Form einer poetischen Vision über ihn schrieb, das aber nie zum Drucke gelangte, und in welches er Hörseelbergsagen einwob.

Zwei Schäferknechte, so lautet die eine in schlichte

Prosa aufgelöst, kamen von einer Kirmse mit ihren Schallmeien oder Sackpfeifen wol bezecht, jauchzend und fluchend um Mitternacht am Berge vorüber; da stießen ihnen hart am Berge drei dunkle Männer auf, die ihnen geboten, mit ihnen zu gehen, und im Berge aufzuspielen. Die Knechte wußten nicht, wie ihnen geschah, sie mußten Folge leisten, und leisteten Folge. Dreizehn Tage, die verrufene Zahl, blieben sie im Bergesinnern, und begaben sich still und traurig nach Hause; niemals spielten sie wieder zum Tanze auf, aller Freude vergaßen sie ganz und gar und vollendeten ihr Leben mit stetem seufzen und trauern.

So wanderte einst ein Lautenist mit seiner Laute auf eine Hochzeit, dahin er zum aufspielen zur Erhöhung der Fröhlichkeit berufen war, gegen Abend am Hörseelenberge vorüber. Da kommt ein langer schwarzer Mann und heißt dem Lautenisten mit sich gehen, und führt ihn fort, der nicht zu widerstehen vermag. Da erblickt der bebende Mann am Eingange den treuen Eckhart, der spricht ihn warnend an, er solle sich an nichts Schreckhaftes kehren, was er auch sehen werde, und sich beileibe nicht umkehren, ja nicht einmal den Kopf wenden; auch um das „viele Gesumme,“ das er hören werde, solle er sich nicht kehren, Gut und Geld, das man ihm vielleicht bieten werde, solle er nicht annehmen. Solche Warnung erfüllte den Lautenisten mit Angst und Besorgniß, doch half das nichts, er mußte aufspielen im Berge, und da sahe er Dinge, über denen ihm alles Lachen ganz und gar und für immer verging. Sechs Tage lang ward er im Berge gehalten, seiner Kunst zu pflegen, dann nahete ihm ein Zwerglein und winkte ihm zu folgen, und wie er dieß willig that, festen Vorsatzes, sich nicht umzusehen, so merkte er doch

daß ihn eine dräuende Larvenschaar verfolgte, darüber er ganz und gar den Rath des treuen Eckharts vergaß und sein Haupt seitwärts blickend wandte. Da blieb ihm, obwohl er, ohne zu wissen, wie? aus dem Berge heil heraus kam, das Haupt zur Seite gedreht stehen, und mußt es also tragen bis an sein Ende, das auch nicht lange auf sich warten ließ. Niemand hat diesen selben Mann wieder fröhlich gesehen.

81.

Die Hirtenknaben.

Ein Kutscher aus Sättelstedt erzählte mir in meinen Knabenjahren manches vom Hörseelberg, was er vom Hörensagen seines Ortes kannte. So auch diese Mär vom Hörseelloch. Im Wiesenthale am Fuße des Berges habe eine Schaar Jungen Pferde gehüthet, grade unterm Hörseelloch, und da habe einer derselben den Vorschlag gemacht, am Berge emporzuklimmen, und in die Felskluft einzukriechen. Dieser Vorschlag fand Beifall, die Knaben koppelten die Huthpferde zusammen und banden sie an Pfähle oder an Bäume an, und kletterten den Berg hinan. Wie sie nun vor dem schaurigen Eingang standen, graute doch manchem vor dem übereilten Entschluß, dieß nahm der wahr, der zuerst zu dem Wagniß aufgefordert hatte, und schlug vor, daß sie alle sich mit Riemen an einander fest fesseln wollten, um gemeinsam alle Gefahr zu theilen, falls solche vorhanden sei. Dieß geschah — ein angezündeter Kienspahn diente als Fackel und Leuchte und die Höhlenfahrt der Knaben begann. Dem letzten aber wurde angst und bange

in dem feuchten, niedrigen Bergesinnern, durch das nur mühsam kriechend sich zu drängen war. Er zog rasch entschlossen sein Taschenmesser und zerschnitt den Riemen, der ihn mit seinem Vormann verband, blieb zurück und lauschte mit klopfendem Herzen, wie tiefer und tiefer die Kameraden sich verloren. Lange harrte er ihrer Wiederkehr — es kam keiner wieder. Vergebens rief er, schrie er, vergebens harrte er, zurückgekrochen bis zum Eingang, noch eine lange, lange Zeit, der Abend sank nieder — um die Kameraden, die Freunde war es geschehen. Da stieg der Hirtenknabe laut weinend vom Berge nieder, trug in das stille Dorf die entsetzliche Kunde — vergebens war alles fernere Suchen — spurlos blieben die Knaben verschwunden, und auch jener unglückliche Gefährte, der sich gerettet, ward niemals wieder froh, ging siech und bleich umher, und nach drei Monden zählte man ihn zu den Todten.

82.

Die Wichtlein im Keller.

Der mehrerwähnte Eingang zu der Hörseelberghöhle liegt in der Flurmarkung des Dorfes Kälberfeld, und der Gang im Berge soll sich nicht nur bis unter die Kirche in Sättelstedt erstrecken, sondern auch Verbindung mit mehren Kellern im Dorfe, namentlich mit dem des Wirthshauses haben. Darinnen sind zum öftern Wichtlein verspürt worden, deren Walten aber nicht, wie an manchem andern Orte gütig und hülfreich war, sondern schreckhaft und graulich. Einst kam ein Mann, der in den Keller

hinabgegangen war, Bier zu zapfen, wieder herauf, todbleich im Gesicht, zitternd am ganzen Körper, und hatte in Folge eines jähen Schreckens, den er im Keller gehabt, die Sprache verloren. Da er unkundig des Schreibens war, vermochte er in keiner Weise kund zu geben, was ihm widerfahren war.

Zu einer andern Zeit ging ein Knecht in den Keller, der fand die Fässer, welche Tages zuvor voll hinabgeschafft worden waren, alle leer, kein Tropfen darin, und doch der Boden des Kellers salztrocken. Ein anderer Knecht, der hinab ging, kam gar nicht wieder herauf, und als man fürchtete, ihn drunten betrunken oder tod zu finden, und mit Licht hinunter ging, ward keine Spur von ihm gefunden. An alle dem sollen die Wichtlein und Hütchen schuld sein.

Als ein ganz eigenthümlicher Zug in den Hulda- und Wichtleinsagen tritt die Neigung nach Bier auf. In jener Sage von Schwarza trinken Begleiterinnen der Hulda den Knaben die Bierkrüge leer (s. S. 42.), bei Bodelwitz im Orlagau verrichtet Perchta selbst dieß Geschäft, und dann gleich darauf ein anderes unsauberes, damit das Bier im Gießer ersetzt werde (D. S. B. 575). Beim Dorfe Angelrode in Thüringen, zwischen Arnstadt und Ilmenau, suchten die Zwerglein aus den Kammerlöchern den Keller des Wirthes so lange heim, bis er Asche streute, und die Spur ihrer Gänsefüße sah, worauf sie wegblieben. Beim Osenberge im Oldenburgischen betrank sich in einem Keller ein Zwerg und verspätete sich so, daß er erwachend erschrocken und weinend davon ging, und seinen Bierkrug zurückließ, der dann lange als Andenken in des Wirthes Familie blieb. (D. S. B. 513. 165.) Daß das Bier,

des deutschen Volkes Lieblingsgetränk in Gegenden, die des Weinbaues ganz entbehren, auch in den Sagen des Volkes seine Rolle spielt, darf übrigens nicht verwundern.

An vielen Orten kennt man ein nächtliches Gespenst, den Bieresel, der sich den Leuten aufhockt, so unter andern im Jonas- und Götzenthale bei Arnstadt, just auch unter einer Zwergenhöhle, welche Zwerge dort Böhlersmännchen heißen. (Soll man bei dieser Benennung an die Benennung Odins Bölverker denken, als er nach einer Eddamythe in ein gebohrtes Bergloch schlüpfte?) Ebenso ist im Dorfe Steinbach bei Liebenstein die Biereselsage heimisch, nicht minder im Stadtflecken Ruhla. Dort, in der Ruhl, lebt ein Sprüchwort: „Er schläft so fest, wie der Mann im Hörseelberge." Seltsamer Gegensatz zum Hörseelbergwächter, dem treuen Eckhart. Oder will der Spruch damit nach dem Sündenschlafe des Danhäusers deuten? — Wir forschen diese mythischen Räthseltiefen niemals aus.

83.

Waldmann von Sättelstätt.

Zu den Zeiten des Landgrafen Ludwig des Frommen und seiner Gemahlin, der heiligen Elisabeth, wohnte außen vor dem Dorfe Sättelstätt am Bergrücken des Hörseelberges in einer Steinkemnate ein Ritter, des Namens Waltmann von Sättelstätt, der gehörte zum Ingesinde des Landgrafen-Hofes auf Schloß Wartburg. Derselbe war ein guter Wappner und ein strenger Ritter, und hohen Muthes; der zog im Gefolge des Landgrafen, seines Herrn

auf einen Hof- und Fürstentag gen Merseburg, und führte mit sich eine wohlgeschmückte Jungfrau, die trug auf der Hand einen Sperber, und führte einen fertigen, guten Steuber (Jagdhund, Stöbrär, mittelhochdeutsch Spürhund), und Herr Waltmann von Sättelstätt war des Erbietens, mit jedem Ritter dreimal zu rennen und einen Stoß zu halten. Welcher ihn vom Rosse stieße, der solle alle sein Stechzeug, seinen Harnisch, die Jungfrau, den Steuber und auch den Sperber haben, stieße er ihn aber nicht herab, so solle er der Jungfrau ein goldenes Ringein verehren. Solches Erbieten nahmen der Herren viele an, und wollten mit Herrn Waltmann die Stöße halten, und er wählete sich stets einen aus, mit dem er zuerst rannte. Aber keiner vermochte den stattlichen Kämpen aus dem Sattel zu heben, auch der tapferste und beste nicht, und er zog fröhlich wieder mit seiner Jungfrau, seinem Steuber und Sperber vom Hoftage zu Merseburg in die Heimath zurück und auf die Wartburg, und die Jungfrau trug die Siegesdanke, die Herr Waltmann erkämpft, an allen zehn Fingern, und theilte sie aus unter die Frauen und Jungfrauen, ihre Freundinnen am Hofe der Landgräfin Elisabeth, und alle waren sehr fröhlich und dankten dem frommen Ritter seiner großen und herrlichen Mannlichkeit.

84.

Der Hirte von Mechterstätt.

Nicht weit ab vom Wege, wenn man von Sättelstätt nach Mechterstätt geht, sprang ein klares Brünnlein, dessen

erquickende Fluth von Hirten und Ackerleuten gern getrunken wurde. In der Nähe dieses Quells hüthete einst der Hirte von Mechterstätt und nahete ihm, um an der gewohnten Stelle sein einfaches Mittagsmahl einzunehmen. Da sah er einen vorher niemals erblickten Hügel, in den führte ein Gang tief hinein, und aus dem Gange trat eine weiße, bleiche Jungfrau, mit einem Gesichte, auf welchem eitel Schmerz lag, und die sah den Hirten ganz seltsam und wie flehend an. Ueber der Quelle aber erblickte der Hirte drei goldige Blumen an einem grünen Strauche, die pflückte sich der Hirte, und das traurige Antlitz der Jungfrau schien sich zu erheitern, wie er das that. Sie sprach zu ihm: Nun kannst Du mich erlösen, Du darfst nur dahinein gehen, und etwas mit herausbringen, doch darst Du darin nicht etwa das Beste vergessen. Darauf folgte der Hirte der Jungfrau in das Innere des Hügels, und kam durch viele Gänge und Kammern in einen weiten Raum, darinnen Gold und Edelsteine in Fülle sich befanden; auch gewahrte der Hirte eine zahlreiche Gesellschaft von Rittern und Ritterfrauen, die saßen bei einem reichen Mahle an voll besetzten Tafeln, aßen und tranken, aber niemand sprach ein Wort, alles geschah so still und lautlos, daß man nicht einmal einen Athemzug vernahm. Dem Hirten grausete es, und er wandte sich zum gehen. Da fiel ihm das Geheiß der Jungfrau ein, etwas mit sich zu nehmen aus dem Schoose des Hügels, und da gewahrte er ein altes Trinkhorn, das hing unter 3 gekreuzten Schwertern an der Wand, und das wollte er herunternehmen, vermochte dieß aber nicht mit einer Hand zu thun, legte daher seine drei gelben Blumen aus der andern Hand auf den Tisch und nahm mit Hülfe beider Hände das Horn ab, und eilte von

dannen, ohne der Blumen zu gedenken. Da hielt ihn die Jungfrau flehend auf, rufend: Vergiß, o vergiß das Beste nicht! Sonst muß ich ja unerlöset bleiben! — Er aber stürzte von Grausen überwältigt an ihr vorüber, dem Eingange zu, und achtete nicht auf den verhallenden Jammerruf der im Berge zurückbleibenden. Hinter ihm brauste es dumpf und gewaltig, wie Sturmgeheul und Meereswogengeroll. Kaum war der Hirte mit dem Horn im Freien, so that es einen grellen Donnerschlag hinter ihm und verschwunden war der Hügel sammt dem Blumenstrauche und aus der Tiefe schien ein Wimmern zu dringen, das er dann noch oftmals hörte, wenn er an jenen Brunnquell kam. Das alte Trinkhorn aber trug er auf die Wartburg zum Landgrafen, der ihm dafür eine stattliche Belohnung gab, und es in seiner Harnischkammer und Waffenhalle aufbewahren ließ, allwo es ohne Zweifel noch hängen wird.

85.

Graf Ludwig mit dem Barte.

Die letzten Sagen aus dem Gebiete des Hörseelenberges deuten nach der nahen Wartburg, und leiten zu einem neuen großen und reichen Sagenkreise hinüber, zu dem schönsten Poesiekranze, den das Thüringerland aufzuzeigen hat. So oft und viel ist die Wartburg und das Paradieß ihrer Umgegend in Liedern und Schriften gepriesen, sind die Sagen der Burg und Gegend verherrlicht, oft auch ausgeschmückt worden, daß es völlig genügt, ja daß es nothwendig erscheint, sie in möglichster alter, ungeschmink-

ter Einfachheit wieder zu erzählen, da sie nun einmal in einem Thüringischen Sagenbuche nicht fehlen dürfen. Wozu auch der Schmuck moderner Dichtung für sie, die in ihrer hehren Einfachheit schon hinlänglich schön und unvergänglich sind.

In uralten Zeiten hatte das Erzbisthum Mainz vom Kaiser Otto dem ersten das Thüringerland zu Lehen überkommen. Später war ein Mann vom Geschlechte der Karolinger am Hofe Kaiser Conrads und Gisela's, seiner Gemahlin, der hieß Ludwig, und wurde groß und gewaltig am Kaiserhofe, und der Kaiser sandte ihn an den Bischof zu Mainz, daß ihn der belehne mit Land und Leuten, wegen besonderer Ansprüche, die Ludwig an den Stuhl zu Mainz hatte. Darauf sandte ihn der Bischof von Mainz nach Thüringen und machte ihn zu einem Vizthum dieses Landes, und gab ihm das Geleite und sonstige Gerechtsame und Einkünfte zu Lehen. Das geschahe im Jahre 1036, daß Ludwig mit dem Barte, wie er genannt wurde von dem langen Barte den er trug, nach Thüringen kam, und daß allen Grafen, Freien, Rittern und Knechten, Bürgern und Bauern geboten wurde, ihm Folge zu leisten und gehorsam zu sein. Ludwig nahm sich alsobald des Landes treulich an, ordnete Zoll und Geleite, setzte Amtleute in Schlösser und Städte, bestimmte und regelte die Grenzen, ließ die Wälder in Thälern und Gründen ausroden, das Land überwachen, baute neue Dörfer, und besetzte sie mit Insassen, die er aus Nähe und Ferne herbeizog. Dann erbauete er eine gute stattliche Burg auf dem Berge über Friedrichrode, und sprach da: „Nun schaue welch eine Burg!“ Da wurde ihr der Name Schauenburg gegeben. Ludwig mit dem Barte aber mehrte fort und fort das

Land und kaufte dazu so viel er vermochte, und baute allenthalben mit großen Kosten, so daß man ihn gar lieb in dem Lande gewann. Darauf machte ihn Kaiser Konrad zu einem Grafen von Thüringen, und verlieh ihm das alte Wappen des Landes Thüringen und Hessen, einen bunten Leuen von vier rothen und vier weißen Stücken in einem blauen Felde, und die Zier auf dem Helme mit den Hörnern und silbernen Kleeblättern, wie sie der römische Kaiser golden führte. Und Graf Ludwig gewann einen großen Namen, und vermählte sich mit der Schwestertochter des Herzogs von Braunschweig, durch welche er Sangerhausen, die Stadt und das Gericht, und 7000 Acker Artland ohne die Wälder gewann. Von Cäcilie, seiner Gemahlin, empfing Graf Ludwig mit dem Barte einen Sohn, den ließ er taufen durch den Erzbischof von Mainz in der Pfarrkirche zu St. Johannes auf dem Altenberge, die er neu gebaut hatte auf die Stätte, an welcher der heilige Bonifacius, als er in das Thüringerland gekommen war, eines der ersten Kirchlein gegründet und geweiht hatte, und verband mit der Weihe der neuen Kirche zugleich die Taufe seines erstgeborenen Sohnes, welcher auch Ludwig genannt wurde.

86.

Wie die Wartburg erbaut ward.

Graf Ludwig II. hatte sich nach seines Vaters Tode mit der Tochter des Herzogs Ulrich von Sachsen vermählt, die er aber ob allzugroßer Hoffahrt wieder nach Hause gesendet hatte, und welche bald darauf verstorben war.

Darauf faßte er eine heftige Neigung gegen die Gemahlin Friedrichs, Pfalzgrafen zu Sachsen, Adelheid, welche Neigung von ihr erwiedert wurde, worauf es dahin gedieh, daß Graf Ludwig dem Pfalzgrafen erstach, und sich mit dessen Wittwe vermählte. Graf Ludwig mehrete, gleich seinem Vater, mit allen Kräften das Land und baute neue Schlösser und Ortschaften, so auch die Naumburg und das Städtchen Freiburg an der Unstrut. Nun hatte bei Gelegenheit der Weihe und des Tauffestes auf dem Altenberge der Erzbischof von Mainz den Grafen Ludwig mit dem Barte für ihn und seine Erben auch mit dem Lande zur rechten der Werra und vor dem Walde beliehen. Da geschahe es eines Tages, daß Graf Ludwig, der Sohn, im Walde jagte bis an den Metilstein, und auf den Berg kam, darauf jetzt die Wartburg liegt, der behagte ihm aus der Maßen, wohl wegen seiner günstigen Lage, seiner Steilheit und seiner festen Steine, nur war ihm nicht lieb, daß er dem Schlosse Metilstein so nahe lag und in der Herren von Frankenstein Gericht gehörte. Da sann Graf Ludwig Tag und Nacht darauf, wie er den Berg an sich bringen möchte, und ließ heimlich auf seinem Schlosse Schauenburg ein Haus und zwei Bergfriede zimmern, sammelte eine große Schaar von Freunden und schlug auf dem Berge vorn und hinten einen Bergfried auf, und in der Mitte die Behausung. Da sprachen die Herren von Frankenstein auf dem Metilsteine, der Graf nehme ihnen das ihre wider Gott und Recht und Ehre, Graf Ludwig aber antwortete, der Berg gehöre dem Stifte zu Mainz an, und gehöre zum Thüringer Lande, und mit dem Thüringer Lande seien sein Vater und er und alle Erben belehnt worden, das wolle er auch behalten. Da nun

von den Frankensteinern Klage geführt ward ob dieses Streites bei Kaiser und Reich, die sich wegen des Kaisers Abwesenheit sehr in die Länge zog, so wurde getheidingt, daß der Graf sein Recht auf den Berg mit zwölf Eideshelfern beschwören solle. Darauf ließ der Graf noch zum Ueberfluß von seiner eigenen Erde aus Eisenach hinauf auf den Berg fahren und droben aufschütten, und auf diese Erde trat er mit seinen zwölf Eideshelfern, steckten ihre Schwerter in die Erde, und schwuren, daß er auf seinem eignen Grund und Boden stehe. Eisenach war damals ein offenes Städtlein zwischen der Hörsel und Nesse, da wo man es jetzt in der alten Stadt nennt, und galt als Grenzstadt des Thüringerlandes gegen das Hessenland. Zu jener Zeit, im Jahre 1067 war große Hungersnoth im Lande Thüringen und Franken, Graf Ludwig hatte aber viel Korn und Hafer zu Sangerhausen gesammelt und aufgeschüttet, und da von allen Orten und Enden her Leute kamen, nur um des Brotes Willen mit am Bau zu helfen, so bauete Graf Ludwig schier ohne Geld, und sprach freudig: „Warte welch ein Berg!“ und davon ist hernach das Schloß Wartberg und Wartburg genannt worden. Zu gleicher Zeit wurde auch Eisenach näher an die Wartburg herangerückt, und mit Mauern gefestet, welche von den Dorfschaften aufgeführt wurden, jedes Dorf baute eine gewisse Zahl von Gerten (Ruthen) lang, wie man noch sieht.

87.

Der eiserne Landgraf.

Graf Ludwig II., der Erbauer der Wartburg, hinterließ einen Sohn des gleichen Namens, welcher Tochtermann Herzog Lothars des Sachsen ward, bevor Lothar Kaiser wurde. Da nun Lothar Kaiser geworden war, erhob derselbe seinen Eidam mit Zustimmung der Fürsten des Reiches in den Fürstenstand, und gab ihm den Namen und Rang eines Landgrafen zu Thüringen und Herren zu Hessen, und ordnete ihm 12 Grafen zu seinen Hoferbämtern. Des ersten Landgrafen Ludwigs Sohn, wiederum Ludwig geheißen, verlor seinen Vater früh, und artete sich in seiner Jugend gütig und verträglich und weichen Sinnes, wodurch es geschah, daß die Edeln seines Landes seiner wenig achteten und die Unedeln ihn nicht fürchteten. Daraus entstanden ihm muthwillige Leute aus seinen Mannen und es verdarben die gehorsamen Bürger und Einwohner seines Landes. Die Vornehmen hielten ihn für einen Thoren und die Bürger und Bauern verwünschten ihn, denn sie wurden bedrückt von den Vornehmen und durften ihrem Herrn ihre Noth nicht klagen, und es wurden ihnen unerträgliche Lasten aufgebürdet. Nun geschah es zu einer Zeit, daß der Landgraf in einem Walde zur Kurzweil jagte, wie er gern that, und sich um andere Sachen wenig bekümmerte. Da überfiel ihn die Nacht im Walde, und kam in die Ruhla, und erbat Herberge bei einem Waldschmiede; der fragte ihn, wer er wäre, da antwortete er, ich bin ein Jäger Landgraf Ludwigs. — Pfi! Pfi, des Konczenherrn (weibischen Mannes)! rief der Waldschmied: Wer seinen Namen nennt, der sollte allwege seinen Mund danach ausspühlen! Und schalt

ihn zumal übel, und sprach: Ich will Dich wol gerne herbergen, aber um seinetwillen nicht! Ziehe Dein Pferd in den Schoppen, da findest Du Heu, und behilf Dich diese Nacht wie Du kannst; hier ist kein Bettgewand. Darauf pflog der Schmied in der Ruhla großer und harter Arbeit die Nacht hindurch, und brannte und hitzte das Eisen, und schlug mit dem großen Hammer darauf und fluchte und schalt dabei jedesmal den Landgrafen, indem er rief: Werde hart Landgraf! Du schmählicher, böser, unseliger Herr! Was hilft Deinem armen Volke Dein längeres Leben? Deine Vornehmen reden Dir nach dem Munde — der (hier nannte der Schmied jedesmal einen der höheren Diener und Beamten): überlastet die Deinen mit Schatzung, der — maßt sich Deiner Rechte an, der — macht die Deinen rechtlos gegen Dich, der — beraubt sie, der — gewinnt Dir das Deine ab und schmiert Dich mit Deinem eigenen Schmalze; der — wird reich durch Dich, und Du verarmst mit den Deinen! Werde hart Landgraf! Oder fahre in die Helle hinunter! — Der Landgraf hörte schweigend zu, und aller Schlummer verging ihm schier und ritt am andern Morgen still und gedankenvoll von dannen, ganz hart geschmiedet und gestählt, und begann alsbald eine andere Ordnung der Dinge in seinem Lande, sah allenthalben selbst zum Recht, milderte den Druck und strafte die widerspenstigen Vasallen. Das war ihnen sehr ungelegen, und sie murrten und lehnten sich auf gegen ihren Herrn und verbanden sich unter einander gegen ihn. Der Landgraf aber zog gegen sie an den Ort, wo sie sich gesammelt hatten, stritt mit ihnen, schlug und fing sie alle zusammen, und dann sprach er: Was soll ich thun mit euch? Soll ich euch tödten, soll ich eure Güter ver-

heeren, so verwüste ich mein eigenes Land; soll ich euch euern Aufruhr mit Geld abbüßen lassen, das lautete mir unehrlich und schimpflich. Harret, ich will euch Demuth lehren! — Das soll sich begeben haben nahe über Freiburg an der Unstrut, nordwärts der Naumburg, da sah der Landgraf einen Pflug auf einem Acker stehen, spannte vier der Edeln, entkleidet bis aufs Hemde, an den Pflug, und ließ sie eine Furche auf dem Acker ziehen, und ging mit der Geisel nebenher. Und wenn eine Furche gezogen war, so kehrte er den Pflug und spannte vier andere ein, und trieb es so lange bis der ganze Acker umgefurcht war. Selbiger Acker ist mit weißen Mal-Steinen sonders umhegt, und heißt noch der „Edelacker" bis zum heutigen Tage, und der Landgraf freiete ihn zu einem ewigen Gedächtniß. Danach wurde der Landgraf sehr gefürchtet, aber auch gehaßt, und verwünscht, daß er seinen Vasallen und Edeln nicht mehr ihren herrischen und trotzigen Willen ließ, und sie machten ihm Verdruß, wo sie nur konnten, ja sie trachteten ihm heimlich nach dem Leben, daher ging er stets gewappnet, mit eisernem Sinn in eisernem Kleide, und schonte die offenbare und wiederholte Untreue keinesweges, sondern er ließ die, welche auf Unthaten begriffen wurden, ohne weiteres henken, köpfen oder ertränken, wie es eben kam. Davon gewann er den Namen der eiserne Landgraf.

88.

Des eisernen Landgrafen Seele.

Ludwig der eiserne hinterließ einen Sohn, das war Ludwig IV. des Namens und als Landgraf der dritte,

den nannte man den milden, weil er wieder sanfter herrschte wie sein Vater, der die Edlen geplagt und geschreckt hatte bis nach seinem Tode, da sie ihn von Freiburg an der Unstrut bis nach Reinhartsbrunn im Sarge auf ihren Schultern tragen mußten. Nun hätte Landgraf Ludwig III. gern gewußt, wie es um seines Vaters Seele beschaffen sei, denn obschon er dem Volke geholfen und es vom Drucke der Beamten und edeln Vasallen entlastet hatte, ärntete er doch den gewöhnlichen Volksdank, der Undank heißt, und sein Andenken war ungesegnet. Nun war am Landgrafenhofe ein Ritter, welcher einen Bruder hatte, der hatte in Paris studirt und die Schwarzkunst erlernt, dann war er in Eisenach Cleriker geworden. Da der Ritter des Landgrafen Wunsch vernahm, ging er seinen Bruder an, zu erforschen, wie es um die Seele Landgraf Ludwigs des eisernen stehe? Der Zauberschüler beschwur hierauf den Teufel, und befragte diesen, und alsbald war der Teufel willig, wenn er mit ihm fahren wolle, so solle er des Landgrafen Seele selbst sehen. Das war dem Nekromanten lieb, und nachdem er sich hatte beschwören lassen bei dem allerhöchsten Gott und bei seinem schrecklichen Gerichte, daß solche Fahrt ihm nicht geistlich noch leiblich schaden solle, so führte ihn der Teufel zu der Hellstätte, die gar nicht weit war, und der Zauberschüler sahe allda einen großen unaussprechlichen Jammer. Andere Teufel gesellten sich zu dem einen, und warfen von einer Grube einen glühenden Deckel, und der Teufel steckte eine Posaune in die Grube, und blies, da bebten von dem entsetzlichen Schall Himmel und Erde. Dann schlug die helle Flamme aus der Grube mit zahllosen Funken und gräulichem Gestank, und in ihr zitterte des Landgrafen Seele wie ein bleicher Schemen

herauf, und sprach zum Nekromanten: Siehe hier bin ich, ich armer unseliger Landgraf, vormals Dein Herr! — Dem Zauberschüler verging vor Schreck und Beben eine ganze Weile die Sprache. Dann sagte er der Seele des Landgrafen seines lebenden Sohnes Wunsch an, und jener antwortete, der Sohn solle doch das Gut, was er als eiserner Landgraf der Kirche oder vielmehr den Pfaffen entzogen, alles zurückgeben, denn der Landgraf hatte verstanden, von den Landen der Stifter Mainz, Fulda und Hersfeld viel an Thüringen zu bringen, sodann hoffe er Erlösung zu finden; geschähe dieses nicht, so werde die arme Seele Pein leiden müssen bis zum jüngsten Tage. Der Zauberschüler, da er selbst ein Pfaffe war, war klug genug, einzusehen, daß der neue Landgraf solche Rede für eine Lügenmär, von Pfaffen ausgesonnen, und alles für Gaukeltrug und Blendwerk halten werde, und bat um ein Wahrzeichen oder ein Geheimwort, daran sein Gebieter erkennen könne, daß er gewiß und wahrhaftig den Willen des Pein leidenden Herrn verkünde. Darauf sagte ihm die Seele Dinge, die niemand wissen konnte als der Sohn und gab ihm gründliche Wahrzeichen an, dann sank er wieder hinab in die Hellgrube, und jener ward zurückgeführt, und sagte treulich an, was er gesehen. Nun hätte wohl Ludwig der Milde gern seines Vaters Seele aus der Pein erlöset, aber die, so jene Stiftsgüter inne hatten, wollten sie doch lieber fernerhin behalten, und gaben Ludwig dem Milden den Rath, er solle fein auch behalten, was ihm zugestorben sei, und nur fleißig Almosen geben und Messen lesen lassen, so werde seines Vaters arme Seele sonder Zweifel noch eher ihre Erlösung finden. Jener Zauberschüler aber hatte für sein Leben genug ge-

sehen, er entsagte fortan allem Zauber und wurde ein Mönch im Kloster Volkerode bei Mühlhausen. —

Diese Sage deutet auffallend nach einem Fegefeuersitze hin, aber leider nennen bei ihr die alten Quellen keine Oertlichkeit desselben. Man könnte den Hörseelenberg mit Fug als letztere annehmen, wenn nicht die Sage sich in späterer Zeit auf der Wartburg wiederholte, und zwar nach dem Tode Landgraf Friedrich des freudigen, mit dessen Sohne Friedrich dem ernsthaften, wobei der Fegefeuerort mit Bestimmtheit genau bezeichnet und genannt wird. (S. S. 108.) Es ist auf diese mythischen Züge ganz besonders Acht zu haben, die ganz sicher nach der ältesten heidnischen Frühzeit, vielleicht auch nach unbegriffenen und längst verschollenen Naturphänomenen hinweissen.

89.

Sankt Georgs Panier.

Landgraf Ludwig der eiserne hinterließ vier Söhne, Ludwig III., den milden, Heinrich Raspe III., Hermann I. und Friedrich. Ludwig und Hermann besuchten die Hochschule zu Paris, Heinrich Raspe starb jung, Friedrich wählte den geistlichen Stand. Ludwig regierte mit Weisheit und Milde, erwieß sich wohlthätig und freigebig, besonders gegen Klöster, er erbaute die Hauptkirche zu Eisenach und weihte sie seinem und der Stadt Schutzpatron, dem heiligen Georg. Das geschahe deshalb, weil er auf des Kaisers Geheiß mit seinem Bru-

der Hermann im Kriege mit Heinrich dem Löwen gen Goslar gesendet, und im freien Felde gegen den Herzog von Braunschweig zu streiten gekommen war, von nur wenigen Mannen umgeben. Da hatte Landgraf Ludwig, nahe daran, von der Ueberzahl und Uebermacht seiner Gegner bewältigt und gefangen zu werden, Gott und St. Georg eine Kirche zu erbauen gelobt, und es war ihm wunderbarlich geholfen worden. So mild Landgraf Ludwig III. war, so tapfer war er zugleich, darum nahm er auch gerne, dem Aufrufe des Kaisers Friedrich Barbarossa gehorsam, das Kreuz mit vielen andern Fürsten, Grafen, Rittern und Herren, um in einem Zuge gegen Palästina des Heilandes Grab aus Heidenhänden zu befreien. Da geschahe es, daß das Panier St. Georgs, des heiligen Märtyrers und Drachentödters, sich vom Himmel herab auf die Wartburg senkte, das nun freudig der Landgraf als ein Siegeszeichen ergriff, und unter dem er mit den Seinen kämpfte und siegte. Aber auf der Rückreise erkrankte der Landgraf und starb in Otranto auf der Insel Cypern, und trauernd brachten die Seinen seine irdische Hülle und das heilige Panier zurück. Die Reste des Landgrafen fanden in Reinhardsbrunn ihre irdische Ruhestätte, St. Georgs Panier aber wurde auf Schloß Wartburg aufbewahrt, nach langer Zeit aber auf Schloß Tharand gebracht, niemand weiß, weshalb und durch Wen? Später ging Schloß Tharand in Flammen auf, und da hat man gesehen, wie St. Georgs Panier sich aus den Flammen erhob und zum Himmel flog. Wie St. Georgs Panier ausgesehen habe, ist noch zu gewahren auf dem größten und ältesten Siegelstock der Stadt Eisenach, darauf der ritterliche Heilige steht, das Panier in der

Haud, welches reich verziert ist und in drei flatternde Streifen endigt.

90.

Der Singerkrieg auf Wartburg.

Ludwig der milde war auf der Heimkehr von seiner Heeresfahrt nach dem heiligen Lande und kinderlos gestorben, daher fiel das Thüringerland, da der zweite Sohn Ludwigs des eisernen, Heinrich Raspe III. auch schon tod war, an Landgraf Hermann, welcher in zweiter glücklicher Ehe mit Sophie von Wittelsbach vermählt war. Damals stand in Deutschen Landen die edle Kunst des Minnesanges in hohem Flor, wurde selbst geübt von vielen Fürsten und Edlen, und das thüringische Herrscherpaar weihte ihm vollen Antheil und große Gunst, für welche Huld, die sie erfuhren, die Sänger dem Landgrafen und der Landgräfin hinwiederum sehr dankbar waren. Nun waren zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts sechs Minnesänger zugleich am Thüringer Landgrafenhofe auf Schloß Wartburg versammelt. Diese gehörten theils an diesen Hof als Dienstmannen des Landgrafen, theils waren sie Gäste. Die Dienerschaft war außerordentlich zahlreich; den Hofstaat der Landgräfin Sophie allein bildeten nicht weniger als 40 Frauen, darunter 8 Gräfinnen, der Gäste waren häufig so viele, daß die Wartburg deren Zahl nicht ganz fassen konnte, so groß und raumreich dieselbe auch war; die Ueberzahl mußte daher in Eisenach wohnen. Es war allda viel Glanz und Reichthum entfaltet, es strömte auf der Burg ab und zu, und so freigebig war Landgraf

Hermann der Sängerfreund, daß ein Sänger von ihm rühmte:

„Und gält ein Fuder Weines tausend Pfund,
Doch stünde nimmer eines Ritters Becher leer.“

Der das sang, war zu jener Zeit einer der Sängergäste auf Schloß Wartburg, Herr Walter von der Vogelweide, ein weitberühmter Minnesänger aus Franken, mit ihm zugleich waren noch auf der Burg versammelt: Wolfram von Eschenbach, der bedeutendste von allen, auch ein Franke; Heinrich von Ofterdingen, muthmaßlich ein Oesterreicher, doch nennen alte Nachrichten ihn einen Bürger von Eisenach. Leicht möglich, daß der Sänger sich in Eisenach eingebürgert hatte. Man nennt ihn als den Dichter des hochberühmten Nibelungenliedes, des bedeutendsten deutschen Gedichtes alter Zeit. Ferner Johannes Biterolf, ein Henneberger, welcher als Diener der Landgräfin genannt wird; Reimar von Zweten, ein Thüringer, und endlich Herr Heinrich, der Schreiber genannt, ein ritterlicher Diener des Landgrafen, sein Kanzlar. Nun lagen poetische Wettkämpfe und Preissingen vor erlesenen Zuhörerkreisen im Geiste der Zeit, und es vereinten sich zu einem solchen die auf Wartburg anwesenden Dichter. Die Aufgabe, welche sie sich gestellt hatten, war das Lob edler und freigebiger Fürsten. Das Singen wurde in dem noch vorhandenen Minnesingersaale in Gegenwart des landgräflichen Paares und dessen Hofstaates abgehalten. Heinrich von Ofterdingen sang das Lob des Erzherzogs Leopold von Oesterreich gegenüber seinen 5 Sangesgenossen, die sammt und sonders das Lob des Thüringer Landgrafen priesen, und sich nach der Zeitsitte des Gleichnisses und der Räthselreden bedienten, die bis-

weilen sehr schneidend und herb waren. Durch den Widerstand von fünfen gegen einen erhitzte sich dieser eine, Heinrich von Ofterdingen, immermehr, bis, entweder wirklich oder scheinbar, das lyrisch-oratorische Drama dieses Singerkrieges zu einem Spiele um Tod und Leben wurde, und selbst die edle Landgräfin Sophie eine Rolle in demselben übernehmen mußte. Denn da Heinrich von Ofterdingen durch die von seinen Gegnern gesungenen Räthsel und Gleichnisse endlich verwirrt wurde, und jene ihn mit dem Tode von der Hand des Meister Stempfel, der als Statist mit Schwert und Stricken seitwärts der Bühne stand, bedräueten, so warf sich Heinrich von Ofterdingen Schutz erflehend zu den Füßen der Landgräfin, und diese legte nun mit wahrer Fürstenhoheit den Edelmuth einer herrlichen Frau an Tag, indem sie, ihren Mantel über den bedrohten Sänger breitend, obschon er gegen ihren Herrn und Gemahl gesungen, die herrlichen Worte sprach:

„Wem ich die Hand je bot
Der läßt ihn wol genesen!
Herr Wolfram von Eschenbach,
Walter, Reimar, Herr Schreiber laßt euch sagen
Wart je zuvor ich Eurer Eines Kummers Dach (Schirm)
So sollt ihr euern Zorn vertagen.

Da nun Heinrich von Ofterdingen auf einen Schiedsrichter sich berufen und angetragen hatte, so wurde ihm zugestanden, denselben herbeizurufen. Dieser war der berühmte Meister Klinsor aus dem Ungarlande, Magus, Astrolog, Arzt, Bergmann und Dichter, und da Ofterdingen Urlaub erhalten, hob er sich von dannen, und fuhr zunächst gen Oesterreich zum Erzherzog Leopold, und bat diesen um Rath und um Empfehlungsbriefe an Klinsor. Letztere brachte er nun dem berühmten Meister, der in Siebenbürgen

weilte, ward von ihm höchlich wohl empfangen, mit der Zusage, daß Klinsor selbst mit ihm gen Thüringen sich erheben wolle, und solle nur zuvor erst einige Zeit bei dem Meister verweilen, und so verging fast schnell ein ganzes Jahr, und endlich fürchtete Heinrich von Osterdingen, er werde nimmer wieder nach Thüringen zurückkehren können. Als aber die Nacht vor dem Tage kam, an welchem Osterdingen hätte wieder auf Wartburg sein sollen, berief Meister Klinsor seine Geister, und ließ sich mit Heinrich auf einem Zaubermantel durch die Lüfte gen Eisenach tragen. Das that er aber erst, als Heinrich von Osterdingen eingeschlafen war.

91.

Klinsors Zauber und Prophezeihung.

Heinrich von Osterdingen war in Siebenbürgen schlafen gegangen, und als er erwachte, hörte er den Thürmer den Tag anblasen, und den Schall einer bekannten Glocke an sein Ohr dröhnen. Er sprach: Ist mir doch, als wäre ich zu Eisenach, und höre die Glocke von Sankt Jürgen. Darauf sprach Klinsor: Besinne Dich, Dir träumet wol. — Aber als der Sänger sich erhob und aus dem Fenster blickte, da rief er freudig: Bei Gott, wir sind zu Eisenach. Das ist Heinrichs, des Hellegrafen Hof, linker Hand vorm Sankt Georgenthor! — Bald kam die Kunde hinauf zur Burg, daß Osterdingen wieder gekehrt sei, und den großen Meister Klinsor mitgebracht habe. Da schritten die Sänger alle herab, die beiden zu

begrüßen, und fragten Ofterdingen, allwo von ihnen beiden die letzte Nachtrast gehalten worden sei? Darauf antwortete Ofterdingen: In Siebenbürgen legten wir uns schlafen, zur Zeit der Mette müssen wir hier gewesen sein; ich weiß es nicht zu sagen, wie mir geschehen ist. — Und Klinsor bewirthete die Sänger und behielt sie bei sich bis gegen Abend, da sie zum Theil wieder hinauf zur Burg gingen, dann saß er im Hellegrafen Hofe mit mehreren Bürgern, die zu Gaste kamen, im Gespräche, und blickte mit großer Aufmerksamkeit nach den Gestirnen. Die Bürger fragten ihn, ob er etwas heilsames im Stande der Gestirne lese? und er sagte ihnen: Ihr sollt wissen, daß heute Nacht meinem Herrn, dem Könige Andreas von Ungarn, ein Töchterlein geboren wird; diese wird man Elisabeth nennen, sie wird dem Sohne eures Herrn, des Landgrafen von Thüringen, vermählt werden, und der Ruf der Frömmigkeit und Heiligkeit dieses Paares wird durch alle Lande erschallen. — Ueber diese Rede erstaunten die Bürger, und als am andern Tage Klinsor mit Ofterdingen festlich eingeholt, und mit großem Gepränge auf der Burg empfangen ward, sagte ersterer auch dem Landgrafen und der Gemahlin desselben an, was er in den Sternen gelesen, und dieß wurde mit merklicher Freude vernommen. Klinsor hatte bei sich eine zahlreiche Dienerschaft, niemand wußte, woher sie gekommen war, und prunkete einher gleich einem Bischof; er war sehr reich, und hatte ein wenig mehr Gehalt, als die heutigen Hexenmeister, Sternseher, Propheten, Aerzte, Bergverständige und Dichter, selbst wenn einer das alles in seiner Person vereinigte, und obschon mancher König sehr freigebig ist; Klinsor hatte jährlich 3000 Mark Silbers. — Nach dem glänzenden Empfange

und dem Mahle ging Klinsor in das Ritterhaus (so heißt der vordere Theil der Wartburggebäude noch bis diese Stunde), die strittigen Sänger zu scheiden und zu versöhnen; solches gelang ihm auch, nur Wolfram von Eschenbach that sich noch hervor mit seinen Liederstrophen, die er im Widerstreit gesungen hatte. Und als in der That Klinsor nicht vermochte, diesen Sänger zu überwinden, bediente er sich der Hülfe eines Geistes, Nasias oder Nosion genannt, der mußte in Gestalt eines Priesters erscheinen und mit Wolfram kämpfen, doch mit hohen und gelehrten Worten und Redensarten, die über menschliche Vernunftbegriffe hinauszugehen pflegen. Der Geist war sehr kundig der Weltgeschichte und aller menschlichen Gesetze und Einrichtungen, aber Wolfram sprach gegen ihn von hohen und geheimnißvollen Dingen, von Christi Menschwerdung, vom Sakramente des Altars, von dem Worte, das Fleisch ward, und so hielt der Geist Wolfram für einen geweihten Priester, und kam noch einmal in dessen Wohnung, die sich bei einem Bürger in der Stadt Eisenach, Namens Gottschalk, befand, welcher nicht weit vom Sulzenborne wohnte, und versuchte Wolfram noch einmal, indem er ihn nach der Natur der Sphären fragte, nach Planeten und Sternen, und da von diesen Dingen Wolfram keine Kenntnisse hatte, so lachte ihn der Teufel höhnend aus, und schrieb mit feurigem Finger in einen Stein eine feurige Schrift: „Du bist ein Laie, schnipp, schnapp!“ Diese Schrift brannte und glühete lange in dem Steine und alle Welt kam gelaufen und wollte sie, wenn nicht lesen, so doch sehen, das ärgerte den Bürger Gottschalk, und er ließ alsobald den Stein aus der Wand brechen und ins Wasser werfen.

Nach diesen Ereignissen wurde dahin gehandelt, daß durch Meister Klinsor die Sänger vor dem Landgrafen vertragen wurden, und zog derselbe nach dem Empfange reicher Gaben wieder nach Ungarland, obgleich ihn der Landgraf gern an seinen Hof gefesselt hätte.

Auch in diesem Wartburg-Sängerkriege ist der dämonische mythische Zauber, der über diese Gegend ein geheimnißvolles Netz gesponnen, und der auch noch in spätern Zeiten fortwirkend sich geltend machte zu erblicken.

92.

Die kleine Braut aus Ungarn.

Landgraf Hermann I. hatte einen Sohn, das war Landgraf Ludwig IV., der war jetzt 11 Jahre alt, und die kleine Tochter des Ungarkönigs zählte 4 Jahre, und man schrieb das Jahr des Herrn 1211, daraus ergiebt sich für die Zeit des Sängerkrieges auf der Wartburg das Jahr 1207, und nun beschloß der regierende Landgraf, eine stattliche Gesandtschaft gen Ungarn an den Königshof zu schicken, und für seinen Sohn Ludwig um die kleine Prinzessin Elisabeth werben zu lassen. Diese Gesandtschaft bestand aus angesehenen Edeln und Edelfrauen des Thüringerlandes, nicht als ob man zu jener Zeit die Frauen höher als in unsern Tagen geehrt hätte, wo man nur Männer sendet, als allein geschickte, und Frauen dazu nicht hinlänglich geschickt hält, als Gesandte zu wirken, sondern weil es galt, im Falle der vorausgesetzten älterlichen Einwilligung des Königspaares die junge Prinzessin Braut gleich mitzubringen an den Landgrafenhof.

Es fuhren in das Ungarland Graf Meinhard von Mülberg mit seiner Gemahlin und deren Jungfrauen, Frau Bertha, Wittwe des Grafen Rudolf, nach andern Egillolf von Bendeleben, Herr Walther Schenk von Vargila, und ein großes und stattliches Gefolge. Als nun diese edle Gesandtschaft nach Preßburg kam, wurde sie von Fürsten, Prälaten und Magnaten schon am Weichbilde herrlich empfangen, und mit großen Ehren in das königliche Schloß geleitet, wo der König und die Königin sie huldvoll empfingen. König Andreas von Ungarn war ein friedfertiger und guter Mann, die Königin aber, Gertrud von Meran, war ein muthiges und hochherziges Weib, welche ihrem Gemahle, der vielleicht ungern daran ging, sich von der geliebten Tochter schon jetzt zu trennen, und sie einem Landgrafen von Thüringen, einem Lande, von dem er wenig kennen mochte, hinzugeben — die Verbindung als nützlich, ja sogar nothwendig darstellte. Nun erfuhr auch König Andreas von seinen Räthen, und zumal von Klinsor, vieles über das Thüringerland und dessen Fürstenhof, wie glänzend der letztere, und wie gesegnet das letztere an Wäldern und Weiden, Wild und Wein, Salz und Metallen. So wurde denn der Gesandtschaft die junge Prinzessin anvertraut und wurde ihr gleich mitgegeben ein reicher Brautschatz, viele und mancherlei große Gefäße von Gold und Silber, die werthvollsten Diademe, Schmucksachen, Ringe, zahlreiche Kleider von Sammt und Goldstoff, und kostbare Geräthe, auch die goldene Wiege des Kindes, und einstweilen tausend Mark Goldes. Niemals kamen wieder so herrliche Sachen und in solcher Zahl auf einmal nach Thüringen. Die Gesandtschaft war in vier Wagen gekommen, und in dreizehn fuhr sie unter

stattlichem Geleite mit Prinzessin Elisabeth von dannen, und reich beschenkt mit Rossen, Waffen, Prunkgewändern und Kleinodien. Nur allein den Wagen zu ziehen, der das Heirathgut und die Ausstattung der kleinen Braut aus Ungarn trug, bedurfte es neun starker Rosse. Als nun die Gesandtschaft nach Thüringen und gen Eisenach zurückkehrte, wurde sie und ihr bestes Kleinod, das sie mit sich führte, die junge Königstochter, gar hoch empfangen. Da es schon Abend war, wurde im Hellegrafen-Hofe eingekehrt, aber der Landgraf und die Landgräfin kamen noch von der Wartburg herab, und letztere gewann alsbald das Kind so lieb, daß auch sie die Nacht über in Eisenach blieb, und am nächsten Morgen sie im festlichen Zuge und Geleite selbst hinauf auf die Burg brachte. Da ward gleichsam vorbedeutend ein stattliches Hochzeitmahl ausgerichtet, und theils im Scherze, theils symbolisch Elisabeth dem jungen Herrlein in Kindesweise als Gemahel zugesellt.

93.

Die Jugend Elisabeths von Ungarn.

Selten ward ein Menschenleben so von Poesie und Sage verklärt, wie das der jungen ungarischen Prinzessin Elisabeth, obschon ihr Leben mehr ein leidendes als ein handelndes war, und vielleicht gerade deshalb. Das menschliche Mitgefühl, die innige Theilnahme, die wehmuthvolle Rührung nehmen die Herzen gefangen, und die unverschuldeten Leiden einer tugendreichen Dulderin stehen über dem Heldenthume des Kriegers. Aus dem Kranze Elisabeths,

der sich ihr in die Heiligenglorie verwandelte, pflückt die Geschichtforschung manches Blatt, und legt es still bei Seite, die Sagenforschung hat das schöne Vorrecht, jenen unsterblichen Kranz in voller Frische und ungeschmälert aufzubewahren.

Mit Elisabeth waren aus Ungarn auch ihre Amme und ein fünfjähriges Mägdlein, des Namens Jutta, letztere jetzt zu ihrer Gespielin, später zum Hoffräulein bestimmt, gekommen. Elisabeth war ein lebensfrohes, gutes Kind, das sich aber frühzeitig frommen Sinn aneignete, und diesen immer mehr zur Erscheinung kommen ließ, als auch sie vom Leben nicht immer sanft berührt wurde. In früher Jugend schon offenbarte sich bei Elisabeth der Zug der Milde und Barmherzigkeit gegen Nothleidende, der sie in ihrem späteren Leben so verehrungswürdig machte, ihr aber auch gar manchen Tadel zuzog, manches harte Urtheil gegen sie hervorrief.

Frühzeitig trat der Schmerz an das Kind Elisabeth heran. Sie zählte sechs Jahre, als die Königin, ihre Mutter, eines gewaltsamen Todes starb. Frau Gertrud soll der jungen Tochter einigemale im Traume erschienen sein, und gewiß machte die Kunde eines so schweren Ereignisses auf das früh reifende Kind einen tiefen Eindruck, bestimmte mit ihre ernste, fromme, vielleicht für ihr Alter schon zu strenge Lebensrichtung. Daher manche Mißbilligung von Seiten der Pflegemutter Frau Sophia, mancher Hohn der niedern Dienerschaft, manche spöttische Bemerkung der höheren. An einem Himmelfahrttage Maria's ging die Landgräfin mit der eigenen Tochter Agnes und mit Elisabeth im Festschmucke nach Eisenach herab in die Kirche. Elisabeth nahm gegenüber dem Bilde des dornengekrönten Heilandes

ihren mit Edelsteinen besetzten goldenen Kronenreif vom Haupte, legte ihn neben sich, und fiel betend auf die Kniee nieder. Dieses zog ihr Verweiß und Vorwurf zu. Auch waren Leute am fürstlichen Hofe, denen Elisabeths Milde und Demuth ein Dorn im Auge war, die sagten, sie halte sich nicht, wie eines Königs Kind, sondern wie eines Bauern Tochter.

Von solchen Ohrenbläsern mag ihr manche trübe Stunde bereitet worden sein. Mancher Tadel, manche verletzende Rede berührte unsanft der holdheranblühenden Jungfrau zartbesaitetes Herz, als: man werde besser thun, sie ihrem Vater wieder nach Ungarn zu senden — man werde sie in ein Kloster stecken müssen, wo sie sich dann satt beten könne — es finde sich für den jungen Landgrafensohn wohl eine anständigere Braut — und solcher Aeußerungen mehr. Doch gab es auch Augen, die mit Liebe auf ihr weilten und Männer, die übeln Rath in seine Schranken wießen; zu diesen letzteren gehörte der wackere Schenke, Herr Walther von Vargila, der Elisabeth aus ihrem Heimathlande nach Thüringen geführt hatte, wo sie nun aufblühte gleichwie eine schöne duftende Lilie unter Dornen.

94.

Elisabeths Vermählung.

Unter allem Seelenweh, das seine Dornen ins Gemüth der hehren königlichen Jungfrau Elisabeth schlug, blieb ihr doch ein süßer und hoher Trost nächst dem Gefühle ihrer Demuth und ihrer Zuflucht bei Gott durch Gebet

und Standhaftigkeit — das war die unerschütterliche Liebe und Anhänglichkeit, welche ihr junger Verlobter, Ludwig, gegen sie stets an Tag legte, und von der ihn nichts abzubringen vermochte.

Zu dieser Zeit hatte der regierende Landgraf, Hermann, einen merkwürdigen Traum; er sah sich auf der Richtstätte vor Eisenach, und alle dort Hingerichteten waren zu Jungfrauen geworden, welche sich um die Mutter Gottes und die heilige Katharina geschaart hatten, die zu ihm sprachen: Auf dieser Stätte hier sollst Du uns ein Haus bauen, in das wir alle diese Jungfrauen versammeln wollen, und dann in Kürze auch Dich zu uns nehmen. Darauf verlegte der Landgraf sofort jenen Richtplatz an eine andere Stelle, und erbauete das St. Katharinenkloster, in welchem er nach seinem Tode beigesetzt zu werden verordnete. Wenige Jahre darauf, als das neue Kloster erbaut und eingeweiht war, starb der Landgraf. Jetzt wurde nun Hermanns Sohn, Ludwig, noch in sehr jungen Jahren stehend, Regent von Thüringen, konnte sich aber noch nicht vermählen, da seine zarte Braut erst im zwölften Lebensjahre stand. Um so reiner war das Verhältniß beider zu einander, gleichsam völlig geschwisterlich; sie nannten auch einander fast immer nur Bruder und Schwester, und Ludwig legte für sie die zärtlichste Zuneigung an den Tag, brachte ihr von jedem Fernsein von Wartburg irgend eine erfreuende Gabe mit, und erwarb sich als ein edler fürstlicher Jüngling von ausgezeichneten Eigenschaften des Geistes und Gemüthes das höchste Lob. Auch war er körperlich schön und wohlgestaltet, und wohlerfahren in allen ritterlichen Künsten. Da fehlte es nun freilich nicht an heimlichen Winken und Plänen, eines-

theils ihn von seiner Treue gegen seine traute Verlobte abwendig zu machen, anderntheils ihn gar zu bewegen, sich zeitig zu vermählen und Elisabeth, da sie noch zu jung, lieber wieder in ihre Heimath zurückzusenden, und dieß mit den Umständen, die einem jungen Regenten zur Pflicht machen, für die Fortdauer seines Stammes in Zeiten zu sorgen, zu entschuldigen. Elisabeth blieb alles, was gegen sie gesonnen und geredet wurde, nicht verborgen, und sie machte den redlichen Schenken von Vargila zum Vertrauten ihrer bangen Befürchtungen. Dieser sprach deshalb auf einem Waldritt mit seinem jungen Herrn, der aber deutete hinüber auf das Gebirge, über das der Inselberg sein mächtiges Haupt erhebt, und erwiederte: Siehst Du dort den großen Berg? Wäre der ganz von Golde und mein, so wollte ich ihn doch lieber missen, als daß ich Elisabeth mißte, meine liebe Braut. Was auch immer die Leute reden und sagen mögen, glaube, daß Elisabeth mir lieber ist, als alles auf der weiten Erde. Und da Walther fragte, ob er diese Rede ihr ansagen dürfe, erwiederte Ludwig: Ja, das sage ihr nur, und gieb ihr zum Wahrzeichen dieses Andenken! und reichte dem Schenken einen Hand-Spiegel in Elfenbein gefaßt, auf der Rückseite mit einem Crucifix, kunstvoll geschnitten. Darüber wurde Elisabeth von Herzen froh, und küßte den Spiegel, und dankte Gott und dem Ritter.

Nach dem Antritte seiner Regierung ließ sich der junge Landgraf in der St. Georgenkirche feierlich zum Ritter schlagen, in Gegenwart aller seiner thüringischen und hessischen Vasallen, denn er wollte von niemand die Ritterschaft empfangen als von Gott und den Seinigen; hernach kämpfte er manche Fehden durch, strafte Aufwiegler

und Landesverräther wie sich gebührte, machte manche Heerfahrt, selbst mit dem Kaiser nach Italien, und als indessen seine Elisabeth ihr vierzehntes Lebensjahr zurückgelegt hatte und zu einer holdseligen Jungfrau aufgeblüht war, vermählte er sich mit derselben unter großen Festlichkeiten. Elisabeths Brautführer waren dieselben edlen Ritter, die sie als Kind aus ihrer Heimath abgeholt, Graf Meinhard von Mülberg und Walter von Vargila. Da gab es Festmahle und Turnerspiele, Musik und Tänze dreier Tage lang, herrlich und in allen Freuden.

95.

Landgraf Ludwigs Tugend.

Viele Züge melden die Sagen von der Tapferkeit und Tugend Landgraf Ludwig IV. Seinen Aeltern war er kindlich und gehorsam, seiner Braut und Gemahlin treu wie Gold, seinen Freunden redlich mit Rath, und hülfreich mit That, wie nur einer es wünschen mochte. Seine Rede war sittsam, züchtig war er von Geberden, wahrhaft von Worten, rein und keusch waren seine Sitten. Seine Vorsätze waren männlich, seine Versprechungen vorbedacht, sein Gericht war gerecht, sein Beginnen mild und weise. Seine Tapferkeit war die eines Helden; er führte seine Heereszüge mit Nachdruck aus, und behandelte überwundene Gegner mit Güte und Schonung, soweit sie deren würdig waren.

Ein Herr von Salza hatte das Kloster Reinhardsbrunn dadurch geschädigt, daß er auf dessen Grunde und

Boden auf dem Altenberge einen Bergfrieden angelegt hatte. Der Landgraf Ludwig kam nach Reinhardsbrunn, übernachtete an einem Sonnabend dort mit seinen Wappnern, und gebot am Sonntage früh dem Abt und Convent, nicht eher Amt und Messe zu halten, bis er zurück sei. In aller Stille überraschte er die Bemannung jener Befestigung sammt ihrem Gebieter, führte sie gen Reinhardsbrunn, ließ sie mit Stricken um den Hälsen dem nun beginnenden Hochamte beiwohnen, und den Vorsängern eine Psalmstelle parodirend intoniren, und das Chor responsiren, während die Sänger in Procession durch die Kirche schritten. Darauf mußte der von Salza Urphde schwören, dann ward ein frohes Siegesmahl gehalten, dessen Kosten der Landgraf jedoch keinesweges vom Kloster bestritten wünschte, da aber der Kammermeister doch der Weigerung des Abtes, Zahlung für die Bewirthung anzunehmen, Folge leistete, so mußte der erstere selbst aus eigener Tasche die Kosten bestreiten.

Ein fränkischer Ritter hatte dem Kloster Reinhardsbrunn einen mit Wein befrachteten Wagen unterwegs abgenommen, und nichts konnte den guten Vätern und Brüdern störender sein, daher sie in solcher Trangsal, die ihnen den Trank vorenthielt, Hülfe bei ihrem Herrn, dem Landgrafen suchten. Da eilte dieser mit einer Schaar Gewappneter alsbald nach Franken, umstellte des Schnapphahns Schloß, drohte ihn auszuhungern, und zog nicht ab, bis jener Ritter im Büßerhemde, Strick um den Hals und ein bloßes Schwert gegen seine Brust gezückt in der Hand haltend, in seinem geöffneten Burgthore erschien, Reue und Leid klagte, und ein Fuder guten Frankenweines, Saalecker oder Neuburger etwa, welche Sorten in jener

Zeit als die besten erachtet wurden, nebst einem Wagen mit 6 Pferden bespannt, gen Reinhardsbrunn sandte.

So wurde in ähnlicher Weise auch einem Krämer sein Esel und Kram wieder, den ebenfalls ein fränkischer Wegelagerer und Schnapphahn ihm in der Nähe von Würzburg abgedrungen. Der Mann kam klagend zu dem Landgrafen, dieser machte die Sache seines Hörigen zu seiner eigenen, und den Esel zu dem seinigen, und suchte ihn, und ruhte nicht, bis dem Manne wieder zu seinem Rechte, seinem Krame und seinem Esel geholfen war.

Welche Mannlichkeit dem Landgrafen innewohnte, zeigt die Sage von dem Löwen, der auf der Wartburg in einem Käfig gehalten ward, und den ihm sein Schwager, der Gemahl seiner Schwester Agnes, Herzog Heinrich von Oesterreich, geschenkt hatte. Der Landgraf ging in der Morgenfrühe, aller Waffen bar und nur von einem leichten Mantel umhüllt, in den Burghof herab, siehe da trat ihm der Löwe frank und frei entgegen, da der Pförtner versehen hatte, dessen Käfigpförtlein richtig zu verschließen, und fletschte ihn an, und brüllte ganz ungethümlich, schlug mit dem Schweife stark um sich, und mochte etwa einen Sprung auf den Herrn versuchen wollen. Aber Landgraf Ludwig blickte aus festem Auge den Leuen unerschrocken an und streckte seinen Arm gegen ihn und bedreuete ihn mit starker Stimme, da besann sich dieser eines andern und legte sich nieder, wie er zu thun gewohnt war vor seinem Wärter. Der Thürmer auf der Warte sah voll Schreck, was sich drunten im Hofe begab und stieß ins Lärmhorn und schrie das Gesinde zusammen, und mit diesem stürzte entsetzt der Wärter herbei, der brachte den Löwen auf gute Weise in den Käfig zurück. Deß zum

Gedächtniß soll das uralte Simsonbild von Stein auf Wartburg zeugen, doch kündet die Sage nicht, daß der Landgraf mit dem Leuen so gekämpft und ihm den Rachen aufgerissen, wie das Steinbild darstellt.

96.

Die Wunder Elisabeths.

Das ganze Leben der Landgräfin Elisabeth war eine Kette von Edelthaten, ein Kelch voll Leiden und eine Dornenkrone von Schmerzen und Mißgeschicken. Sie leerte den Kelch und trug die Krone mit der Sanftmuth einer Heiligen, und obschon sie, als sie noch im irdischen Leben wandelte, den verdienten Dank nicht allenthalben ärntete, Undank und Verkennung aber im vollsten Maaße, so ward ihr reiner herrlicher und makelloser Wandel doch von der Nachwelt anerkannt und dankbar gepriesen, ja es gediehe dahin, daß sie der höchsten irdischen Verherrlichung endlich theilhaft wurde, die einer Staubgeborenen zu Theil werden konnte.

Vieles offenbarte sich an der Landgräfin Elisabeth, was übernatürlich erschien, was schon ihre Mitwelt als ein Wunder empfand, und als Wunder der gläubigen Nachwelt überlieferte. Diese Wunder sind die unverwelklichen Goldblätter am Lebensbaume Elisabeths; die Sage hat sie abgepflückt und treulich aufbehalten. Die Sage muthet keinem zu, diese Goldblätter für untersiegelte Pergamene zu halten.

Elisabeth liebte sich stets möglichst einfach zu kleiden,

war allem Prunke und aller Hoffahrt abhold, und ging für gewöhnlich so gering einher, daß man sie wol eher für eine dienende Frau des Hauses als für die Herrin des stolzen Wartburgschlosses und des gesammten Landes Thüringen hätte halten können. Diese übertriebene Einfachheit blieb nicht ohne Mißbilligung und erschien nicht stets am rechten Orte. Bald nach ihrer Vermählung waren vier edle Ungarn auf einer Betfahrt zu Aachen gewesen, allwo man viele Heilthümer ausgestellt und großen Ablaß verkündet hatte; diese waren vom Könige Andreas beauftragt worden, auf ihrer Rückkehr durch Thüringen die Wartburg zu besuchen und Kunde mit in die Heimath zu bringen, wie es Elisabeth ergehe. Sehr willkommen war dieser Besuch, aber dem Landgrafen, als er die Magnaten mit seiner Gemahlin empfangen wollte, erschien Elisabeths Anzug doch allzu gering und schmucklos, und sie besaß auch kein schönes Gewand, denn ihre prachtvollen Brautkleider hatte sie zerschnitten und die Stoffe zu wohlthätigen Zwecken verwendet. Da sagte der Landgraf zu ihr: Aber liebe Schwester, schämen muß ich mich doch vor Deinen Landsleuten, wenn sie, die so prachtvoll gekleidet einher gehen, Dich in solchem armseligen Gewande erblicken! Sie werden das meiner Kargheit zuschreiben und denken und sagen, daß ich Dir es am nöthigsten fehlen lasse. Darauf erwiederte Elisabeth: Lieber Bruder, lasse Gott walten! — Darauf ging sie in ihre Kleiderkammer, und ward hernach von den edeln Ungarn mit großer Verwunderung geschaut in einem wundervoll schönen hyacinthenfarbenen Kleide, das war ganz übersäet mit Perlen und Edelsteinen, schöner, als noch je das Kleid der reichsten Königin auf Erden erblickt worden war. Da nun her-

nach, da sie wieder allein bei einander waren, der Landgraf fragte, wo das herrliche Kleid hergekommen, das er ja nie an ihr erblickt, da antwortete sie herzinnig: Lieber Bruder, Gott kann, was er will.

Ehe noch Landgräfin Elisabeth ihren ersten Sohn gebar, reisete sie mit ihrem Gemahl zum Besuch an den Hof ihres Vaters nach Ungarn mit großem und stattlichem Gefolge gräflicher und ritterlicher Männer und Frauen. Dabei sollen gewesen sein ein Graf Heinrich von Schwarzburg, Günther von Kefernburg, Heinrich von Stolberg, Gottfried von Ziegenhain, auch wieder der alte getreue Graf Reinhard von Mülberg und Walter Schenk von Vargila mit Rudolf, seinem Sohne, zum Theil mit ihren Frauen und Töchtern und vielen anderen. Da richtete König Andreas noch einmal eine Hochzeit aus und übereignete dem landgräflichen Paare abermals einen reichen Schatz von Kostbarkeiten aller Art, und begabte die Begleiter und Begleiterinnen je nach Rang und Geschlecht n freigebigster Weise.

Als Elisabeths Schwägerin Agnes das Hochzeitmahl auf Schloß Wartburg festlich ausgerichtet wurde, und das Haus von Gästen wimmelte, fehlte, als man zur Tafel gehen wollte, die Landgräfin. Diese war vor der Treppe im Mushause auf einen fast nackten Armen gestoßen, der sie flehentlich um Almosen und um Bedeckung seiner Blöße anrief, und anhielt mit Bitten, wie das kananäische Weiblein. Da nun Elisabeth bereits alles weggegeben hatte, was sie bei sich trug, so warf sie dem Armen ihren seidenen Mantel über. Nun war es aber Zeitsitte damals, im Mantel zur Tafel zu gehen, und als Elisabeth ohne solchen erschien, fragte der Landgraf, wo sie ihn gelassen

habe? Erschrocken bebten ihr die Worte von den Lippen: Herr, in meiner Kammer. Alsbald sandte der Landgraf eine der dienstthuenden Hoffräulein hin, den Mantel zu holen, und siehe, da ward ein Mantel gebracht, der war von himmelblauem Stoff, mit kleinen goldenen Bildchen bestreut, und so fein und rein, daß er später lange zu einem Meßgewande gedient hat, das im Barfüßerkloster zu Eisenach aufbewahrt wurde.

Die große Milde, welche die fromme Landgräfin Elisabeth unablässig gegen die Armen bewieß, wurde noch mehr in Anspruch genommen und gesteigert, als eine Zeit schrecklicher Hungersnoth das Thüringerland heimsuchte. Täglich schritt sie, von Dienerinnen gefolgt, welche die Gaben ihrer Milde trugen, soviel nicht die Landgräfin selbst zu tragen vermochte, zum Fuße der Wartburg nieder, allwo die Armen ihrer harrten, und vertheilte Almosen und Lebensmittel in Fülle. Elisabeths Mißgünstige äußerten sich nicht selten tadelnd gegen den Landgrafen, daß seine Gemahlin allzuviel verschenke, ja auch sich selbst zuviel vergebe durch den persönlichen Verkehr mit dem nicht sauberen hungernden und lungernden Gesindel, und da geschahe es, daß eines Morgens Elisabeth, wie sie gewohnt war, zu thun, ein Körbchen mit Lebensmitteln tragend, aus der Burg schritt, und der Landgraf, der wol schon gegen sie über ihre allzugroße Freigebigkeit sich mißbilligend ausgesprochen haben mochte, zu ihr trat und nicht gerade freundlich fragte: Was trägst Du da? Erschrocken und zagend gab die edle Herrin zur Antwort: Herr, Blumen! — Ich will sie sehen, zeige her! rief der Landgraf, und hob die Hülle vom Korbe. Und siehe, der Korb war übervoll Rosen. Der Landgraf stand staunend

vor der Gemahlin und beschämt, und als später die Mißgünstigen aufs neue Klagen erhoben über die allzugroßen Spenden der Frau Landgräfin, so sprach er: Lasset sie nur immerhin Almosen austheilen, da sie daran ihre Freude hat, wenn sie Uns nur nicht die Wartburg, Eisenach und die Neuenburg hinschenkt. — Oft war es auch, als wenn in Elisabeths Hand die Gaben sich verdoppelten und an ihren Gewanden kein Zergang sei. Auch der Kranken pflegte Elisabeth mit besondrer Sorgfalt, bediente sie häufig selbst, scheute nicht zurück vor ekelm Aussehen, kannte keine Furcht vor Ansteckung, ward auch von letzterer nie befallen.

In einer kleinen Felshöhle nahe der Wartburg lebte ein armer Einsiedel, des Namens Eli, der erkrankte und schleppte sich krank auf die Burg hinauf, und Elisabeth wollte seiner absonderlich warten und pflegen. Aber der Landgraf war nicht daheim, und niemand wollte dem kranken Alten eine Stätte einräumen, und die helfende Hand bieten, ihn zu betten. Da nahm Frau Elisabeth ihn mit in die eigenen Gemächer, die sie selbst bewohnte, und wusch und pflegte den Alten säuberlich, und bereitete ihm ein Bad, und nach dem Bade legte sie ihn in ihr eigenes Bette. Darüber wurde Frau Sophia, die Schwiegermutter, über alle Maßen ungehalten, und zürnte laut, und sagte, daß dieses zu weit gehe und konnte sich nicht beruhigen. Und indem so kehrte unverhofft ihr Sohn zurück, und die Mutter eilte ihm entgegen, und verkündete ihm spottweise, welch raren Schatz sein Ehegespons Zeit seiner Abwesenheit sich gewonnen, Eli, den alten Betbruder, habe sie aufgenommen und gepflegt und in ihr und sein Bette gelegt. Er werde das am eigenen Leibe lange spüren.

Unwillig folgte der Landgraf seiner Mutter in Elisabeths Gemächer nach, schritt zur Lagerstätte und riß die Decke herunter. Siehe, da wurden ihm die inneren Augen aufgethan, und es lag vor ihm im Bette Christus, der Weltheiland, wie er am Kreuze hing, auf dem Haupte die Dornenkrone, im Antlitz die Milde der Gottheit. Das bewegte den Landgrafen übermächtig, und er sprach zu Elisabeth: Meine liebe Schwester, solcher Gäste magst Du oft und viel in unser Bette legen, das thust Du mir wol zu Danke, denn ich erkenne: was man armen kranken Leuten in der Liebe Gottes thut, das ist Christo unserm Herrn selbst gethan. So hatte der Landgraf viele Freude an dem Christusbilde, seiner Mutter aber grausete, denn sie sahe selbes nicht; sie sahe nur einen jämmerlichen aussätzigen Kranken vor sich in dem Bette liegen. Der arme Einsiedel Eli aber lebte in seiner Felsklause geruhig fort, und sagte auf späteres Befragen aus, daß er weder krank gewesen, noch zu jener Zeit hinauf aufs Wartburgschloß gekommen sei. Seine Höhle zeigt man in dessen Nähe noch immer.

Als wahre Mutter und Wohlthäterin der Armen erwieß sich Elisabeth fort und fort. Sie spann unablässig mit ihren Dienerinnen Wolle und Linnen, und ließ daraus bei den Minoriten in Eisenach Kleiderstoffe weben, die sie für die Armen verwendete. Am Burgberge sprang eine frische Quelle, dort wusch sie oft die Kranken oder deren Kleider. Sie schöpfte Fische daraus, was außer ihr niemand gelang; die Quelle quillt noch heute und wird der Elisabethbrunnen genannt. Eine andere Stätte heißt die Armenruhe. In Eisenach richtete Elisabeth ein Kranken- und Verpflegungshaus ein, und als die Hungersnoth immer

höher stieg, der Landgraf aber auf einem Heereszuge begriffen war, ließ die Landgräfin die Fruchtspeicher öffnen, ließ täglich Brod backen, und vertheilte dieses täglich an 300 Arme, andere nennen sogar 900. Auch die Tafelreste wanderten zur Burg hinaus, wo die Armen in Schaaren lagerten, darüber das Burggesinde nicht wenig murrte. Wenn es immer noch nicht reichte, denn je mehr gegeben ward, je mehr Arme gab es, die zu nehmen geneigt waren, verkaufte Elisabeth selbst ihre kostbaren Gewänder nnd Kleinodien, und theilte das Geld aus. Wenn sie in Eisenach in die Kirche ging, konnte sie jedesmal vor Bettlern kaum hinein, und so hatte sie einst schon alle ihr Geld hingegeben, als noch ein alter Mann ihr den Weg verstellte, und auf das beweglichste mit Bitten anhielt, auch ihm etwas zu schenken, und sie bis in die Kirche hinein verfolgte. Da zog Elisabeth einen ihrer mit Silber gestickten Handschuhe aus, und gab diesen dem unabweisbaren Alten. Das sahe ein Ritter, der auch in die Kirche sich begab, der lösete alsbald von dem Alten den Handschuh um vieles Geld ein, und befestigte denselben dann als ein Kleinod auf seinem Helme, zog in das heilige Land und kämpfte stets siegreich, denn der Handschuh der hehren Frau schützte ihn wie ein wunderbarer Talisman. Dann hat der Ritter den Handschuh zum ewigen Danke in sein Wappen aufgenommen.

Es offenbarte sich an der frommen Landgräfin mehr und mehr eine göttliche Kraft; sie heilte Kranke durch das Auflegen ihrer Hände, machte Blinde sehend, und richtete gekrümmte Glieder wieder gerade. Ein Heilmittel, von ihrer Hand gereicht, verfehlte nie seiner Wirkung. Daher begann das Volk sie als eine auserwählte Lieblingin

Gottes zu verehren, und an ihre Wunder zu glauben; es fehlte nur noch das Martyrthum, um sie als Heilige anzubeten. Auch das Martyrthum sollte ihr nicht ausbleiben.

97.

Vom Kreuzzuge Landgraf Ludwigs V.

Landgraf Ludwig, der fromme Gemahl Elisabeths, faßte den Entschluß, vielleicht nicht ganz aus freiem Antriebe, Kaiser Friedrich II. im Geleite einer ansehnlichen Schaar thüringischer und hessischer Edeln auf einen Kreuzzug nach Palästina zu folgen. Er lud alle seine Vasallen auf einen Tag nach Kreuzburg, ermahnte die, welche zurückblieben, gute Ordnung im Lande aufrecht zu erhalten, und empfahl ihrer Fürsorge auch seine Gemahlin und seine Kinder, die ihm an das Herz gewachsen seien. Elisabeth hatte ihm zwei Kinder geschenkt, die nach den Großältern väterlicher Seits hießen: einen Sohn Hermann, eine Tochter Sophia, und ein drittes Kind trug sie unter dem Herzen. Die thüringischen und hessischen Kreuzfahrer, die ihrem Landgrafen folgten, und in Kreuzburg mit versammelt waren, waren die Grafen Ludwig von Schwarzburg, Burkhard von Brandenburg, Meinhard von Mülberg, Heinrich von Stolberg, Ernst von Gleichen, Günther von Kevernburg, und die Ritter und Träger der Erbhofämter, Rudolf, Schenk von Vargila, Heinrich Marschall von Ebersberg, Herrmann Truchses von Schlotheim, Heinrich Kämmerer von Vahner, Heinrich von Erffa, der Hofmeister, sodann die Ritter und Edeln: Hartmann

oder Hermann von Heldrungen, Ludolf von Belstätt, Rudolf von Bilzingsleben, Friedrich von Treffurt, Lutze von Wartberg, Dietrich von Seebach, Gerhard von Elende, Ludwig und Rudolf von Hausen, Heinrich von Meideburg, Berthold von Mila, Berthold von Heilingen, Seifarth von Spatenberg und viele andere. Ebenso folgten dem Zuge des Landgrafen 5 Kleriker, der Hof- und Burgkaplan Berthold, der Kaplan Konrad von Marburg, Erhard, Kaplan auf der Neuenburg, auch der Geheimschreiber Konrad von Würzburg, mehrere Ärzte, ohne den Troß der zahlreichen Knappen und Knechte. Landgraf Ludwig zog, von seiner Gemahlin, seiner Mutter, den Kindern und vielen Treuen begleitet, mit 200 Pferden über Reinhardsbrunnen gen Schmalkalden, wo er von den Seinen einen beweglichen und schmerzlichen Abschied nahm, und von wo seine Mutter mit den Kindern zurückkehrte, Elisabeth aber vermochte nicht, sich jetzt schon von ihm zu trennen, sie begleitete ihn noch bis Meiningen, wo er ihr beim endlichen herzbrechenden Abschiede einen Ring zeigte, in dessen Saphir ein Agnus Dei geschnitten war, und zu ihr sprach, wenn er diesen Ring ihr sende, möge sie daran erkennen, daß die Botschaft gewiß von ihm komme. Davon steht noch geschrieben in der Meininger Chronik: „Vorerwähnte H. Elisabetha hat zum Gedächtniß eine Capelle allhier erbauen lassen, so aber nunmehro eingerissen und verwüstet.“ Diese Capelle soll neben der Kirche auf dem Markte gestanden haben, und ihr Portal später das frühere der Kirche ersetzt haben, wie man, daß dasselbe eingesetzt worden, deutlich wahrnimmt. — Elisabeth kehrte trauernd nach der Wartburg zurück, legte dort alsbald Wittwenkleider an, und legte diese leider nie mehr ab.

Landgraf Ludwig sollte nach dem Willen seines kaiserlichen Herrn als Oberbefehlshaber und Feldherr des ganzen Kreuzheeres im heiligen Lande auftreten und wirksam sein, aber anders war es verhängt im Rathe Gottes, denn Ludwig sahe weder das heilige Land, noch jemals seine Heimath und die Seinen wieder. Er erkrankte auf der Insel Otranto und jählings stieß ihm die Krankheit zu und wurde heftiger und heftiger. Da sahe er das Gemach, darin er lag, voll schneeweißer Tauben, die von allen Seiten sein Bette umflogen, und er sprach zu denen, die um ihn waren von den Seinen: Sehet ihr nicht die große Menge dieser schneeweißen Tauben? — Und nach einer Weile begann er wieder: Ich muß und will von hinnen mit diesen schneeweißen Tauben. Und als er diese Worte gesprochen hatte, da gab er seinen Geist auf und schlummerte hinüber in die göttliche Ruhe. Einer von Ludwigs Kaplanen aber sahe am Himmel einen Flug weißer Tauben sich gen Aufgang wenden, darunter war eine wunderschöne weiß glänzende Taube, der heilige Geist. — Dieser führte des frommen Landgrafen Seele von hinnen, und es entstand großes und schmerzliches Wehklagen unter seinen zurückgelassenen Lehenträgern und zumal unter seinen Dienern. Und wurde eine Sage, der Landgraf habe einen „vergifteten Trunk" gethan, doch ist das nicht zu verstehen im heutigen Sinne, daß ihn jemand absichtlich mit Gift vergeben, sondern man nannte im Mittelalter alles, was schädlich wirkte, vergiftet, und so konnte ein jäher Trunk des reinsten kalten Wassers als vergiftet bezeichnet werden. Und war der edle Fürst, den man ob seines tugendreichen Wandels, ob seiner Frömmigkeit, Gerechtigkeit und Milde später den Heiligen nannte, obwohl kein Papst

ihn heilig sprach, noch gar jung an Jahren, da er von hinnen fahren mußte, erst sieben und zwanzig Jahre alt.

98.

Elisabeths Prüfungen.

Die fromme Landgräfin Elisabeth von Thüringen war einer Tochter genesen, während ihr Gemahl sich auf dem Kreuzzuge befand, welches Kind den Namen Gertrud, nach ihrer eigenen Mutter, empfing. Da kam die Schreckenskunde vom Ableben des Landesherrn nach Thüringen, und es blieb ihrer Schwiegermutter vorbehalten, ihr die Todesnachricht des Gemahles beizubringen, die Elisabeth mit dem tiefsten Schmerze empfing. Dahin war nun alle ihr Trost auf Erden, und sie sagte es selbst: Tod, tod, tod ist mir nun die ganze Welt. Das furchtbar schwere Gewicht des Wortes Wittwe drückte sie zu Boden. Der Brunnen ihres Lebensglückes war nun versiegt, und wurde zum Wermuthborne, der den Kelch ihres Leides füllte.

Des Landgrafen Bruder Heinrich, Raspe zubenannt, hatte längst nicht ohne heimlichen Groll die übergroße Freigebigkeit Elisabeths wahrgenommen, und sie laut, wie im Stillen getadelt. Jetzt hielt er an der Zeit, gegen diese Verschwendung einzuschreiten, denn er war jetzt Thüringens Regent, da seines Bruders einziger Sohn noch unmündig war. Ueber die persönlichen Zerwürfnisse, welche vorhergingen, bevor es zum äußersten gedieh, schweigt sowohl die Sage, als auch die Geschichte. Es überhüllt dieselben ein tiefer Schleier, aber das äußerste geschah,

und war nichts geringeres, als daß an einem Wintertage des Jahres 1227 auf 1228 die bisherige Herrin des Thüringer Landes, die Tochter eines Königes, die mildthätigste, untadelhafteste Frau, die treueste Gattin, die zärtlichste Mutter ihrer Kinder, sammt diesen Kindern ihr hochprangendes Schloß verließ, herunter nach Eisenach wandelte, und in dieser Stadt von allen Häusern, wo sie Obdach suchte, mit Härte, Strenge oder Furcht vor dem neuen Herrn abgewiesen, herumirren und endlich mit einem elenden Schoppen, in der Rolle, und da in der Nähe eines Schweinekofens, vorlieb nehmen mußte. Aber groß und herrlich in ihrer tiefsten Erniedrigung ging Elisabeth um Mitternacht in die Klosterkirche der Barfüßer Mönche und bat dieselben, ein Tedeum anzustimmen, daß Gott sie also heimsuche. Wie stolz war der Wirth zum Hellegrafenhofe einst gewesen, als sein Haus der Ehre gewürdigt ward, das Königskind von Ungarn aufzunehmen, und zu übernachten, das er jetzt derselben Elisabeth verschloß. Auch ärntete sie in vollem Maaße den Dank, der einem unbegrenzten Wohlthätigkeitstriebe zu Theil wird. Keine Seele von alle den Hungerern und Lungerern, Faullenzern und bettelnden Tagedieben Eisenachs, die sie vielleicht mit ihren Spenden erst verwöhnt, regte auch nur eine Hand für die herabgewürdigte Herrin, und für den jungen Herrn, den geborenen rechtmäßigen Landgrafen von Thüringen. Elisabeth wandelte von der Rolle aus am Markte beim Eingange in die Messerschmiedegasse über den Löbersbach, wo man über diesen kothigen Graben nur auf schmalen Schrittsteinen gelangen konnte, da begegnete ihr ein altes nichtswürdiges Bettelweib, dem die milde Almosenspenderin oft genug die Hände und den Mund gefüllt, das wich ihr

nicht nur nicht aus, sondern stieß mit jauchzender Verruchtheit die edle Fürstin von den Schrittsteinen herab in den Koth des Löberbaches, daß sie hernach an ihren übel beschmutzten Kleidern genug zu waschen hatte. Und sie trug das alles mit Lächeln, und dankte Gott, daß er sie so demüthigte. Sie sahe auch den Heiland in einem himmlischen Gesichte, mitten im offenen Himmel, und er sprach zu ihr: Wenn Du bei mir sein willst, so will ich bei Dir sein. — Davon ward sie wunderbar aufgerichtet.

99.

Elisabeths Wiedererhöhung.

Elisabeth, die fromme Landgräfin, zählte, als ihr Schlag auf Schlag so viel herbes widerfuhr, erst zwanzig Lebensjahre. Da hörte eine Muhme welche Aebtissin zu Kitzingen in Franken war, von dem großen Weh, was ihrer Verwandten widerfuhr, diese sandte alsobald Boten, und bot ihr und ihren Kindern ein Asyl in dem Kloster an. Auch in Bamberg lebte Elisabeth ein Oheim, Bischof Egbert, der ebenfalls nach ihr sandte, und ihr Schloß Botenstein zum Aufenthaltorte anwieß, dort lebte sie nun einige Zeit mit den ihrigen still und fürder ungekränkt. Nur das war ihr leid, daß ihr Oheim darauf sann, sie wieder zu vermählen, und zwar mit dem Kaiser Friedrich II., welcher Wittwer geworden war. Elisabeth aber wollte nichts von einer Wiedervermählung hören und wissen. Sie wollte dem so innig geliebten Gemahl auch im Tode noch ihre Treue fest bewahren.

Landgraf Ludwigs treue Mannen kehrten nach vollendetem Kreuzzuge aus Palästina zurück und brachten die Gebeine ihres vormaligen Herrn mit. In jedem Rastorte stellten sie die Sarglade in die Kirche und ließen zum Seelenheile Ludwigs ein Todtenamt halten, und opferten der Kirche Geld und Gaben. Auf diesem Zuge nach der Heimath berührten die Thüringer Herren auch Bamberg, die ehrwürdige Bischofstadt, und ließen dem Bischof Egbert ihr nahen ansagen. Da berief der Bischof alsbald Elisabeth, und zog mit ihr und einer festlichen Procession unter Glockengeläute den Gebeinen des Landgrafen entgegen. Auf das tiefste erschüttert und bebend fiel die unglückliche Wittwe beim Anblick der Gebeine ihres Gemahls nieder in tiefem Schweigen. Dann betete sie und gewann frischen Muth und fand Trost in ihrer Seele und sprach hernach viel mit den Thüringer Herren, die sehr schmerzlich betroffen waren von dem was sie erfuhren, wie es ihrer geliebten Herrin ergangen sei, und sie baten, in ihrem Geleite mit nach Thüringen zurückzukehren, und dem Feste der Bestattung der Gebeine ihres Herrn im Kloster Reinhardsbrunn beizuwohnen. Diesem Wunsche gab Elisabeth nach, und in Reinhardsbrunn strömte fast die ganze Bevölkerung Thüringens zusammen, Leid zu tragen um den so früh geschiedenen, geliebten Herrn. Nach beendigter Leichenfeier, welcher der neue Landgraf, Heinrich Raspe mit seinem Bruder Conrad, dem Deutschherrenordenscomthur, in Person bewohnte, richtete Rudolf, der Schenk von Vargila an den ersteren mit großem Freimuth sehr ernste Worte über sein Verfahren gegen des Bruders Wittwe und gegen dessen Kinder, und drohete ihm mit dem Zorne Gottes, wenn er sein Benehmen gegen Elisabeth nicht ändere und sie sich

nicht versöhne. Da wurde der Landgraf zu Thränen gerührt und versprach, alles zu thun, was für Recht und Billigkeit erachtet werde. Elisabeth begehrte auch in keiner Weise zu herrschen über Städte und Burgen, Land und Leute, nur die Herausgabe ihrer Mitgift und das ihr von ihrem seligen Herrn verschriebene Witthum beanspruchte sie, und das ward ihr auch gewährt und sie erhielt Marburg als ihr Witthum und ihren Wohnsitz, auch wurden die Rechte und Ansprüche ihrer Kinder gesichert. Zu Marburg, wohin nun nach einiger Zeit die verwittwete Landgräfin zog, lebte ein Geistlicher, des Namens Konrad, insgemein Konrad von Marburg genannt, der war der Beichtiger Elisabeths, war sehr gelehrt, sehr sittenreinen Wandels, aber dabei von äußerster Strenge in Bezug auf kirchliche Zucht, Bußübungen und Kasteiungen, der gewann über die fromme Elisabeth gar große Gewalt.

100.

Von Elisabeths Tod und Heiligsprechung.

Schon als Landgräfin hatte Elisabeth den strengen Prediger und Ketzerrichter Konrad von Marburg zu ihrem Beichtiger erwählt, weil ihr Gemahl denselben mit einem großen Vertrauen beehrte, und ihm die Besetzung aller geistlichen Stellen, wie die Vergebung kirchlicher Lehen übertragen. Sie gelobte ihm feierlich im Sanct Katharinenkloster zu Eisenach Gehorsam an, demüthigte sich vor ihm, geiselte sich auf sein Verlangen, und übte alle die guten Werke, welche der Glaube zur Erlangung der Seligkeit vorzeichnete, oft mit grausamer Strenge gegen sich selbst,

mit harter Entsagung, mit asketischem Heldenmuthe. Sie trat mit den ihr stets treu gebliebenen vormaligen Hofjungfrauen Jutta und Eisentrud als Tertianerin in den Orden des heiligen Franziskus, und trug fortan das Gewand der grauen Schwestern, sie entsagte öffentlich in der Minoritenkirche zu Eisenach der Welt und all ihrer Freundschaft. Sie bezog in der Nähe von Marburg eine armselige Bauernhütte, bis ein kleines Häuschen von Holz und Lehm in Marburg für sie erbaut war. Nun gründete sie von ihrer Mitgift ein Armenhaus und Krankenhospital, besuchte und pflegte die Kranken, und übte alle Werke der Barmherzigkeit, indem sie Kranke pflegte, Nothleidende unterstützte, Gefangene tröstete, Gestorbene bestattete. Unablässig spann sie Wolle für die Armen und vertheilte Almosen, begnügte sich dabei selbst mit Armenkost, und ging in Kleidern einher, die kaum besser waren, als die der Aermsten, und oft geflickt und bestickt mit allerlei Lappen.

Indem Elisabeth sich mühte durch Entbehrungen, Demüthigungen und Kasteiungen sich immer würdiger des Himmels und der künftigen Seligkeit zu machen, ertrug sie mit himmlischer Geduld alle Qualen und Peinigungen, welche Konrad von Marburg ihr auferlegte, ja selbst die persönlichen, körperlichen Mißhandlungen, die er sich in seinem geistlichen Hochmuthe gegen sie erlaubte. Er durfte sich erfrechen, sie zu schlagen. Sie ertrug es, aus freiem Willen, um Gottes Willen, widerstand allen Aufforderungen, ihre asketische Lebensweise zu ändern, in ihre Heimath nach Ungarn zurückzukehren, ein anderes Leben zu führen. Sie hatte das Elend liebgewonnen, und fand ihre Wonne in Schmerzen.

Mehr und mehr wuchs unter der Bevölkerung die Anerkennung des frommen Wandels und die Verehrung der landgräflichen Wittwe. Aber die freiwillig auferlegten Entbehrungen und Schmerzen, alles ertragene Mühsal, und eine heiße Sehnsucht nach dem Himmel rieben frühzeitig die Körperkräfte der Dulderin auf, und schon am 19. November des Jahres 1231 entschlief sie, nur erst 24 Jahre alt, und ihr Hinscheiden wurde beklagt von allem Volke. Bald genug verbreitete sich die Kunde von allerlei Wundern, die während der Leichenbestattung Elisabeths und an ihrem Grabe geschahen. Konrad von Marburg sammelte diese Kunden und sendete sie an den Papst, Gregor IX., zu welchem auch der Schwager Elisabeths, der Deutschordensritter Konrad von Thüringen reiste. In Perugia, wo Gregor IX. eine Zeit lang verweilte, erfolgte am Pfingsttage des Jahres 1234 unter großen Feierlichkeiten Elisabeths Heiligsprechung im Kloster des Predigerordens. Der Schwager Elisabeths, Landgraf Konrad, war bei dieser festlichen Handlung Augenzeuge und vertheilte reiche Spenden an die Gotteshäuser und an Arme, bewirthete die ganze Geistlichkeit, und saß bei einem Mahle des Papstes diesem zur Seite. Die Bulle der Heiligsprechung Elisabeths wurde unterm 1. Juni 1235 ausgefertigt und mußte von allen Kirchen in Deutschland verlesen werden. Erzbischof Siegfried von Mainz bestimmte den 1. Mai des Jahres 1236 als den Tag der feierlichen Erhebung der Gebeine der heiligen Elisabeth, die unter dem Zustrome zahlloser Fremden erfolgte, bei der der Kaiser selbst gegenwärtig war, ferner die Erzbischöfe von Mainz und Köln, die Bischöfe von Bamberg, Speier, Worms, Halberstadt, Hildesheim, Paderborn, Naumburg, Merseburg

und Bremen, nicht minder Elisabeths beide Schwäger, ihre Kinder, ihre Schwiegermutter.

Am Morgen des Erhebungstages der heiligen Gebeine begaben sich die Fürsten, den Kaiser an ihrer Spitze, letzterer im grauen Büßergewande, und gänzlich ohne Schmuck, nur die goldene Krone auf dem Haupte tragend, in die Kirche; die Fürsten und die hohe Geistlichkeit erschienen im höchsten Glanze des Schmuckes und der Tracht. Und nun wurden Elisabeths Gebeine erhoben, wobei Kaiser Friedrich selbst mit Hand anlegte; dann bedeckte der Kaiser das Haupt der Heiligen mit einer goldenen Krone. und sprach: Da ich sie auf Erden nicht krönen sollte als eine Kaiserin, so will ich sie doch ehren mit dieser Krone als eine ewige Königin in Gottes Reiche. Rührend war es anzusehen, wie Elisabeths Kinder an der Truhe knieeten, welche die Gebeine ihrer heilig gesprochenen Mutter in sich schloß. Zahlreiche Opfer wurden an diesem Tage dargebracht zur Erbauung der prachtvollen Kirche in Marburg, welche künftig das Mausoleum Elisabeths einschließen sollte, und zu welcher bereits der Grundstein gelegt war. Bald auch wuchs der Ruf der Wunder, welche nach dem Glauben jener Zeit die Heilige fortwährend übte, und es ist wol unbestritten das schönste und würdigste Wunder Elisabeths, daß noch bis heute, nach sechshundert und zweiundzwanzig Jahren, und in den Ländern Thüringen und Hessen, deren religiöses Bekenntniß an Fürbitte der Heiligen, wie an Wunder nicht zu glauben lehrt, das Andenken an diese Heilige ein rein und treu bewahrtes ist, und Elisabeth, die gottergebene, vielleicht überfromme fürstliche Dulderin, in der vollen Glorie der Heiligkeit im Herzen des Volkes lebt, und nie vergessen werden wird.

101.

Vergeltungen.

Viele hatten nicht gut und recht gegen Elisabeth gehandelt, und mehrere derselben traf dafür die Hand der Vergeltung. Leider stand der Landgraf Heinrich Raspe unter diesen in erster Reihe. Wenn er auch berechtigt erschien, der maaßlosen Freigebigkeit seiner verwittweten Schwägerin Schranken zu setzen, so mußte er doch anders gegen sie handeln als er that. Er stieß Mutter und Kinder in das Elend hinaus, statt dem Neffen ein treuer Vormund zu sein, er wollte nicht Verweser Thüringens sein, bis der Knabe Ludwigs zu reiferen Jahren gekommen, sondern Selbstherrscher, Alleinregent. Eine neue Dynastie wollte er begründen, sein Stamm sollte herrschen über das Thüringerland. Sein Bruder Konrad mochte von gleicher Gesinnung beseelt sein, er übernahm die Regentschaft von Hessen. Landgraf Hermann blieb zur Seite gedrängt, auch als er herangewachsen war, man verheirathete ihn, als er fast noch im Knabenalter stand, und als zu fürchten war, daß er, zur Einsicht gekommen und vom Herzoghause Braunschweig, aus dem seine Gemahlin Helene stammte, unterstützt, vielleicht mit Nachdruck sein Vatererbe fordern werde, da verschwand er, erst 17 Jahre alt und erbenlos, aus der Reihe der Lebendigen. Die Volksstimme der Mitwelt beschuldigte geradezu Heinrich Raspe, daß er seinen Neffen durch Gift aus dem Wege zum Landgrafenthrone geräumt habe. Landgraf Konrad bestand viele Kämpfe, kam in den Bann des Papstes und der Kirche, und wurde darauf Deutschordensritter — er konnte daher Thüringen keinen Erben geben, da er sich

nicht vermählen durfte. Sein Bruder Heinrich Raspe hatte sich mit Elisabeth von Braunschweig vermählt; sie starb 1231 ohne Kinder. Er nahm Gertrud von Oesterreich zur zweiten Frau — auch sie ging, ohne ihm Erben geboren zu haben, im Jahre 1244 zur ewigen Ruhe ein. Und zum drittenmale vermählte sich Heinrich Raspe mit Beatrix von Brabant, aber auch diese dritte Ehe blieb ohne Kindersegen. Er verwickelte sich in große Kämpfe, wurde unter Papst Innocenz IV. Gegenkönig Kaiser Friedrichs II., dem er mit Undank lohnte. Friedrichs II. Sohn Konrad aber rächte diesen Undank, schlug Heinrich Raspe bei Ulm auf's Haupt, dieser mußte verwundet entfliehen uud starb bald darauf auf der Wartburg, da denn mit ihm der Stamm der alten Landgrafen von Thüringen erlosch.

Jener fanatische Konrad von Marburg, der die arme Elisabeth auf das empörendste gequält und gemißhandelt hatte, starb keines guten Todes. Die unbeugsame Strenge, die er gegen die gedemüthigte fürstliche Frau übte, indem er sie von ihren Kindern, zuletzt auch von ihren treuanhänglichen Dienerinnen trennte, sie schlug — übte er auch als päpstlicher Ketzerrichter. Wer ihm ein Ketzer schien, oder als solcher heimlich angegeben wurde, wurde verbrannt. Im Jahre 1233 hatte Konrad einen Grafen von Sayn, einen Grafen von Henneberg, einen Grafen von Solans, eine Gräfin von Loots und viele andere der Ketzerei angeklagt, doch wurde die Unschuld dieser Angeklagten erwiesen. Als nun Konrad mit zwei Helfershelfern, dem Dominikaner Konrad von Tours, und einem anderen, Namens Hans, der einarmig und einäugig war, von Mainz wieder nach Marburg zurück fuhr, wurde ihnen von er-

bitterten Dienern des Grafen von Sayn und andern der Ketzerei grundlos angeklagten Männern ein übles Ende bereitet, indem er nebst Konrad von Tours erschlagen wurde. Der einarmige Hans entrann dem Mordgetümmel, fand aber auswärts später seinen Tod an einem Galgen.

102.

Sophia's Handschuh.

Die älteste Tochter der Landgräfin Elisabeth, Sophia, hatte sich mit dem Herzoge Heinrich II. von Brabant vermählt, dem sie 6 Kinder geboren. Das jüngste derselben war ein Sohn, des Namens Heinrich. Diesem hätte, als Enkel der heiligen Elisabeth, nach dem Aussterben des Landgrafenstammes, das Thüringerland nebst Hessen gehört, aber Heinrich Raspe hatte, als er sein kinderloses Absterben voraussah, das Erbe dem Sohne seiner ältesten Stiefschwester, Jutta, vermählte Markgräfin von Meissen, und später vermählte Gräfin von Henneberg, als Erbe zugedacht. Dieser Sohn war Heinrich, Markgraf von Meissen, der Erlauchte genannt, ein stattlicher und tapfrer junger Fürst, der bereits einen Anwartschaftsbrief vom Kaiser Friedrich II. auf die Landgrafschaft Thüringen hatte, und alsbald nach Heinrich Raspe's, seines Stiefoheims Tode, sich beeilte, Besitz zu ergreifen, wenigstens von Thüringen, denn von Hessen als einer freien Landschaft, die dem Reiche nicht zu Lehen stand, hatte Heinrich nicht den gleichen Anspruch. Hessen erklärte sich für Heinrich von Brabant, und lud Mutter und Kind zu sich ein,

denn Heinrich zählte erst vier Jahre, darum hieß man ihn das **Kind von Brabant**. Sophia kam zuerst nach Marburg, trat, ihren Sohn auf dem Arme, unter die Bürger, und entflammte sie für des Sohnes Recht, und da wirkte gar mächtig die frische Erinnerung an die heilige Elisabeth. Aber die Herzogin von Brabant verfolgte ihres Kindes Rechte weiter. Wenn sie auch Heinrich dem Erlauchten die thüringischen Reichslehen, die er vom Kaiser empfangen hatte, nicht wol streitig machen konnte, so hatte sie doch Rechte an die alte Grafschaft Thüringen, und die Güter, welche Ludwig der Bärtige und dessen Nachkommen als Allode erworben und vermehrt hatten; daher rückte sie auch nach Eisenach vor und hielt mit Heinrich dem Erlauchten eine Tagsatzung, auf der sie sich mit ihm vergleichen wollte, und es wäre alles gut geworden, wenn die Versprechungen des Markgrafen Dauer gehabt hätten. Diese hatten aber keine Dauer, und daran waren die Rathschläge Schuld, welche dem Markgrafen gegeben wurden. Denn da die Zeit des Interregnums war, und kein Reichsoberhaupt als Schlichter des Streites vorhanden, so widerriethen Heinrichs Mannen und zumal der Marschall Helwig von Schlotheim jede Nachgiebigkeit, die der Markgraf zeigte, und zumal sprach der erstere: Wär' es möglich, daß Ihr mit einem Fuße im Himmel stündet, und mit dem andern auf der Wartburg, so solltet ihr viel eher den einen Fuß aus dem Himmel ziehen und ihn zu dem andern auf die Wartburg setzen. Das änderte Heinrichs nachgiebigen Sinn, er verschob die völlige Ausgleichung auf den Spruch des neuzuwählenden Kaisers, und beschwur mittlerweile sein Recht auf Thüringen in der Kirche zu Eisenach auf eine **Rippe** der heiligen Elisabeth, und zwanzig Eideshelfer

schwuren mit ihm in Sophia's Gegenwart. Da wurde die arme Herzogin von Zorn bewegt und außer sich, und in Thränen ausbrechend zog sie ihren Handschuh aus und rief: O Du, der aller Gerechtigkeit Feind ist, Teufel! Dich meine ich! Nimm hin diesen Handschuh zusammt den falschen Rathgebern, die meinen Sohn um sein Erbe betrügen! So bot Sophia von Brabant dem Teufel selbst Fehde, denn eine muthige Frau nimmt es mit dem Teufel schon auf — dabei aber begab sich das Wunderbare, daß der Teufel die Fehde annahm, denn der Handschuh, den Sophia in die Luft geschleudert hatte, kam nicht wieder herunter — und bald entbrannte blutig und schwer in seinen Folgen der Thüringische Erbfolgekrieg.

103.

Bürgertreue.

Bald wußte nach dem Sprüchwort im Thüringerlande niemand mehr, wer Koch oder Kellner war, so ging es darunter und darüber. Eines Tages kam die Herzogin Sophia wieder gen Eisenach, da wollte man sie nicht einlassen, und hatte das Georgenthor zugeschlossen; da trat sie dagegen, nahm eine Axt und hieb zwei Kerben in das Eichenholz, die man noch nach 200 Jahren sah. Da die Eisenacher solchen Ernst sahen, öffneten sie ihr Thor und ließen die streitbare Frau mit ihrem Gefolge einziehen. Ein Theil der Thüringischen Ritterschaft hing dem Markgrafen von Meissen an, hauptsächlich die reichslehenbaren Vasallen, ein anderer Theil nebst der Hessischen Ritter-

schaft hielt zu Sophia von Brabant und ihrem Sohne. Andere hielten weder zu dem einen, noch zu dem andern, sie wollten am liebsten für sich sein, ohne Oberherren, Selbstherren, und wer es konnte suchte sich selbst zu schützen. Daher entstanden damals eine Menge neue Burgen und hohe Warten, zumal um Eisenach. So wurde von denen von Wangenheim auf dem Kalenberge hinter Fischbach ein Steinhaus errichtet, an der Werra erhob sich Burg Brandenfels. Die Bürger zu Eisenach, die nun mit ihrem Bürgermeister Heinrich Velsbach der Herzogin anhingen, schlossen die Wartburg ein, welche der Markgraf besetzt hielt; einestheils bemächtigten sie sich des Mittelsteins vor der Wartburg, und auf deren Rückseite legten sie eine Frau-Sophienburg an, die auch Frauenburg genannt wird, und die Eisenacher Burgen, dadurch wurden die Zugänge zur Wartburg beherrscht und abgeschnitten. Rudolph von Vargila, des Name später in Vargula sich umwandelte, hielt zu dem Markgrafen, und baute, von diesem unterstützt, den Rudolphstein gegen die Eisenacherburg, wodurch er wieder den Eisenachern die Straße nach Franken über den gehauenen Stein verlegte und absperrte. Sophia von Brabant hatte einen mächtigen Bundesgenossen an ihrem Schwiegersohne, der mit ihrer jüngsten Tochter Elisabeth vermählt war, Albert I. Herzog zu Braunschweig, welcher nun auch mit Heeresmacht in Thüringen einfiel und so viel als möglich von den Besitzungen Heinrich des Erlauchten verwüstete. Er soll auch hart an der Stadt die Burg Klemda erbaut haben, eine Klemme für die Bürgerschaft. Doch bekam solches Thun ihm endlich merklich übel, denn Rudolph von Vargila überfiel ihn, schlug und zerstreute sein Heer

und nahm ihn selbst gefangen. Zu derselben Zeit befand sich Markgraf Heinrich der Erlauchte auf der Wartburg, ließ in einer dunkeln Sturmnacht deren Thor öffnen, und zog mit einer Schaar tapfrer Mannen, welche zum Theil Sturmleitern und Pechkränze trugen, nicht in der geraden Richtung, sondern in der gegen das einsame Ziegenthal herab, klommen dann bei den Felsen, welche Mönch und Nonne genannt werden an der Rückseite des Berges, darauf der Metilstein thronte, empor, und erstiegen die gar nicht bewachte Rückmauer, nahmen die Besatzung gefangen, und stießen die Burg mit Feuer an. Wie nun die Flammen des brennenden Metilstein schrecklich durch die wilde Mitternacht leuchteten, stießen die Thürmer zu Eisenach in ihre Hörner und lärmten die Bürgerschaft auf — die wollten ihrer Besatzung zu Hülfe kommen, und öffneten das Predigerthor — unterdessen war der Markgraf mit seiner Schaar schon seitwärts herunter, und kam an die Stadtmauer, in deren Nähe das Barfüßerkloster gelegen war, dort hatte er heimlichen Anhang unter den Bürgern, welche des Kriegs und der Fehde schon herzlich müde waren, und die sprachen: Steiget herein in Gottes Namen, wie lange sollen wir dies Ungemach ertragen! — So gewann der Markgraf die Stadt Eisenach, nahm den ganzen Rath gefangen, und verfuhr mit nichten sänftiglich, denn er achtete die Bürger gleich Empörern. Am andern Tage zog er wieder zur Wartburg hinan, nachdem er einigen Herren des Rathes hatte die Köpfe vor die Füße legen lassen, das Oberhaupt aber, und der am treuesten an Sophia hing, den führte er auf die Burg. Droben stand eine Blide oder Steinschleuder, mit der von Zeit zu Zeit ein Felsbrocken hinab nach

dem Metilstein geschleudert worden war, die Burg zu speisen. Auf diese Blide ließ der Markgraf Herrn Heinrich Velsbach legen und durch die Lüfte schleudern. Da schrie noch, indem er dahin flog, der treue Mann: Thüringen gehört doch dem Kinde von Brabant! — Hernachmals ist an der Stelle, wo Heinrich Velsbach zerschmetternd niederstürzte, ein Gedenkstein gesetzt worden; wer um denselben dreimal stillschweigend herumgeht, — geht die Sage — bekommt von unsichtbarer Hand einen Backenstreich.

104.

Der Wangenbiß.

Neun Jahre hatte der Thüringer Erbfolgekrieg gedauert, und dem Lande und Volke war viel Weh widerfahren. Und endlich mußten die streitenden Parteien sich doch einigen. Sophia mußte auf alle Ansprüche auf Thüringen für ihren Sohn verzichten, dafür erhielt sie ganz Hessen, und so wurde Heinrich, das Kind von Brabant, der erste Landgraf von Hessen und der Ahnherr und Stammvater der noch blühenden hessischen Regentenhäuser. Auch wurde eine gegenseitige Erbverbrüderung aufgerichtet, daß beim Aussterben eines Hauses, des Thüringisch-Meißnischen oder des Hessischen, die überlebende Linie wiederum das Ganze besitzen solle, deshalb behielten auch beide Lande das alte Stammwappen, den Löwen aus silbernen und rothen Stücken im blauen Felde bei, doch wird der Nachricht von der Aufrichtung einer solchen Erbverbrüderung auch von mehrern Geschichtschreibern widersprochen, und soll dieselbe erst später erfolgt sein, was zu erörtern die Sage nicht beru-

fen ist. Sie weiß nur, daß der Mark- und Landgraf Heinrich der Erlauchte, Pfalzgraf zu Sachsen, zur allgemeinen Friedensfeier zu Nordhausen ein Prachtturnier anstellte, welches von Fürsten und Rittern und edeln Frauen zahlreich besucht war, und bei dem auch Heinrichs ältester Sohn, Albert mit seiner Gemahlin Margaretha, der Tochter Kaiser Friedrichs II. gegenwärtig war. Markgraf Heinrich der Erlauchte hatte des Länderbesitzes fast zu viel, ohne die mancherlei Ansprüche auf Lande in Oesterreich, auf Neapel, auf Sicilien, daher übergab er seinem ersten Sohne Albert die Oberherrschaft über die Landgrafschaft Thüringen und die Pfalz Sachsen, dem zweiten Sohne aber, Dietrich, das Osterland und Landsberg. Albrecht war ein streitbarer und auch streitlustiger, tapferer Herr, doch ohne geregelte Neigungen, und sein Leben war eine Kette von Kämpfen, erst gegen den eigenen Bruder, dann gegen den eigenen Vater, dann gegen den eigenen Sohn. Dieß, und eine heftige Neigung zu einem schönen und verlockenden Hoffräulein seiner Gemahlin, Kunegunde von Eisenberg, und alles, was in Folge dieser Neigung geschah, wurde Ursache, daß dem Landgrafen Albert von Thüringen schon sehr frühzeitig von Geschichtschreibern der übel klingende Beiname der Entartete gegeben wurde, der auf sein Andenken einen trüben Schatten wirft, welchen Schatten vielleicht die sorgfältigere Geschichtforschung der neuesten Zeit in etwas zu lichten im Stande sein wird. Die Sage aber wird sich das, was sie selbst von ihm und über ihn berichtet, nicht nehmen lassen.

Als Landgraf von Thüringen hatte Albert seine Hofhaltung im Schlosse Wartburg, und dort vergaß er der

ehelichen Liebe und Treue gegen seine Gemahlin Margaretha ganz und gar, und lebte nur für Kunegunde von Eisenberg, die ihn mit ihren üppigen Reizen also umstrickt und bezaubert hielt, wie Frau Venus im Hörseelenberge vor Zeiten den Ritter Danhäuser, und ihn also sehr bethörte, daß er seiner tugendhaften Gemahlin das Leben rauben zu lassen gedachte. Nun war ein armer Knecht auf der Burg, dem oblag, täglich mit 2 Eseln Fleisch und Brod aus der Stadt auf die Burg zu schaffen, dem gebot der Landgraf gegen Verheißung eines großen Stückes Geld, sich des Nachts in die Kammer der Landgräfin zu schleichen und ihr heimlich das Genick zu brechen, nachher sollte die Unthat, wenn der Tag komme, dem Teufel in die Schuhe geschoben werden. Wie nun die Zeit da war, daß der Eseltreiber den Meuchelmord an seiner unschuldigen Gebieterin und Landesherrin ausführen sollte, regte sich sein Gewissen, und er bedachte bei sich, daß er, obschon blutarm, doch ehrlicher Leute Kind sei, und was es auf sich habe, eine solche That zu thun. Tödtete er seine Herrin und bliebe, so würde bald genug der Landgraf auch ihn tödten lassen, damit die That verschwiegen bleibe. Tödtete er sie und entfliehe, so würde man um so mehr in ihm den Thäter vermuthen und ihm das Bekenntniß abpressen, dann war sein Tod abermals gewiß. Tödtete er sie nicht, so hatte er des Gebieters Zorn zu fürchten, und an der Ehre, Vertrauter geworden zu sein, hing sein Leben.

Da nun der Eseltreiber die Ausführung der That an vierzehn Tage hinzögerte, wurde der Markgraf ungeduldig und redete ihn wiederum an mit ernstlicher Frage: Hast Du die Aernte geworben, die ich Dir anbefohlen habe? worauf der Knecht zagend antwortete: Herr, ich will sie

baldigst werden. Und noch desselben Abends spät führte ihn die böse Kunne von Eisenberg durch die Frauengemächer in das Gemach, darin die Herrin ganz allein schlief, befahl ihm alles wohl zu richten, und ging dann ihren Weg dahin, wo sie mit Zärtlichkeit erwartet wurde. Der Eselknecht aber fiel am Bette der Herrin auf seine Kniee nieder und weckte sie auf, und sie fragte erwachend: Wer ist da? Da nannte sich der Knecht, und flehte sie an, seines Lebens zu schonen und zu genaden. Sie aber sprach: Was thust Du? Du bist trunken oder unsinnig. Schweigt Herrin und verrathet mich nicht, erwiederte er: rathet vielmehr Euch und mir. Ich habe Befehl, Euch zu ermorden — das kann und will ich aber nimmermehr. Ersinnet Rath, daß wir Beide das Leben retten und behalten! — Gehe hinweg! sprach Margarethe erschrocken, und berufe mir eilend und heimlich den Schenken, Rudolf von Vargila — mit dem will ich mich berathen, was ich beginnen soll. Ehe der Schenke kam, hatte sich Margarethe vom Lager erhoben und ihre Jungfrauen geweckt, die in einem Nebenzimmer schliefen; Rudolph von Vargila, der Haushofmeister, rief seine Hausfrau wach, und in aller Stille versammelten sich diese Getreuen im Zimmer der Herrin, um rasch zu berathen, was in so verhängnißvoller Lage zu thun sei. Schleunige Flucht erschien allen das am meisten anzurathende zu sein, und Margaretha war dazu entschlossen. Sie hieß ihre Jungfrauen alles vorbereiten, indessen sie sich nach dem Schlafzimmer ihrer Söhne begab. Sie hatte deren drei: Heinrich, schon 16 Jahre zählend, Friedrich, nur ein Jahr jünger und Diezmann, zehn Jahre alt. Und sie setzte sich an ihrer Söhne Bette und beweinte ihr Unglück mit heißen Zähren unter großen

Schmerzen, aber ihre Diener drängten sie zur Eile, und da sie sah, daß es nicht anders sein konnte, küßte und segnete sie die Söhne und sonderlich küßte sie Friedrich ohne Aufhören und biß ihn aus herzbrechender Mutterliebe heftig in die Wange, daß sie blutete, und wollte auch Diezmann also zeichnen, aber Rudolf der Schenke wehrte es ihr, und fragte: Wollet Ihr die Kinder erwürgen? Sie aber sprach: Ich habe Friedrichen gebissen, daß er, wenn er erwachsen, stets an diesen großen Jammer seiner Mutter und an dieses trauervolle Scheiden gedenke. Nun war nur noch die schwere Frage: wie entkommen? Denn das Burgthor war verschlossen, wohl verwahrt und bewacht, und Margaretha mußte aus dem von ihr bewohnten Bau vor in das Ritterhaus gehen, dort befand sich ein Gang, der zum Theil noch heute vorhanden ist und der Margarethengang heißt, der hing hart über der Burgmauer und hoch über dem waldigen und felsigen Abhange nach Westen, dort wurde sie an Seilen und Bändern, welche die Frauen aus Bettlacken geschnitten und fest aneinander geknüpft hatten, hinunter gelassen, mit ihr eine ihrer Jungfrauen und eine Kammermagd und zuletzt auch der Eseltreiber, der als Wegezeiger dienen mußte, und so kamen sie in aller Stille auf den schmalen Pfad, der an der hintern Seite der Burg um diese zieht, und stiegen steil hinab in den Burghain, kamen in die Thaltelle der Silbergräben und gewannen von da aus die waldige Straße, die über Markfuhl und Vacha gen Frankfurt führt. Und gingen noch dieselbe Nacht mit Jammer und Leid bis zur Burg Krainberg, welche damals dem Stifte Hersfeld zugehörte; dort nahm sie der Amtmann willig auf, die Tochter eines Kaisers, und ließ sie andern Tages weiter gen Fulda ge-

leiten. Auch dort wurde sie vom Abte gar ehrerbietig empfangen und dieser ließ sie bis nach Frankfurt geleiten, wo sie wieder die beste Aufnahme fand, und in einem Jungfrauenkloster ein schirmendes Asyl. Aber was sie erfahren und erduldet, und was ihre Seele gelitten, das nagte ihr am Herzen und sie überlebte nicht lange den Tag ihrer Flucht und wurde zu Frankfurt begraben.

105.

Von Friedrich mit der gebissenen Wange.

Nach der Nacht, in welcher Fürstin Margaretha von der Wartburg entkommen war, hoffte der Landgraf, daß früh genug Zetergeschrei ob des Todes der Herrin durch das Schloß gellen werde, es blieb aber alles still, zu seiner großen Verwunderung. Da sandte er nach dem Eseltreiber, aber die Boten kamen zurück und meldeten, derselbe sei nicht zu finden. Nun ging der Landgraf in die Zimmer seiner Gemahlin, deren Kammermägde zu befragen, ob die Herrin aufgestanden — aber es war keine beihanden. Und so fand er auch Margarethe nicht mehr, und endlich dämmerte ihm eine Ahnung und fiel ihm schwer aufs Herz, obwohl er innerlich froh sein mußte, ohne eine blutige That der nicht mehr geliebten Gemahlin ledig zu gehen. Er bot auch nicht viele Mittel auf, sie verfolgen zu lassen, wol aber sandte er reitende Eilboten an seinen Vater und seinen Bruder, ihnen Margarethens Flucht kund zu thun, und da verließ Diezmann alsbald sein Schloß Landsberg im Osterland, kam auf die Wartburg, und mußte einen schändlichen Lug hören, den Albrecht ersann, indem er

sagte, Margarethe sei mit einem Buben auf und davon, mit dem sie in unehrbarer Vertraulichkeit gestanden habe. Diezmann durchschaute gleichwol das Verhältniß ganz klar, und bat, Albrecht möge ihm Margarethens Kinder anvertrauen, so werde er um so weniger an sie erinnert werden. Das war Albrecht ganz willkommen und ließ es gern geschehen. Den ältesten Sohn nahm sein Vater, Heinrich der Erlauchte zu sich, und die beiden jüngern Diezmann, welcher sich nicht lange zuvor erst mit Helene von Brandenburg vermählt hatte. Landgraf Albrecht aber bekam einen Sohn von Kunne, seiner Kebse, mit der er sich nun förmlich ehelich verband, dieser Sohn hieß Apiz, und der Vater hatte sondre Neigung, dermaleinst diesem und nicht seinen drei älteren Söhnen das reiche Erbe zu hinterlassen, über das er herrschte. Mittlerweile wuchsen seine Söhne heran, und es begannen Zwiespalte zwischen ihnen und ihrem Vater, die um sich griffen wie ein fressendes Geschwür, und aufs neue das Thüringerland, das schon im Erbfolgekriege genugsam gelitten hatte, in Unglück und Verderben stürzten. Im Anfange war das Glück mit Albrechts Waffen. Seinen ältesten Sohn, Heinrich, dem Heinrich der Erlauchte die Verwaltung des Pleisner Landes und dessen Einkünfte übergeben hatte, verjagte Albrecht, daß er flüchtig umherirrte, und den Spottnamen „Heinrich ohne Land" mit sich herumtragen mußte. Friedrich der Gebissene wurde seines Vaters Gefangener, und mußte über Jahr und Tag in einem Hungerthurme auf der Wartburg sitzen, bis ihn seine Freunde heimlich und mit List befreiten. Jahrelang setzten sich die Kämpfe heftig fort, und Friedrich nahm, nachdem sein Großvater und sein Oheim gestorben waren, Besitz von den Landen und war überall

voll Zuversicht und freudigen Muthes, daher er auch den Beinamen der freudige erlangte. Markgraf Albrecht aber verkaufte endlich Thüringen für zwölftausend Mark Silbers an den Kaiser Adolf von Nassau, der führte viel schwäbisches und anderes Fremdvolk iu das Land, das darin verheerend hauste, aber auch zu Zeiten seinen Lohn dafür bekam. Und als Albrechts Frau Kunne sammt ihrem Sohne Apiz gestorben war, that er seinen Söhnen den Tort an, und heirathete die Wittwe eines Grafen von Arnshaugk, und führte sie auf Schloß Wartburg. Diese hatte eine einzige Tochter, des Namens Elisabeth, ein holdseliges Fräulein, die blieb auf Burg Arnshaugk zurück; diese sah Friedrich der freudige, entbrannte in Minne gegen sie, entführte und heirathete sie; so wurde er nun der Schwiegersohn seiner Stiefmutter, und wenn man will, seines Vaters. Friedrich war stets des von seiner rechten Mutter empfangenen Wangenbisses eingedenk, und ließ nicht ab, seinen Vater zu befehden, wodurch Städte und Dörfer in großen Schaden und Abgang geriethen, absonderlich Eisenach. Endlich gewann Friedrich sogar die Wartburg in einer Nacht durch Ueberrumpelung und fast ohne Schwertschlag, nachdem er sich am Tage über in der schattigen Schlucht mit seinen Mannen verborgen gehalten hatte, die noch das Landgrafenloch heißt, und nahm seinen Vater gefangen, mit dem er dann unterhandelte und der nach Erfurt zog; seine Frau Stief- und Schwiegermutter behielt Friedrich in allen Ehren auf der Wartburg, wohin er auch seine eigene Gemahlin nachkommen ließ. Diese neue Freudigkeit aber, welche die glückliche Ueberrumpelung der Wartburg Friedrich dem freudigen geschaffen, war nicht von langem Bestande.

106.

Der Taufritt.

Die Bürger von Eisenach hielten zu ihrem alten Herrn, sandten Eilboten an den Kaiser, schlossen die Wartburg wiederum ganz eng ein und schnitten ihr alle Zufuhr ab, was bei der Unzugänglichkeit ihrer Lage auf einem hohen Felsen sehr leicht war. Außerdem war mit stürmen und steinschleudern der hohen Bergfeste nicht beizukommen. In dieser Zeit genaß des Landgrafen junges Ehegemahl, Frau Elisabeth, eines Töchterleins auf Schloß Wartburg, das konnte nicht getauft werden, denn es war kein Geistlicher auf der Burg und auch keiner zu erlangen. Da faßte Friedrich der freudige einen raschen Entschluß. Er erkürte aus der Zahl seiner Mannen zwölf tapfere Kämpen, stieg mit ihnen zu Roß, hieß die Amme mit dem Kinde ebenfalls ein sicher trabendes Rößlein besteigen, ritt mit ihnen bei nächtlicher Weile einen Saumpfad von der Burg nieder, durch das Hellthal, über den Gaulanger, der vor dem Frauenthore lag, und gewann den Thalgrund des Engelsbach oder Sengelbach hinter dem Karthäuserberge, von da aus die Weinstraße und so weiter. Die Reiter waren schon ziemlich weit, als in der Stadt Lärm wurde, die Wächter ihre Hörner erschelleten, und eine Reiterschaar aus dem Nicolaithore hervorbrach, den Flüchtigen nachzujagen, was sie mit großem Lärm und Geschrei that. Wie nun Friedrich mit den Seinen immer rasch vorwärts ritten, schrie das Kind heftig und die Amme hielt ihr Rößlein an. — Was ists? Was fehlt dem Kinde? Warum schreit es? fragte der Landgraf, und riß sein Roß herum. — Herr! erwiederte die Amme: es hat Durst! Es schweiget

nicht, es sauge denn. — Wohlan, so haltet! rief Friedrich der freudige den Seinen zu. Meine Tochter soll um solcher Jagd Willen nichts entbehren, und kostete es das Thüringerland! Da schaarten sich alle um die Amme, welche das Kind stillte, und waren bereit zum Kampfe auf Tod und Leben, denn sie hörten den Hufschlag der Feinde in ziemlicher Nähe; es kam aber nicht zu einem Kampfe, weil muthmaßlich die Verfolger der Hauptstraße entlang jagten, und Friedrich mit den Seinen zur Rechten derselben Feld- und Waldwege gewonnen hatte. Und so kamen alle nach einem angestrengten Ritte im Schlosse Tenneberg über Waltershausen an, und der Landgraf ließ den Abt von dem nahen Kloster Reinhardsbrunn berufen, der mußte das Töchterlein taufen und dasselbe auch Elisabeth nennen. Als dieses geschehen war, gewann sich der freudige Landgraf Hülfe und Zuzug von seinen Freunden und Vasallen, speisete trefflich aufs neue die Wartburg, und brachte ganz Thüringen auf seine Seite. Darob erzürnte sich der Kaiser Albrecht mächtiglich, wollte Thüringen aufs neue mit Heeresmacht überziehen, wie er die Schweiz zu überziehen drohte, aber da wurde seinem Leben ein Ziel gesetzt durch die Hand seines eigenen Neffen, Johann von Schwaben. Das wandte alle Dinge merklich anders; die Bürger zu Eisenach demüthigten sich vor ihrem rechtmäßigen Gebieter, die Abgefallenen huldigten ihm aufs neue; Uebelthaten und Untreue mußten gesühnt werden; die von den Bürgern in ihrem Freiheitseifer gänzlich zerstörte Zwingburg Klemme mußten sie neu und schön wieder aufbauen. Zu diesen Zeiten starb Markgraf Diezmann zu Leipzig auch durch Meuchelmord, wie der Kaiser, da zog sein Bruder Friedrich der Freudige schnell nach Sachsen, wo noch kaiserliches

Kriegsvolk lagerte. Er aber rüstete sich zur Schlacht, ließ sich von seinem Wappner die heraldischen Kleinode der Lande Meißen, Pleißen und Thüringen, den wachsenden Mann und die Hörner mit den silbernen Kleeblättern zugleich auf den Helm befestigen und soll dazu gesprochen haben:

Heut binde ich auf Meissen,
Thüringen und Pleissen,
Und alles, was meiner Aeltern je gewart, *)
Gott helfe mir auf dieser Fahrt!

Und dann ging in der Gegend zwischen Leipzig und Altenburg, beim Oertchen Lucka der blutige Tanz gegen das Heer des Kaisers los, das meist aus Schwaben bestand, und schmählich in die Flucht geschlagen wurde. Davon entstand ein Sprüchwort, wenn sich einer vermaß, große Dinge zu thun:

Es wird dir glucke — (glücken)
Wie den Schwaben bei Lucke.

107.

Das Spiel von den zehn Jungfrauen.

Nach den vielen Kämpfen und Fehden, welche das Thüringerland zu tragen hatte, und in denen die Zeit so unfroh und verdienstlos gewesen, daß auf dem Markte zu Eisenach das Gras eine halbe Elle hoch gewachsen war, kehrte endlich eine bessere Zeit zurück; das Leben wurde wieder regsamer, und die Freude forderte wieder ihren Antheil an Festeslust und Schaugepränge. Da geschahe es,

*) von Gewar — gemeinschaftliches Besitzthum.

daß am Abende vor dem Sonntage Misericordias, war der 24ste April des Jahres 1322, die Predigermönche zu Eisenach auf der Rolle, zwischen der Hauptkirche St. Georgen und dem Barfüßer Kloster, ein geistliches Schauspiel aufführten, welchem Friedrich der Freudige mit seinem Hofstaate und vielem Volke als Zuschauer beiwohnte. Den Inhalt des Schauspieles bildete das Evangelium von den 5 klugen und den 5 thörigten Jungfrauen, die Darstellung war also angeordnet: Christus erschien mit Maria und einem Engelchore singend, denn die ganze Darstellung war gleichsam oratorisch, als durchaus ernstes Singspiel gehalten, obschon vielleicht auch manche Stellen gesprochen wurden. Hierauf traten die zehn Jungfrauen mit einem Lobgesange auf, Engelstimmen geboten Schweigen, Christus lud zu seinem Hochzeitmahle ein. Die Jungfrauen theilten sich in ihre zwei Parteien und führten Wechselreden über die Wahl zwischen himmlischer und Weltfreude; die thörigten hielten ein Mahl, bei dem sie zum Theil entschlummerten. Dann hielten sie, nachdem sie die 5 klugen vergebens um Oel gebeten, einen Umgang auf der Bühne, Oel zu kaufen, was ihnen nicht gelang. Christus erschien als der Bräutigam, winkte den klugen zu seinem Mahl empor; Maria empfing und krönte sie. Engelchöre verherrlichten das Hochzeitmahl. Nun flehten die thörigten Jungfrauen, auch sie aufzunehmen, aber mit Strenge wies sie Christus zurück; sie wandten sich an Maria als Fürbitterin, welche sich auch bewegen ließ, bei ihrem göttlichen Sohne für die unglücklichen zu bitten, allein vergebens, vielmehr traten Teufel auf, welche die thörigten Jungfrauen mit einer Kette umschlangen, die nun in die jammervollsten und wehmuthsvollsten Wehklagen in Mark und

Gebein durchschütternden Worten ausbrachen, das Haar sich rauften, die Brüste zerschlugen, dem Tage ihrer Geburt und ihren Erzeugern fluchten und unter einem hochtragischen Klagechore in das geöffnete Thor der Hölle von den Teufeln gestoßen wurden. Das fiel dem Landgrafen centnerschwer aufs Herz — sein frommer Glaube an Christi Versöhnungstod und an die Fürbitte Mariä wurde in den tiefsten Tiefen seines Gemüthes erschüttert, und sein Zorn über die zur Schau gelegte gnadenlose Härte, dem er Worte gab, und die Aufregung darüber ergriffen ihn so heftig, daß ihn der Schlag rührte und ihm die Sprache lähmte. Zwar starb er nicht alsbald, aber die freudige Kraft war gebrochen, sein Geist blieb umdüstert, und zwei und ein halbes Jahr nach der Aufführung jenes traurigen Spieles erlag Friedrich mit der gebissenen Wange seinen Leiden.

108.

Die Seele in der Zelle.

Friedrich der freudige war siebenundsechzig Jahre alt geworden, als er das zeitliche segnete, und im St. Katharinenkloster begraben wurde. Er hinterließ nur einen Sohn, auch Friedrich geheißen, den die Geschichte später den ernsthaften nannte, und jene Tochter Elisabeth, die der Vater in der Nacht von der Wartburg gen Schloß Tenneberg brachte, und die sich hernachmals mit dem Enkel Sophia's von Brabant, dem Urenkel der heiligen Elisabeth, Heinrich II. von Hessen vermählte. Noch stand der alte Glaube unerschüttert, und die Lehre vom Fegefeuer, von

Orten sündenabbüßender Qualen, die aus grauen Zeiten her in dieser Gegend ganz besonders als vorhanden geglaubt wurden, hatte noch volle Geltung. Jedem der aus den Fenstern des Wartburgpalastes nordostwärts blickte, stand des Hörseelenberges oft majestätisch grauenvoll erscheinende Sarggestalt vor Augen, und die Kunden vom büßenden Todtenheere unter Frau Holle's Führung, von der in Flammen sich läuternden Seele des Gemahles der Königin Reinschwig, von der aus Gluthen emportauchenden Seele des eisernen Landgrafen waren noch keineswegs vergessen. Daher regte sich im Gemüthe des Sohnes Friedrichs des freudigen derselbe Wunsch, den Ludwig der Milde empfunden und nachgegeben hatte, es verlangte ihn zu erfahren, wie es um seines Vaters Seele stehe. Da berief der Landgraf einen Meister der schwarzen Kunst, und dieser offenbarte ihm, daß seines Vaters Seele im Fegefeuer Pein leide in dem Grunde hinter der Wartburg unter dem hintersten Thurme. Sonach verlegte die alte Sage den Fegefeuerort unmittelbar in die Nähe der Wartburg, und just seitab von der hintern Seite derselben zieht sich der grüne Grund, welcher noch heute das Hellthal heißt, hinab bis an die sogenannten Thränenteiche. Bei vielen bedeutenden Burgen aber findet sich die schaurigste Stelle hinter dem schroffsten Mauerabhang „die Hölle" geheißen, so unter andern beim Kynast. Im Mittelalter schrieb man niemals Hölle, sondern stets Helle, hergeleitet vom Begriffe eines flammenden Feuers, und ebenso war der Begriff vom letztern und dem der Hölle identisch, daher hatte der Teufel allerlei damit zusammenhängende Namen, als Hellebock, Helljäger, Hellemohr, Hellrabe, Helledrache, Hellrüde (Höllenhund), Hellewolf, Hellewirth, Hellewurm u. a.

Und so reicht in die Geschichtssagen von der Wartburg immer wieder der Dämonenmythus herein, der in eigenthümlicher Weise sich innerhalb dieses bergigen Gebietes seßhaft gemacht hatte, und noch in mehr als einer Sage wiederkehrt.

109.

Die verfluchte Jungfer.

In den dämonisch-mythischen Sagenkreis der Eisenacher Gegend gehört auch die „verfluchte Jungfer.“ Eine Felshöhle ziemlich hoch über der linken Wand des Marienthales wird vom Volke seit uralten Zeiten „das verfluchte Jungfernloch“ genannt. Einst soll zu Eisenach eine Jungfrau gelebt haben, von übergroßer Schönheit, aber auch von übergroßem Stolze, Hochmuth und prunksüchtigem Weltsinn. Stets putzte sie sich, und strählte, gleich der Lurelei am Rhein, ihr goldenes Haar mit goldenem Kamme, vergaß und versäumte darüber sogar des Gottesdienstes, denn sie wurde nicht fertig mit strählen, Zöpfe flechten, Geschmuck und Geschmeide anlegen, und da ihrer frommen Mutter dieses Thun ein Gräuel war, Bitten und Ermahnungen aber gänzlich fehl schlugen, so hat die Mutter diese Tochter in den Stein verwünscht, bis ihr Gott helfe. Dort ist sie nun in die Felshöhle gebannt, vor der kein Gras wächst, und läßt sich zu Zeiten sehen; manche sagen nur alle sieben Jahre, andere gar nur alle hundert Jahre. Zu Zeiten ist ein rothes Hündlein bei derselben erblickt worden. Man sieht sie droben sitzend oder stehend und immer weinend, auf Erlösung hoffend, die nur dadurch

bewirkt wird, daß jemand ihr, der zwölfmal Nießenden, zwölfmal hinter einander ein „Gott helf!“ zurufe. Dazu hat leider noch niemand die Geduld gewonnen. Ein Fuhrmann brachte es wirklich bis zu eilfmal, als sie aber zum zwölftenmale nießte, schrie er im Fuhrmannszorne: Ei, wenn Gott Dir nicht helfen will, so helf Dir der Teufel! — Da that die verwünschte Jungfrau einen lauten Schmerzensschrei und verschwand. Vielfach gehen noch andere Sagen von ihrer Erscheinung um. Eine Schaafheerde wurde von ihr so geschreckt, daß sie sich wild zerstreute und an vierundzwanzig Schaafe sich von den steilen und schroffen Felsklippen herab zu Tode fielen. Einer Hirtenfrau erschien die Jungfrau, und ließ sich von derselben das Haar strählen, wollte sie auch gut dafür belohnen, und hatte sie schon in ihre Höhle geführt, die voller Schätze war, gleich der Höhle im Schlosse Xara, aber da schreckte sie ein großer Hund mit feurigen Augen, daß sie laut aufschrie, weil sie glaubte, der Hund werde sie beissen — da verschwanden Jungfrau, Schätze, Hund und Höhle mit einemmale, und die Frau stak in einer Dornhecke, aus der sie sich mühsam befreien konnte. Ein im Walde verirrtes und durch ein Vöglein verlocktes Kind schirmte die verfluchte Jungfrau, gab ihm Nahrung und deckte es zu, wenn es schlief. Erst nach acht Tagen fand es der Vater wieder, und es war frisch und gesund. Eine weiße Jungfrau — sagte es, sei zu ihm gekommen, habe ihm zu essen und zu trinken gegeben, und es zugedeckt. — Hinter der Frauenburg, vor welcher am Bergesabhang die Jungfernhöhle liegt, quillt eine Quelle, aus dieser trank einmal ein armer Leineweber aus Eisenach, da warf das Wasser mit einenmale einen Klumpen Silber heraus, den nahm der Leineweber

und trug ihn in die Stadt zum Schlosser Rauchmaul, der zahlte dem Leineweber fünfzig Thaler für den Fund und bewirthete ihn noch obendrein, und schänkte ihm so lange zu trinken ein, bis jener den Ort ausplauderte, wo er das Silber gefunden. Nun gingen beide mit einander zu dem Silberborn, und siehe, es lag wieder so ein Klumpen da, und der Schlosser zahlte seinem Freunde die Hälfte des für den ersten gezahlten Geldes, aber heimlich dauerte und reute ihn das schöne Geld; er mochte das Silber gern umsonst haben, und wo möglich recht viel. — Daher verfügte er sich andern Tages bei guter Zeit ganz allein zu dem ergiebigen Brunnen, aber die verfluchte Jungfrau hatte den Quell mit einem seidenen Wams verstopft, und so floß er nicht mehr, und weder der Schlosser, noch andere, die dort herum hackten und schaufelten, fanden jemals wieder einen Gran Silbers. Nur dem tiefen Grunde, der sich von der Quelle des Silberborns absenkt, zwischen der Wartburg, der Viehburg und der Hollunder, blieb der Name: Die Silbergräben, weil man in selbigen niemals Silber ergrub. Lucus a non lucendo.

110.

Mönch und Nonne.

Am südwestlichen Abhange des alten Burgberges Metilstein, der heutzutage Mädelstein genannt wird, ragen zwei nahe beisammenstehende Felsen hoch und vereinzelt empor, diese heißen Mönch und Nonne. In einem Kloster zu Eisenach lebte ein junger Mönch, und in einem andern

eine Nonne, mögen etwa der Mönch ein Karthäuser, und das Nönnlein in St. Katharina gewesen sein, die liebten einander, obschon niemand zu sagen weiß, wo sie einander zuerst gesehen, und wie sich ein Einverständniß zwischen ihnen entsponnen. An einem Abende aber entwichen laut Verabredung beide heimlich aus ihren Klöstern, ob nur auf ein kurzes Stelldichein oder ob für immer, das meldet wiederum die Sage nicht. Vielleicht hatten sie nicht den Willen, wieder in die Klöster zurückzukehren, und haben dieß auch nicht gethan, vielmehr fanden sie sich an einer einsamen Stelle hinter dem Metilstein und standen da gar lange beisammen auf einer Stelle und küsseten einander, und stehen noch immer daselbst, denn sie wurden in hohe Steinfelsen verwandelt, die von weitem gesehen, immer noch zwei riesigen Menschengestalten ähneln, welche sich gegen einander zum Kusse neigen.

111.

Hilten, der Mönch.

Im Kloster der Barfüßer zu Eisenach lebte ein frommer Mönch, des Namens Johannes Hilten, dem war die Gabe der Weissagung eigen, es ging ihm aber damit, wie das Sprichwort sagt: Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande; und zumal mißfiel er sehr, als er eine Veränderung in der kirchlichen Lehre von der Kanzel vorhersagte, und den Klöstern eine wenig tröstliche Zukunft verhieß. Das Barfüßerkloster zu Eisenach werde einem Lustgarten weichen, das Kloster zu Weimar ein Zeughaus

werden, das zu Magdeburg ein Schulhaus, das zu Wittenberg ein Kornhaus. Solche Prognostica über die Zukunft dieser und anderer Klöster mißfielen dem Abt und Convent, und als Hilten nicht aufhörte zu prophezeihen, und unter andern vorbrachte, im Zeichen des Löwen werde ein Eremit erweckt werden, der werde mächtiglich rütteln am päpstlichen Stuhle, so warf man ihn in ein scheusliches Gefängniß voll Stank und Moder, und obschon er flehentlich bat um eine erträglichere Custodie, erhielt er sie doch mit nichten; darauf prophezeihete er noch härter, in fünfzehn Jahren werde sich ein Held erheben, der werde die Mönche scharf anfassen, und sie würden ihn nicht, gleich ihm, fesseln und einkerkern können, und dann ist er gestorben.

Und gerade als fünfzehn Jahre verflossen waren, kam, im Jahre 1498, auf die Schule zu Eisenach ein fünfzehn Jahre zählender Schüler, der ersang sein Brod vor den Thüren, und es nahm ihn eine andächtige Matrone an ihren Tisch, das war Frau Ursula Cotta, des Rathsherrn Conrad Cotta hinterlassene Wittwe. Und als aber fünfzehn Jahre verflossen waren, ging derselbe vormalige Schüler aus dem Augustinerkloster zu Wittenberg als ein Bruder Eremit, wie man die Augustinermönche zu nennen pflegte, und schlug an die Schloßthür daselbst seine Sätze an. Damals herrschte zu Rom Papst Leo X., das war Hiltens Löwe, und der Eremit war Hiltens Held, Doctor Martin Luther. — Nach Hiltens Tode hat man ihn hoch geehrt, und ihm zu Eisenach ein Denkmal aufgerichtet.

112.

Junker Jörg.

Der heilige Ritter Georg, der Drachentödter, war der Schutzpatron des Schlosses Wartburg, der Stadt Eisenach und ihrer schönsten Kirche. Und es geschah, daß eines Abends ein Mann auf die Wartburg gebracht wurde, der kam im Geleite des Amtmanns daselbst, Hansen von Berlepsch und des Ritters Hans von Wenkheim, der im Schlosse zu Altenstein drüben vor dem Walde saß. Die beiden Edeln hatten mit reisigen Knechten den Mann gefangen genommen, als derselbe über Altenstein durch den Wald nach Waltershausen zu zu reisen im Begriff war, und hatten das gethan auf Befehl ihres Herrn des Kurfürsten von Sachsen. Auf der Wartburg wurde dieser Mann in einem Zimmer des Ritterhauses gut gehalten, trug ritterlich Gewand und ein Schwert, und ward Junker Jörg geheißen. Es schien aber besagter Junker Jörg mehr ein Gelehrter, denn ein Ritter, denn er blieb in seinem Gemach, wie der gefangene Sankt Paulus zu Rom in seinem Zimmer und übersetzte als ein Drachentödter mit dem Schwerte des Geistes die dem Volke von der römischen Klerisei vorenthaltene Bibel, das Wort Gottes, in die deutsche Sprache. Dabei machte ihm der Teufel, wie die Sage geht, allerlei Spuk und Gerümpel, rappelte in einem Sacke mit Nüssen, aber der gelehrte Ritter kehrte sich nicht daran und sprach: Bist Du's, so sei es! Einmal aber umsummsete der Teufel den eifrig seiner Arbeit obliegenden Junker Jörg in Gestalt einer großen Brummfliege allzusehr, so daß dieser zornig ward und sein Tintenfaß nach ihm warf. Davon wurde an der Wand nächst dem Ofen

ein großer Flecken, der immer wieder zum Vorschein kam, so oft man auch die Wand überstrich, und am Ende wollten viele davon etwas zum Andenken mitnehmen, und bröckelten den Kalk ab, und da ist zuletzt aus dem Fleck ein Loch geworden. Dem frommen und fleißigen Junker Jörg wurde ein ehrbarer Knecht, ein verschwiegener Reitersmann, beigegeben, der, wenn der Junker einmal ausritt, mit ihm ritt, und dessen treue reiterische Einreden und Verwarnungen der Junker hernachmals oft rühmte, weil ihm der Reiter verbot, in Herbergen, sobald er dahin kam, sein Schwert abzulegen und alsbald über die Bücher zu laufen — damit man ihm nicht gleich den Schreiber und Gelehrten ansehe. So ist der Junker da und dort hingekommen zu seinen Freunden, unter andern nach Marksuhla, und haben ihn in seiner ritterlichen Verkleidung und seinem starken Barte nicht erkannt. Im Kloster Reinhardsbrunn aber erkannte ihn ein Conventuale, und wollte das weiter sagen, da drängte der Reiter zum Aufbruch und gab vor, sein Junker müsse Abends bei angestellter Verhandlung sein, und brachen beide eilends auf und zogen auf Schloß Wartburg. Als aber in Wittenberg und andern Orten die Rott- und Schwarmgeister sich aufrüttelten, und der Thomas Münzerische und der Bauernaufruhr losbrachen, da hielt es den Junker Jörg nicht mehr in der stillen Wartburgzelle, sondern erhob sich eilend gen Wittenberg, und kämpfte auch gegen jene gräulichen Drachen ritterlich und beharrlich, und war wieder, der er zuvor gewesen: Doctor Martin Luther.

113.

Erscheinungen in und um Eisenach.

Alle sieben Jahre erscheint im alten Waisenhause, welches früher das Katharinenkloster war, gleich der verfluchten Jungfer, eine weiße Frau in Nonnentracht, welche dreimal tief aufseuzt und die Hände zum Gebet erhoben hat. Sie umwandelt eine gewisse Stelle, wo ein Schatz verborgen liegt, und geht dann nach den Gärten, wo sie sich verliert. Der alte Waisenhaus-Inspektor Limbrecht, Verfasser des Büchleins, „das lebende und schwebende Eisenach," meldete von dieser Erscheinung, daß sie kurz zuvor, ehe er in das Waisenhaus als Inspektor gekommen, sich gezeigt habe.

Auf dem Predigerplatze, wo noch der Rest der ehemaligen Predigerklosterkirche steht, und zu einem Wagenschoppen dient, wird zu Zeiten Mitternachts ein seltsam gekleideter Zwerg erblickt. Er geht die Gasse nach dem Markte schweigend vor, und verschwindet dort, ohne daß jemand näheres über seine Erscheinung zu sagen weiß.

Auf einem der Marktplätze in Eisenach liegt ein gewisser Stein im Pflaster; wenn nun eine Jungfrau zufällig diesen Stein betritt, so wird sie noch im selben Jahre Braut, und wenn eine unversehens Braut wird, daß die Leute sich darüber wundern, so heißt es: die muß auf den Marktstein getreten haben. Aber niemand kennt den Stein, sonst wäre er längst abgetreten.

In Auerbachs Garten zu Eisenach, wenn derselbe noch so heißt, steht in einer Laube ein Schatz. Ein Kind fand dort am hellen Mittage einen großen Haufen Knotten, nahm eine Handvoll davon mit nach Hause, und da fanden sich die Knotten in eitel Goldküglein verwandelt; gab eine

herrliche Schnur um den Hals des Mägdleins. — Einem Manne träumte zwei Nächte hintereinander, er finde den Schatz; darauf ging er hin — suchte, grub ein wenig, und war auch so glücklich, einen Topf sammt Deckel aus der Erde herauszugraben, nur Schade, daß es ein wohlgefüllter Nachttopf war. Wüthend warf er diesen gegen die Mauer — da glänzte plötzlich die Mauer an jener Stelle, an der der Topf zerfahren war, wie von massivem Golde. Der Schatzfinder eilte freudig hin, aber da verschwand sichtbarlich vor seinen Augen die goldene Herrlichkeit und war wieder die alte Unsauberkeit.

Ein Eisenacher Bürger, Namens Balthasar Meisekopp, ging einmal Nachts durch die „Moosbacher Hölle" — ein düsteres Waldthal nahe beim Dorfe Moosbach, da gewahrte er eine spukhafte Feuererscheinung in Gestalt einer Kuh, die ihm entgegen kam. Er hub ein Stoßgebet an und schlug drei Kreuze, da verschwand die Kuh und an ihrer Stelle stand eine alte Birke, die er nie zuvor erblickt hatte. Er ging einigermaßen verzagt an diesem Baume vorüber, und sah sich furchtsam um. Weg war die Birke, und da wo sie gestanden hatte, erblickte er eine Hexe, die auf einer Ofengabel reitend, rasch vorüber ins Buschwerk fuhr.

Zwischen Eisenach gegen Moosbach erstreckt sich ein kleiner Zug von Berghöhen, über dem Engelsbach die Göpelskuppe mit dem Gänsekopf, dann die kalte Staude (nicht Stute), dann der heilige Berg, in dessen Nähe der Drachenstein sein stattliches Haupt erhebt, unter ihm die weitgedehnte Waldung der Asburg oder Aschburg und der hohe Wachstein. Mancher mythische Namensanklang. Fast überall, wo Nachhalle der alten Siegfriedsage oder der mit ihr verschmolzenen St. Georgslegende, und wo

St. Georg, wie in Eisenach Schutzpatron war, fehlt es der Umgegend nicht an einem Drachenstein, Drachenfels oder Drachenberge.

Am Brodrain bei der Moosbach sieht man zu Zeiten ein großes brennendes Faß von der Bergspitze bis herab auf den Steg kollern. Offenbar auch ein sagenhafter Nachhall (wie das Eisenacher Sommergewinnen) der Erinnerung an das Julrad der altheidnischen Vorfahren. Auf der erwähnten „kalten Staude" erscheinen gespenstige Rehe und dergleichen Hunde mit spitzen Köpfen, feurigen Zungen und schlanken Beinen. Von einer Felsenquelle am Hanstein (Hainstein) über Moosbach geht die stets wiederkehrende Wasserjungfrauensage.

114.

Spukende Thiere.

Sagen von spukenden Thieren, wie die feurige Kuh in der Moosbacher Hölle, sind in Thüringen nicht selten, vielleicht aber nirgend häufiger auftretend, als in der Ruhl, d. h. in dem Stadtflecken Ruhla nach neuer Schreibweise. In Ruhla durchwandelt zunächst der Bier-Esel bei nächtlicher Weile die Gassen, und hockelt sich den Männern auf, die spät Nachts vom Biere heim gehen. Einige nennen ihn auch den „wilden Esel." Bisweilen wälzt er sich und schreit, wie Esel zu thun pflegen. Am Kirchberge, darauf ehedem eine alte Kirche stand, sah einst ein Schleifmüller eine schneeweiße Gans vor sich her wat-

scheln. Er gedachte dieselbe zu fangen, und glaubte, sie sei aus dem Orte in den Wald gerathen — aber wie er auch nach ihr fing, stets entging oder entflog sie seinen Händen — bis sie ihn so weit gelockt hatte, daß er sich plötzlich auf dem Hausfelde sah, einem verrufenen Spukorte.

Am Berner, einem großen Waldberge, sah in der Nähe eines verfallenen Stollens ein Mann drei Spitzhunde aus dem Grubenloche herausfahren, dann kamen drei Pudel, dann drei Dachshunde, die jagten einander im Kreise rund herum, und verschwanden dann. Drei mal ist diese Erscheinung von jenem Manne erblickt worden, und jedesmal in der Mittagsstunde. Ein anderer Mann hat auf dem Kreuzwege auf dem Ringberge, des Berners nächstem Nachbar, drei Hunde ohne Jäger jagen sehen, auch ist dort ein Schwarm von Nebelgestalten und ein Leichenzug zum öftern erblickt worden. Sagenhafter Nachhall vom Todtenheere des Wode. Ueber dem Dörfchen Thale, ohnweit Ruhla, liegt am Schloßberg ein „Holde-Stein.“ Auf dem Berner, auch auf dem Mühlrain fährt oft das wüthende Heer mit allen seinen Hunden und Ungethümen überhin, wenn es aus dem Hörseelenberg und über den hohen sagenreichen Wartberg (nicht mit Wartburg zu verwechseln) gezogen kommt. Am Ringberge ist ein Fels, der Reinzers oder Ringbergstein, darauf sitzt der wilde Jäger auf dem Anstande, wie auf dem Elbelsteine bei Mila der gespenstige Hölzerkopf. Er trägt die Tracht der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Am Gallert-Raine wird manchesmal bei Nacht eine Gluckhenne mit ihren Küchlein um eine Schüssel gesehen, aus der sie gackernd und piepend Körner fressen.

Wer von den Körnern stillschweigend etwas mitnimmt, findet es daheim in Gold verwandelt.

Am Singrain geht ein weißes Schaaf oder Lamm um.

115.

Von der Ruhl.

Der Ursprung des bedeutenden Ortes Ruhla oder die Ruhl, der tief zwischen waldige Berge in langer Ausdehnung eingebaut ist, reicht in ziemlich frühe Zeit hinauf. Waffenschmiede sollen im eilften Jahrhundert aus Eisenach, dessen Namen man von Eisen ableiten will, weg, und in diese Thalenge gezogen sein, wo der rollende Bergbach „die Ruhl" zu Schmieden und Hammerwerken sich ganz geeignet zeigte. Der ganze Ruhler weitausgedehnte Forstdistrikt soll früher ohne Waldung gewesen sein, und man habe die Berggelände zum Weinanbau benutzt, was uns jetzt kaum glaubhaft bedünkt. Am Ringberge wollte man noch vor hundert Jahren die Grenzraine der Weinberge von zusammengetragenen Steinen erblicken. Das alles klingt nicht glaubhaft. Besser zu glauben ist die örtliche Ueberlieferung, daß zuerst Köhler sich angesiedelt, von denen die Kohlengasse den Namen trage, dann Hammerschmiede und Bergleute, die haben in der „alten Ruhl" gewohnt. Später brachten zwei Messermacher aus Ungarn ihre Kunst in die Ruhl, die sich zu großem Flor erhoben, dann kam die Pfeifenkopffabrikation. In früheren Zeiten grub man am Berner, am Wasserberge und hinter dem Kaiserberge

vieles Eisen, auch fand man Steinkohlen und am Wartberge (Martberge) Silber und Kupfererz, ja sogar Gold.

In Urkunden um das Jahr 1216 heißt der Ort Ruhla, Rupoldis. Jene Schmiede, in welcher Ludwig der Eiserne, der Sage nach, hart geschmiedet wurde, war vor hundert Jahren ein Zainhammer, lag fast mitten im Orte und gehörte damals dem Kaufmann Johann Hermann Malsch. Viele wollen den Ortsnamen „die Ruhl" von „Tirol" ableiten, und den Ort durch Einwanderer aus jenem Lande bevölkern lassen, was keine Wahrscheinlichkeit für sich hat. Nach alten Chronikensagen kamen zuerst Bergleute vom Harz in den Thüringerwald, und legten Hüttenwerke in den Niederungen um dem Fuß des Inselsberges an, so in Cabarz, Tabarz, Brotterode, Steinbach bei Liebenstein, und Ruhl. In den letztgenannten drei Orten ist die Sprache in ihrer dialektischen Form sehr eigenthümlich mit vielen rein erhaltenen mittelhochdeutschen Lauten. Nach hohem Alter des Ortes deutet in der Ruhl ein Jugendspiel, das sogenannte Laubmännchen, die alte Gewohnheit der Laubeinkleidung zum Zweck symbolischer Feier der Frühlings= oder Sommerwiederkehr, die sich in Thüringen nur sehr vereinzelt findet. Der Ruhler Boden ist ungemein sagenreich, Sagen von Geistern, Gespenstern, Schätzen, Wundermännern, Hexen, Croaten und sonstigen Trägern der Volkssage fanden dort eine vom Glauben und den Neigungen des Volkes bevorzugte Heimath.

116.

Das Alp.

Zu einem Manne in der Ruhl kam allnächtlich das Alp und drückte ihn ganz erbärmlich. Er klagte seine Leiden einem kundigen Freunde, und der gab ihm den Rath, er möge sobald er im Begriffe sei, zu Bette zu gehen, alsbald sein Schlüsselloch verstopfen, denn durch dieses ziehe sich das Alp in das Zimmer, sei so dünn und so leicht wie eine Flaumfeder und werde dann dick und schwer, und drücke einen wie Blei, daß man vermeine die Seele müsse einem ausfahren. Sei das Alp, wenn das Schlüsselloch verstopft werde, noch drausen außerhalb der Schlafkammer, so könne es nicht hinein und der Schlafende habe Ruhe — sei es aber schon darin, so müsse es sich sichtbar zeigen. — Der Geplagte probirte dieß Stücklein, verstopfte vor Schlafengehen das Schlüsselloch, und siehe, — auf seinem Bette saß sichtbar und leibhaftig das Alp, eine Frauengestalt in feiner Kleidung, in einem weißen Schleier, und von besonderer Schönheit — aber dabei von sehr ernsten Zügen. Dieses Alp gefiel dem Ruhler, und er behielt es bei sich, und lebte mit ihm, als mit einer Frau — aber gleichwohl, wenn sie auch des Mannes Liebkosungen duldete, lachte sie niemals und bat nur immer, er möge das Schlüsselloch öffnen, denn selbst dürfe und könne sie dieß nicht thun, und wie sie herein gekommen sei, so müsse sie auch wieder hinaus. Das schien dem Manne aber gar nicht glaubhaft, daß eine erwachsene Frauensperson, wie sein gefangenes Alp, durch ein Schlüsselloch schlüpfen könne, und so nahm er einst ganz unvermerkt den Stoff, mit dem er das Schlüsselloch

verstopft hatte, hinweg — und da wurde die Gestalt des schönen ernsten Frauenbildes immer kleiner und kleiner — und endlich war sie nur noch ein schwebendes Federchen — nach welchem der Ruhler eifrig haschte, aber völlig fruchtlos. Mit einemmale näherte sich das Federchen dem Schlüsselloche und zog hindurch — und kam niemals wieder.

117.

Hüthchen unterm Wackelstein.

In einem Hause in der Ruhl lag ein großer rundlicher, abgeplatteter Stein; trat man auf ihn, so wackelte er und schwappelte er. Unter diesem Steine wohnte ein Hüthchen, wie man in diesem Theile Thüringens die Wichtlein zu nennen pflegt. Die Besitzer des Hauses wurden reiche Leute. Sie ahneten nicht, daß sie ein hülfreiches Hüthchen im Hause hatten, und eines Tages kam dem Manne der Gedanke, es sei doch unangenehm, daß der Stein im Keller so wackele und schwappele, wenn man drauf trete; er wolle ihn tiefer legen und fest keilen. Zu dem Behuf mußte der Stein erst gehoben werden, um unter ihm eine tiefere Oeffnung zu machen, das ging aber nicht so leicht, als der Wackelstein hatte erwarten lassen, es ging vielmehr sehr schwer, denn das Hüthchen hielt ihn fest. Endlich that der Mann einen Fluch, etwa Schockschwerenoth, oder Kreuzmohrendonnerwetter! Und da that es unter dem Stein einen lauten Schrei, wie von einer Kinderstimme, und der Stein war gehoben, und unter ihm lag, so schien es, ein todtes Kind — aber es schien nur so,

denn wie man mit Händen zugriff, war die Erscheinung des Kindes hinweg. Nun wurde der Stein recht fest gekeilt, und wackelte nicht mehr. Der gute Mann aber wurde bald genug gewahr, daß er sich sein Glück verkeilt hatte, denn es traf ihn nun Unfall auf Unfall, er kam zurück, gleich jenem Bauer im Dorfe am Hörseelenberge, und nie wieder auf einen grünen Zweig.

In einem andern Keller zeigt sich bisweilen eine silberne Kanne voll Goldstücke, aber ein großer schwarzer Pudel bewacht den Schatz.

118.

Geisterspuk in und bei der Ruhl.

Zu Ruhla hat einmal ein Pfarrer gelebt, der hieß Feuchter, von dem geht mehr als eine Spuksage. Seine Frau, die er sehr liebte, starb ihm, und er that den Schwur bei ihrer Leiche: Wenn ich je eine Andere heirathe, so will ich das Reich Gottes nicht schauen. Solcher Schwüre haben schon mehrere Männer gethan, und doch wieder geheirathet, und der Pfarrer Feuchter heirathete auch wieder. Er war aber noch gar nicht lange zum zweitenmale verheirathet, als er starb, und gleich nach seinem Tode begann er gräulich zu spuken, denn er konnte nicht zum Frieden des Reiches Gottes kommen. Da ließ seine Wittwe Jesuiten kommen, welchen die Sage insgemein das Amt der Pöpels- oder Popanzträger beilegt; die zitirten den Geist in der Kirche im Beisein seiner Wittwe, die ihn dreimal bei seinem Taufnamen rufen

mußte. Sehr zornig erschien er, und weigerte sich entschieden, in den Sack zu kriechen, darinnen er fortgetragen werden sollte. Endlich ließ er sich durch die Macht des Exorcismus willig finden, und bot seiner Frau die Hand zum Abschiede. Diese war aber gewarnt und schlug nicht ein, sie hielt ihm blos ihr Sacktuch hin, das lohte alsbald in hellen Flammen auf. Nun trugen ihn die Pöpelsträger im Sacke von dannen, und bannten ihn in die Gallert, ein Thal, das nach Etterwinden zu liegt. Dort spukte er schrecklich umher, hielt den Schubkärrnern die Schubkarren auf, wenn es bergan ging, und schob daran, wenn es bergab ging; theilte mit unsichtbarer Hand Maulschellen aus, und trieb es so arg, daß die Teufelsbanner nochmals kommen mußten. Da schrie der Geist einen derselben an: Pfaff, Du willst mich bannen! Hast Du nicht heute erst aus einem Acker eine gelbe Rübe gestohlen, und sie gefressen? — Schweige, Du böser Geist! rief der Jesuit. Wol habe ich aus jenem Acker eine gelbe Rübe gestohlen, meinen Hunger zu stillen — aber ich habe dafür einen Groschen in das Loch geworfen. Und nun wurde Feuchters Geist zum andern male gebannt, manche sagen in das alte Liebensteiner Schloß, andere nennen das „finstere Loch" unterm Hohebruch hinter Wilhelmsthal, und noch andre den Schilderstein oder Schillkopf in derselben Gegend.

Am Reifsteig wird bisweilen ein sehr großer Mann erblickt, der ein Gesicht hat wie Flor. Er neckt und schreckt die Wanderer, wenn sie auf das dort wachsende Irrkraut getreten haben. — Am Häsel, einem Theile des Kirchberges, hält ein gespenstiger Schulmeister mit Kindern Schule, auch begleitet er gespenstige Leichenzüge, und man

hört von trauervollen Stimmen das Lied singen: „Ein Würmlein bin ich, arm und klein,“ rc. Auch liegt am Reifsteig eine große Waldwiese, „die Reifsteigshalde.“ Von dieser geht die Sage, daß man sie an einem gewissen Tage nicht finden könne.

Am Rittersberge, beim Gehöft Hucheroda, nahe bei Thal reitet ein spukender geharnischter Ritter auf einem kohlschwarzen Rappen. Eine Gasse in der Ruhl selbst heißt noch die Rittersgasse, dort quillt auch der „Rittersborn“ — ein Ritter soll an demselben erschlagen worden sein, und noch umgehen. (Siehe Sage 119.) Ebenso läßt sich bisweilen ein Reiter ohne Kopf blicken, der mit wildem Spuklärm die Straße auf und ab trabt.

119.

Spukende Mönche und weiße Jungfrauen.

Am Mühlraine bei der Ruhl liegt eine Waldwiese, die heißt „der Mönch.“ Dort sieht man zum öftern einen gespenstigen Mönch wandeln. Ein solcher wandelt auch am Wasserberge, und läßt sich am hellen Mittag sehen. Er geht um den Schwarzenberg herum, dann durch die Straße am Wasserberge herunter, bis zu einem gewissen Hügel, den er dreimal umwandelt, und dann verschwindet. Glaubwürdige Leute haben ihn gesehen, und großes Grauen bei seinem Anblick empfunden.

Am Engesteig ohnweit Wagners Teich liegt die „Klosterwiese,“ auch Herrenwiese und Kellerwiese genannt. Dort soll ein Kloster oder eine Wallfahrtskirche gestanden haben,

von der noch einige Trümmerreste vorhanden sind. Von dort geht ein noch gut erhaltener gepflasterter Weg durch den Wald nach dem ehemaligen Kloster „Weissenborn" bei Thal. An alle den Stellen, wo andere Pfade diesen Steinweg kreuzen, ist es nicht geheuer; es spuken da Mönche, Leichenzüge, Hunde theils schweigend, theils aber auch mit Lärm durch die Lüfte brausend, und mit furchtbarem Stimmengetöne. Auf der Klosterwiese zeigt sich nicht selten eine weiße Jungfer, hauptsächlich erscheint sie Bräuten, und winkt ihnen, näher zu kommen, um einen Schatz zu heben. An einem goldenen Sonntag pflückte eine Frau aus Ruhla auf der Klosterwiese eine prächtige Blume, und legte diese in ihren Schoos. Als sie dieselbe wieder erfaßte, war ein rostiger Schlüssel aus der Blume geworden, und der Frau gegenüber zeigte sich ein altes Gewölbe mit einer Thüre. Diese würde der Schlüssel erschlossen haben, aber die glückliche Finderin, die ein Goldsonntagskind war, war zu zaghaft. Der Schlüssel blieb jedoch lange in ihrer Familie, dann kam er nach Eisenach, dann in meine Hand. Er ist von Eisen und hat einen doppelten Kamm. — Einmal sahen drei Bursche am Dreifaltigkeitssonntage mitten auf der Klosterwiese in der Mittagsstunde und im hellen Sonnenschein einen schön geschmückten Altar, darauf Crucifix, Monstranz, goldene Abendmahlskelche und silberne Altarleuchter, darauf halbverbrannte Wachskerzen. Sie riefen einige begegnende Freunde laut an, dorthin zu blicken, aber in demselben Augenblicke verschwand alles. Auf oder an der Klosterwiese entspringt ein klarer Quell, der „Klosterborn," auch der „Glockenborn" genannt, an ihm hat schon mehr als einer die Wunderblume blühend gesehen, aber auch und zwar gewöhnlich Nachmittag um

4 Uhr, in der Tiefe läuten gehört. Auch hat man dort sogenannte „Sonnenpfennige" gefunden. Ein Wildwächter hörte in der Klosterhecke in einer sternenhellen Nacht einen fürchterlichen Sturm brausen, und sah, wie mehrere Bäume krachend zusammenbrachen. Als er aus Neugierde mit andern, denen er das Wahrgenommene erzählt hatte, am andern Tage an jene Waldstelle kam, standen die Bäume da, wie zuvor. Kein einziger war umgebrochen.

Unter der Oelmühle im Grunde standen früher 2 Schleifmühlen, welche den Mönchen im Kloster Weissenborn gehörten, die Stätte der einen wird noch „der Mönch" genannt. Wenn die Schleifmüller Feierabend gemacht hatten, begannen die Mönche ihr Wesen, und man hört noch immer zu Zeiten des Nachts die schrillenden Töne geschliffen werdender Eisenwerkzeuge, obschon die Mühlen längst nicht mehr vorhanden sind. Auch von einem „Mönchssteine" wiederholt sich hier die Sage ganz wie bei Manebach und Veßra (S. S. 25.) Jenes Feld, wo der Mönch, der den Stein trug, um seinem Kloster Land zu gewinnen, tod niedersank, heißt noch das Mönchsfeld, und es spukt sehr auf selbigem.

Auf der „alten Ruhl" wird zu Zeiten in einer Höhlung eine silberne Kanne erblickt, und bisweilen, selbst mitten im Schnee, hellbrennendes Feuer. Am Johannistage hört man dort ein Glöckchen läuten, wie zum Abendgebet und Ave Maria.

In der Nähe der Ruhl liegt ein Felsen, heißt der „Tolljungfernstein", über dem Forsthaus nahe dem Goldbrunnen. In diesen Fels ist eine Jungfer verwünscht, die läßt sich zuweilen sehen, trägt einen Schlüsselbund und blickt sehr traurig. Sie hat ein schloßschleierweißes Ge-

wand an, steht erst auf dem Steine, dann schreitet sie herab, umwandelt den Felsen, rasselt mit den Schlüsseln, und gebehrdet sich wie unsinnig. Daher ihr Name: „Die tolle Jungfer.“ Am „Schilderstein“ und im „Schildergraben“ hört man auch in den Hecken eine verwünschte Jungfer niessen, die noch nicht erlöst ist, weil noch Niemand die Geduld hatte, 12 mal hinter einander Gott helf zu sagen, ganz wie bei der Eisenacher Jungfer. (S. S. 113.) Und da seufzt die unerlöste ganz kläglich. Auf dem „Hausfelde“ tanzt im Herbst eine verwünschte Jungfer um zwei Haselbüsche. Andere sagen, eine weisse Frau lasse daselbst sich blicken und flenge Knotten in der Sonne.

Im Pachthofe des ehemaligen Wilhelmiter-Mönchs-Klosters Weissenborn im Ruhla-Thale, dessen Ländereien jetzt eine Domaine bilden, träumte einem Knechte von einem grossen Schatze, der unter der Wohnung des Pachters im Stalle liege, einmal, zweimal, und endlich auch zum dritten Male. Da sprang der Knecht aus seinem Bette, und lief in den Stall. Da stand der Schatz zu Tage, eine grosse alte Urne voll Goldstücke. Schon streckte der Knecht die Hand aus, um hastig einzusacken, als er wahrnahm, dass etwas über ihm schwebe. Wie er aufblickte, sah er einen Mühlstein über seinem Haupte, der hing an einem dünnen Faden, und ein riesiger Mönch stand dabei, der stiess mit seinem Kopf an die Decke, hielt in der Hand eine grosse Scheere und setzte sie gerade an, um den Faden durchzuschneiden. Da that der Knecht einen lauten Blök, und sprang nach der Thüre. Gleich war der Mann mit der Scheere verschwunden sammt dem schwebenden Mühlstein, aber auch der Schatz war weg.

120.

Die Prinzessin im Wittgenstein.

Im Thale des Ruhlawassers, das dort auch der Erbstrom heißt, ohnweit dem Dorfe Farnrode, hängt eine Felswand, die heißt der Wittgenstein, ein Name, der auch nach mythischer Frühe deutet; auf diesem Felsen stand einst ein Schloß, und in dem Schlosse wohnte eine Prinzessin, die ist nun in den Felsen gebannt, warum? weiß niemand so recht eigentlich zu sagen. Sie habe einen Ritter gegen den Willen ihres Vaters geliebt, der habe sie entführt, aber der Vater habe ihn eingeholt und erschlagen. Darob sei die Prinzessin alsbald vor Herzeleid Todes verblichen und dann haben beide sehr gespukt, bis der Ritter von Pöpelsträgern in den Ritterberg gebannt worden sei, und die Prinzessin in den Wittgenstein. Nun möchten beide immer gern zu einander, und können nie zusammenkommen. Die Prinzessin darf nur alle 7 Jahre einmal aus dem Felsen — sie hat schon oft Musikanten mit grünen Zweigen, oder andere Wanderer mit allerlei scheinbar werthlosen Dingen, als Knochen, Knotten, Waizenkörnern u. dgl. begabt, von denen den Thörigten, die alles wegwarfen, insgemein noch ein kleiner Rest in Schuhen, Kleidern oder Körben hängen blieb, daraus dann pures Gold wurde. Ein Farnroder Hirte sah bei seiner Heerde häufig eine fremde Kuh, die sehr schön war, die er nicht kannte und die niemandem in der Gemeinde gehörte, und Abends nie unter der Heerde war. Das fiel dem Hirten auf und einmal ging er jener Kuh nach, wie sie unter Erlen und Weiden am Bache sich verlor, und auf einmal trat sie in eine Kluftspalte des Wittgensteins. Jener ging

der Kuh nach, da trat ihm plötzlich die Prinzessin im Fels entgegen und fragte: Was willst Du? — Nur das Huthgeld für Eure Kuh, die täglich zu mir auf die Weide kommt! antwortete keck der Hirte. Da gab ihm die Prinzessin ein altes Silberstück, und sagte: Hier hast Du Deinen Lohn! Hättest Du nichts begehrt, würde Dir mehr gewährt. — Die Kuh kam niemals wieder zu jenes Hirten Weidetrift. Von der Erscheinung der Prinzessin aus dem Wittgenstein laufen viele Sagen um, wie sie Choradjuvanten, welche ihr im Vorbeigehen auf dem Wege von Farrnrode nach der Seelbach das Neujahr ansangen, mitten im Schnee Knochen finden ließ, von welchen einige mitgenommene sich in Glück bringende Goldstangen verwandelten, oder Musikanten, die ihr eine Nachtmusik brachten, durch einen Zwerg mit grünen Eichenbüschen belohnen ließ, ganz der Zug einer auch sonst oft wiederholenden Kiffhäusersage.

121.

Der Rabenbrunnen.

Vom „Rabenbrunnen" in der Ruhl geht die Sage von einem Jäger, der seine Geliebte verlassen und in die Fremde ziehen mußte, aus welcher nach einiger Zeit die Kunde kam, er sei gestorben. Nach einiger Zeit verlobte sich die vormalige Geliebte des Jägers, und nach noch einiger Zeit kam letzterer frisch und gesund wieder in die Ruhl, und wollte seine Geliebte freien. Da war sie schon gefreit, obwohl noch nicht getraut, und der Jäger war außer sich, und wollte sich rächen. Ein altes Hexenweib

gab dem jungen Mann einen Teufelsrath. Er solle ungehandelt ein Hangeschloß kaufen und dazu in Gedanken sagen: In Gottes Namen. Dann solle er der Trauung in der Kirche beiwohnen, und bei der Einsegnung der Brautleute das offen gehaltene Schloß in des Teufels Namen zuschnappen, und es dann in einen Brunnen werfen. Das geschah alles und gleich nach der Trauung faßte jenes junge Paar eine unerklärliche Abneigung gegen einander, wenn sie beisammen waren, sobald sie aber fern von einander waren, sehnten sie sich zu einander hin, und so quälten sie sich gegenseitig ab. Nun bereute jener Jäger seinen bösen Zauber, den er durch diese Art des Nestelknüpfens geübt, und hätte ihn gern rückgängig gemacht, und das wäre auch gegangen, wenn er das Schloß wieder gehabt hätte. Aber er konnte es nimmermehr wieder erlangen, denn im Rabenbrunnen wohnte eine Wasserfrau, die liebte den schönen Jäger seit dem Tage, als er sich über ihren Brunnenrand gebogen, und das Schloß hinabgeworfen hatte. Und als er nun öfter und öfter kam, nach dem Schlosse zu fischen, ließ sie sich in ihrer holdseligen Melusinengestalt blicken, und zeigte ihm das Schloß und langte es ihm herauf mit dem schönen weißen, weichen Arme, und wie er es faßte, hielt sie es fest, und zog, und da fiel er über den Rand hinab, in ihre Arme. Die Leute oben aber sagten, er habe sich ein Leides angethan, aus Kummer, weil sein Mädchen einen andern gefreit.

122.

Das Löthtöpfchen.

In die grünen Wald- und Wiesengründe des Ruhlathales blickt ernst der Thurmrest des alten Schlosses Scharfenberg herab, wegen seiner Gestalt „das Löthtöpfchen" geheißen. In sanftem Bogen zieht sich um den halben Berg das Dorf Thal. Auf dem Berge stand die erste Kirche dieser Gegend, später wurde sie vom Kloster Weissenborn ins Thal gebaut. Die Umwohner erzählen sich manche Spuksage von den Trümmern dieser alten Burg. Ein brennendes Faß soll zu Zeiten vom steilen Bergeshang abrollend erblickt werden. Zwei Brüder erstachen sich gegenseitig am Bergesfuße nahe bei Thal, deren Geister noch spuken. In alten Zeiten ist um das Schloß Scharfenberg viel und heftig gestritten worden. Ursprünglich besaßen dasselbe Herren von Stein, dann kam es an Thüringen, und wurde in dem Erbfolgekriege zwischen Heinrich dem Erlauchten und Heinrich dem Kinde von Brabant belagert, von dessen und seiner Mutter Sophia tapfern Kriegern aber so gut vertheidigt, daß es unerobert blieb. Später war Scharfenberg an die Grafen von Henneberg gekommen, und wurde häufig Zankapfel, bis es im sächsischen Bruderkriege Friedrich der Sanftmüthige im Jahre 1450 schleifen ließ, so daß nichts übrig blieb als der nicht sehr hohe Thurmrest. Landgraf Friedrich der Ernsthafte hatte früher sehr ernsthaft um diese Burg gekämpft, dort eine große Schlacht geschlagen, und wäre in dieser beinahe selbst erschlagen worden, wenn nicht ein starker und stattlicher Mann, Hans von Frymar, ihm immerdar schützend zur Seite geblieben wäre.

123.

Der große Wartberg und seine Schätze.

Ohnweit der Burgruine Scharfenberg erhebt sich der große Wartberg, auch Mart- und Marktberg genannt, ein Träger zahlloser Sagen, dem Hörseelenberge gegenüber, auch mit einer Höhle, welche das „Backofenloch" heißt, darinnen soll ehedem viel goldhaltiger Sand gelegen haben. Den Gipfel des Berges krönt ein Dolomitfelsenkamm, und Laubwald umfängt und umhängt ihn rings wie ein grüner Mantel. Hier blühen am goldenen Sonntage die Wunderblumen, duften die Heilkräuter, öffnen sich dem glücklichen Finder und Pflücker der ersteren die verzauberten Schachte voll Schätze, wie unter andern das „Geißbeinsloch," das keiner findet, der nicht ein Goldensonntagskind ist.

Venetianer haben das Geißbeinsloch am Wartberge mit dem Hinterbeine einer Geiß „versetzt," d. h. verzaubert, die Oeffnung oder den Eingang verblendet. Eine alte Nachricht sagte aus, das heimliche Loch öffne sich allezeit über das dritte Jahr, also im vierten Jahre an zweien Tagen, und zwar am Walburgistage und am Johannistage (1. Mai und 24. Juni). Ein Erzstock stehe darin von solcher Mächtigkeit und Ergiebigkeit, daß 1 Centner seines Gesteines 30 Pfund Gold und 45 Pfund Silbers gebe. In alten Büchern ist viel über die Schätze des Wartberges geschrieben. Schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wird ein Forstbediente genannt, Johann Christian König, der Gold aus dem Berge gebracht habe. Ein Nachkomme desselben, Oberförster König, sah bei einem Treibjagen am Ende eines grünen Waldplatzes eine geräumige Höhle offen, wendet sich, und schreit den Kreisern, die ihm folgen, zu,

heran zu kommen, und die Höhle auch zu sehen. Da aber die Kreiser ihm noch nicht nahe genug waren, geht er ihnen ungeduldig entgegen, und führt die ersten auf den schönen grünen Platz, aber siehe da, die zuvor erblickte Höhle war hinweggeschwunden. Derselbe Mann hat, wie er oft erzählte, einst mehr als einem Venetianer den Weg nach dem Backofenloch gezeigt, die ihn aufmerksam machten auf den Werth schwarzer Körner, welche Gold enthielten. Häufig wiederholt sich am Wartberge die Sage von der Wunderblume, der Bergeshöhle, den Schätzen darin, dem Zurufe: Vergiß das beste nicht! und den entschwindenden Schätzen.

124.

Der Schlangenkoch.

Am großen Wartberge quillt ein frischer Quell zu Tage, der heißt der Silberborn, bei dem hüthete einst am Johannistage der Schmerbacher Hirte, und rastete in der Mittagsstunde an der Quelle. Da trat ein Mann in fremder Tracht auf die sonnige Trift aus dem Walde heraus, und grüßte den Hirten, ja er gesellte sich zu ihm, und legte sein Gepäck neben die Quelle. Unter des Mannes Gepäck befand sich auch ein kupfernes Kesselchen von uralter Form, wie die Wasserträgerinnen in Venedig auf den Schultern tragen. Der Fremde bat den Hirten, ihm Feuer zu schlagen, er wolle sich ein Mittagsmahl bereiten, sich ein Süpplein kochen. Gern war der Hirte behülflich und entzündete ein kleines Waldfeuer, während der Fremde sich eine Gabel von einem Haselnußstrauche abschnitt, ein Tuch auf

den Rasen breitete, mit der geschnittenen Wünschelruthe Kreise zog und dann auf einem Pfeifchen in seltsamer Weise pfiff. Da kamen aus allen Büschen und Felsklüften Schlangen herbei, und zuletzt ein großer Lindwurm, die zischten gräulich und ringelten sich, dann stieg von einem Ulmenbaume eine silberweiße Schlange nieder, das war der Otterkönig, und der kroch auf das Tuch, und legte auf demselben das goldene Krönlein ab, das er trug. Flugs sprang der Venetianer, denn ein solcher war der Mann, hinzu, schlug das Tuch zusammen, nahm das Krönlein an sich, und tödtete die weiße Schlange. Auch den Lindwurm tödtete er, und spießte ihn an einen Baum, dann pfiff er wieder, da krochen die andern Schlangen wieder von dannen. Den Otterkönig, oder es kann auch die Otterkönigin gewesen sein, zerstückte der Venetianer, und warf die Stücke in das Kesselchen, das der Hirte indeß mit Wasser aus den Silberborn gefüllt und über das Feuer gehängt hatte. Da nun die Stücke der silberweißen Schlange gar gekocht waren, an welche der Venetianer auch eine Handvoll Salz geworfen, so zog derselbe zwei hölzerne Löffel hervor, bot dem Hirten einen davon an, und lud ihn ein, an diesem Mahle Theil zu nehmen. Es schwammen prächtige Fettaugen auf der Brühe — gleichwohl war dem Hirten seltsam zu Muthe, und er empfand keinen Appetit nach Schlangensuppe. Doch „Zureden hilft,“ sagt das Sprüchwort, und endlich kostete der Hirte einen Löffel voll, und der schmeckte gar so übel nicht. Iß auch Fleisch! sprach der Venetianer: — es schmeckt wie Aal — aber dazu konnte sich der Hirte nicht überwinden. Er war ohnehin schon ganz verwirrt, denn kaum hatte er den Löffel voll Otterkönigssuppe hinunter, so sah er rings Wald und

Blumen in wunderbarem Glanze schimmern, und gegenüber eine offene Grotte, in der es von Gold und Silber und Edelsteinen nur so glitzerte und glänzte, funkelte und flammte. Diese Grotte war eben wieder das Geißbeinsloch. Beide gingen nun hinein, und nahmen so viel sie wollten. Gleich darauf verschwand die Höhle, und der Hirte sah sie nicht wieder. Wie der Venetianer schied, sprach er zum Hirten: Da Du von der Suppe gegessen, konntest Du einmal in die Schätzehöhle eintreten. Hättest Du auch vom Fleische gegessen, so hättest Du sie alle Tage offen und Dir zugänglich erblickt. So lebe wohl! Da hast Du noch ein Wunschtüchlein von Venetianer Seite. Wenn Du das um den Kopf bindest, kannst Du Dich hin wünschen, wohin Du willst — da wünsche Dich einmal zu mir nach Venedig. Das that nach einiger Zeit der Hirte, und fand dort seinen Schlangenkoch als einen Nobile, der ihn gastlich aufnahm und köstlich bewirthete.

125.

Wo der Hund begraben liegt.

Am östlichen Fuße des Wartberges gegen den Inselberg hin liegt das Dorf Winterstein, und zu Winterstein „liegt der Hund begraben“. Dort war und ist noch ein ritterliches Geschlecht seßhaft, die Herren von Wangenheim, das einen Hund im Wappen führt, die hatten dort ihr Stammschloß, das jetzt in Trümmern liegt, doch sind noch drei Wangenheimische Schlösser daselbst. Vor 200 Jahren hatte ein Jägermeister des Geschlechtes derer

von Wangenheim einen Hund, der hieß Stutzel, und war geschickt, treu und klug, so klug, daß man ihn als einen treuen Boten mit Briefen nach Gotha auf das Schloß Friedenstein schicken konnte. Dieser Hund blieb auch noch der Wittwe jenes Jägermeisters lieb und werth, fast allzulieb, denn als derselbe der Natur seinen Tribut gezahlt, und gestorben war, war die Jägermeisterin Wittwe ganz außer sich vor Schmerz, ließ für den Hund einen Sarg machen, wie für einen Christenmenschen, weinte sehr um ihn und verlangte zumal, daß ihre ganze Dienerschaft ebenfalls um den Stutzel weinen sollte. Letztere that dies auch, mindestens that sie so, als weine sie rechtschaffen; dafür bekam sie auch Trauerkleider von der Herrin geschenkt. Einzig nur die alte Köchin, deren Augen um den Hund völlig trocken blieben, that nicht einmal, als ob sie weine, da bekam sie tüchtig Schelte, worauf sie eine Zwiebel zerschnitt und sich die beiden Hälften an die Augen hielt. Darauf thräneten ihr baß die Augen, und als sie nun so der Herrin unter deren Augen trat, ward letztere tief gerührt, und schenkte der alten Köchin auch ein schönes neues Trauerkleid. Nun wollte Frau von Wangenheim den Stutzel durchaus auf den Gottesacker begraben haben, weil er ein gar so frommes Hundevieh gewesen, dagegen widersetzte sich der Pfarrer und sagte, dieß gehe nicht an. Aber die Frau Wittwe bestimmte der Kirche 100 Thaler, und dem Pfarrer 50 Thaler, da mußte es angehen, um der Armuth des Kirchleins und des Wintersteiner Pfarrers Willen. Und hatte der Hund eine sehr schöne Leiche. — Als aber die Sache im Lande ruchtbar wurde, wurden die Einwohner von Winterstein von ihren nachbarlichen Umwohnern furchtbar geneckt und verhöhnt, daß auf ihrem

Kirchhof „der Hund begraben liege". Und der Pfarrer wurde vor ein Herzogliches Consistorium nach Gotha gerufen, ihm eine Strafpredigt gehalten und der Text gelesen ganz gehörig, dann wurde der Pfarrer abgesetzt, und der Stutzel ausgegraben, worauf ihn die Frau Jägermeisterin in der alten Schloßruine beisetzen, und ihm einen schönen Grabstein errichten ließ, auf dem Stutzel abgebildet zu sehen ist, wie er leibte und lebte, nicht etwa heraldisch, daß man denken könnte, die Sage sei aus dem Familienwappen abgekünstelt. Darunter steht mit lateinischen Buchstaben folgende Inschrift:

H. V. W. 1650 war der Hund begraben, H. V. W.
Daß ihn nicht sollen fressen die Raben.
Stutzel war sein Name genannt,
Bei Fürsten und Herren wol bekannt,
Wegen seiner Treu und Munterkeit
So er seinem Herrn und Frauen geweiht.
Schickt man ihn hin nach Friedenstein,
So lief er hurtig ganz allein.
Gut hat er sein Sach ausgericht't,
Drum hat er diesen Stein gekriegt.

126.

Vom Gerberstein.

Wenn man von der Ruhl aus nach Altenstein wandert, hat man beträchtlich zu steigen und kommt nicht weit vom **Gerberstein** vorüber, den eine zertrümmerte Felsenwelt von kleinkörnigem, wild zerklüfteten Granit schmückt. Dieser Hochgipfel hat außer dem genannten in **Büchern**,

nicht im Volksmund, noch mehrere Namen, die ihn mehr erläutern sollten, z. B. Gebirgsstein, als wenn nicht jeder Felsblock auf Höhen ein Gebirgsstein wäre, oder Gräberstein, wahrscheinlich weil man droben keine Spur von Gräbern findet; oder Gervinstein, woher? Ja die niemals blöde aber unfruchtbare Grübelforschung wollte in ihm den Mons Gabreta erblicken, sie, die stets in ihrer Ueberstudirtheit erblickt und lehrt, was nicht wahr ist.

Der ächte altdeutsche Name ist Gervuenestein, so kommt er schon im Jahre 933 urkundlich vor. —

Auch vom Gerbersteine geht die Sage vom hüthenden Schäfer, der ein Liedlein auf der Schalmeie bläßt, dann die Wunderblume findet, dann eine Thüre in das zertrümmerte Felsenschloß sich öffnet, darin große Fässer voll Gold, aber auch voll Wein im Gewölbe steht, den Hut, darauf er die Blume gesteckt, abthut, tüchtig zecht, und beim wiederaufsetzen des Hutes die Blume verliert. Auch hier der warnende Zuruf: Vergiß das Beste nicht! und das entzweischlagen der Ferse durch die Thüre. Nachher hat gar mancher droben auf dem Gerberstein sein Glück mit dem finden der Wunderblume versucht, aber stets fruchtlos.

127.

Luthersfuß, Luthersborn und Luthersbuche.

Nicht weit abwärts vom Gerberstein, im tiefen Walde des Steinbacher Forstreviers, liegt eine Wüstung: „Das Glasbach“, oder auch „auf der Wallfahrt“ geheißen. Man zeigt einen Hügel, der die Trümmer einer Kapelle ent-

halten soll, gespenstige Nonnen wandeln dort; Schätze wurden an dieser Stelle oft zu heben versucht. Eine weiße Jungfer bewacht die Schätze. Viele Leute, die des Weges nach der Ruhl gingen, der nahe vorbeiführt, sollen sie gesehen haben. Auf dem Wege selbst liegt ein Stein mit einem eingetieften Mannestritt, der Luthersfuß genannt. Weiter hinab in der Thalestiefe ist die Stelle, an welcher der allgemeinen Sage nach Luther auf seiner Reise von dem nahen Aelternheimathorte Möhra über Schweina und Altenstein, aufgehoben und nach Schloß Wartburg gebracht wurde. Dort stand eine starke Buche, unter der ein Brünnlein hervor quoll, und man nannte seitdem den Baum die Luthersbuche, den Quell den Luthersbrunnen. Der Brunnen quillt noch immer frisch und klar, von der Buche aber steht nur noch der hohle Stammrest, ein Orkan, der am 18. Juli 1841 über diese Wälder brauste, brach die oberen Aeste des lange geschützten Baumes ab.

128.

Der Wallfahrtgarten.

Häufig sollen auch noch in späteren Zeiten Wallfahrer hier vorbeigezogen sein, hinauf zur Wallfahrt am Glasbach, um welche einsame Waldeswildniß die Sage häufig ihre Schleiergespinnste wob. Ein wackerer Landmann zu Witzelrode (Dorf, 1 Stunde von Schloß Altenstein), schrieb bereits im Jahre 1816 in schlichter Weise folgendes nieder: „Eine Quelle entspringt bei dieser alten Ruine, wo die

Leute vorgeben, sie käme aus dem verborgenen Keller. Auch sollen in diesem sich große Reichthümer befinden. Eine Frau aus Steinbach, mit der ich selbst gesprochen, und die mir versicherte, die folgende Erscheinung gesehen zu haben, erzählte mir: sie wäre bei die Wallfahrt gekommen, so hätte sie vor ihren Augen einen sehr schönen Lustgarten wahrgenommen, nach der Kunst in die Höhe geleitete Johannis- und Stachelbeerbäumchen, Beeren von allen Farben, auch Bäume voll Aepfel, Birnen und Kirschen, mit reifen Früchten. Sie ging zu dem schönen nach der Kunst eingerichteten Zaun und Eingange, und sieht gleich darauf ganz erschrocken eine Gestalt, wie ein Jäger gekleidet, im grünen Rocke mit einem breiten rothen Gürtel um die Lenden. Indem sie nun mit bangem Herzklopfen fragen will, ob sie von den Früchten etwas nehmen dürfe, ist alles vor ihreu Augen verschwunden. Eine andere verstorbene Frau, wurde mir von deren Schwager erzählt, kommt auch zu dieser alten Ruine und bemerkt ebenfalls diesen Garten, welcher mit unerdenklich schöner weißer Wäsche behangen ist. Nach dem ersten Schreck will sie sich von dieser Wäsche etwas zueignen, aber so wie sie die Hand nach einem Stücke ausstreckt, ist alles verschwunden. Ein Steinbacher Mann erzählte mir, vor 15 bis 20 Jahren habe er und noch mehrere bei dieser Wallfahrt ein sehr feines Geläute, wie von Silberglocken, gehört, und zwar mehrere Jahre um die Osterzeit. Und dieser Mann behauptete, man könne in dieser Waldgegend kein Geläute von Dorfglocken hören, was mir auch wahr scheint. Derselbe Mann sagte mir, sie hätten oft zur Nacht hier gearbeitet, um einen reichen Schatz zu graben; einmal hätten eine große Anzahl Schatzgräber ein Loch 6 Schuh

tief gegraben, so seien mehr als tausend blaue Lichter entstanden. Einer von ihnen habe ein Kästchen voll des Erdreiches mit nach Hause genommen, es wäre aber nur kiesartiges Zeug gewesen.

Es geht auch eine Sage von einem Kinde, das seine Leute im Walde bei der Wallfahrt allein ließen und welches nun Beeren suchte. Da kam eine weiße Jungfrau und führte das Kind in einen schönen Garten, und gab ihm Blumen, Johannisbeeren und Kirschen, dann aber hieß sie das Kind wieder zu seiner Mutter gehen. Das Kind erzählte nun seiner Mutter alles, und begehrte immer wieder in jenen Garten zurück, aber die Mutter fürchtete sich, und ließ es nicht von sich, zumal sie von keinem Garten wußte. Da härmte das Kind sich sehnsüchtig ab — und wurde krank, und auf einmal in der Krankheit rief es: Siehst Du Mutter! Da kommt die weiße Jungfer, und bringt mir rothe Beeren und Johannisbeeren! — Und da starb es.

129.

Bonifacius.

Ganz nahe bei dem herzoglichen Sommerschlosse Altenstein steht ein schroffer, mit einem Kreuze verzierter Felsen, vom Volke insgemein „der Bonifacius“ genannt. Vor mehr als hundert Jahren stand dort noch ein Kapellenrest, welcher der Bonifaciusthurm hieß. Die Sage kündet, und es mag wol mehr als Sage sein, daß der Apostel Thüringens, Winfried-Bonifacius, von diesem Felsen herab dem Volke dieser Gegend das Christenthum gepre-

digt, und eine Kapelle, dicht an den Fels gelehnt, erbaut habe. Der ganze Vorberg, durch den die Straße von Schweina herauf nach Altenstein führt, hieß früher „der Kirchberg," und es war diese Straße einer der Hauptzüge aus Thüringen nach Franken. Bonifacius verlieh dem am Fuße seines Felsen sich anbauenden Ort Schweina am gleichnamigen Flüßchen (933 bereits urkundlich Sueinaha) den heiligen Antonius zum Schutzpatron, entweder, weil dieser auch der Patron der Schweine ist, oder weil der Ortsname auf diesen Heiligen leitete. Seine um das Jahr 724 erbaute Kapelle übereignete der Apostel Thüringens dem Stifte Fulda, und dieses zog sie in den Bereich einer auf diesem Boden erbauten Neuburg. Diese Neuburg ist häufig mit der von dem eisernen Landgrafen über Freiburg an der Unstrut erbauten verwechselt worden, und ein in der Steinbacher Flurmarkung gelegener „Landgrafenacker" hat dieser Verwechselung scheinbar festen Halt gegeben, obschon frei steht anzunehmen, der Landgraf könne möglicherweise das dort so heilsam angewandte Heilmittel gegen Trotz und Auflehnung auch hier in gleicher Weise und mit gutem Erfolge versucht haben, wenn er in dieser Gegend Vasallen gehabt hätte.

Der heutige Flecken Schweina begeht noch alljährlich in der Christnacht ein dem heidnisch-mythischen Cult entstammendes Wintersonnenstillstandfest, jetzt freilich völlig verchristlicht. Auf einem nahen Berge, dem Töngels-(Antonius-)berge entzündet die männliche Jugend, nachdem sie mit brennenden Fackeln hinaufgezogen, ein hochloderndes Feuer, umgeht es, und singt Christnachtlieder — worauf in den Ort wieder herabgeschritten und dort nochmals zur Musik gesungen wird. Dann läuten alle Glocken, und

um 12 Uhr ist eine Betstunde, Nachhall der ehemaligen Christmette. Ich habe zum öftern von Salzungen aus in der Entfernung zweier Stunden von Schweina den nächtlichen Fackelzug und die Feuersäule vom Berge leuchten sehen.

Die Kirche zu Schweina war indeß nicht dem h. Antonius Eremita, sondern dem heiligen Laurentius geweiht.

Ganz eigen ist es, wie in dieser Gegend Hirten-, Ritterburg- und Kapellensagen, zwischen denen das geisterhafte Erscheinen und Wandeln unerlöster Jungfrauen getheilt ist, vorwalten, von welchen fast ganz gesondert die Bergmanns- und Jägersagen bestehen, bis die spätere Zeit mit Teufels, Hexen- und Croatensagen den phantastischen Reigen abschloß, der für sich allein genügend wäre, ein Buch zu füllen, und ehe man es sich versieht, leuchtet meteorisch aufflammend der frühe Mythus in diese nebelhafte Dämmerung. Eine Kapelle am Bonifacius, eine auf dem Antoniusberge, eine im Glasbach, eine am Fuße des Altenstein, nach der Schutzpatronin „das Katharinchen" genannt, eine am Fuße des Windsbergs, ohnweit des Wasserfalles, eine Einsiedelei: die Eckenzelle, in welcher, wie man wissen will, der treue Eckart büßend sein Leben beschloß, welcher sonach, wenn diese Sage stichhaltig sein sollte, seines Wächteramtes am Hörseelenberge überdrüssig oder entbunden worden sein müßte. Oben auf dem Glöckner, abermals ein sein Betglöcklein läutender Waldbruder, dasselbe, das vielleicht zu Zeiten noch immer tönend die Waldleute mit hellem Silberklang fernher vernehmen, und den Schall nicht zu deuten wissen, nicht wissen, von wannen er komme.

Endlich hinter Liebenstein am „Thüringer Thale" die ehemalige Dorf-Wüstung Atterode (Adinrode, Odinrode)

wo man sogar aus der versunkenen Kirche noch ein Glöcklein auffand, war es zwar keine Kirchthurmglocke, so war es doch eine Meßglocke, die immerhin noch schön lautet.

130.

Burgsagen um Altenstein.

In graue Zeiten der germanischen Frühzeit hinauf ragt die Gründung einer Ritterburg, auf einem felsigen Abhange des Thüringerwaldes gegen das Werrathal. Es war ein Stein, schier verwachsen mit dem Felsen, eine Landesschirmhut und Grenzveste, wie noch näher der Werra, bei Salzungen, auch ein Stein lag, zum Schutze der Salzquellen, welchen später die Dynasten von Frankenstein als ihre Stammburg behaupteten. Des ersten Steines bemächtigten sich Thüringens älteste Schirmvögte und Grenzenhüther, die Markgrafen, nach denen er zeitweilig den Namen Markgrafenstein trug. Gleichzeitig aber blieb ein Rittergeschlecht lange Zeit im Besitze der mächtigen Bergfeste, die nach deren ursprünglichem, einfachen Namen sich einfach nannten. Das waren die de lapide, die Herren vom Stein. Von der dynastischen Eigenmacht des alten Geschlechtes aber sanken Abzweigungen zu Vasallen herab, welche die Nachbar-Burgen Liebenstein so wie Alt- und Neuringelstein erbauten und inne hatten. Vermehrter Wohnungsbedarf oder noch wahrscheinlicher geistlicher Besitzergriff der Gegend Seitens des Hochstifts Fulda, ließ später ganz nahe bei der Burg Stein eine neue Burg aufrichten, die dann gleich den Namen: die Nuemburg, Neu-

burg bekam und nun hieß, um der ältesten Bergfeste das Vorrecht ihres Alters zu bewahren, diese der alte Stein, daraus der heutige Name Altenstein geworden. Daß die der Burg Altenstein so nahe Nuemburg mit der Nuemburg über Freiburg a. d. U. durch Namensverwechselung zur Wiederholung einer Landgrafensage Anlaß wurde, ward schon angeführt. Ebenso werden die Sagen von dem unsichtbaren oder verschwindenden Garten bei der Wallfahrt am Glasbach (der nach einer sehr frühzeitlichen Glashütte deutet), auch von der Neuenburg erzählt. Die beiden Burgen Ringelstein sind bis auf wenige Reste verschwunden, ihre Bewohner kennt die Sage nur als Raubritter. Die Weinstraße führte dort vorbei. Noch geht dort eine weiße Jungfrau um, und klengt Flachsknotten im Sonnenschein, auf einem über den Waldboden gebreiteten Tuche. In Salzungen entführten die Raubritter einst eine Braut, und schlugen, um ihre Spur zu verbergen, den Pferden die Hufeisen verkehrt auf. Nach kurzem Aufenthalt gelang es der Maid, der Raubburg zu entfliehen und zu Pferde wieder Salzungen und ihr Aelternhaus zu erreichen. Der sie unablässig verfolgende Ritter hieb noch wüthend mit dem Schwerte ins Gebälke der Hausthüre. Da die Ritter der Ringelsteine so hart an der Weinstraße wohnten, die aus Franken das edle Naß des Weines dem weinärmeren Thüringen zuführte, so raubten sie des Weines weit mehr, als sie zu trinken vermochten und bewahrten ihn auf in ungeheuern Kellergewölben. Deren Thüren verfielen und liegen vom Schutte der gefallenen Burgen überdeckt, es verfaulten die Dauben der Fässer, aber nicht früher, bis der Weinstein sich zur Krystallhaut verdichtet, die nun den Wein umschloß. Die Sage

von diesen Fässern erhob sich zu poetischer Prophezeihung. Einst, wenn der Tag des Weltgerichts genaht ist, und unter dem Posaunenschall der Erzengel die Gräber sich öffnen, werden auch diese verborgenen Keller und Gewölbhöhlen sich aufthun, und der Herr wird sich dieses Weines bedienen, sein großes Liebes- und Abendmahl zu halten, und die Treubewährten trinken mit ihm zum Zeichen des ewigen Lebens.

131.

Die Hunde von Wenkheim.

Die Burg Altenstein war zur Zeit, als sie bereits Markgrafenstein hieß, im Besitz der Dynasten von Frankenstein; von diesen ging sie durch Verschwägerung an ein thüringisches Rittergeschlecht, die Herren von Salza über. Von einem derselben, Friedrich von Salza, wurde sie im Jahre 1346 an Friedrich den Ernsthaften, Landgrafen von Thüringen verkauft. Deren Nachkommen, Kurfürst Friedrich der Weise und sein Bruder, Herzog Johann der Beständige, belehnten einen Burgmann, Hans Hund von Wenkheim für treu geleistete Dienste mit Burg und Gericht Altenstein. Von dem Geschlechte der Hund von Wenkheim geht auch hier die gleiche Stammsage, wie vom Geschlechte der Welfen, und so vielen Geschlechtern des Namens Hund. Eine der Ritterfrauen beschuldigte eine arme Frau, die mit Drillingen niedergekommen war, deshalb des Ehebruchs und ließ sie hinrichten. Auf der Richtstätte verwünschte die Arme die Edelfrau, daß sie statt 3, 13 Kinder zugleich gebären solle, die Unglückszahl, und bald darauf gebar die

Herrin 13 Knäblein auf einmal, welche eine Dienerin aus Furcht vor dem strengen Eheherrn, bis auf einen, ins Wasser tragen sollte. Der Ritter begegnete dieser Dienerin, fragte was sie trage, und die Erschrockene stammelte: Herr! Junge Hunde. Aber der Herr deckte den Korb auf und fand die kleinen Junker in demselben. Heimlich ließ der Ritter sie in einer entlegenen Mühle aufziehen, und als sie insgesammt zu hübschen Knaben erwachsen waren, fragte er die unnatürliche Mutter: welcher Strafe ein Weib verfalle, die ihr neugeborenes Knäblein gleich einem jungen Hunde ertränke? und sie antwortete: Was sie mit Wasser verschuldet, muß sie mit Feuer büßen. Wohlan denn Weib! zürnte da der Ritter: so muß man Dich nach Deinem eigenen Richterspruch zwölfmal verbrennen! Siehe hier Deine Hunde! — und ließ die Thüre öffnen und die zwölf Knaben eintreten. Die Edelfrau erwartete ihre selbstauferlegte Strafe, aber der Gemahl vollzog diese nicht — er ließ sie blos in einem Kloster ihre beabsichtigte Unthat abbüßen, dann fügte er den 12 Söhnen den Namen Hund zu ihrem Familiennamen bei, worauf das Geschlecht sich weit verbreitete. Der auserwählte aber, der zurückbehalten worden war, und den Namen Hund nicht führte, soll erbenlos gestorben sein. „Burckardt Hund, Ambtmann zu Gota vnd Rentmeister" wie er sich schrieb, erhielt von seinem Herrn dem Kurfürsten zu Sachsen, nebst Hans von Berlepsch, Hauptmann und Amtmann auf Wartburg, den Befehl, Doctor Luther auf seiner Reise über Altenstein durch den Wald gefangen zu nehmen, und führte diesen Auftrag auch in Verbindung mit dem genannten treulichst aus, so daß noch immer sein Name unvergessen ist, und in Ehren genannt wird. Im Jahre 1722 erlosch mit

Ehrhard Friedrich Hund von Wenkheim, dessen Andenken durch fromme Stiftungen in Segen lebt, dieses edle Geschlecht, das 2 Jahrhunderte auf Altenstein geboten hatte, und Helm und Schild wurden zerbrochen mit in die Gruft gesenkt.

132.

Bergschätzesagen um Altenstein, Steinbach und Liebenstein.

Der in früheren Zeiten sehr erheblich betriebene Bergbau dieser Gegenden auf Silber, Kupfer, Kobalt und Eisen, des Gewinns anderer nutzbarer Mineralien, wie Fluß- und Schwerspath kaum zu gedenken, rief eine Menge darauf bezüglicher Sagen ins Leben, in denen theils Berggeister, theils die halbmythischen Venetianer, die auch unter demselben Namen durch Sagen des Erzgebirges wie des Harzes und durch die Sagen Tirols als Venediger Manndl (Männchen) gehen, theils Bergentrückte, so wie Schätze hüthende Jungfrauen, Hunde und Schlangen ihre Rolle spielen. Im Regina-Schacht des Glücksbrunner Bergwerkes erschien einem Häuer ein Berggeist in Gestalt eines Bergamtsobern, mit einen Grubenlicht und so groß, daß er schier an den Firſt anstieß. Dieser Geist schien angeredet sein zu wollen, der Häuer aber wagte aus Furcht nicht ihn anzureden, und ihm den Bergmannsgruß „Glückauf!" zu geben, wodurch vielleicht der Geist erlöst und der Häuer reich geworden wäre — aber der letztere arbeitete weiter, und der Stollen des Glückes blieb ihm verschlossen. Zu anderer Zeit haben auch andere Häuer eine ähnliche Erscheinung erblickt, und zwar auf dem Schacht Segen Gottes.

Des Geistes Grubenlicht war so flammend, daß es fast die Hälfte des aufwärtsgehenden Schachtes hell beleuchtete. Am Löhlein geht ein goldener Hirsch um, der eine Goldader anzeigt, die sich unter den Lobberg zieht. Die Herren Trier, die das Schloß zu Glücksbrunn erbauten, und unter denen der Bergbau in der nächsten Umgegend den höchsten Flor erreichte, ließen dort einen Schacht erteufen, aber sie schlugen nicht tief genug ein, und ließen, ehe sie noch Ausbeute gewannen, die Grube zum Erliegen kommen, ja in dieselbe, als bald darauf eine große Viehseuche ausbrach, das krepirte Vieh hinabstürzen. Da zeigte sich fast allabendlich der goldene Hirsch, that sehr ängstlich, und lief hin und her. Fünf Lachter tiefer nur, und die Goldausbeute würde unermeßlich gewesen sein.

Am Kreuzweg, dessen einer Arm ins Atterod führt, zeigt sich alle 7 Jahre ein helllodernbes Feuer, das lobert über einem unter ihm ruhenden Schatze, der nicht ruhen mag, sondern gehoben werden will, wie die verschiedenen Jungfrauen darauf brennen erlöst zu werden. Ein Holzhauer, der alte Wolfshein (Heinrich) kam mit einer Welle Reissigholz den Rennsteig herab, und erblickte von ferne das lohende Feuer, und gewahrte, näher kommend, daß niemand dabei war. Das wunderte ihn, doch ging er still vorüber, und spät erst kam ihm der Gedanke, es möge dort vielleicht ein Schatz brennen, den er hätte heben können, wenn er etwas darauf geworfen. Jetzt blickte und wandte der alte Wolfshein um, aber da war das Feuer verschwunden. Ein anderer Mann aus Steinbach, der alte Schmids Sömm (Simon) war mit Venetianern bekannt, und diente diesen als Wegweiser in das höher liegende Gebirge, wo es viele Höhlen mit Schätzen giebt,

die aber alle nur mittelst der Wünschelruthe gehoben werden können, weil sie von den Venetianern versetzt, d. h. unsichtbar gemacht, verzaubert, sind — einmal ging der Sömme allein durch den Wald, und fand eine solche Höhle offen, kroch auch ein Stück hinein, kam aber an ein breites Wasser, und über dem Wasser lag, groß und dick wie ein Baumstamm, eine Feuer und Flammen auszischende Wächterschlange. Da gab der alte Sömme schleunigst Fersengeld. Hätte er den Muth gehabt der Schlange auf den Kopf zu treten, dann hätte sich dieselbe in eine feste Brücke verwandeln müssen, über die er hätte schreiten können, und nehmen so viel er gewollt.

An einem goldenen Sonntage gingen mehrere Männer aus Steinbach spatzieren, und trafen eine vorher von ihnen nie gesehene Höhle an, vor der sie Kleider, Ranzen und Wanderstäbe liegen fanden, und muthmaßten, diese Stücke müßten Venetianern angehören, welche in die Höhle gekrochen seien. Um diesen einen Possen zu spielen, versteckten sie die Sachen hinter einen Baum, und sich selbst verkrochen sie hinter einen anderen, um ihre Freude daran zu haben, wenn jene aus der Höhle kämen, und in Verlegenheit geriethen. Doch aus der Höhle kam niemand, die lauschenden Steinbacher aber überkam der Schlaf, und sie fanden sich mit einem male in einer ihnen wildfremden Gegend, erblickten andere Bäume, andere Blumen, andere Menschen, als daheim, und verstanden die Sprache nicht, welche in dieser fremden Landschaft geredet wurde. Endlich gesellten sich ein Mann zu ihnen, der verstand ihre Sprache in etwas, und sie klagten diesem ihre bereute That und ihre Sehnsucht nach der Heimath. Der Mann warnte sie, gleich dem treuen Eckart, das was sie gethan, ein

anderesmal nicht wieder zu thun, er wolle sie wieder nach Hause bringen; sie möchten seiner nur unter einen Baume, den er ihnen zeigte, eine kurze Weile harren. Die Männer, vom langen herumwandern müde, schliefen abermals ein, und wie sie erwachten, waren sie in ihrer Heimath, unter den Bäumen, hinter die sie sich versteckt und unter denen sie entschlummert waren. Jene Sachen aber waren hinweg, und die zuvor offene Höhle war nicht nur nicht mehr offen, sondern gar nicht mehr zu sehen. Und nun gingen sie in ihr Dorf hinab, da lief und rief ihnen alles verwunderungsvoll entgegen, und stürmte mit Fragen auf sie ein, wo in aller Welt sie denn gewesen und geblieben seien? Am Sonntage Trinitatis waren die Männer aus dem Dorfe spatzieren gegangen, und am siebenten Sonntage nach Trinitatis kehrten sie wieder.

Hinter Liebenstein, beim Dorfe Baierrode, nimmt das Thüringerthal seinen Anfang. Dort sind große Felsen, und eine Wand heißt der Eselssprung, auch Eselsfuß, weil noch die Fußtapfen eines Esels in den Fels eingetieft sind, und zwar soll einst der Herr Christus über das Gebirge auf dem Esel geritten sein, mit dem er in Jerusalem einzog. Gleich dabei erhebt sich ein Bergeshaupt, der Judenkopf genannt. Eine bewaldete Felskuppe daneben heißt der Eselskopf — es giebt auch unbewaldete Platten, die so heißen — auch dort ist eine Venetianer-Höhle, die sich in der Johannisnacht aufthut, das ganze übrige Jahr aber unsichtbar bleibt. Die Venetianer kamen alljährlich zu zweien oder dreien, und wohnten in Steinbach beim Messerschmied Löser, und nahmen diesen einmal mit in die Höhle. Da hing das Gold wie Eiszapfen an den Wänden — aber ehe man es erreichen

konnte, mußte man erst über eine große Schlange schreiten, und das ließ der Löser fein bleiben, denn er dachte, selbe Schlange könnte ihn beissen. Dafür ging er so arm aus der Höhle, als er hineingegangen war. — Ein Liebensteiner Hirte, der am Eselskopf hüthete, nahm einen Stein auf die Schippe, und wollte den nach einer Kuh werfen, da trat ein Venetianer zu ihm, und sprach das bekannte Wort, indem er den Stein an sich nahm: Hirte, der Stein ist mehr werth als die Kuh, nach der Du ihn werfen wolltest. Und schlug vom Stein ein Stück ab, da gleißte alles goldig, und wurde dem Hirten in Wahrheit grün und gelb vor den Augen.

Oberhalb Baierrode quillt noch immer ein Quell der heißt der Goldborn, und hat früher Goldkörner ausgeworfen, daher ward ihm dieser Name. Die Venetianer kannten des Bornes Eigenheit, kamen alljährlich und nahmen die Körner. Die Baierroder merkten das und kamen nun jenen zuvor, so daß letztere als sie wieder kamen, das Nachsehen hatten. Da versetzten sie den Born so, daß er keine Goldkörner mehr ausführte, sondern daß diese sich innerhalb versammelten, dann kamen die Walen und fischten zur guten Stunde den Reichthum heraus.

Im Höchheimer Holze, zwischen Baierrode und dem Judenkopf, ist auch eine Höhle, welche von Venetianern in der Johannisnacht besucht wurde, die ihre Wohnung beim alten Knieling zu Steinbach hatten, und aus der jene Walen ganze Säcke voll braunen Kieses fortschleppten. Dort im Thüringer Thale steht auch „der Eisermannstein“ — ein Fuhrmann dieses Namens soll dort erschlagen, und der Stein ihm zum Gedächtniß gesetzt worden sein. Er soll noch spuken. Man höre Nachts das Gerassel seines Kar-

rens, das Knallen seiner Peitsche, das Geräusch der Pferde und seinen Ruf: Hoi! Hoi! vom Bärenloch durchs ganze Atterode bis zu dem Stein — dann noch einen schrecklichen Aufschrei, dann ist alles still. In der Nähe zieht die Kniebreche steil zum Rennsteige empor, auch an ihr eine verzauberte Höhle, zu der einst ein Venetianer aus Dankbarkeit einem Einwohner von Baierrode den Schlüssel hinterlassen, weil er selbst genug davon getragen, und nicht wieder nach Thüringen zurückkehren wollte. Der alte Fuchs, hieß der baierroder Mann, ging in Folge der Belehrung, welche ihm von dem Venetianer zu Theil geworden, in der nächstfolgenden Johannis richtig in die Kniebreche, fand das Thor der Höhle, schloß es auf, ging hinein. Muth mußt Du haben! hatte der Venetianer gesagt, und der alte Fuchs hatte Muth. Er fürchtete sich nicht, als er an einem zweiten Thore große schwarze, grimmige Zottelhunde mit feurigen Telleraugen und blutrothbrennend aus dem Rachen hängenden Zungen erblickte, und erschloß auch das zweite Thor. Vor dem dritten Thore saß ein Drache der hatte Zähne armslang und spie Feuer klafterlang und hatte einen Schweif schürbaumlang. Der muthige Fuchs ging mitten durch des Drachen Feuerschnauben und erschloß auch das dritte Thor. Jetzt stand eine ganze Braupfanne voll Gold vor ihm, er begann wacker einzusacken, und um nicht, wie die Schätzefinder gewöhnlichen Schlages, das beste, den Schlüssel zu vergessen, steckte er diesen vorsichtig zu allererst in seine Jackentasche. Mit einemmale krachte und polterte es hinter ihm, als ob der Berg zusammenprassele, und die Höhle bebte, und der alte Fuchs sah sich erschrocken um, und war ihm doch das Umsehen bei Leibe verboten. Da erbebte die Höhle in ihren Grund-

festen, Larven umgrinzten den Schatzfinder, es wurde ihm angst und bange, er warf das bereits eingeraffte Geld aus seiner Tasche, und in der Eile warf er den Schlüssel auch mit heraus, — da hatten die Geister ihr Eigenthum wieder und Fuchs entkam, arm wie zuvor, und den Schreck in allen Gliedern. Die Höhle aber schloß sich für immerdar, und keines Sterblichen Auge hat weder sie, noch ihre Pforte, jemals wieder gesehen.

133.

Von Freischützen und Zigeunern.

Wald= und wildreiche Gegenden hegen häufig die Jägersage: dieß ist auch bei der um Liebenstein, Steinbach und Altenstein der Fall, und eigenthümlich genug weisen und deuten diese Sagen selten über die Zeit des dreißigjährigen Krieges. Dessen Tracht ist die vorherrschende bei spukhaften Jägergestalten, in der auch der gewaltige Seelenjäger, der Teufel selbst erscheint. Zigeuner gelten häufig als Teufelsbändner, die Hexen sind es anerkanntermaßen ohnehin, und die nichtsnutze dreißigjährige Kriegslandplage Deutschlands, die Croaten, die den Teufel völlig im Leibe hatten, treten nicht selten ebenfalls in diesen ziemlich bestimmt umgrenzten Sagenkreis ein.

Nach Steinbach kam einmal ein Fremder, der wurde dort krank, erhielt aber gute Pflege, und ehe er den Ort verließ, sprach er zu dem Manne, bei dem er gelegen, er möge mit ihm kommen, er wolle ihm zum Danke zu einem feisten Hirsche verhelfen. Der Mann folgte, nahm

aber auch seine beiden Söhne mit, denn er mochte sich etwa nicht recht trauen, mit dem Fremden allein zu gehen. Die Männer und Bursche gingen nun hinauf ins Birkicht, und der Fremde bedeutete sie, sie möchten jetzt ganz stille sein, und auch still stehen bleiben, sobald er seine Mütze fallen lasse. Bald darauf that er letzteres, stand, legte an, zielte, schoß. Keiner sah ein Wild — jener aber, als sie fragten, weshalb und nach was er geschossen habe, antwortete: Der Hirsch liegt. Dann führte er die Gefährten weit und tief in das Dickigt, und da lag ein frischgeschossener Hirsch, und war aufs Blatt getroffen. Der Mann war ein Freischütze. Der alte Schmieds Sömme (s. S. 132) war auch einer. Einmal saß er auf Wild spannend im Atterod, da fuhr der Teufel durch die Luft, und der alte Sömme schoß nach ihm, und traf ihn so, daß er ein Faß Branntwein, den der Teufel vor kurzem erst in dieser Gegend erfunden hatte, herunter fallen lassen mußte. Dem Sömme that nur leid, daß das Fäßchen vom Sturz entzwei ging.

In Gumpelstadt, 1 Stunde von Altenstein, lebte ein Wildschütz, Namens Kaiser, der war in der ganzen Gegend gefürchtet. Er nahm seine heimlichen Jagdgänge meist in die Ruhlaer und Wilhelmsthaler Forste, und war den Förstern und deren Gehülfen äußerst verhaßt und zuwider. Sie lauerten ihm häufig auf, konnten ihm aber nie etwas anhaben, weil er sie durch Freischützenkünste verblendete. Oft waren sie dagegen in seiner Hand, im Bereich seiner Kugel, doch war nicht Menschenmord des Wildschützen Sache. Nur bisweilen ein kleiner Denkzettel, ein Schreckschuß, damit jene wußten, der Kaiser ist noch wohlauf. Da war ein Jägerbursche in der Ruhl, Namens

Witsch, auf den hatte es der Kaiser absonderlich abgesehen, der nie anders als mit Freikugeln schoß. Bald nahm eine solche, niemals fehlende Kugel dem Witsch die Mütze vom Kopf, bald fuhr sie ihm durch den Rock, einmal, als er es recht eilig hatte, und nach einer Stelle lief, wo er den Kaiser vermuthete, streifte ihm eine Kugel die Ferse. Da wandte der Witsch auch Freikugeln an, und zeichnete sie. Ehe er sichs versah, fand er eine solche Kugel, die er nach dem Kaiser abgeschossen, in seiner Schnupftabaksdose wieder, denn der Kaiser fing jede nach ihm geschossene Kugel mit dem Hute auf, und zauberte diese dann an jeden andern beliebigen Ort. Da aber der Witsch dem Kaiser dadurch mehr und mehr auffässig wurde, so machte letzterer jenen einmal im Walde fest, bindet ihn, prügelt ihn durch, und läßt ihn gebunden im Walde liegen, wo er durch Hunger, Durst und Ungeziefer die grimmigste Pein erdulden mußte, bis endlich Weiber ihn fanden, die ins Streuzeug gegangen waren. Nun wurde mit allem Ernst von der Jägerei in der Ruhl auf den Kaiser gefahndet, und am hohen Kiesel, einem Bergkopfe zwischen der Ruhl und Waldfisch wurde der Wildschütz endlich gefangen und nach der Ruhl gebracht. Man setzte ihn fest, und am folgenden Morgen saß er wieder ruhig daheim in Gumpelstedt beim Warmbier, als man ihn zum Verhöre in das Amt abführen wollte, und statt seiner — einen Strohwisch fand.

Zigeuner kamen sonst oft in diese Gegend, die weiten Waldstrecken boten dem Wandervolke lustige Gehege. Auch sie übten Freischützen- und sonstige Zauberkünste, wahrsagten, bettelten nnd stahlen nebenbei. So lange die gute Jahreszeit es irgend litt, übernachteten sie in keinem Hause,

einmal aber war das Herbstwetter gar zu schlimm, da kam eine Bande nach Steinbach, und bat flehendlich um ein Obdach. Da war ein altes gutmüthiges Bäuerlein, das Reeschen (Andreschen) geheißen, der nahm sie auf, und gönnte ihnen, die Nacht in seiner Scheune, in der die ganze Aernte lag, zuzubringen. Wie erschrak aber das gute Reeschen, als die Leute schreiend durcheinander liefen, und ihm ansagten: die „Ziehüner" hätten mitten in der Scheune ein Feuer angemacht, das bis hinauf zum Bärn lohe. Und dem war wirklich so, aber wie nun das Reeschen die Zigeuner wüthend schalt, so bedeuteten ihn diese, er möge ganz außer Sorgen sein, die Zigeuner haben Macht über das Feuer, das dürfe kein Getraidestroh oder Heu anbrennen. Zum Beweise dessen nahmen sie ein Paar Schütten Stroh auf eine Heugabel, hielten sie mitten in das lodernde Feuer, besprachen dieß in ihrer kauderwälschen Sprache, und siehe da, es brannte kein Halm an. Weiter sagten die Zigeuner: So lange wir in einem Dorfe sind, kommt in demselben nie ein Brand aus, auch wollten sie dem Reeschen sein Haus und seine Scheuer zum Danke für seine Aufnahme also besprechen und bewahren, daß beide nie in Feuer aufgehen könnten, und wenn auch rings um sie das ganze Dorf abbrenne.

Croaten spuken in der Ruhl, wie in der Nähe von Altenstein. Ueber den „Croatengräbern" bei Waldfisch am Walde erwachen alle sieben Jahre die in einer Schlacht zwischen Schweden und Croaten gefallenen Krieger unter Schlachtgetöse, in der Mitternachtstunde des Schlachttages, und kämpfen erbittert mit einander, bis die Glocke Eins schlägt. Auch bei der „Siegwiese" und am „Haderkopf" fiel eine Schlacht vor, davon so viel Blut der Schweden

und Kaiserlichen den Boden bedeckte, daß er noch immer roth davon ist, und „die Röthe“ heißt. Alle 7 Jahre erscheint dort ein Reiter-Officier, der nachsieht, ob eine von ihm vergrabene Kriegskasse noch in der Erde steht? Womit er nachsieht, weiß man so eigentlich nicht, denn er hat keinen Kopf.

134.

Hexen-Steinbach.

Zu Steinbach bei Liebenstein hat es vor Zeiten gar arg viele Hexenleute gegeben, daher dieser Sachsen-Meiningische Ort zum Unterschiede von dem hessischen Steinbach unter Hallenberg — Hexensteinbach genannt wurde. Doch gab es nicht allein zu Steinbach Hexen, sondern auch zu Schweina und Gumpelstadt, in der Ruhl, zu Winterstein und in Brotterode, um den Inselberg her, auch zu Herges, das nach Schmalkalden zu liegt. In der Nähe von Steinberg ist ein Berg gelegen, welcher der Lobberg heißt, weil auf selbigem Berge „zum Lobe Gottes“ die Hexen verbrannt wurden. Droben ist ein Fleck, auf dem nie ein Gras wächst, das ist der Hexenplatz, dann ist noch ein Platz in der Nähe, auf dem haben die Steinbacher Hexen ihre Tänze gehalten, und sich dem Teufel gelobt. Die Schweinaer Hexen hielten ihre Tänze im sogenannten Hofgarten, der deshalb auch noch bis heute der Teufelsgarten heißt. Die großen Hexenfahrten aber geschahen zu den drei heiligen Zeiten auf den Inselsberg, oder auf Hochflächen in dessen Nähe, so nament-

lich zum Ketzersrasen, auf dem die weit sichtbare Tanzbuche steht, die ihren Namen nur den Hexentänzen dankt.

Auf den allerschlechtesten Wegen, wo selbst ein Wagen von Eisen Gefahr laufen würde, zu zerbrechen, und auf den gefährlichsten Bergabhängen läßt die Sage die Hexen in gläsernen Kutschen fahren. In der Ruhl erblickt man bisweilen eine gläserne Kutsche, in dieser sitzen Hexen, die der Teufel spazieren fährt. Kommt man der Kutsche nahe, so verschwindet sie plötzlich. Bei Steinbach fahren sie durch den Hohlweg des Schäferbergs, der weniger als ein Weg ist, und am Steiger. Die gläserne Hexenkutsche ist mit 6 Ziegenböcken, des Teufels Lieblingsvieh, bespannt, oder mit sechs Rappen ohne Kopf, der auch dem Kutscher fehlt. Manche sagen, daß in der einen Steinbacher Kutsche eine verwünschee Prinzessin fahre.

135.

Sagen vom alten Schlosse Liebenstein.

Das alte, längst als Ruine die romantische Gegend des Badeortes Liebenstein zierende Bergschloß, welches sich auf ziemlich hohem, vom „Hain" umgrünten Berggipfel über ersteren erhebt, ist von mancher Sage geschmückt. Den Namen aber, wie lieblich er klinge, und wie viel auch schon in seiner Nähe und in seinem Schattenhaine geliebt worden sein mag, trägt es nicht von der Liebe, sondern von der Loibe, Wald, wenn nicht vom Vornamen Lewin, der früh in der Familie derer von Stein begegnet. Schon bei der Erbauung dieses Schlosses wurde

nach der alten heidnischen Opfersitte ein Kind, das von seiner Mutter verkauft wurde, lebendig in die Mauer eingeschlossen; das rief, ohne sein Verderben zu ahnen, Anfangs: „Mutter! ich sehe Dich noch!“ dann schrie es kläglich: „Mutter! ich sehe Dich nicht mehr!“ Und bald darauf erfaßte Reue die unnatürliche Mutter, und sie stürzte sich von dem Felsen; nun umwandelt sie als unseliger Geist das alte Gemäuer, und lauscht dem Gewimmer ihres Kindes, und will es mit den Nägeln aus der Mauer graben. Manche sagen, man höre das Kind nur alle sieben Jahre wimmern, und die Maurer, die es eingemauert, seien in Eulen verwandelt worden, die noch erbärmlicher schrien als das Kind, und die so lange um die Trümmer fliegen müßten, als noch ein Stein derselben auf dem andern stehe. — Außer dieser Spukfrau wandelte sonst auch noch eine andere weiße Frau in den Trümmern umher, die ist aber erlöst worden durch ein Mädchen aus Schweina, welchem die gespenstige Wandlerin erschienen war, und ihr die Bedingungen gesagt hatte, an deren Erfüllung sich jener Erlösung knüpfte. Die Jungfrau mußte in den Kirchen zu Liebenstein, Barchfeld und Witzelrode opfern, und zwischen Ostern und Pfingsten für die Armen Brot backen, dann am goldenen Sonntage hinauf zur Burg gehen, was sie auch alles that, nur wurde sie durch Besuch etwas verspätet, und mußte eilen, doch nahm sie die besuchende Freundin mit. Oben an den hohlen Fenstersimsen stand schon ihrer harrend die schleierweiße Dame, und winkte sehr hastig und ängstlich, sich zu sputen. Die Mädchen eilen rasch empor, und hören, als sie in das Burgpförtchen eintreten, eine himmlische Musik; mitten in dem engen Raume des Mauerumfanges aber steht eine Truhe voll

Kleinodien und Münzen offen da, die weiße Frau erscheint mit einem ganz verklärtem Gesichte, deutet nach dem offen da stehenden Schatze, und giebt zu verstehen, etwas auf denselben zu werfen; die Jungfrau, welcher derselbe beschεert war, war aber so befangen und furchtsam — und da begann drunten in Liebenstein die Uhr zwölfe zu schlagen, und mit dem ersten Schlage rief die weiße Frau mit einem zärtlichen und dankbaren Blick: Heil Dir! Heil mir! Ich bin erlöst! — Indem verschwand sie, verschwand auch der Schatz und verstummte die Musik. So hatte für ihr Erlösungswerk die Jungfrau für den Augenblick keinen Lohn, aber es ist ihr hernach immer wohl ergangen, sie hat Segen gehabt, und ist eine glückliche Braut und Frau geworden.

Manche wollen sogar Nachts zwei weiße Jungfrauen, mit Schlüsselbunden am Gürtel, vom alten Schlosse herab nach dem kleinen Teiche an der Straße, die von Schweina nach Liebenstein führt, erblickt haben, in welchem Teiche die Jungfrauen sich dann gebadet. In früher Zeit, als das neue Schloß im Dorfe Liebenstein selbst noch von einer Adelsfamilie bewohnt war, zeigte sich in demselben eine schleierweiße Ahnfrau jedesmal, wenn in dieser Familie ein Todesfall eintreten sollte. — In der Grotte am Erdfall, in welche Felsengänge tief in den Berg hinein führen, giebt es Wasserjungfern, die tief unter der Erde ihre krystallenen Wohnungen haben, und durch meilenweite Gänge mit verrufenen Berghöhlen und Nixenflüssen in Verbindung stehen.

Zu einer Zeit hörten ein Paar Liebensteiner Männer, daß ein Schatz droben in der Ruine stehe, den ein Geist bewache. Da legten sie Geld zusammen, und holten drüben

von Dermbach vor der Rhön einen Jesuiter, der sollte den Geist zitiren und bannen, ihn auch fragen, womit der Schatz versetzt sei. Dieß geschah und der beschworene Geist sagte, der Schatz könne mittelst eines ganz schwarzen Hahnes, an dem aber bei Leibe kein einziges weißes Federchen sein dürfe, gehoben werden. Nun war ein Mann dabei, den nannten seine Freunde Rakkelkappe, einer von den sehr klugen, wie es deren giebt, der sagte, solchen Hahn wolle er bald beischaffen. Schaffte auch einen kohlschwarzen Hahn bei, der nur ein einziges kleines weißes Federchen im Schwanze hatte, und dieses raufte ihm der sehr kluge Rakkelkappe heraus, so hatte der Hahn kein weißes Federchen mehr. War ein rechter Schlaukopf, der Rakkelkappe.

Um die Mitternachtstunde trafen nun die Schatzgräber abermals droben im alten Schlosse Liebenstein ein, gruben ein Loch, hielten darüber den Hahn, und stachen ihn mit einem Messer in die Brust, und ließen das Blut in das Loch träufeln. Da that es einen Krach, als breche der ganze alte Liebenstein zusammen, und eine Geisterstimme schriee: Jetzt will ich dem den Hals umdrehen, der dem Hahn die weiße Feder ausgerauft hat! — Und alsbald kam ein Gespenst mit Hörnern, das stieß die Schatzgräber alle über den Haufen, den Rakkelkappe aber zuerst, und verfolgte sie bis eine ganze Strecke den Berg hinunter. Alle kamen mehr tod als lebendig heim. Der sehr kluge Rakkelkappe starb vom gehabten Schreck nach drei Tagen. Von diesen Männern ging nie wieder einer hinauf in das alte Schloß.

136.

Die Teufelsmahten.

Vom alten Schlosse Liebenstein geht auch noch diese Sage, die mythischen Kreisen wieder zuleitet: Ein Herr von Stein, der droben in dem Steinnest wohnte, war etwas rauh und wild geartet, und schloß, da er sich vor dem Teufel nicht fürchtete, einen Pakt mit dem Teufel, daß der ihm dienen mußte so und so lange, und sann auf nichts, als den Teufel zu schinden und zu plagen, daß selbiger schier aus der Haut fahren mochte. So gab der Ritter von Stein einmal dem Teufel auf, auf dem großen Acker-Felde, das sich ostwärts der Burg weit ausbreitet, in einem Tage alles Getreide zu mähen, das hundert Schnitter in drei Tagen nicht vollbracht hätten. Nun stand es so um den Pakt, daß, wenn der Teufel nicht that, was der Ritter wollte, sofern es Erdenarbeit war, der Pakt null und nichtig wurde, daher that der Teufel ein Uebriges, ließ sich von seinem guten Freunde Tod die Sense borgen und fing an auf Teufelsmanier zu mähen, nämlich bald rechts, bald links, mächtige Mahten, und schlug alles nieder, worauf er aber des Ritters Dienst so satt bekam, daß er ihm aufsagte, denn er war von solcher Arbeit so schachmatt geworden, daß er sich kaum noch regen konnte. Damals soll er, wie ein schönes Märlein erzählt, sich in die Einsamkeit zurückgezogen und den Branntwein, das gebrannte Teufelswasser, zu seiner eigenen Stärkung erfunden haben.

höhlen darf sichs einthun, um die Verdammten zu quälen, die in ihnen Pein leiden.

Die Sage eignet dem Flußberg vorzugsweise drei Männer der nächsten Umgegend zu, welche ob sträflicher Unthaten des Betruges, und des Grenzsteinverrückens, nachdem sie auf Erden schrecklich gespukt, und endlich von Jesuiten gebannt, und als böse Putze und Pöpel in das Flußloch getragen wurden. Da drunten sitzen sie und spielen mit eisernen glühenden Karten, rumoren gräulich, werfen einander ihre Sünden und Laster vor, und prügeln einander. Oft haben Leute, die durch den Flußberg mußten, ihr lärmendes Geschrei und Geheul gehört, und den Spektakel, den sie machten, ärger als das wüthige Heer.

Hier hat wieder die Hörseelbergsage einen Wiederhall gefunden, nur ist er schwach, ist spätere Verjüngung. Nicht Fegefeuerpein für verdammte Seelen insgesammt, sondern nur für drei — gleich den drei Alten im Zopten — und den Geistern im Innern der Burg Waldstein, die der Feilenhauer von Butzenreut, ein Erzpöpelsträger, hinunter trug und drinnen fest bannte.*) Kein treuer Eckart und keine Frau Hulda wird genannt, und dennoch ist die Oertlichkeit wichtig. Fast überall, wo wüthiges Heer, wilde Jagd, Wild-G'fahr (tirolisch), in sagenhafter Erscheinung begegnet, sind auch Wichtlein in Bergen und Wäldern heimisch — so auch hier, und wenn bis jetzt hier unmittelbar noch keine Beziehung beider zu einander kundbar wurde, so schließt das nicht die Möglichkeit aus, daß sie dennoch vorhanden sei, aber nur geheim und stillfortlebig, nicht in jedem Munde.

*) Siehe D. S. B. Sagen 648 u. 701.

138.

Hausgeister in Brotterode.

In der Gegend des Fleckens Brotterode, am östlichen Fuße des Inselberges, lebt ebenfalls die Wichtleinsage, nur daß diese Erdzwerge dort minder als Berggeister, denn als hülfreiche Hüthchen und Hausgeister auftreten. Auf einer großen Waldwiese zwischen Brotterode und der Ruhl, welche „der Mönch“ heißt, stand einst eine Schleifmühle, deren Besitzer ein Hausgeist fleißig diente. Sonach müssen diese Hüthchen sich leichter als andere an das Geräusch der Klingen und Schleifsteine gewöhnt haben, als die Berggeister um Steinbach. Das Hüthchen in dieser Schleifmühle schliff selbst unermüdlich, und der Schleifer brauchte seine Klingen nur in das Werk zu thun und sich dann nicht weiter darum zu bekümmern, er fand sie dann am andern Morgen nicht nur geschliffen, sondern auch polirt wieder. Zu Zeiten ließ sich das Hüthchen auch erblicken — es trug sich wunderlich genug, erschien als ein kleines Männlein, so groß etwa wie ein einjähriges Kind, hatte ein Hüthchen auf, das einer umgestülpten Glockenblume oder einer Fingerhutblüthe glich, und gab zu Zeiten einen ganz eigenthümlichen Ton von sich. Da wandelte eines Tages dem Schleifmüller in seltsamer Laune die Lust an, diesen Ton seines kleinen Hülfsgeistes spöttlich nachzuahmen, als das Hüthchen sich zuerst vor ihm sehen und diesen Ton vernehmen ließ. Da verstummte der Geist und verschwand. Am andern Morgen lagen die Klingen ungeschliffen im Werke, am folgenden stand das Wasserrad — der Müller verfiel in große Armuth, bis er zu-

letzt gar verdarb und selbst von seinem Hause nicht die kleinste Spur mehr übrig ist.

In einer andern Schleifmühle, welche 2 Brüder inne hatten, waren auch 2 Hüthchen thätig, und die Brüder kamen zu gutem Ansehen und Vermögen.

Auch sie erblickten bisweilen die Hausgeisterlein, und zwar in äußerst dürftiger Kleidung, und da geschah es, daß sie miteinander eins wurden, auf gemeinschaftliche Kosten den Wichtlein neue und schöne Kleider machen zu lassen. Solches thaten die Brüder, ließen nach ohngefährem Maaßstabe rothe Jäckchen, blaue Höschen und braune Mützchen machen, und legten diese Kleidungsstücke neben die zu schleifenden Klingen. Wie die Hüthchen diese Stücke erblickten, wurden sie sichtbar und sprachen mit traurigen Abschiedsblicken:

Da liegt nun unser Lohn —
Jetzt müssen wir auf und davon! —

rafften die Kleider auf und kamen niemals wieder. Auch diese Mühle ging ein, und wo sie stand, blieb blos am Boden der leere Schall des Namens: „Die Schleifmühle" haften.

139.

Erscheinende Jungfrauen.

Auch in und um Brotterode ist die so weit verbreitete Jungfrauensage heimisch. Ueber dem Orte soll das Schloß eines Grafen Bruno oder Brunwart gestanden haben, daher der Ort früher Brunwartsrode nach diesem ersten

Herrn und Gebieter genannt worden sei. Alle sieben Jahre zeigte sich diese Jungfrau, von einem Hündlein begleitet, und sprach leise vor sich hin:

Ein Knäblein, ein Knäblein
Von sieben Jahren,
Mit weißen Haaren,
Kann von dem bösen
Bann mich erlösen.

Manche sagen, die Gräfin, die in der Burg gelebt, sei eine stolze und herrische Schönheit gewesen, die nichts lieber gehabt, als ihr schönes langes Haar, daher sie sich auch eigens eine Dienerin darauf gehalten, ihr das Haar zu strählen. Es konnte dabei nicht fehlen, daß die Herrin, die sehr ungeduldiger Natur war, mit solchen Dienerinnen oft wechselte, da es ihr keine zu Dank machte, und es sehr schwer war, das schöne lange Haar in Ordnung zu halten, und beim strählen so zu verfahren, daß es die Besitzerin nicht zu Zeiten was weniges rupfte. Da kam auch einmal eine solche Strählersche, wie die Brotteroder statt Strählerin sagen, zu dieser stolzen und strengen Gräfin, das war ein Wünschelfräulein, dem die Gabe gegeben war, daß alles geschah, was es wünschte. Ueber dieselbe gerieth bald genug die Gräfin, wie über alle, die vor jener dieselbe Stelle bei ihr bekleidet hatten, in grimmigen Zorn, und wünschte der Strählerin dieß und das schlimme und ungute, und gab ihr so lange heftige Worte, bis in der Strählerin endlich auch der Zorn aufwallte, und sie die Worte ausstieß: Ei so wünsch' ich, daß Ihr sammt mir und dem ganzen Schloß gleich zwanzig Klafter tief unterm Erdboden säßet. Krach! da erzitterte der Bau und begann alsbald zu sinken, und die

Erde schloß sich über ihm und allen seinen Insassen. Nun aber hatte das Wünschelfräulein seinen letzten Wunsch noch zu thun, aber, statt sich die ewige Seligkeit zu wünschen, wünschte es nur von Zeit zu Zeit herauf an's Tageslicht zu kommen, um zu sehen, wie es da oben auf der Erde beschaffen sei, und sich dabei auch ein wenig sehen zu lassen. Viele sagen, die Gräfin dürfe dann auch mit herauf, und sich dann ihr Haar in der Sonne strählen lassen, müsse aber mäuschenstille dabei sein und dürfe nimmermehr wieder zanken. Das sei ihre Strafe, weil sie beim Erdenleben zu viel gezankt.

In einem Keller zu Brotterode, und zwar in dem des alten Gemeindewirthshauses, hat sich ein Geist in Gestalt einer Flitterbraut gezeigt, und in der Küche eine Brautzüchterin (anderorts Kränzlerin, Brautjungfer). Die Letztere griff immer ängstlich und hastig nach einer kleinen Lücke in der Wand, bis ein Mann gewahrte, daß aus der Oeffnung einige Fädchen heraushingen. Er faßte sie, zog daran, und es folgte ein altermorsches Beutelchen von Leinwand, das nur ein paar alte schimmelige Silbergröschlein enthielt. Damit war die Züchterin erlöst. Die andere, die Flitterbraut, fand später ebenfalls ihre Erlösung. Sie war Hütherin eines Schatzes, der dadurch glücklich gehoben wurde, daß sie der Tochter des Hauses erschien, und daß diese sie anredete, weil sie glaubte, es sei eine Freundin, die an diesem Tage just Hochzeit hatte, und deren Hochzeit im Wirthshause ausgerichtet wurde. Der Schatz wurde gehoben, der Wirth wurde zum reichen Manne, aber die Tochter begann zu kränkeln, und starb bald darauf, nachdem sie die Erscheinung der Flitterbraut erblickt und mit derselben gesprochen hatte — denn es

ist nicht gut, mit Geistern zu sprechen, und man sagt, daß von denen, die der Hebung eines Schatzes beiwohnen, stets einer oder zwei bald sterben müssen.

Von Geistern und Schätzen gehen in Brotterode viele Sagen, die einander meist sehr ähneln. Auch Hirtensagen sind in diesen waldigen Gebirgshöhen und Thälern heimisch von vielerlei Spuk. Nahe beim Orte liegt ein Berg, heißt der „Ave Maria," darauf hat ein Kapellchen gestanden, in dem zum Ave geläutet wurde. Ein wunderlicher Felsen in der Nähe heißt „die Kirche," und ein anderer Fels daneben die Kanzel. Auf dieser läßt sich ein gespenstiger Schulmeister sehen, mit einem Gesichte wie Spinneweben und Spucke. Selbiger hält Volksreden trotz einem Schulmeister im Jahre des Heils 1848, daß den Leuten hören und sehen vergeht und alles davon läuft.

Auf dem Wege von Broterode nach Tabarz kommt man an einer Felsreihe vorbei, die heißt „die ungeheure Mauer," nicht von ungeheurer Größe, sondern von der gespenstigen Ungeheuerlichkeit, denn vielen ist es begegnet, die dort vorbeigingen, daß sie wispern und sprechen hörten, und zwar wurde zu ihnen gesprochen, und doch sahen sie niemand und verstanden nicht, was gesprochen wurde, fast wie im Wisperthale und am Wisperbache ohnweit Lorch am Rhein.

140.

„Karle quintes Funn."

In eigenthümlicher Weise heftet die Sage sich gern an Helden- und große Kaisernamen; bannt deren Träger in

Bergesstiefen, und läßt sie mit ihren Wappner-Schaaren herausziehen aus dem sich öffnenden Schooß der Berge. Man denke an Widukind in der Babilonie, an Karl den Großen im Gudensberge, an Friedrich den Rothbart im Kiffhäuser und im Untersberge, an die Kaiser unter der Burg zu Nürnberg und im fränkischen Guckenberge, an den Siegfried unter Burg Geroldseck ꝛc., und so wird auch Kaiser Karl der Fünfte in diesen mythischen Sagenkreis herein gezogen, ja es widerfährt noch ungleich später glorreich aufgetretenen Helden ein Gleiches.

Wunderbar und ohne allen historischen Halt läßt denn auch die örtliche Sage die Gemahlin Karl V. auf einer Reise nach Brotterode gelangen, und dort, da Wehen sie überfallen, eine Niederkunft halten. Die Gemeinde zeigt sich stolz auf das ihr so unverhoffte Glück, wartet der hohen Wöchnerin und der Amme auf mit dem besten Bier, und hält die Kaiserin in höchsten Ehren. Das erfreut denn auch des Kaisers Herz und er begabt den Ort mit trefflichen Freiheiten, schenkt ihm einen großen Wald, auch das Blutgericht, und ein Fahnenlehnen, welches besagt, daß so lange die Brotteroder Kirmse währt, jeder Nachbar, will sagen Hausbesitzer, Bier schänken und auch selbst trinken darf, so viel er kann und mag; darf auch in „der Braut" fischen, so heißt der Bergbach, der den Ort durchrollt, und tiefer unten die Lauter oder den Lauterbach aufnimmt, da denn beide vereinte Bäche „die Druse" heißen, durchs Drusenthal und das Dorf Drusen rinnen, und endlich in die Werra fallen. Vom Drusenthale haben die übergelahrten Schriftler und Diftler viel gefabelt, daß weiland der Römerfeldherr Drusus hindurchgezogen, und seinen Namen dem Thale, das nie einen

alten Römer sah, zurückgelassen habe. Die Druse hieß am Anfang des zehnten Jahrhunderts Drusanda, und an Drusus dachte keine vernünftige Seele.

Die von Kaiser Karl V. den Brotterodern zum Fahnenlehen verliehene Fahne verehrten sie wie ein Heiligthum, und erneuern sie noch heute, wenn ihr Tuch in Abgang kommt, denn alljährlich hängt sie acht Tage lang, so lange die Kirmse dauert, aus einem Schallloch des Kirchthurmes. Man nennt sie in der örtlichen Sprache nur „die Funn von Karle quintes." Ich habe sie mit eigenen Augen gesehen; es ist auf das schwarze Tuch mit gelbem Garn ein Bergwappen: Keil und Schlageisen ins Andreaskreuz gelegt, darüber eine Krone, eingenäht.

141.

Vom Inselberge und Rennsteige.

Im schönsten Theile Thüringens erhebt der Inselberg sein mächtiges Haupt. Lange Zeit hielt man ihn für den höchsten der Berge des Thüringer Waldes, ja überhaupt für den höchsten Berg in ganz Thüringen, und mühte sich mit allem Fleiße seinem Namen eine falsche Ableitung zu geben. Da sollte er „Heunselberg" heißen, von den Heunen, und Emsenberg, weil ihm ein Flüßchen entspringt, das die „Emse" genannt wird. Einzelberg klang auch nicht übel, da sein Gipfel vereinzelt über die Nachbarberggipfel emporragt, sonst liegt der Berg gar nicht vereinzelt. Oft aber hebt sich dieser Gipfel, einer Insel gleich, über dem ihn umwogenden Nebelmeere, das hat ihm den Namen verschafft.

Das Volk spricht insgemein Inselsberg, wie es schmerzensreich, demuthsvoll ꝛc. spricht.

Ueber den Inselberg nicht nur, sondern auch über den ganzen Kamm des Thüringer Waldes hin, zieht sich der Rennsteig, Rennstieg, Rennweg, Rinneweg, Reinweg, über dessen Namen früher ebenfalls viel fabulirens war. Vor alten Zeiten mußte nach früher, wichtiger Sitte, jeder Landgraf, sobald er zur Regierung gekommen war, mit seinen Vasallen diesen Rennsteig reiten, denn derselbe galt als Landesgrenze und Völkerscheide zwischen Thüringen und dem Frankenlande, daher findet man auch noch in Büchern die Benennung „Reiterstraße“. Man überblickt vom Inselberg, schönste Aussicht genießend, einen großen Theil des Thüringer Landes mit zahlreichen Hochwarten der Sage wie der Geschichte: Wartburg und Hermannstein, Harz und Hainig, Sachsenburg und Kiffhäuser, Tenneberg, Hörseelenberg und die drei Gleichen, Schaumberg und Altenberge mit dem thüringischen Candelaber, Dolmar und Geba; Beerberg und Schneekopf, den Krainberg und den fernen Meißner — diese alle umziehen in weitem und mannichfaltig mit Städten, Dörfern, Schlössern und Bergen geschmücktem Rundbilde den Hochgipfel.

Um den Inselberg ist die Venetianersage vorwaltend; mehrere Bergklüfte und Höhen werden genannt, in denen Walen gehaust haben sollen, und den Reichthum des Gebirges fortgetragen, Sagen, die sich in gleicher Weise in den engen Thalrinnen um dem Schneekopf wiederholen, wie auf allen deutschen Gebirgen, und die auch in Tirol nicht minder häufig sind. Meist heftet die Sage diesen Venetianern etwas Dämonisches an, schreibt ihnen übernatürliche Kenntniß und Künste zu. Von einigen Orten

am Fuße des Inselberges berichtet die Sage, daß sie Bergleuten, die vom Harzgebirge herüber gekommen, ihre Gründung verdanken, insonderheit Kawarz und Tabarz, die am Ausgange des Laugegrundes liegen, der einst Goldkörner geführt haben soll.

142.

Die weiße Frau auf Tenneberg.

Ueber dem Städtchen Waltershausen erhebt sich das stattliche Haus Tenneberg, ein altes Schloß der Thüringer Landgrafen, noch baulich wohlerhalten und bewohnt. Einst war es Eigenthum und Vatergeschenk des Bastards Landgraf Albert des Entarteten, Apitz, der es aber bald wieder räumen mußte. Die Sage weiß vieles zu berichten von einer weißen Frau, die sich zur Nachtzeit erblicken läßt, hervorwandelt aus einem Thurme, in dem ihr Grab sein soll, und dessen Fenster bisweilen lichthell blinken sollen. Man sagt, diese weiße Frau sei der ruhelose Geist einer geheimnißvollen Fremden, die vor dreihundert Jahren an den Hof Johann Friedrich des Mittleren, Herzogs zu Sachsen kam, und aussagte, sie sei Anna von Cleve, geschiedene Gemahlin König Heinrich VIII. von England, die man zwar für tod ausgab, aber sie sei nicht gestorben, sondern der englischen Drangsal entflohen. Nun soll man aber auf die Vermuthung gekommen sein, jene Fremde sei nicht Anna von Cleve, Englands gewesene Königin, und habe sie auf Tenneberg eingekerkert, sehr übel behandelt, ja gefoltert, bis sie wahnsinnig wurde und sich selbst Teufelsumganges zieh. Sie saß in einem gemauerten Gewölbe des erwähnten

Thurmes, und trug ein langes weißes Kleid, und in diesem Thurme soll sie denn auch gestorben sein, und nun umgehen mit vorwurfsvollem Blicke, starrem Schmerz in ihrem erdfahlen Antlitz, eine trauervolle und unheilkündende Erscheinung; auch habe sie dem Hause des Landesherrn ihren Fluch gegeben, der am Herzog Johann Friedrich dem Mittlern sich genugsam durch das traurigste Geschick erfüllte, und fortwirkend haften blieb an jedem „Johann Friedrich" durch frühen Tod oder Tod im Irrsinn, so daß ein Hausgesetz errichtet ward, diesen Namen nie wieder einem Prinzen beizulegen.

143.

Fische auf Bäumen.

Dicht unterm Schlosse Tenneberg ist die freundliche Waldstadt Waltershausen erbaut, deren Namen man theils einfach und doch simpel vom Walde, theils gesucht von Walderich, dem Sohne des Königes Bissinfried von Thüringen ableitete. Heinrich der Finkler erhob den Ort zur Stadt, und umzog ihn mit Mauern. Er gewann vier Vorstädte, blieb aber doch klein. Die Stadt führt in ihrem Siegel einen schwimmenden Karpfen zwischen drei Bäumen, und soll es mit dieses Wappens Entstehung eine besondere Bewandtniß haben. Vor dem Waldthore am Strömelberge sprang eine schöne Quelle, welcher der sonst ziemlich wasserarmen Stadt das Trinkwasser zuführte. Da geschah es eines Tages, daß in Folge einer Erderschütterung die Quelle so heftig ausbrach, daß sie als ein wilder Bergstrom sich in das Thal ergoß, der durch das Waldthor

in die Stadt herein braußte, sie und die ganze Gegend furchtbar überschwemmte, und bis in die oberen Stockwerke der Häuser drang. Da war guter Rath sehr theuer, zudem das Wasser, obschon die heftige Strömung bald nachließ, fort und fort allzustark hervorquoll. Man fand allerlei Fische, Aale, Karpfen, Hechte und Forellen auf Bäumen, und das wurde Anlaß, zum Angedenken an diese Fluth das Stadtwappen so zu bestimmen, wie es nach der Hand an vielen Urkunden ersichtlich ist. Der Stadtrath berief aber auch zugleich einen nekromantischen Mönch aus Reinhardtsbrunn, daß er die Quelle besprechend stopfte, und dieser erheischte als Sühne für den zürnenden Wassergeist den berühmten Sammetärmel, mit dem sich in kleinen thüringischen Städtlein, wie man auch von Plaue bei Arnstadt, Blankenburg, Wasungen u. A. meldet, ehedem der Bürgermeister Sonntags aus dem Fenster legte, um die Leute glauben zu machen, er besitze einen völligen Talar von Sammet. Sothanen Aermel stopfte der Reinhardsbrunner Mönch unter gemurmelten Zaubersprüchen in die Quelle, und alsbald hörte sie auf zu fließen, und zwar so, daß auch kein Tropfen mehr ausfloß. Da war guter Rath abermals theuer, denn es gab nun kein Trinkwasser mehr zu Waltershausen, und das gute Bier, das man daselbst schon seit hundert Jahren braut, verstand man noch nicht zu brauen, ist auch schwer, Bier zu brauen ohne Wasser. Da wurde die Stadtgemeinde Waltershausen mit der Dorfgemeinde Wahlwinkel einig um einen Bach, den die erstere der letzteren um ein Stück Tannenwald abtauschte, und mit großen Kosten in die Stadt leiten ließ. Jene Quellstätte heißt heute noch „Der Sammetärmel“.

144.

Die Gründung vom Kloster Reinhardsbrunn.

Etwas Wunderbares geschahe zu den Zeiten, als Graf Ludwig II. von Thüringen, der Sohn Ludwigs mit dem Barte und der Erbauer der Wartburg regierte. Dieser Graf hatte sein väterliches Erbtheil wesentlich vermehrt, den Pfalzgrafen Friedrich zu Sachsen ermordet, dessen Wittwe geheirathet, war von der Veste Giebichenstein bei Halle entsprungen, und wohnte mit seiner Hausfrau auf der Veste Schauenburg, wo beiden die Reue ankam über das, was sie im Einverständniß schlimmes gegen den Pfalzgrafen gethan. Darauf wallte Graf Ludwig gen Rom, und empfing vom Papste Stephan Vergebung der Sünden unter der Bedingniß, daß er ein Kloster stifte, und in demselben selbst als Mönch seine Sünden abbüße.

Zu derselben Zeit wohnte in dem Waldthale, das sich ohnweit Waltershausen und Tenneberg nach Friedrichrode erstreckt, ein Töpfer, des Namens Reinhard, in der Nähe eines starkfließenden Brunnens. Dieser erblickte plötzlich Nacht um Nacht zwei brennende Lichter, die hellen Glanz verbreiteten, so wie er aber auf dieselben zuging, verschwanden sie, und sobald er sich entfernte, leuchteten sie wieder. Von dieser Erscheinung empfing Graf Ludwig Kunde, ritt selbst an den Ort, und sah die wunderbaren Flämmchen. Und da er die ganze Zeit her sich zersonnen, wohin er das gelobte Kloster erbauen solle? nahm er sie für ein göttliches Zeichen, daß hier und nirgend anderswohin der himmlische Vater das neue Kloster haben wolle. Er ordnete den Bau an und gab dem neuen Hause von dem

Töpfer und dem Borne den Namen Reinhardsbrunn. Als das Kloster fertig und geweiht, auch mit Mönchen des Benedictinerordens versehen war, begab sich der Stifter und Gründer selbst in dasselbe, starb darin und ward darin begraben.

145.

Landgrafenbegräbniß zu Reinhardsbrunn.

Wie sich Graf Ludwig von Thüringen, zubenamt „der Springer oder Salier", in dem von ihm gegründeten Kloster hatte begraben lassen, so that auch die Mehrzahl seiner Nachkommen ein Gleiches. Als Ludwig der erste Landgraf, des genannten Sohn, auf Wartburg gestorben war, wurde er gen Reinhardsbrunn geführt und dort beigesetzt, und da Landgraf Ludwig der eiserne auf seiner Neuenburg an der Unstrut im Sterben lag, legte er seinen um ihn versammelten Vasallen noch zur Buße ihrer Aufruhrgelüste auf, ihn im Sarge von Freiburg bis nach Reinhardsbrunn auf ihren Schultern zu tragen, ein schweres Stück Arbeit, auch wenn ihrer viele waren, und oft gewechselt werden mochte, denn die Weglänge betrug mehr denn 10 Meilen, aber sie gelobten es ihm an die Hand bei Treu und Glauben, weil sie gelernt hatten, ihn, seit er vom Schmiede in der Ruhl hart geschmiedet war, mehr als den Teufel selbst zu fürchten; ja sie hatten zu befahren, er möchte etwann sich tod stellen, sein Begräbniß anordnen, und wehe ihnen dann, wenn er noch lebendig war, und sie ihn nicht trugen. So hielten sie denn ihr Gelübde, und trugen ihn, wie unerträglich ihnen auch solch tragen fiel und vorkam. Ludwig

der Milde starb in Accon, und seine Gebeine kamen nach Reinhardsbrunn in das landgräfliche Erbbegräbniß. Gleichermaßen die seines Sohnes Ludwig des Heiligen, der ganz besonders Reinhardsbrunn schätzte und schützte, der die von einem Herrn von Salza auf dem Altenberge zum Schaden des Klosters aufgeschlagene Bergfriede brach, und jenem Urfehde abdrang; der um ein den semperdurstigen Mönchen geraubtes Stückfaß Wein bis tief nach Franken hinein eine Heerfahrt that, und den Räuber zur Wiedergabe zwang. Sein Gebein wurde aus Otranto nach der Gruft in der Reinhardsbrunner Klosterkirche geführt.

Der letzte Landgraf, dessen irdische Ueberreste im Kloster Reinhardsbrunn ihre Ruhestätte fanden, war Friedrich der Einfache, mit ihm erlosch zugleich das Thüringer Landgrafenthum.

146.

Der fromme Bäcker.

Im Kloster zu Reinhardsbrunn lebte, als es noch im hohen Flor war, ein frommer Bäcker, des Namens Wolfhart, der ganz das Gegentheil seines Namens war, weder ein hachiger Wolf, wie so viele seines Zeichens, noch hart gegen die Armen. Da fiel eine Zeit schwerer Theuerung und Hungersnoth ein, und die Bettler drängten sich in ungewöhnlichen Schaaren, Almosen des Klosters zu heischen. Nun hatte der Abt des Klosters seit lange dem Bäcker, dessen Redlichkeit, Frommsinn und Menschenliebe ihm bekannt war, die Austheilung der für die Armen bestimmten Brodspende übertragen; da er nun sah, daß der Bäcker

weit mehr Brod austheilte, als sonst, und keinen Armen ohne Spende aus der Klosterpforte gehen ließ, so fürchtete der Abt, es möge bei dem eingetretenen Kornmangel zuletzt dem Convente selbst an Nahrung gebrechen, und sprach darüber mit dem Bäcker, der aber erwiederte getrost: Wir haben des Korns vollauf, und dürfen nicht sorgen. Gleichwol gebot der Abt dem Bäcker die äußerste Sparsamkeit, und verordnete, nur an bestimmten Tagen die Armen zu speisen — aber gleich am andern Tage, welcher keiner der bestimmten Tage war, sah der Abt den Backmeister mit bauschenden Geren (Rockschoß) voll Brod über den Hof kommen und nach der Pforte zu schreiten, wo die Armen harrten. Rasch trat der Abt ihn an, wie Landgraf Ludwig vordessen die heilige Elisabeth am Wartburggange, mit der Frage: Was trägst Du? — Spähne! Herr Abt Gnaden! antwortete der Bäcker. Da riß der Abt ihm den Rockschoß auf, und da fielen eitel Hobelspähne heraus. Der besorgte Abt aber begab sich nun in eigener Person auf den Fruchtboden, und erschrak nicht wenig, als er denselben fast leer fand, und so wenig Vorrath, daß damit der Convent unmöglich ausreichen konnte, und wenn auch gar kein Brod an die Armen gegeben wurde. Sehr erzürnt ließ der Abt den Bäcker nun zu sich entbieten und schalt ihn übel, und sagte ihm, der Fruchtboden sei ja fast leer, und wohin er denke? Woher er Brodfrucht nehmen wolle? — Der fromme Bäcker hörte des Abtes Strafpredigt ganz geduldig an und sprach dann: Herr Abt Gnaden, ich kann's nicht glauben! — So sollst Du es schauen, folge mir! — gebot der Abt, und der Bruder Kornrentner mußte abermals mit hinauf und den Fruchtboden öffnen. Und da stand Korns die Fülle, Sack an Sack, genug auf Jahr

und Tag und schier fürs halbe Land. Da trauete der Abt kaum seinen Augen, erhob seine Hände betend und lobpreisend, und sprach zu dem Backmeister: Bruder, Du solltest des Klosters Abt sein, denn Dein Glaube ist mächtiger, wie der meine. Walte im Segen Deines Doppelamtes! —

147.

Der steinerne Kopf.

Das Waldstädtchen Friedrichrode nahe bei Reinhardsbrunn und dicht unter der Schauenburg, berühmt durch sein herrliches Wasser, durch seine Leinwandbleichereien und seine Sommerfrischen, ist ziemlich alt. Zwei Brüder, Friedrich und Ernst, welche den Boden dieser waldigen Gegend zuerst gerodet, sollen die ersten Urheber von Friedrichrode und Ernstrode gewesen sein. Der erste Ort hatte früher vielleicht mehr als jetzt von der Spottsucht seiner Nachbarn zu leiden. Letztere dichteten auf Friedrichrode ein arges garstiges Spottlied — das hin und her auch auf Brotterode, Orlamünde und andere kleine Berg- und Landstädtlein gesungen wird. Wer es hören will, mag in Friedrichrode danach fragen, und frage daselbst insonderheit nach dem letzten Vers, der wird ihn traun erbauen.

Am Stadtthore zu Friedrichrode ist oder war ein steinerner Mannskopf eingemauert, mit weit aufgesperrtem Munde. Davon erzählen die neckelustigen Spötter: Einst kam ein fremdländischer Wanderer weit her gereist, sah Friedrichrode vor sich liegen und begegnete einem Friedrichroder Manne; den fragte er alsbald: Guter Freund! Was

ist das für ein Dorf? Wie heißt dieses Dorf? — Darauf antwortete der Friedrichroder beleidigt: Guter Freund! Das ist kein Dorf, und das heißt kein Dorf! Das ist die Stadt Friedrichrode! — Wie der Eingeborne selbes sagte, blieb dem Fremdling vor Verwunderung und Staunen der Mund weit offen stehen, und konnte ihn nimmer wieder zu bringen. Darauf wurde vom hochweisen Rathe zu Friedrichrode beschlossen, zum warnenden Wahrzeichen einen solchen Kopf, der das Maul vor Staunen aufsperre, am Stadtthore anbringen zu lassen, damit sich jeder ein Beispiel daran nehme.

148.

Vom Sankt Johanniskirchlein.

Von Friedrichrode wandelt man zum Theil auf den herrlichgrünen Bleichwiesen und durch waldige Gehege oder auch über Bergpfade nach Georgenthal, einem stattlichen Amtsdorfe, in welchem vormals ein berühmtes Kloster stand, von dessen Kirche Mauergrund und Säulenreste in neuerer Zeit ausgegraben wurden. Wandelt man über die Berghöhen, so wird das Dorf Altenberga berührt, und mit ihm ein geheiligter Boden, denn gleich über Altenberga erhebt sich ein frei stehender und weit sichtbarer Bergkopf, und auf diesem hat, der alten Sage nach, Bonifacius-Winfried nächst jener Kapelle bei Schloß Altenstein, die erste Christenkirche in Thüringen begründet, und dieselbe in die Ehre Sankt Johannes des Täufers geweiht. Es war aber auch diese Höhe schon vor Bonifacius Ankunft ein geheiligter Ort, und wenn die auf genaueren Forstkarten am

Abhange dieses Berges verzeichneten Namen „Oelberg“ und „Heiligenholz“ auf christliches Alterthum hinzeigen, so erinnert der Name des Waldes, der den Bergscheitel unmittelbar bedeckt: „Hain“ an die vorzeitliche Bedeutsamkeit dieser Stätte. Oft faßte das kleine Kirchlein nicht die Menge der Hörer, wenn der Gottesmann predigte, und die Menge der auf dem Berge versammelten Raben, Dohlen und Krähen störte durch ihr Geschrei die Predigt. Da der fromme Bischof diese Störung zum Heile der neuen Gläubigen nicht dulden wollte, so wünschte er unter Gebet die Vögel weg, und siehe da, augenblicklich zerstreuten sich deren Schaaren nach allen Winden, und kamen niemals wieder. Die ersten Christen der Gegend fanden auch ihre Ruhestätte droben bei dem Kirchlein, das später, als es baufällig wurde, Graf Ludwig mit dem Barte wieder herstellen, und darin seinen erstgeborenen Sohn taufen ließ. Allmählich wurde aber das St. Johanniskirchlein zu eng, und der Kirchhof zu klein, um die zuströmende Menge der Lebenden und Todten zu fassen. Da beschlossen die den Berg zunächst umwohnenden Dorfgemeinden, das Kirchlein abzubrechen, und am Fuße des steilen und beschwerlich zu erklimmenden Bergkegels bei das Dorf Altenberga, das an dessen Fuße, aber doch noch beträchtlich hoch liegt, wieder erweitert aufzubauen. Aber Sankt Johannis Kirchlein wollte nicht im Thale oder am Bergesfuße stehen, sondern auf der Höhe bleiben, auf der es stand, und so geschah es, daß sich an jedem frischen Morgen das Tages zuvor herab geschaffte Baumaterial wieder droben befand. Da mußte man das alte Kirchlein wieder leidlich herstellen, und wenn man in Altenberga eine Kirche haben wollte, eine neue daselbst aufrichten, und dann hat das Sankt Johanneskirchlein noch

lange gestanden, bis es von selbst verfiel. In neuer Zeit wurde an seiner Stelle der große thüringische Candelaber zur Erinnerung an die Bedeutung dieser hehren Stätte von Sandstein errichtet, ein Riesenleuchter, aus dessen Becken drei Flammen, die drei christlichen Hauptconfessionen, schlagen, und ist auch von Priestern der drei Kirchen in christlich brüderlicher Liebe eingeweiht worden.

149.

Asolverod.

Ein Graf von Kevernburg, des Namens Sizzo, erbaute hinter dem Sankt Johanniskirchlein auf der Berghöhe noch eine Kirche, und weihte sie dem heiligen Georg; noch heißt der Platz, wo diese Kirche stand: „Sinn Jörgen.“ Dann faßte der Graf mit seiner frommen Gemahlin Gisela und beider Söhnen Heinrich und Günther den Entschluß, ihre fromme Stiftung zu erweitern, fanden aber auf dem alten Berge keinen Raum, wol aber im nahen Thale, daselbst ein Mann, mit Namen Asolv, bereits die Waldung gerodet hatte, dessen Land erkürten jene, erbauten darauf die Kirche und das Kloster und nannten es Asolverod, und da man früher den Ort, wo die erste dem heiligen Georg geweihte Kirche stand, Georgenberg genannt, so nannte man die Klosterstätte nun Georgenthal. Zum Grafen Sizzo kam ein Verwandter, Graf Eberhard vom Berg und von der Mark, der auf einer langen Pilgerfahrt durch die Lande reiste, frommen Sinnes und geistlich geworden war, der wurde der erste Abt des neuen Klosters, doch starb er

nicht in Georgenthal, sondern pilgerte weiter, und gründete später mit seinem Bruder Adolph das Kloster Altenberge in der Rheingegend, und gaben diesem Mönche aus dem Kloster Morimont. Den Namen Altenberge hatte Graf Eberhard aus Thüringen mitgebracht. Das mannliche Geschlecht der Grafen von Kevernburg starb gegen das Ende des 14. Jahrhunderts mit Graf Günther aus, der auf dem Berge Sinai verschied. Seine Gebeine wurden nach Thüringen auf das Schloß Kevernburg, die Stammburg des alten Geschlechtes, gebracht, und von da über Arnstadt und Ohrdruf geführt, um bei den Cisterziensern zu Georgenthal in der Ahnengruft beigesetzt zu werden.

150.

Der heilige Bonifacius in Ohrdruf.

Da Winfried-Bonifacius auf seinen Bekehrungszügen mehr denn einmal in Thüringen verweilte, so kam er nach Gründung der Bergkapellen auf dem Altenstein und auf dem Altenberge von letzterem aus in das nahe Thal der Ohre, von wo er nicht weit hatte zur Hofburg der Landesherren, der Grafen von Kevernburg, die er zum Christenthum bekehrte, und die ihm in ihrem Waldgebiete Land schenkten. Die Legende dieses Heiligen erzählt mehr als ein Wunder, das er in diesen Gegenden gethan; wie ihm und seinem Diener Speise gebrochen, und letzterer darob kleinmüthig geworden sei, aber alsbald ein Fischaar einen großen Fisch gebracht und auf den Tisch nieder fallen lassen, auch wie am Ohra-Ufer den Gottesmann himmlicher Glanz umleuchtet, und

in diesem Glanze der Erzengel Michael ihm erschienen sei und ihn ermuthigt habe zum großen und schweren Werke der Heidenbekehrung. Bald darauf erbaute Bonifacius zu Ohrdruf eine Kirche und ein Kloster und weihte beide dem Erzengel Michael.

Der Name der Stadt Ohrdruf ist verschiedentlich abgeleitet worden, und mehr als eine dieser Ableitungen verräth wenig Geist. Es habe an Wasser gefehlt, und ein Mönch aus dem Michaeliskloster sei deshalb ins Waldgebirge gegangen, und habe sein Ohr auf einen Platz im Walde gelegt, worauf er das Wasser habe in der Tiefe rauschen hören, und es ergraben; so sei die Ohre entsprungen und habe ihren Namen erhalten. Ohre und Dorf bildeten einfach den Namen der heutigen Stadt Ohrdruf.

Ende des ersten Bandes.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.

Thüringer Sagenbuch.

Von

Ludwig Bechstein.

Zweiter Band.

Coburg.
Georg Sendelbach.
1858.

151.

Die Jungfrau des Heidentempels.

Wie auch Bonifacius sich mühte, das Heidenthum in der Gegend um Ohrdruf zu überwältigen, dennoch blieb ihr ein mythischer Anhauch aus Heidenzeiten, der nicht hinweg zu tilgen war. Ueber der Stadt soll auf einem Berge ein Schloß gelegen haben, vielleicht hatten die Kevernburger dort auf der Stelle eines Fanum, heidnischen Götterkultortes, einen Bau errichtet, denn des Schloßberges Lage dicht am Walde mit freier Aussicht über das Hügelland gen Osten, nach Arnstadt und der Kevernburg und gen Norden nach Erfurt und den drei Gleichen hin, zeigt sich gar günstig und bedachtvoll gewählt, unten am Bergesfuße aber quillt der Hörlingsbrunnen.

Eine alte Nachricht kündet, es sei nur zu gewiß, daß auf dem heut zu Tage also genannten Schloßberge, wo von einem Schlosse keine Spur mehr zu erblicken, ein Tempel des Thor oder des Wodan gestanden habe, d. h. ein Heiligthum (fanum) dieses Gottes gewesen sei. Der Berggipfel ist felsig, mit einem Graben umzogen, in die Felsen sind Löcher gehauen, von Mauerwerk findet sich keine Spur; von unterirdischen Gängen und Gewölben aber, wie sie häufig unter altgermanischen Tempelstätten angebracht sind, ist viel die Rede. Zu Zeiten läßt sich eine weiße Jungfrau um die Mittagsstunde mit einem

Schlüsselbunde am Gürtel sehen, wandelt den Schloßberg herab, badet sich im Hörlingsbrunnen, und geht dann wieder hinauf. Solche Jungfrauenerscheinungen auf und an Schloß- und Burgbergen, zumal wenn die Sage mit ihnen das baden in einem nahen Brunnen, Weiher oder Teiche verbindet, deuten stets nach der früheren mythischen Zeit, wir aber vermögen sie kaum zu deuten. Ob diese Jungfrau gleich andern, die ihr gleichen, auch Schätzehütherin, hörte ich noch nicht aussprechen, wol aber sind der Sagen von reichem Gut in den Bergen dieser Gegenden viele vorhanden, und auch sie sind oft nur Nachhalle ungleich älterer Sagen von manchem Goldhort. Im Kienberge, hinter dem Stutzhaus im Ohrathale fand sich, nach alten Walenbüchern, Gold und Silber, Kupfer und Zinn; Quellen und die Ohra selbst werfen Goldkörner aus; bei Schwarzwald heißt ein Brunnen noch der Goldborn, bei Ohrdruf ein Berg noch der Goldberg. Auch mythische Namensanklänge fehlen der Gegend nicht. Ein Hof zwischen Ohrdruf und Wölfis heißt Herda, nahe dabei die Harth, ein Gehölz; der heilige See, eine Moorwiese. Ob der Dorfname Dietharz, thalaufwärts über Ohrdruf, wie manche früher gethan haben, auf einen Gott zu deuten sei, bleibe dahin gestellt; Diet ist mittelhochdeutsch so viel als Leute, Volk, („gerndes Diet" Betteleute, Spielleute, Sänger,) aber auch zu Dietharz soll Bonifacius eine Kirche gebaut haben. Ohnweit davon liegt eine Felshöhle: das Hülloch (Heulloch), wieder mit dem halbverklungnen Nachhall alter Sagen, daß man in ihm Geheul und Geschrei verdammter Seelen vernommen, was aber die verjüngende Sage weit späterer Zeit zugeeignet und so umgeformt hat, daß darinnen von vor Kriegs-

drangsalen in der Hünenzeit und in noch späterer hinein Geflüchteten solches Heulen und Schreien vernommen worden. Der Name des unten am Hülloch, das manche auch Hun- oder Hünenloch genannt wissen wollten, vorbeifließenden „Marterbaches" kann auf die eine, wie auf die andere Zeit bezogen werden. Gleichwol klingt Hünensage im Volksmunde hier nicht durch, obschon in der Nähe ohnweit der hohen Linde und dem Rosengarten nicht weniger als drei Hünberge, ein vorderer, ein mittlerer und ein hinterer liegen. Im Thale der „trocknen Apfelstedt" hinter Dietharz starrt auch ein mächtiger Fels empor, der Bilstein geheißen.

152.

Der Falkenstein.

Im Dietharzer Grunde, dem man aber eine gute Strecke in seiner Thalenge folgen muß, erhebt sich ein Felskoloß, der Falkenstein, auf dem eine Ritterburg gestanden haben soll, welche jedoch der Geschichte verklungen ist, und geht es mit ihr, wie mit der Krachenburg bei Dietharz; in der Nähe stand auch das Haus Waldenfels, dessen Trümmerstätte so beschränkt ist, daß nur ein Thurm darauf gestanden haben kann, doch lebt dasselbe noch im Volksmund als der „Ale Filsch" (Alte Fels). Gleichwohl soll auf der Burg Falkenstein, deren Name sich auf dem Harz in einem stattlichen, noch erhaltenen und auch sagenreichen Burgbau wieder findet, ein Raubritter gehaus't haben, der die Reisenden fing und diejenigen, welche nicht vermochten, sich loszukaufen, oder

sich loskaufen zu lassen, den steilen Felsen herabstürzte, daß ihr Blut an Zacken und Klippen ablief. Aus diesem Blute sind die vielen Blutnelken entsproßt, die zwischen den Klippen und Klunsen des Falkensteins wachsen und blühen. Eine Abwandlung dieser Sage läßt jedoch diese Blumen dem Blute eines Ritters entsprießen, welcher auf dem Falkenstein ermordet wurde.

Einst verstieg sich eine Frau am Falkenstein, an dessen Rückseite, wo derselbe zugänglich ist — denn vorn erhebt er sich schroff und senkrecht — ziemlich hoch, um das Waldgras abzusicheln, als auch Heilkräuter zu sammeln. Sie hatte ein ganz kleines Kind bei sich, und mit hinauf genommen, und setzte es, da es ihr bei ihrer Arbeit hinderlich war und noch nicht laufen konnte, an eine sichere Stelle, gebot ihm, allda ruhig zu bleiben und mit Blumen und Steinchen zu spielen, worauf sie ihrer Arbeit nachging und oblag. Das Kind spielte auch eine Zeitlang, aber bald genug wurde es ihm langweilig, immer an einer Stelle zu sitzen; es rutschte fort und weiter und weiter vor bis zum jähen Felsenabhang und noch weiter vor, und mit einemmale hörte die Mutter ihr Kind einen durchdringenden Schrei ausstoßen. Entsetzt schaute sie auf, starrte nach der Stelle, wo sie das Kind hingesetzt hatte — fort war es, doch Spur genug im Grase war vorhanden, wohin es sich bewegt — und vom steilen, thurmtiefen Felsenabhang war es hinabgestürzt. Die Frau knickte in die Knie vor Schreck, dann kroch sie zitternd und bebend hinab, und umlief den Fels im weiten Umweg, die arme kleine zerschmetterte Leiche heim zu tragen. Und wie sie an die Stelle kam, wo diese liegen mußte, da saß ihr Kindlein frisch und munter und

spielte mit drei rothen Nelken und stammelte freudig: Mutter! Mit Engel defloge! Mit Engel despielt — Engel Blumme gebe.

153.

Wasser in Bergen.

Nahe bei Dietharz liegt ein Stück Bergwald, das hat auf Forstkarten den Namen: „dem Stift St. Petri zu Erfurt,“ und es knüpft sich an diese Benennung die Sage an, daß der „Sperrhügel,“ eine bedeutende Höhe (über 2700 Fuß) des Gebirgsrückens, über den der Rennsteig hinzieht, innen voll Wassers sei. Dieses Wasser könne möglicherweise dereinst hervorbrechen und dann werde eine grausame Ueberfluthung des Thüringer Flachlandes erfolgen, und die Städte Ohrdruf und Erfurt würden ganz und gar in einer zweiten Sündfluth untergehen. Deshalb müsse unablässig gebetet werden, daß solches nicht geschehe, und diese Fürbitte erfolge stetig im St. Petri Stift zu Erfurt, wo eine ewige Messe deshalb fundirt worden, dafür sei die Nutznießung jener Waldparcelle diesem Stifte eigen. Das Wasser werde sich in das Bette des Wedelbaches stürzen (so genau giebt die Sage alles an), mit diesem in die Apfelstedt und Ohre, welche vereint die Koller bilden, dann in die Gera, und mit dieser gen Erfurt strömen. Vom nachbarlichen Schneekopf geht eine ähnliche Sage, nur daß diese dann Arnstadt statt Ohrdruf nennt, weil das Schneekopfwasser gleich in die Gera, die an diesem Berge entspringt, strömen werde. Ebenso fand dieselbe Sage einen Wiederhall am Singerberge bei Stadtilm, nur daß derselbe noch poetischer

klingt. Ueber das Wesen der verwandten Thüringer Fluthsagen, denen von der gewesenen, wie denen von der möglicherweise kommenden Fluth, wenn Gebet und Fürbitte aufhören sollten, würde tiefere Forschung wol lohnen, es liegt in beiden, die rückwärts, wie vorwärts an der Grenze der Zeiten stehen, etwas tief geheimniß- wie tief bedeutungsvolles.

154.

Haderholz und Falkenberg.

Wenn man vom Sperrhügel abwärts einer Quellrinne folgt, deren Wässerlein „die dürre Floh" heißt, und längs der kalten Wasserswand niedersteigt, so kommt man auf die alte Straße, die von Schmalkalden nach Tambach und Georgenthal über den „Rosengarten," weil daselbst keine Rosen wachsen, führt — und erreicht ansehnliche Dörfer. Wer in Bezug auf Göthe's schönes Lied:

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh —

scherzend fragen wollte, welcher Monarch oder welches Land in Deutschland den größten Floh besitze, dem müßte die Antwort werden: Kurhessen, denn das in diesem Thalkessel liegende Dorf Floh umfaßt eine beträchtliche Häuserzahl. In dessen naher Nachbarschaft liegt das Dorf Seligenthal, an seinem Bächlein die Selige, volksmündlich Silge, welcher Name an die mythischen Bergfeinen Tirols, „die Seligen" erinnert, bei denen an den christlichkirchlichen Begriff des Wortes „selig" nicht zu denken ist. Auch bei Salzungen ein Bach gleiches

Namens. Eine Strecke davon erheben sich zu beiden Seiten des Haderholzwassers zwei felsgekrönte Bergköpfe; auf beiden sollen Burgen gestanden haben, darinnen Ritter wohnten, die einander gegenseitig bitter haßten und befehdeten. Des einen Burg war die Falkenburg, der Name der zweiten ging verloren. Heftig stritten und haderten beide Ritter um eine der Falkenburg gegenüberliegende Waldstrecke, welche davon noch bis heute den Namen des Haderholzes trägt. Während nun die beiden Ritter einander grimmig haßten, liebten beider Kinder, der Sohn des einen, die Tochter des andern, einander inniglich, und kamen, da ihre Liebe nicht kundbar werden durfte, heimlich an einem traulichen Quellbrunnen zusammen, erbauten dort ein Hüttchen, in welchem Raum war für ihre Liebe und verlebten darin minneselige Stunden, was leider nicht ohne sichtbare Folgen blieb, worauf der Vater der Maid sie mißhandelte und verstieß. Sie floh nach ihrem Hüttchen, gebar dort und starb sammt ihrem Kinde, hülflos und unselig. Wie ihr Geliebter kam, und sie also tod fand, stürzte er sich in sein Schwert. Nun lassen sich bisweilen die Geister der Liebenden in dem stillen unheimlichen Thalgrund sehen, besonders der der Maid, der im klaren Bache Kinderwäsche reinigt, und auf der Waldwiese unterm Haderholze trocknet. Diese Sage kennt in Schnellbach, Floh und Seligenthal jedes Kind, und auf den Lippen der Dörferinnen lebt sie sogar im Liede fort.

155.

Walenkunden.

Wenn man alle Schätze in den Bergen des Thüringer Waldes aufzufinden vermöchte, von denen die alten Walenbücher Meldung thun, so wäre dieser Wald ein Kalifornien und Eldorado. Und wer weiß, ob es nicht irgendwie lohnend ist, auch auf diese Fingerzeige alter Sagen Acht zu haben. Führt doch der Ort Goldlauter noch heute seinen Namen nicht vom Blei oder Kobalt, deutet doch die goldene Brücke hoch am Schneekopfgipfel nach einstigem Reichthum, quillt doch noch heute tiefer im Thale und fern diesem Gipfel nach Ilmenau zu der Silberborn. Ein solcher Born, darin sich Silberkörner fanden, quillt aus dem Dietharzer Grunde; an der Tambacher Leube steht eine Kluft an, in der fließen zwei Bächlein und in denselben werden Goldkörner und Silber gefunden werden. Eine Meile ostwärts vom Dorfe Asbach, ohnweit Schmalkalden, kannte man ein Silbergehege. Sollten die Alten für nichts und wieder nichts, blos um zu täuschen, solche Nachrichten niedergeschrieben haben, von denen das Gebirge voll ist? So lautet eine Stelle aus einem solchen Buche in Bezug auf eine Oertlichkeit dieser Gebirgsgegend: „Ueber Asbach im Grunde nach Helmers zu sind zwei Felsen gegen einander, da gehe zwischen hin, frage nach dem „Sprengberge," da liegt ein Brunnen mit starkem Ausfluß, von diesem ab lasse die „bloße Haide" zur linken, und gehe den „Rudolphshayn" hinan, (auf Karten Rudelshagen, dem Sperrhügel südlich gegenüber) da stößest Du auf die große Buche, daran Sonne und Mond geschnitten, da findest Du in einem Steinfels ein ziemlich Loch, da gehe hinein, darin findest Du einen

ziemlichen viereckigen Raum als ein Stüblein, darin suche mit Fleiß, so findest Du ein anderes Loch, das ist gar wohl verlegt, da lasse Dich auch hinein, so kommst Du auf zwei Quellen, die führen gar edeln Goldsand. Der Berg heißt der Silberberg. Der dieß aufgeschrieben, hat groß Gut herausbracht und heim gelangt."

Von solchen Nachrichten könnte man Bücher füllen; sie beglaubigen zum mindesten, daß sorglich nach edlem Metalle im thüringischen Gebirge geforscht wurde.

156.

Das versunkene Dorf im Ebertsgrunde.

Wenn man von Schmalkalden durch die malerische Felsenpforte gleich hinter Asbach, wo die Sage einen Brunnen kennt, der bisweilen etwas trübe fließt, und an welchem sich eine gespenstige Wäscherin blicken läßt — auf der Straße nach Steinbach und Hallenbach fährt oder wandert, kommt man durch einen hügeligen Wiesengrund, über den sich die Straße mählich erhebt und den die Sage kennzeichnete. In diesem Grunde lag vor Zeiten eine Ortschaft, Ebersdorf oder Ebertsdorf geheißen, und war dieselbe sehr reich, hatte vielen Bergbau auf Gold, Silber und Kupfer. Aber der Erzreichthum machte die Bewohner erzschlecht. Sie logen und trogen, prangten und prunkten, sprachen guter Sitte Hohn und gingen nicht mehr in die Kirche, ja sie beleidigten und erzürnten den Himmel mehr, als es zu sagen ist. Da geschahe es an einem Sonntage, daß eine fromme Magd aus Springstille, die in Ebersdorf beim reichsten Bauer diente, von ihrer Herrschaft Urlaub nach Hause begehrte, um daheim

mit den lieben Ihrigen das heilige Abendmahl zu genießen. Mit Schelt- und Hohnworten über ihr gottseliges Vorhaben wurde ihr die Erlaubniß gegeben, so daß sie weinend und von Herzen betrübt ihres Weges ging. An diesem Tage ging etwas in tiefster Stille vor zu Ebersdorf. Es war so still, so gewitterschwül, aber es kam kein Gewitter. Es waren keine Wolken am Himmel, aber die Sonne schien nicht mehr. Niemand wußte, wohin die Sonne war. Und den Leuten wurde so seltsam, sie wußten nicht wie — und verwunderten sich nur, als auf einmal in aller Stille die unteren Fensterbrüstungen mit dem Erdboden in einer Linie sich befanden, und daß es nach und nach dunkler wurde, und immer dunkler, und endlich ganz Nacht, aber in aller Stille. Nur die Hähne krähten noch. Wie die Magd nun von Springstille zurück kam, fand sie kein Ebersdorf mehr; nur einen großen Hügel erblickte sie, darauf ein goldenes Grabkreuz stand — als sie näher kam, fand sie, daß es das Kreuz auf dem Thurmknopf war — so tief war alles schon gesunken. In der Tiefe kräheten noch immer die Hähne. Nun sprang die entsetzte Magd wieder nach Springstille zurück, und sagte ihren Angehörigen, was sie gesehen, aber niemand wollte ihr glauben. Einige gingen am andern Morgen mit ihr — da war auch das Kirchthurmkreuz vollends hinabgesunken, und es krähete kein Hahn mehr, weder im Dorfe, noch nach dem Dorfe. Da nahmen die Springstiller die Ebersdorfer Felder in Besitz, und besitzen sie theilweise noch heute. In des Thalgrundes Mitte erblickt man immer noch den Hügel, der die Kirche deckt, wie ein großes Grab.

157.

Burg Hallenberg über Steinbach.

Vom Ebersgrunde führt die Straße eine Höhe hinan, und über das Dörfchen Rotterode nach dem langgebauten, häuserreichen hessischen Marktflecken Steinbach-Hallenberg. Dicht über dem Orte hängt die malerische Trümmer der Burg Hallenberg auf schroffen Felsen, einst Henneberg'sche Grafenburg und lange Zeit Amtssitz. Der Sage nach erbaute derselbe Baumeister, welcher Schloß Henneberg erbaute, auch Burg Hallenberg, dieser Sage Grund ist aber sehr dunkel, denn die Trümmern beider Burgen zeigen nicht die geringste bauliche Aehnlichkeit. Hallenberg war mehr ein eng von Mauern umgrenzter Thurmbau, Henneberg aber war eine stattliche Hofburg, von nicht geringerem Umfange und noch breiterem Flächenraume, wie die Wartburg. Weiter sagt man, innerhalb der Hallenburg sei noch eine eiserne Thüre verborgen, die einen Gang verschlossen halte, der bis in das ehemalige Johanniterhaus Kühndorf am Dolmar führe. Von einer weißen, wandelnden Jungfrau, von einer Höhlung im Gemäuer, darin ein Särglein mit den Gebeinen eines eingemauerten Kindes gestanden, auch hier die so häufig wiederholte Sage, letztere namentlich auch auf den Bergschlössern Henneberg, Liebenstein, Krainberg. Am Berge steht ein altes Malzhaus, bis zu diesem wandelt die Jungfrau; auf dem Hause ein kleiner Thurm mit einer Glocke, die früher auf der Burg hing, und das Silberglöckchen heißt, weil ihr Klang so silberhell und rein. Schwarzaer Juden wollten die ganze Höhlung dieser Glocke mit Silber füllen, wenn man ihnen dafür die Glocke geben wollte.

Die Steinbacher Gemeinde aber hat sie nicht hergegeben. Man findet an der Glocke viele Feilenstriche — die Leute brauchen die Feile dieses Glockenmetalles als Epilepsiemittel, und lassen sie auf Butterbrod einnehmen.

Das Dorf Steinbach soll seinen Namen führen von dem hellen Bach, der über lauter Steine hindurch und in die Hasel fließt. Dieser Bach hieß der Erbisbach, auch „der Steinbächer." Ein Theil des Dorfes, durch welches der genannte Bach fließt, wird das „Erbisthal" genannt. In frühern Zeiten waren hier zwei Orte, Ober- und Untersteinbach, welche durch einen Tannenwald getrennt waren. Dieser wurde aber später niedergehauen, und mit Häusern bebaut, daß der Ort so groß, wie er jetzt ist, und ein Marktflecken wurde. Den Platz, wo der Wald gestanden, nennt man immer noch „zwischen den Dörfern." In der Steinbacher Kirche ist eine meisterhaft gearbeitete Stein-Kanzel eines Nürnberger Künstlers, welche der Hammermeister Hans Happ zu Unterschönau für 60 Thaler kaufte, und 1658 der Kirche schenkte. Ein sonderbares Naturereigniß hat man dort vom Jahr 1710 aufgezeichnet, daß nehmlich damals zwischen Michaeli und Weihnachten Hunderttausende von wilden Tauben aus Thüringen und Sachsen dort und in der Umgegend eingefallen. „Sie waren alle kahlköpfig, ohne Kuppen, ganz schlecht; viele davon sind gefangen und zum Flug behalten worden." Oberhalb Steinbach wieder die „Silberlöcher" mit Venetianersagen, einer Höhle unter dem Wasser, das durch die Silberlöcher fließt, und in der ein schwarzer Hund mit Feueraugen den Schatz hüthet, den diese Höhle in sich hält.

158.

Die Ritter im großen Hermannsberge.

Ohnweit Steinbach-Hallenberg, nach Suhl zu, erheben sich der große und der kleine Hermannsberg, der erstere ein bedeutender, weit sichtbarer Hochgipfel der Thüringischen Gebirgskette, und einer der bevorzugten mythischen Sagenträger. Schon der Name Hermann deutet auf frühe Zeit hin, und daß die spätere Sage auch hier wieder Riesen der Mythe zu Rittern des Mittelalters verjüngte, beweißt, daß sie in dem hohen Porphyrfelskamm, mit dem der große Hermannsberggipfel gekrönt ist, die Trümmer eines Schlosses erblickt, von dem keine Urkunde zeugt. Auch hier ist der Ritter der jüngeren Sage wieder der in den Berg verwünschte und gebannte Held der alten Mythe, gleich dem Berner, dem Eckhart, dem Tanhäuser, dem Rothbart. Auch hier hört man des Nachts wildes und entsetzliches Geschrei des Ritters und seiner Wappner; ersterer hat, um großer Schätze theilhaft zu werden, 12 Seelen geopfert. Bisweilen sind die Ritter außerhalb des Bergesinnern Kegel schiebend erblickt worden (offenbarer Hinweiß nach der Riesensage, wie in Sage 2.) und haben einmal einen Hirtenknaben, der ihnen die Kegel aufsetzen mußte, das ganze Spiel, doch ohne die Kugeln geschenkt. Er hatte schwer daran zu tragen, doch trug er's heim, und warf es unter die Treppe. Ein anderesmal traf er die Ritter wieder im Freien, wieder Kegel schiebend an, setzte ihnen wieder auf, und erhielt jetzt auch die Kugeln. Als nun daheim der Hirte mit seinen Kammeraden an einem Sonntage auch Kegel schieben wollte, waren Kegel und Kugeln in Gold verwandelt. — Aus

einem Dorfwirthshause am Fuße des großen Hermannsberges, wahrscheinlich Schönau, sagte der Wirth seiner Magd, weil sie schläfrig war, und Abends am Spinnrocken einnickte, sie solle hinauf auf den Hermannsberg gehen, und dort Wein holen, weil doch droben in dem Ritterkeller, ganz wie im Singerberge und im Ringelsteine, Fässer voll steinalten Weins lägen. Das Mädchen befolgt schlaftrunken den Befehl ihres Herrn, sie geht, sie empfängt Wein, und weiß nicht wie? Dem Herrn war's nur ein Scherz gewesen — er und seine Gäste sind ganz erstaunt, als nach langem außenbleiben die Dirne mit Wein zurückkehrt. Der Wein wurde gekostet, er war uralt und schwer, und brannte wie Fegefeuer. Einst ging ein Wanderer, von einem Führer geleitet, über die Trift von Steinbach-Hallenberg nach Mehlis zu, zwischen dem Hermannsberge und dem Berge, welcher das Triegelloch heißt. Trigel (Trügel) ist ein Name der Wichtlein und Erdzwerge, der die neckische, meist täuschende und unzuverlässige Seite ihres Charakters zeigt — und die kaum irgend in der Nähe solcher Wunderberge, Fegefeuersitze und mythischer Hochgipfel fehlen — dem begegnete eine Gestalt wie ein Mensch, die stumm an ihm und dem Führer vorüberschritt. Sie hatte kein Gesicht. Es war ein Märzmorgen und hatte frisch geschneit; die Gestalt aber hatte in dem Schnee keinerlei Fußtapfen zurückgelassen. —

159.

Musikanten spielen auf am Hermannsberge.

In Steinbach-Hallenberg war Kirchweihe, dort kamen viele Musikanten hin, um zum Tanz zu spielen, unter andern auch ein Häuflein gar arme Virtuosen aus Ober-Schönau. Als sie in den Ort kamen, wurden sie nicht angenommen, weil schon allzuviele andere Genossen ihrer Kunst daselbst sich mit Musiciren zu Tanz und Kurzweil wacker hören ließen. Die Armen gingen betrübt hinweg, doch grämten sie sich nicht allzulange und nicht allzusehr, denn ein Musikant muß ein fröhliches Herz haben. Sie kamen über den Hermannsberg auf ihrem Rückweg, dort ruhten sie aus, und huben an zu singen und zu spielen. Sangen auch andächtiglich das schöne Lied: Herr Gott Dich loben wir! Das klang feierlich durch den dunklen herbstlichen Wald. Siehe da ward ihnen der Berg aufgethan, sie sahen viel wunderliche Erscheinung, wurden gespeißt und getränkt, und hielten mit Musiciren ihre Kirmse wacker im Hermannsberg. Kamen auch ungeschädigt wieder heraus, reichlich belohnt und begabt. Als die andern Musikanten von deren Glück hörten, machten auch sie sich habsüchtig auf, kamen, sangen und spielten am Berge. Aber sehr übel wurde ihnen mitgespielt, denn es kam ein ganzer Hagel von Steinen geflogen, es regnete dabei unsichtbare aber sehr fühlbare Maulschellen, und statt der Goldstücke trugen sie schwer genug an blauen Flecken.

160.

Die Ruppbergs-Jungfrauen.

Ein Nachbar des großen Hermannsberges ist der Ruppberg, der spitzeste und zuckerhutförmigste unter allen Bergen der Thüringerwaldkette. Zwischen beiden Bergen liegt der Donnershauk, eine aussichtreiche, unbewaldete Höhe. An ihm entspringt „der kalte Brunnen". Auf dem Ruppberge stehen hohe Porphyrfelsen nackt zu Tage; auch dort soll einst ein Schloß gestanden haben, und vieles weiß die Sage nicht nur von einer Ruppbergs-Jungfrau, sondern von mehrern, zu erzählen, die aber nicht stets zusammen erscheinen, sondern bisweilen eine allein, bisweilen zwei, bisweilen auch drei. Ist letzteres der Fall, so haben sie gewöhnlich einen Weich (eine Wäsche) die sie dann auf einsamen Waldwiesen ausbreiten und trocknen. Alle diese Sagen von Wäschen und Leinenbleichen deuten auf Flachspflege, auf spinnen und weben hin — alle diese Jungfrauen sind Dienerinnen der Hulde, ebenso jene, welche Leinknotten in der Sonne klengen, den Saamen des Flachses — gleichsam die Priesterinnen der deutschen Frauengöttin im Tempelvorhofe. Zu dem Bärenbacher Hirten, der am „kalten Brunnen" unterm Donnersberge hüthete, kam eine der Ruppbergs-Jungfrauen und zeigte ihm einen Stein und sagte ihm, daß unter diesem Steine ein großer Schatz ruhe; er solle nur den Stein und dann den Schatz heben, so werde er sie aus ihrer Pein erlösen. Der Hirte ging hin, und wollte dem Gebote Folge leisten, aber da fand er eine große Schlange auf dem Steine liegend, die sich mit aufgesperrtem Rachen zischend gegen ihn aufbäumte. Zaghaft entfloh er —

später hat man dort weder den Stein noch die Schlange, noch die Jungfrau wieder erblickt — vielleicht war die Erlösunghoffende bei einem andern glücklicher. Auf dem Ruppberge und im Grunde des droben gestandenen Schlosses liegt ein großer Schatz, der ist versetzt mit drei Erstgeburten, die alle Johannes heißen müssen, d. h. nur drei erstgeborene Söhne, die den Vornamen Johannes führen, welcher in dieser Gegend so allgemein ist, daß sicher $^2/_3$ aller Mannsleute ihn vor ihren übrigen Namen führen, ohne daß er der Rufname zu sein braucht, können entweder diesen Schatz heben, oder ein vierter Schatzheber muß diese 3 dem Bösen opfern. Letzteres klingt insofern seltsam, als nach dem Volksglauben der Teufel über den Namen Johannes gar keine Macht hat, und demselben daher äußerst auffässig ist. Daher sind auch Johanniskraut oder Johannisblut (Hypericum perforatum) Johannisgürtel, (Wermuth, Artemisia vulgaris) und die Johannishand, (zugeschnittene Wurzel des Adlerfarrn, Pteris aquilina), dem Teufel und allem von ihm ausgehenden Schaden an Menschen, Vieh und Wohnungen magisch entgegenwirkende Mittel. Den Schatz auf dem Ruppberg zu heben, soll von vielen versucht worden sein, aber noch keinem gelungen.

Mit dem Ruppberge gleichsam zusammenhängend und ein Auslaufer von ihm ist der Reissigen-, besser reissende Stein, dessen schroffe Absenkung aus dem Thale der Lichtenau zwischen Mehlis und Benshausen aufsteigt. In alten Büchern steht von ihm als „denkwürdig", daß an ihm „zur Nachtzeit nicht viel Ruhe ist, indem die Steine von oben herab in die gerade unten vorbeiziehende Landstraße springen, wodurch viele Leute erschreckt worden; dem Vernehmen nach lassen sich allda viele Gespenster

sehen.“ Das sind eben die Rupprechtsjungfrauen. Dem Reissigen-Stein gegenüber ging ein Frauchen mit einem Schlüsselbunde um, das ließ sich immer in der Mittagsstunde sehen, und schrie wehklagend: Drei Viertel für ein Pfund! Drei Quärtchen für eine Kanne! Es war eine Handelsfrau, aus Mehlis oder Benshausen, die beim Leben stets ihre Kunden um 1/4 des Gewichts oder Gemäßes betrogen hatte. —

In der Nähe, hinterm reissenden Stein, liegt der Häselberg, in welchen ein Amtmann verwünscht ist, der in dortiger Gegend als Feuermann umgehen und spuken muß, weil er ein Unterthanenschinder war. Auch ein Schloß voller Lichter hat man droben auf dem Häselberge brennen sehen. Im Gröhles bei Benshausen (von Gekröhle, Geheul) rollen auch Feuerklumpen, und erschrecken die Wanderer.

161.

Fahrsamengewinnung.

Auf dem Wege von Viernau nach Benshausen ist ein Fleck, darauf spukt ein Jägergeist, weil er, da er noch lebte, dort Fahrsamen gewann, d. i. den unsichtbarmachenden Samen des Farnkrautes, dessen Besitzer ungesehen hinfahren kann, wohin er will. Er trat zur Sonnenwendezeit in der Mittagsstunde auf eine Waldblöße, breitete ein weißes Tuch aus, auf das er sich stellte, und schoß gegen die Sonne. Da fielen drei Tropfen Blutes herab, die mußte er auffangen und wol bewahren, das war der Fahrsamen, dessen Gewinnung den Jäger freilich dem Teufel weihte. Der Jäger kannte seinen Todestag, sagte

ihn sogar voraus, und that an demselben einen schrecklichen Brüll. Nun sitzt er dort am Wege in der Mittagsstunde auf einem Stein, hat einen gedrückten altmodischen Jägerhut auf, und drei weiße Hündlein bei sich, wie der Wode, zu jeder Seite eins und eins auf dem Schooße — die weichen nimmer von ihm.

162.

Die alte Braut.

In Benshausen war ein junges Mädchen verlobt, aber sie war nicht glücklich, denn ihr Bräutigam war ihr nicht lieb, vielmehr ihr aufgedrungen worden; als nun Tag und Stunde der Trauung herbeigekommen waren, und es schon einmal in die Kirche geläutet hatte, und zum zweitenmale läutete, ging die Braut, bereits in ihrem Brautstaate, noch einmal allein hinaus in den Hausgarten, und sagte zu ihren Leuten, sie wolle nur ein wenig, bis es vollends ausläute, drausen frische Luft schöpfen — der Grund war aber kein anderer als der, daß sie sich noch einmal recht ausweinen wollte, was sie auch that. Mit einemmale sah sie einen fremden Mann, von sanften und milden Zügen, der fragte sie theilnehmend, was ihr denn fehle? Und da faßte sie gleich ein wunderbares Vertrauen zu dem Manne, und war ihr nun, als kenne sie ihn schon lange, er aber, um sie auf andere Gedanken zu bringen, fragte sie nach ihren Blumen, ließ diese und jene von ihr sich nennen, und dann öffnete er eine Thüre im Zaun, und ließ sie in seinen Garten treten, und da fiel ihr bei, daß der Mann ja ihr ganz nahe wohne, aber längere Zeit abwesend ge-

wesen sei. Und in des Mannes Garten war es viel, viel schöner, wie in der Braut ihrem Garten, prächtige Blumen, herrliche Früchte, singende Vögel waren darin, und er erweiterte sich immer mehr, je länger sie in demselben an der Seite des Mannes wandelte, in den allerbesten, ihr Herz wunderbar erhebenden und belebenden Gesprächen. Da hörte die Braut es zusammenschlagen, und ging nun zwar traurig und ernst, aber doch gefaßteren Gemüthes vor nach dem Hause, um mit dem ihrer harrenden Bräutigam und der ganzen Verwandtschaft nach der Kirche zu ziehen. Wie sie aber in das Haus trat, erblickte sie ganz andere Leute, und von Aeltern und Geschwistern, von Bräutigam und Verwandten keine Seele, und die Leute schauten sie groß an in ihrem Putz, der diesen schrecklich altmodisch vorkam. — Niemand kannte sie und sie kannte niemand. Man brachte sie, die Wildfremde und scheinbar Geistesverwirrte, zum Pfarrer, der schlug im Kirchenbuche nach und fand, daß vor hundert Jahren eine Braut das Hochzeithaus kurz vor der Trauung verlassen habe, und nicht zurückgekehrt, auch nirgend zu finden gewesen sei. Da sehnte sich die alte Braut zurück in den friedlichen Garten des Paradieses, darin sie mit dem Bräutigam reiner Seelen, Jesus Christus, gelustwandelt war, aller Erdenschmerzen überhoben, und ging auch noch desselben Tages ein in das himmlische Friedensreich.

163.

Der verschüttete Bergmann.

Auch um Benshausen gab es in früheren Zeiten ziemlich schwunghaften Bergbaubetrieb, und wohnten im Orte selbst auch Bergleute. Ein Bergmann hatte sich vorgenommen, am Sonntage zum heiligen Abendmahl zu gehen, und ging daher am Sonnabende vor diesem Sonntage zur Beichte. Nun ist freilich Regel, besonders auf dem Lande, nach Beichte und Absolution keinerlei Werkeltagsgeschäfte mehr vorzunehmen, um sich nicht dadurch von frommen Gedanken ablenken zu lassen, aber der Bergmann war sehr arm, und mochte den geringen Lohn eines Nachmittags nicht einbüßen, dachte, dem lieben Herrgott dürfe am Ende redlicher Fleiß wohlgefälliger sein, als müssiggängerisches Hände in den Schooß legen, ging daher wieder vor Ort an sein Tagewerk, und wollte noch schaffen bis zum Feierabend. Aber kaum war er hinab in den Schacht, so verschüttete sich die Grube, und zwar in solcher Weise, daß gar niemand wußte, wo sie zu Tage gegangen war. — Hundert Jahre darauf wurde auf demselben Grundstück gemuthet und bergmännisch eingeschlagen, da stießen in der Teufe die arbeitenden Knappen auf alte verfallene Stollen, und fanden in einem solchen einen Bergmann sitzen, welcher zu schlafen schien. Alle entsetzten sich und glaubten einen Berggeist zu sehen, im Berghabit, mit langem eisgrauem Barte, doch überzeugten sie sich endlich, daß der Schlafende kein Geist war, denn er erwachte allmählig aus seinem Schlummer, und fragte: „Hat es etwa schon zusammengeschlagen? und schien erschrocken, sich noch vor Ort zu finden. Ich habe nächten gebeichtet, und will heute

zum Abendmahl gehen! fuhr der Alte fort, aber die Knappen verwunderten sich, und antworteten ihm: Heute wird kein Abendmahl gehalten, heute ist kein Sonntag und kein Kirchgang. Sie nahmen aber den seltsamen Alten mit aus der Grube, und führten ihn, weil er fest darauf bestand, nach der Kirche, ihrer einer aber lief, und holte den Pfarrer. Dieser reichte dem alten zitternden und todbleichen Bergmann das Mahl der Versöhnung, und wie er es empfangen hatte, sank er leise in sich zusammen, seine Kleider zerfielen in Staub und Mulm und sein Leib war ein Häuflein Asche.

164.

Das Pfäffchen.

In der Kirche zu Heinrichs, die in der Zeit des dreißigjährigen Krieges durch ihre Bildwerke und einen kunstvollen Reliquienschrein mit einer Mumienhand der von Croaten ihr drohenden Zerstörung durch Brandstiftung entging, geht der ruhelose Geist eines vormaligen Pfäffchens um, welcher in keineswegs liebholder Gestalt erscheinend, die Eigenschaft hat, alle Welt küssen zu wollen, vielleicht weil er im leiblichen Leben schon kußseliger Neigung war, wie es solche Leute mitunter zu geben pflegt. Dasselbe hütet einen Schatz, und kann nur dann erlöst werden, wenn es von jemand dreimal geküßt wird. Einen Cantor verfolgte dieses Gespenst unablässig, erschien ihm, wenn er in die Kirche ging, sehr häufig, suchte ihn zu umarmen, und versprach dem sich stets sträubenden reicher als alle reichen Leute in Heinrichs zu machen, doch stets vergebens. Wenn

der kußsüchtige Geist nun ernst abgewiesen wurde, ging er mit raschen Schritten hinter den Altar und versank dort mit einem tiefen Seufzer. Sagen von der Erlösung männlicher Geister durch den Kuß dürften selten begegnen, und nur bei verwünschten Jungfrauen kommen dieselben häufig vor.

165.

Schätze und Zauber in Heinrichs.

Zu Heinrichs war einmal eine alte Hexe, die häufig zu Rathe gezogen wurde, wenn das Vieh krank war, und in sonstigen Angelegenheiten der Landwirthschaft. Einst kamen drei Bauern zu ihr, deren Kühe keine Milch gaben; folglich bezaubert waren, und fragten die Hexe um ein Gegenmittel, damit sie Butter gewännen. Die Hexe rieth ihnen, in aller Teufel Namen zu einem Töpfer zu gehen, in deren Namen einen Topf zu bestellen, den der Töpfer unter solcher Anrufung auch fertigen müsse, und dann sollten sie den fertigen Topf auf einem vierspännigen Wagen holen, und das was dafür gefordert werde, auch ohne abzudingen, in aller Teufel Namen bezahlen. In diesen Topf müsse dann alle Milch der Kühe geschüttet und dann wieder ausgeschüttet werden, so mehre sich dieselbe wunderbar. Die Bauern befolgten den Rath, holten als der Topf fertig war, denselben mit einem vierspännigen Wagen ab, zahlten 15 nagelneue Groschen dafür, wurden aber, als sie zum Thore hinaus fahren wollten, von löblicher Polizei angehalten, denn es war aufgefallen, daß man um eines Buttertopfes willen vier Pferde angespannt, und scharf ins Verhör genommen, worauf die Bäuerlein alles gestanden.

Darauf erging es nach Urtel und Recht wie folgt: Bäuerlein zahlen so viel Strafgeld, als Schiff und Geschirr, Rosse und Wagen, die zu Hexenwerk gemißbraucht worden, werth, und thun im Armsünderhemde Kirchenbuße. Topf wird auf dem Schinderwasen vom Scharfrichter in Stücke zerschlagen. Hexe wird an demselben Orte verbrannt. Wäre der Topf schon gebraucht gewesen, so hätten die drei Bäuerlein mitbrennen müssen, von Rechtswegen.

Einmal kamen drei Wildschützen nach Heinrichs, und kehrten im goldenen Hirsch ein, da der Name dieses Gasthauses für sie einen sympathetischen Klang hatte. Es war Sommer und hinten im Hofe vor dem Bierkeller standen Tische und Bänke für Zechgäste, deren mehrere dort versammelt waren. Die Rede derselben lenkte sich auf Jägerkünste, Freikugeln, und solcherlei Zauberstücke, und die drei Schützen gaben ihr Wort auch ins Gespräch, indeß sie wacker zechten.

Es dauerte nicht lange, so wurden sie aufgefordert, ihre Kunst doch auch sehen zu lassen, und der Wirth verhieß, wenn sie ein gelingendes Probestück machten, freie Zeche. Sie sollten trinken, so viel sie wollten. Da brach einer im Hofe ein Kleeblatt ab, der zweite holte eine Leiter, und befestigte an der hohen Giebelwand des Kellergebäudes über dem Kellerthor das Kleeblatt. Der dritte aber schritt durch den Hof, durch die Hausflur und über die breite Straße 90 Gänge ab, dort blieb er stehen, seine Kameraden nahmen ihre Büchsen und folgten ihm, dann legte der erste an, schoß und es fuhr ein Theil des vierblättrigen Kleeblattes ab. Der zweite schoß das zweite Blatt ab, der dritte das dritte — dann gingen alle drei schweigend aus dem Orte. Die kleeblattförmige Kugelspur aber ist heute noch

überm Kellerthore des goldenen Hirsches zu Heinrichs zu erblicken.

Bei Heinrichs ist auch eine „Steinburg" mit verzauberten Schätzen. Schatzgräber, die letztere heben wollten, und an eine eiserne Thüre kamen, wurden von der Nacht überrascht, stellten ihre Arbeit ein, und schliefen im Freien, um dieselbe mit Tagesanbruch fortzusetzen. Aber als der Morgen kam, war die eiserne Thüre verschwunden und ringsum starrer Fels. Ein Hirte fand auf dieser Steinburg eine weiße Lilie, sah eine weiße Jungfrau, und bestand das oft wiederholende Abenteuer in derselben Weise wie Andere. Er vergaß das beste, und die zuschlagende Thüre der Schatzhöhle schlug ihm die Ferse entzwei.

166.

Heidengrab und Ottilienstein.

Ueber der Bergstadt Suhl oder Suhla, in und um welche die Sage manchen ihrer immergrünen Kränze hing, erhebt sich der Dell- oder Döllberg, auf dessen Kuppe ein Hügel ruht, der das „Heidengrab" heißt. Dunkle Kunden lassen ahnen, daß auf diesem Berggipfel ein Fanum der alten Germanen sich befand; unter den Kriegen Karl des Großen gegen die heidnischen Deutschen haben die Bewohner dieser Gegend sich auf dem Dellberge geschaart, um ihr Heiligthum zu vertheidigen. Lange hätten die Krieger Karls das Lager der Heiden gesucht, bis aufsteigender Rauch es ihnen verrathen, dann wären die Heiden alle erschlagen und ihr Heiligthum zerstört worden. Die Leichname ruhen in dem großen Hügel, den

man noch das Heidengrab nennt. Es war auch ein Bergwerk am Dellberge, in welchem täglich 300 Knappen aus- und einfuhren. Schroff erhebt sich unmittelbar über der Stadt Suhl zur Linken die waldige Wand des Domberges, an der ein riesiger Felsblock zu Tage tritt, der Ottilienstein geheißen. Auch von ihm die Sage von einer weißen gespenstigen Jungfrau, die ihre Erlösung hoffend, umwandelt. Vielleicht wohnte da droben zur Heidenzeit eine Alrune, und es ist nur die jüngere Sage Nachhall einer verloren gegangenen älteren von solcher Prophetin, daß einst eine Frau auf dem Ottilienstein gesessen habe, und bei ihr ein Hirte, und die Frau habe begonnen zu weissagen: bald werde Suhl im Feuer untergehen und es werde schrecklich allda hergehen. Ueber diese ihm mißfällige Prophezeihung habe sich der Hirte so erbos't, daß er die Weissagerin vom Felsen hinunter gestoßen habe — sie sei aber ohne Schaden vom jähen Absturz und unverletzt hinweggegangen, bald darauf aber sei Suhl wirklich abgebrannt. Im Mittelalter stand auf dem Felsen, den heute ein Lusthäuschen in Form einer Kapelle ziert, eine wirkliche Kapelle, die der heiligen Ottilie gewidmet war. Ein armer Kupferschmiedslehrling sieht häufig am Ottilienstein zur Nachtzeit ein Lichtchen schimmern, und beschließt endlich, hinzugehen und zu sehen, was es damit für eine Bewandtniß habe. Er klettert zum Stein hinauf, kommt an den Ort, den er sich genau gemerkt, und findet kein Licht. Aber ein Kober stand dort, und dieser Kober war voll gelber Frösche. Flugs schüttete er den Kober aus — da wurden die Frösche zu eitel gelbgrünen leuchtenden Johanniskäfern, die in die Büsche flogen. Den Kober nahm der Lehrling mit — zu Hause

sah er nach, ob noch etwas darin sei, und da waren allerdings noch ein Paar Frösche darin. Wie er auch diese ausschüttete, wurden keine Johanniswürmchen daraus, sondern blanke Goldstücke. So fand auch einst die Enkelin einer armen Frau, welche in dem Lautergrunde nahe bei Suhl einen kleinen Garten hatte, mitten im Wege einen Topf, der voll lebendiger Roßkäfer war, die heraus und herein krochen. Das Kind sammelt einige dieser Käfer, und bringt sie zu ihrer Großmutter, die heißt es eilend gehen und den ganzen Topf holen. Aber als das Mägdlein wieder in den Garten zur Stelle kam, waren Topf und Käfer verschwunden, und nur die wenigen, die es eingefangen, hatten sich in Petersbatzen verwandelt.

167.

Der rothe Stein.

Wenn man aus Suhl die Straße nach Zella zu geht, steht, ehe man in das sogenannte „Oberland“ gelangt, ohnweit des Weges ein rothfarbiger Porphyrfels nackt zu Tage, der heißt der rothe Stein. An seinem Fuße entspringt eine Quelle, deren Rinnsal man das rothe Bächel nennt. In diesen Stein ist eine Jungfrau gebannt und gezaubert, welcher vergönnt ist, alle sieben Jahre zu erscheinen; da sitzt sie, gleich der verwünschten Jungfrau bei Eisenach droben auf dem Stein, strählt ihr Goldhaar, und nießt. Ein Mann hörte sie sechsmal nießen, und rief ihr freundlich sein: Gott helf'! hinauf — als sie aber zum siebenten male nießte, ward er zornig, und schleuderte einen Fluch zum rothen Stein hinauf. Da rief

eine klagende Stimme: O hättest Du nur noch **einmal** gewünscht, daß Gott mir helfe, so wäre mir geholfen und ich erlös't worden! Nun muß ich im Stein bleiben bis zum jüngsten Tage! Bisweilen geht, wenn sie erscheinen darf, die Jungfrau bis zum rothen Bächle herab, überschreitet es und wäscht sich darin. — Eines Tages schritt ein Hochzeitszug am rothen Steine vorüber, vielleicht hinauf zum Gasthaus zum fröhlichen Mann, da ging es wie bei dem weißen, weissagenden Vöglein in Dillstädt, nur daß nicht gesungen, sondern von einer hellen Stimme aus dem Stein heraus gekreischt wurde: Heute roth! Uebers Jahr tod! — so daß allen im Brautzuge das Herz erschrak. Und ein Jahr darauf war die junge Frau tod, der als glücklicher Braut die schaurige Weissagung gegolten hatte.

Es ist eine innige Verwandtschaft dieser deutschen Jungfrauen der noch lebenden Sage mit den Berg- und Quellnymphen der antiken unverkennbar — und namentlich da, wo beide in der Gabe der Weissagung völlig zusammenklingen. Das Gebanntsein solcher Jungfrauen an den Berg, an den Fels, an die Quelle, an den Weiher, an den Fluß, selbst an den Baum, obschon letzteres in Deutschland selteneren Vorkommens, mahnt augenfällig an die Oreaden, Potamiden, Limniaden, Leimoniaden, Dryaden und Hamadryaden der hellenischen Sagenwelt, ohne daß darunter der ersten urdeutsche Abstammung von Disen und Idisen, wie von Ividien, letztere in geistiger Wesenheit den griechischen Nymphen völlig verschwistert, einen Abbruch erleidet.

168.

Die Goldlauter.

Der Ort: Die Goldlauter, eine Stunde über Suhl, dankt seinen Ursprung wie seinen Namen dem Bergbau, der vor Zeiten in dieser Gegend schwunghaft betrieben wurde. Davon zeugen noch häufige Halden, und die Namen der Stollen, wie die Ueberlieferungen von reichen Funden an edlen Erzen. An der Hohenleite, am Rosenberg, an der Hirschzunge, lauter Namen von Bergdistriften, in denen sich Gruben befanden, fand man reichlich Silber. Dort an der Hirschzunge war der „tiefe Stollen," am Rosenberge der Stollen, genannt „die weiße Lilie," an der Hohenleite der Stollen „die güldene Rose." Man fand gediegenes Silber und goldene Nierlein, hat auch Nachricht von alten Ruthengängern, daß die erzhaltigen Flötze vom Rosenberge sich bis hinauf zum Schneekopf, unter die Teufelskreise ziehen, und durch den Schneekopf hindurch bis in den Gräfenröder Grund.

Ein Handelsmann von Willersdorf traf außerhalb Thüringen einen Mönch, der, als er erfahren, daß der Mann in dieser Gegend zu Hause sei, nach der Goldlauter fragte, und nach deren Bergwerken. Da nun jener klagte, daß der Bergbau zum erliegen gekommen sei, so antwortete der Mönch, er glaube das gern; das Bergwerk könne nicht in die Höhe kommen, weil dasselbe versetzt sei mit dem linken Fuße einer Stute, in welchen 3 Nägel geschlagen seien. Würde der Zauber gehoben, so würde man nicht mehr sagen „Goldlauter," sondern „Lauter Gold." Wie der Reisende heim kam, wurden ihm Vorwürfe gemacht, daß er nicht tiefer in den Mönch gedrun-

gen habe, um von demselben zu erfahren, wie denn jener Zauberbann vom Bergwerk zu heben und zu lösen sei? — Jener versprach nun, bei seiner nächsten Reise dem Mönche nachzuforschen, allein er kehrte nicht wieder heim, denn er hatte das Unglück, in der Elbe zu ertrinken. Noch heißt eine Felswand nahe der Goldlauter „die Hoffnungswand," und heißt die Vertrauenden hoffen, und in der Hirschzunge steht ein ganzer goldener Hirsch, der einst erschlossen werden wird.

169.

Teufelsbad und Teufelskreise.

Aus der Goldlauter führen steile Waldpfade hinauf zum Forst- und Gasthaus zur Schmücke und zu dem dieser nahen Schneekopfgipfel, den jetzt ein steinerner Thurm als Lug ins Land ziert. Wie der Brocken des Harzwaldes, gilt der Schneekopf des Thüringerwaldes der Sage als eine der Leibresidenzen des Meister Urian, denn er hat auf dieser Höhe sein Bad, was ihm auf dem Brocken mangelt, wo nur sein Brunnen quillt und seine Kanzel steht, auf der er vor 18 Jahren zum letztenmale gepredigt haben soll. Das Teufelsbad ist ein Moortümpfel, so tief, wie der Schneekopf hoch ist. Wer da hinein fällt, kommt nie wieder heraus. Einen Bergmann aus der Goldlauter begegnete eines Abends in der Dämmerung ein großer Reiter in einem feuerfarbenen Mantel, fragte nach dem Wege zum Schneekopf und nahm ihn zum Führer und Wegweiser an. Als er in die Nähe der Teufelskreise, welches weit und breit verrufene Sumpfstrecken sind,

mit dem Bergmann kam, stieg er vom Rosse ab, hieß dasselbe dem Führer halten, und breitete seinen Mantel auf die Erde. Dann stieg er in die Sumpflache hinab und nahm zu seiner Erfrischung ein kaltes Bad; so wie er in den Sumpf stieg, zischte es und es wallten Dämpfe auf, als wenn ein glühendes Eisen in kaltem Wasser gelöscht würde. Als sich der Rothmantel gehörig abgekühlt hatte, stieg er wieder aus dem Bade, und ließ sich sammt seinem Roß wieder auf die Straße geleiten, dabei gebot er dem Bergmann, er solle seinen Kober voll Laub pflücken und dieses mit nach Hause nehmen, das solle sein Führerlohn sein. Innerlich unzufrieden, aber von Furcht überwältigt, that der Bergmann wie ihm geboten war, und wie er das abpflücken des Laubes vollendet hatte, so war sein Reiter verschwunden. Daheim wartete die Frau mit Scheltworten statt mit der Abendsuppe auf, daß er so spät heim komme, und da sie statt etwas mitgebrachtem an Eßwerk nur das Laub im Kober fand, wurde das häusliche Gewitter gar schwer und drohte mit einschlagen. Das Laub schüttete die erzürnte Frau gleich zum Fenster hinaus auf den Mist. Am andern Morgen that sie ihrem Manne, da er wieder an die Arbeit gehen mußte, ein Stück Brod in den Kober, da hingen noch einige Blättchen von dem Laub im Korbgeflechte, und schimmerten so schön grüngoldig, und waren eitel Dukatengold. Jetzt war es an der Zeit, daß der Mann aufbegehrte, gleich solle die Frau gehen und das weggeworfene Laub wieder holen. Sie eilte schon aus eigenem Antrieb danach, es war aber draußen kein Laub mehr vorhanden, wohl aber in ihres Mannes Hand ein dürrer Stecken — o weh!

170.

Der Jägerstein.

Eine Strecke unter den Teufelskreisen auf dem Schneekopf, an denen es niemals geheuer ist, und wo es die Reisenden schon oft geneckt, irre und in bodenlose Sümpfe geführt hat, steht ein Denkstein mit einer alten jetzt kaum noch lesbaren Inschrift zum Gedächtniß einer Unglücksthat, welche die Sage des Volks zu einer zauberischen Verblendung umgewandelt hat. Ihr zufolge lebte zu Gräfenrode, am jenseitigen Fuße des Schneekopfs, nach Arnstadt zu, ein Förster, der hatte einen Jägerburschen, mit welchem er in Unfrieden lebte, und den er daher auf mancherlei Weise tückte und ärgerte. So gab er ihm, der noch dazu sein Vetter war, den Auftrag, einen Feisthirsch zu schießen, der seinen Stand im Schneekopfreviere hatte, und dort herum wechselte und sich sehen ließ, das war ein prächtiger Hirsch von sechzehn Enden oder noch darüber. Aber der Jägerbursche, der Caspar hieß, vermochte nie den Hirsch zu schießen, obschon er denselben oft ganz nahe sah und schußgerecht vor sich hatte; entweder versagte sein Gewehr oder der Schuß ging fehl, und der Hirsch ging gemachsam seiner Wege, sah sich auch wohl noch einmal nach dem Jäger um, und machte ihm mit dem stattlichen Geweih eine Reverenz. Kam nun der Caspar Abends nach Hause, und hatte den Hirsch nicht geschossen, so regnete es Spott- und Stichel- und Stachelreden — was für ein geschickter und jagdgerechter Schütze er sei, und die Hirsche würden ihm demnächst eine Dankadresse dafür überreichen, daß er sie so menschen- und hirschefreundlich zugleich behandle, und sie schone, und ob vielleicht seine

Büchse nicht mehr töde? da solle er doch einen Feuermolch oder Unk hinein laden, und dergleichen — und das alles wurmte den Caspar sehr, ging daher zu einem alten Jäger, der bewährt war in Jägerkünsten, guten und schlimmen, und klagte diesem Miß= und Ungeschick. Der alte Jäger schüttelte den Kopf und sagte: Dir soll bald geholfen werden. Gehe morgen in aller Frühe nach Gehlberg in die Glashütte; nimm Deine Kugelform mit, und forme Dir eine Kugel aus reiner Glasmasse. Auf alle Fälle hat Dir ein Feind einen Weidmann gesetzt, aber das Glas widersteht allem Zauber und allem Bösen, deswegen können sich auch der Teufel und die Hexen nicht im Spiegel sehen. Mit dieser Kugel, die Du stillschweigend in Deine Büchse laden mußt, schieße Du nur in Gottes Namen auf den Hirsch. Caspar befolgte diesen einleuchtenden Rath, ging Abends abermals wegen dem Hirsch auf den Anstand, und brauchte gar nicht erst zu warten, so kam der kapitale Bursche und äsete sich, und schaute sich um. Ein Blitz — ein Ruf: in Gottes Namen! und da brach der Hirsch zusammen, und freudig eilte Caspar zu ihm hin, ihm den Genickfang zu geben, falls er nicht völlig gut dahin getroffen haben sollte, wohin er gehalten, nämlich nach dem Kopfe. Aber o Schreck — da lag kein Kapitalhirsch — da lag mausetod der Prinzipal und Vetter, der sich durch böse Weidmannspraktiken selbst in den Hirsch verwandelt hatte. So hatte er seinen Lohn dahin. In das Kirchenbuch zu Gräfenrode wurde aber der Unglücksfall folgendermaßen eingetragen: „A. 1690, den 16. Septbr. ist der Fürstl. Sächs. Forst-Knecht, Herr Joh. Valentin Grahow, Abends nach 4 Uhr von seinem Vetter Caspar, der ein Jäger-Bursch war, im Walde am Schnee-

kopf, in Verblendung einer Hirschgestalt, an den Schlaf durch den Kopf geschossen worden, da Knall und Fall eins gewesen."

171.

Die Kirche zu Schmiedefeld.

Von Suhl aus ostwärts führt eine gute Fahrstraße, welche ganz nahe beim Dorfe Schmiedefeld auf die schöne Hochstraße stößt, die von Schleusingen nach Ilmenau geführt ist. Auf diesem Wege kommt man über den Todenberg, einige sagen auch rothen Berg, und der letztere Name erinnert wieder an den „rothen Stein", zumal dort dieselbe Sage wie von letzterem wieder begegnet, denn es läßt sich dort auch alle 7 Jahre eine Jungfrau sehen, die als Hütherin eines Schatzes erscheint, daran ihre Erlösung geknüpft ist. Sie bezeichnet die Stelle, wo der Schatz ruht, ganz genau. Es müssen aber nur Berufene und Reine sein, die den Schatz gewinnen können. Einmal kamen zwei Schmiedefelder Bauern, der eine hieß Hans Toffel und der andere Michel Henner, und machten sich an die Schatzgräberei, da kam plötzlich ein grausames Hagelwetter über die beiden, und ein Hagel von Steinen obendrein, der ihren Köpfen vorbeisaußte und ihre Pelze traf — da ließen beide ab vom Schatzgraben.

Eigen erging es beim Bau der jetzigen Kirche zu Schmiedefeld. Es war für dieselbe ursprünglich ein ganz anderer Platz bestimmt, als der, auf dem sie jetzt steht. Man fuhr die Steine an, die gezimmerten Balken auf den bestimmten Bauplatz, und andern Tages lag alles anders-

wo, aber in guter Ordnung. Die Maurer gruben am Grunde, aber am andern Morgen war alles wieder zugeworfen, niemand vermochte zu ergründen, von wem? Es ging damit also seltsam her, wie mit dem Bau zu Altenberga, als man die Johanneskirche vom Berggipfel, wo Bonifacius sie begründet hatte, unten hin, an des Berges Fuß bauen wollte. Und so wählte man den heutigen Platz, worauf sich dann der Bau wundersam und gleichsam von selbst förderte, und die Kirche schön und stattlich erbaut ward.

172.
Das Gottesfeld.

Drei Stunden von Schleusingen in der Richtung nach Suhl zu hebt der Adlersberg seinen breiten, kahlen und unfruchtbaren Gipfel. An ihm liegt das Gottesfeld, eine verrufene Stätte, über welche auch im heißesten Sommer die Luft kalt hinstreicht. Eine Stadt lag einst auf dieser aussichtreichen Höhe, reich und schön, und beherrschte rings das Land. Aber die Tugend und die Gottesfurcht wohnten nicht in ihr, und ihre Einwohner waren gottlos und lasterhaft, und forderten durch Missethaten aller Art die Strafe des Himmels so lange heraus, bis er sie traf. Die Stadt versank mit allen ihren Bewohnern, und das Feld, das der Zorn Gottes getroffen, wurde ein großes, weites Grab. Einst wühlte ein wildes Schwein auf dem Berge, und ein Hirte fand an dem Orte, wo dasselbe gewühlt, das Oehr einer großen Glocke dem Boden entragen, warf etwas auf sie, und grub sie dann vollends aus. Darauf wurde die Glocke nach Schleusingen gebracht, und

dort geläutet. Aber ihr Ton war schauerlich, und beim drittenmale Läuten zersprang sie. Darauf wurde sie umgegossen, allein es war derselbe Schall, wie der vorherige; es klang immer ohrzerreißend: Sau aus! Sau aus! und dann zersprang die Glocke abermals. Noch zweimal goß man die Glocke um, aber der Ton war und blieb derselbe, worauf man, da man sie zu Gottes Ehre nicht läuten konnte, sie bestimmte, blos als Sturm- und Feuerglocke geläutet zu werden.

Nicht weit vom Gottesfeld steht ein dritter Fels, welcher der rothe Stein heißt, häufig aber auch der Schlüsselheinze-Stein, an welchem es nicht geheuer ist. Ein Reiter ohne Kopf läßt dort sich blicken, der einst sammt seinem Roß von der Spitze des hohen Porphyrfelsens hinab stürzte, und sich den Kopf abfiel.

173.

Die Wasserminnen.

Die Stadt Schleusingen hat von uralten Zeiten her zum Wahrzeichen eine Wasserminne, ein Wesen, welches man im heidnischen klassischen Alterthume eine Sirene nannte; dieses Zeichen kann man auf dem Schilde des dortigen Rathhauses im frischen Farbenschmucke der Erneuung täglich prangen sehen. Ein reicher Graf soll, als er in dieser Gegend jagte, ein weißes Reh aufgejagt und unablässig verfolgt haben, das in eine Grotte sich flüchtete, und wie er auch hier nachfolgen wollte, wäre ihm über drei Quellen eine herrliche Wasserfeine erschienen, die ihm vertraut habe, jenes Reh sei ihre verzauberte Tochter,

die er erlösen könne. Dieses Erlösungswerk habe der Graf auch glücklich vollbracht, das Reh sei das schönste Fräulein geworden, welches er gefreit, und den Namen von der Brunnstätt angenommen habe. Er sei der Gründer der Stadt Schleusingen geworden, habe auch zuerst das Schloß daselbst zu bauen begonnen, und zwar über dem Quellbrunn, darin die Wasserminne noch immer wohnen soll. Man hat später diese Sage mit allerlei neuromantischem Beiwerk verbrämt und sie verwässert. Jedenfalls blieb aus sehr alter Zeit die Ueberlieferung von einer Brunnenstätte, und einer deren Grotte vielleicht bewohnenden Alrune oder Idise haften, an welche die Sage von der Todtenlache anklingt. So heißt nämlich ein ziemlich umfangreiches Wasserbecken ohne sichtbaren Zufluß im Schleusethale, das mit mehreren nachbarlichen Brunnen und Bergquellen in unterirdischer Verbindung stehen soll, und von welchem die bekannte Nixensage in bester Form im Munde des Volkes lebt. Ein Nixlein kam aus jener Lache auf die nahe Hudel- oder Ruderburg, einem Wirthshause, zum Tanze, trieb Kurzweile mit einem hübschen Burschen, tanzte fleißig mit ihm, verliebte sich in ihn, und machte ihn in sich, in das Nixlein, verliebt. Darüber kam die Verspätung und in deren Gefolge das Abschiedherzeleid, und die Furcht vor dem zürnenden Wassergeiste im tiefen Schooße der Todtenlache. Wenn deren Wasser am nächsten Morgen hell und grün sei, so sei es gut; wäre es aber roth, so habe das Nixchen seine irdische Liebe mit dem Tode gebüßt. Am andern Morgen ging der Friedel nach dem kleinen See — der war blutroth, und da zog ihn die mächtige Liebe ihr nach und hinein zum tiefen Grunde. In einer alten Schrift wird von diesem Wasser berichtet:

„Alte Leute haben erzählt, daß kurz vor dem dreißigjährigen Kriege und besonders vor dem Croatischen Einfall in Schleusingen Wassermenschen aus der Lache hervorgegangen und unterschiedlich gesehen worden sind."

174.
Gespenstige Jäger und Bockreiter.

Schleusingen und seine Umgegend sind so reich an örtlichen Sagen, daß mit solchen allein ein Buch zu füllen wäre; von Schätzen, Schatzgräbern, Popanzen, Jesuitern, Todtenerscheinungen, Feuermännern, Gespenstern, spukenden Thieren, vom Teufel, Hexen und Hexenmeistern wäre viel zu sagen. Nordöstlich der Stadt, im Schleusinger-Neundorfer Forste, liegt der Silbacher Berg, an dessen Südseite, nach dem Dorfe Hinternahe zu, ein Fleck, welcher die Wilke heißt (vom mittelhochdeutschen Worte Wilge: Weide). Dort geht ein gespenstiger Weidmann um, der von vielen gesehen worden ist; er durchwandert sein Jagdrevier, stets von einem Hunde begleitet, bis herunter in die Gegend des Gutes Rindermannshof, und läßt fleißig seinen Jagdruf „Ho ho!" ertönen, gleich dem „Hoihoimann" im Wertinger Moor. *)

In dieser Gegend hebt auch der Einfirst seinen ziemlich verrufenen Gipfel; eine Wallfahrtkapelle hat vormals droben gestanden; über ihm zieht die wilde Jagd hin, man hört ihr Getöse in den umliegenden Dörfern. Ebenso am Einsiedlerberge und von da nach Eisfeld zu.

---

*) D. S. B. 964.

Dort herum liegt eine Schleifmühle: der Tellerhammer, und südlich derselben, westlich von Heubach, ein Bergwald, „die Leite" genannt, der wegen seiner Ungeheuerlichkeit von Alt und Jung gefürchtet ist. Wer des Nachts oder selbst am Tage dorthin kommt, ist seines Lebens nicht sicher, denn es ist dort ein Geist hingebannt, der in Jägertracht auf einem Bocke reitet, und schrecklich brüllt, der die Wanderer schreckt und nach Befinden umbringt. Einmal fuhr ein Büttner in Begleitung seiner Frau einen Schiebkarren voll Büttnerwaaren durch die Leite, der hörte von weitem den Bockreiter brüllen, wußte aber nicht, was es war, und ließ sich beigehen, das Geschrei nachzuahmen. Alsbald sauste das Gespenst daher und brach ihm das Genick. Mit Todesschrecken sah es die Frau und eilte, von Grausen erfüllt, nach Hause, und verkündete das geschehene und gesehene.

175.

Der Wässermann.

Mancherlei eigenthümliche Sagen bergen sich in die stillen Thalgründe des Thüringer Waldes in den Distrikten zwischen der südlich gelegenen Stadt Eisfeld und der nördlich gelegenen Stadt Ilmenau. So im Thale der Schleuse bei den Dörfern Ober- und Unter-Neubrunn zeigt sich auf den Wiesen bei nächtlicher Weile der Wässermann, welcher rastlos bemüht ist, die Waldwiesen zu wässern. Er trägt eine silberne Haube, und hat am Rocke silberne Knöpfe, breite Schöße am Rock, aber keinen Kragen, den Hals zu schützen, den er auch

nicht braucht, da er keinen Kopf hat, und die Haube nur zum Schein aufgestülpt ist. Einst ging ein Mann im Mondschein durch das Thal, sahe jemand wässern, wußte aber nicht, daß es der Wässermann war, und ging auf ihn zu — da sah er mit schaudern, daß er einen Geist vor sich habe, doch fügte der Wässermann ihm kein Leid zu, sondern arbeitete fort. Auch der Thalwanderer eilte nach Ober-Neubrunn zu — kaum wagte er scheu, sich noch einmal umzusehen — da sah er noch den Wässermann; indem so schlug es in Ober-Neubrunn Eins, und mit dem Schlage verschwand der Geist. Bei Ober-Neubrunn ist ein Berg, heißt der Brücknersberg, der ist voll Wasser, und droht einzustürzen und alle Thäler mit seiner Fluthfülle zu überschwemmen, wie der Sperrhügel, der Schneekopf und der Singerberg. Häufig hört man es in seinem Schooße rauschen und brausen. Auch der „Kirchhügel" bei Ober-Neubrunn ist merkwürdig. Er heißt so, weil keine Kirche droben. Es sollte eine hinauf gebaut werden, wollte aber nicht droben stehen, und es fand mit ihr gerade das Gegentheil statt, was sich mit der Sankt Johanniskirche über Altenberga zutrug.

In der Gegend von Heubach, Schnett, Ernstthal und dem ganzen Waldgebiete, das sich von da aus nach Südosten ausdehnt, giebt es sehr viel Sagen, die aber meist ihren Wiederhall auch in andern Berg- und Waldgegenden finden, daher deren Mittheilung nur aus Wiederholungen bestehen könnte. Nicht unanziehend aber dürfte diese sein: Unter Heubach am südlichen Abhange des Schufberges, der sehr steil ins Thal abfällt, fuhr einst ein junger Bauer mit Blochen. Eben als er die Hemmkette anlegen wollte, zogen die Ochsen an, der Wagen

rollte abwärts, vergebens strengte der Knecht alle Kraft an, ihn aufzuhalten, die Ochsen stürzten unter der schweren Wucht des belasteten Wagens, und die Hinterräder trafen und zermalmten den Wagenlenker. Am Jahrestage seines Todes erscheint er, und schreit fürchterlich, und knallt mit seiner Peitsche, daß es weithin schallt. Hirten gruben zu seinem Andenken ein Kreuz in den Rasen, und das erneuern sie alljährlich, wie das Rasenkreuz bei Rohr und das von Steinen gelegte Kreuz am Fuße des Streufhain erneuert wird.

176.

Reichmannsdorf.

Ueberm Gebirgskamme drüben jenseit von der Steinheide liegt der Marktflecken Reichmannsdorf, an dem in noch ungleich höherem Grade, wie um Steinheid, die Bergmannssage blüht. Der Goldberg war es, der überreiche Ausbeute gab; schon im zwölften Jahrhundert war der Bergbau dort in hohem Flor. In Goldgewändern prunkten Männer und Frauen einher, mit goldenen Kugeln schoben sie nach goldenen Kegeln. Es waren allzumal reiche Mannen, das gab dem Orte den Namen, den er bis heute führt. Das Kegelschieben ist Nachhall alter verklungener Riesensage, denn ein Thal in der Nähe des Ortes heißt noch der „Riesenbach“. Aus dem Reichmannsdorfer Bergsegen wurde die herrliche St. Johanniskirche zu Saalfeld erbaut. Ein bis zwei Meilen rund um Reichmannsdorf verbreiteten sich die 122 Gold- und Silbergruben. Einst fand man einen gediegenen Gold-

klumpen, der war 4000 Gulden werth. Es giebt auch Dukaten aus Reichmannsdorfer Golde.

Einst besuchte ein Herzog von Sachsen das Bergwerk, auf seinen goldenen Stuhl ward er gesetzt; ein junger Bergknappe fuhr mit ihm an im reichsten Schacht, und zeigte ihm drunten alles Sehenswerthe. Der Herzog belohnte seinen Geleiter sehr reich, und dieser prunkte mit dem empfangenen Golde. Da erwachte Verdacht gegen ihn, daß er das Bergwerk bestohlen habe. Er wurde verhaftet, und ihm durch die Folter das Geständniß eines Verbrechens abgepreßt, dessen er nicht schuldig war. Dann wurde er hinausgeführt und als Dieb gehenkt. Seine alte Mutter aber in ihrer Verzweiflung füllte ein Gemäß mit Mohn, schritt zur reichsten Grube, schüttete allen Mohn hinab und verwünschte das ganze Bergwerk. So viel Körnlein Mohnes jetzt da hinab fallen, so viel Jahre soll das Reichmannsdorfer Bergwerk verwünscht und verflucht sein! Deß bringe ich mich selbst zum Opfer dar! — und stürzte sich dem Mohne nach, und starb dem Sohne nach. Von Stund an war es zu Ende mit dem Bergsegen, die Stollen und Schachte brachen, wurden ersäuft, kamen zum erliegen, und der so reiche Ort verarmte.

Am Goldberge wiederholt sich die Venetianersage. Wichtiger noch ist der Venusberg, in welchem eine weiße Frau wohnt, die zu Zeiten auf demselben wandelnd erblickt wird — die offenbar keine andere ist, als die Frau Venus der deutschmittelalterlichen, die Frau Hulda der urgermanischen Mythe.

Viele Sagen gehen auch von besonderen Schätzen, die unter den Trümmern einer alten St. Brandanskirche ruhen sollen. Die Stätte heißt insgemein Gebramets-

Kirchen. Zu Schmiedefeld hat vordessen ein Köhler gelebt, der hieß Christoph Seifert — dem sollen die Schätze bescheert gewesen sein, er hat sie aber nicht gehoben. Auch ein Schloß soll nahe dabei gestanden haben.

177.

Schloß Wespenstein.

Ueber dem Städtchen Gräfenthal, 1 Stunde von Reichmannsdorf erhebt sich auf steilem Thonschieferfelsen unmittelbar über der Kirche das alte Schloß Wespenstein, ein Herrensitz der Reichsmarschalle Grafen von Pappenheim, die für Gräfenthal sehr wohlthätig wirkten, und von denen mehrere in der Kirche Denkmäler erhielten. Ein Theil des Schlosses ist bereits Ruine. Die Sage geht, daß der Erbauer des Wespenstein, der aus dem Schwarzburgischen war, von seinem ganzen Verdienste, als er den Bau vollendet gehabt, nicht mehr von dannen trug, als 21 Groschen. Und um dieser 21 Groschen Willen sei der arme Mann von Räubern, welche Wunders glaubten, wie viel seines Lohnes er mit sich führe, auf dem Walde angefallen und erschlagen worden. Im Mittelalter hieß der Wespenstein nur „das Hus von Grevental."

Unter dem Bergschlosse sollen ungeheure Gewölbe befindlich sein, und zu Pferdeställen gedient haben, ebenso soll ein unterirdischer Gang vom Schlosse hinab in die Kirche zu Gräfenthal geführt haben, 5 Stollen hoch. Vom Gräfenthaler Kirchthurme, so wird erzählt, wurde einst ein Currentschüler durch die schwingende Glocke aus dem Schallloche, in das er sich aus Uebermuth gestellt — herab-

geschleudert, kam aber von seinem wehenden Mantel, wie von einem Fallschirm getragen, glücklich und unversehrt auf dem Boden an.

178.

Schätze in der Bärenwand.

Eine gute Stunde von Gräfenthal liegt ein einsames Vitriolwerk in der Wüstung Arnsbach, in einem wilden, felsreichen Grunde. Dort zeigt man noch die Stätte eines alten Schlosses, Namens Laubes, das haben Raubritter bewohnt, welche die Straße unsicher machten, die von Gräfenthal nach Judenbach zieht, und die der Rennsteig auf dem Kamm des Gebirges durchschneidet. Ohnweit davon ist die Bärenwand mit gewaltigen Felsen, von denen eine Gruppe die „Königsfestung und die Teufelskanzel" heißt. Innerhalb dieser Felsenwand ruht ein großer Schatz. Ein Prinz, der in den Berg verwünscht ist, hütet denselben, und spielt darin zur Zerstreuung mit goldenen Kegeln und Kugeln. Oft schon haben Wanderer den rollenden, klingenden Klang gehört, und wußten ihn nicht zu deuten. Der ganze Grund ist nicht geheuer. Auf der hohen „Baalskuppe", die ihn überragt, sieht man zu Zeiten ein webberndes Flammenfeuer. Dann tritt der Teufel als Baalspfaffe auf seine Kanzel und predigt Aufruhr und Hochverrath.

179.

Die sechs Bergzwerge.

Im Thalgrunde der Piesau über Wallendorf liegt in der Nähe der drei kleinen Gewerken-Orte Oberbock, Unterbock und Teich eine weit ausgedehnte Berghalde, der Rest eines eingegangenen Kupferbergwerkes, davon noch das große, das kleine und das obere Kupferthal die Namen tragen. Die weitläuftigen Schachte und Stollenlöcher sind verschüttet; sie könnten aber heute noch offen und das Bergwerk im Flor sein, wenn nicht etwas versehen worden wäre. Es lebten nämlich in diesem Grubenwerke sechs Unterirdische oder Bergmännlein, die begannen stets, wenn die Bergleute Schicht machten und ihr Tagewerk beendet hatten, zu arbeiten, und schafften mit außerordentlicher Thätigkeit, aber ihre Anzüge waren dafür auch außerordentlich schmutzig und zerlumpt. Das dauerte der Besitzerin des Bergwerkes, der alten Frau Bergräthin Hammann, einer Frau, die ebenso reinlichen als dankbaren Sinnes war, und sie beschloß den sechs Zwergen eine hübsche Christbescheerung mit recht netten, neuen und bunten Anzügen zu machen, die sie ihnen nebst einem schönen weißen Christstollen für jeden, vor das Stollenloch legte. Als nun die kleinen Heidengeister diese Gabe fanden, achteten sie ihrer kaum als Christgeschenk, doch zogen sie die Kleidchen an, machten traurig komische Gesichter und Grimassen, und riefen:

Nun haben wir unseren Lohn,
Und gehen auf und davon.

wie dort die Hütchen bei Brotterode (s. Sage 138) und wie in hundert ähnlichen Sagen. Und gleich nach dem Abzuge

der Zwerge fielen wilde Wasser in die Gruben und das zuvor so reiche Bergwerk kam zum erliegen.

180.

Suinenburc.

Sonneberg, die Welthandelstadt des Thüringerwaldes, der keine zweite auf irgend einem andern deutschen Gebirge es jemals gleich gethan oder gleich thut, ein Knotenpunkt wichtiger Handelsstraßen, hieß vormals „das Städtlein an der Rotin" (die Röthen, ein Flüßchen) und nur eine Burg über ihr empfing den Namen von der Sonne, aber auch nur mittelbar, denn der alturkundliche Name Suinenburc (noch 1144) läßt eine ganz andere, minder sonnige Deutung zu. Doch heißt die Stadt nun einmal Sonneberg, weil ein Nachfolger Crafts von Suineburc (1144) Heinrich, sich 1206 von Sunnenberg schrieb, und von ihr selbst lautet die kennzeichende alte Priamel:

Wer in Stein-heid ist und fühlt keinen Wind,
Durch Steinach geht und sieht kein Kind,
Und von Sonneberg kommt ohne Spott,
Ist ein Gesegneter vom lieben Herrgott.

Die alte Stadt drängte sich nicht so wie die heutige, theilweise in einen engen Grund ein, sie lag freier, vorn in der lachenden Ebene der Herrenaue, und hatte zu Oberherren die Herzoge von Meran. Dann kam Sonneberg an die Grafen von Henneberg, die es zur Stadt erhoben.

Daß die Burg Sunaburg geheißen, ein Frankenherzog Süno sie erbaut habe u. dgl., sind neue Fabeleien,

die mit andern Spielwaaren von Nürnberg nach Sonneberg verpflanzt wurden. Aber von unterirdischen Gängen der alten Suineburg, welche die Verbindung des Schlosses mit dem Städtlein an der Röthen unterhielten, und im Schloßberg noch verwahrten Schätzen meldet die örtliche Sage mancherlei. Die Burg brannte im Jahre 1596 nieder und es blieb kein Stein von ihr auf dem Berge. Jetzt ziert ihre aussichtreiche Stätte ein Gesellschaftshaus und ein Thurm. Auch hier die Sage, daß eine weiße Jungfrau vom Schloßberge abwärts wandle, und auch unterirdisch in einen in der Stadt gelegenen Keller gehe.

181.

Der Hexenstein.

Nachhall des Hexenglaubens spukt noch durch alle Gaue und Gebiete Thüringens, mehr als man glauben sollte. Schon die Namen der vielen „Hexenberge, Hexenrasen, Hexenbächel" u. s. w. erinnern daran. Bei Effelder an der Straße von Schalkau nach Sonneberg und Neuhaus ist ein Hexenberg, auf dem verirrt sich jeder, der ihn überwandert, wenn er nicht zuvor die Strümpfe wechselt. Von Sonneberg nach Neuhaus zu kommt man über das Dörfchen Malmerz, da steht außerhalb des Ortes ein Stein, der heißt der Hexenstein und ist weit und breit berufen. Eine Frau soll denselben, nachdem sie als Hexe angeklagt war, um ihre Unschuld zu beweisen, und dadurch ihr Leben zu retten, von Ober-Lind heraufgetragen haben, und wollte ihn noch weiter tragen, aber sie erlag der Last, vielleicht auch der Last eines schuldigen Gewissens, und starb an der

Stelle, an welcher der Stein steht. Dieser Stein nun, den die Hexe getragen, soll sich, ein wenig Staub von ihm abgeschabt, und auf Butterbrod, oder auch ohne Butter statt Salzes gestreut, gar trefflich gegen hexenhaftes Bezaubern und Anthun erzeigen. Weither, aus dem Bayrischen sogar, kommen noch immer die Leute und schaben vom Hexensteine Pulver ab. Die uralte Homöopathie des Aberglaubens — similia similibus curantur.

182.

Die Zwerge bei Naila.

Vom Fichtelgebirge, an dessen höchstem Bergkopfe die thüringische Saale entspringt, ziehen und schweben die Schleier der Sage nach dem nahen Frankenwalde herüber, und lassen sich auf thüringischem Boden nieder. Der „Nachtjäger", der im Butzenreut, im Zeitelmoos und anderen Forsten dieser Gebirge rumort, streift mit dem Heere seiner Butzen (Pötze, Pütze, Pöpel, Popanze) auch auf dem Frankenwald, und wird auf dreibeinigem Rosse reitend, von Jagdhunden umkläfft, stetig jagend erblickt. Und wie fast überall da, wo auch nur noch Spuren sagenhafter Ueberlieferung vom wüthenden Heere und wilden Jäger anzutreffen sind, die Zwergensage auftritt, so auch in diesen Gründen. Beim Dorfe Naila, zwischen Markt Selbitz und Lichtenberg, ist eine Höhle, gleich dem Zinselloche oder jener im Hörseelenberge (s. Sage 73), in dieser wohnten einst Zwerge. Eine Anzahl junger Bursche brach einst mit brennenden Spahnschleiffen hinein, fanden

einen engen Gang, ein paar Acker lang, dann eine Grotte, in der just ein Mann nothdürftig stehen konnte, und in der Grotte viele kleine Oeffnungen, wie Seitenkämmerchen, da aber erfaßte die Bursche allzumal ein Grausen, und sie enteilten der Zwergenhöhle, und es war ihnen mehrere Tage übel zu Muthe, und nie gedachte ihrer einer wieder daran, noch einmal dort hinein zu gehen.

Einem Bauer aus Naila, welcher Kohmann hieß, und mit 2 Pferden seinen Acker bestellte, brachte seine Frau ein neugebackenes Brod zum Frühstück, das sie in ein reines Tüchlein gebunden hatte, und auf den Ackerrain legte, worauf sie den Rain mit der Sichel abzugrasen begann. Da trat, wie aus der Erde emporgewachsen, ein Zwergweibchen zu dem Ackersmann, und sprach zu ihm: Leihe mir Dein Brod! Du bist noch nicht hungrig, aber meine Kinder hungern sehr, und unser Brod ist noch im Backofen. Bis zur Mittagsstunde bringe ich Dir anderes Brod. Der Bauer war es zufrieden, er wußte ohnehin, daß mit den Zwergen nicht viel zu spaßen war, und jenes Weiblein nahm sein Brod und ging. Kaum war in der Mittagsstunde das Gebimmel des Zwölfuhrglöckchens vorüber, welchem Gebimmel die Zwerge gar nicht grün sind, so war die Zwergin wieder da, hatte in einem äußerst feinen Tüchlein einen frischbackenen Brodkuchen, reichte denselben im Tuche dar und sprach: Nimm und iß ohne Scheu! Es soll Dir gedeihen! Das Tuch lege hin, ich hole es wieder, aber wir sehen uns nicht wieder. Das Volk der Zwerge muß auswandern — ihr zwingt uns dazu. Eure Hämmer und Pochwerke, euer Glockengeläute und ewiges Gebimmel, euer fluchen und schwören, das alles ist's, was uns vertreibt. — Und damit verschwand

das Weiblein, und bald darauf nahm das Volk der Zwerge in der Umgegend von Naila seinen Abschied. Ob das Weiblein das Tuch geholt, ob dem Bauer ein Dank geworden, meldet die Sage nicht.

183.

Der lange Mann.

In der Marktgasse zu Hof hat sich vor Zeiten bei nächtlicher Weile ein gewaltig großer und langer Mann sehen lassen, kohlenschwarz von Farbe, der schritt so gespreizt durch die Gassen, daß die Leute unter seinen Beinen durchgehen konnten, und reckte den Hals so lang, daß er den Leuten, die in den höchsten Stockwerken wohnten, in die Fenster sehen konnte. Eines Abends schritt eine Frau durch die Marktgasse, welche Walburg Widmännin hieß, und sah mit Schrecken den langen Mann in der Gasse stehen. Sie hatte Eile, er schien keine zu haben, folglich faßte sie sich ein Herz, und schlüpfte, ein Kreuz schlagend, unter den Beinen des langen Mannes durch. Kaum war die Frau darunter weg, so schlug der lange Mann seine langen Beine zusammen, daß es einen schallenden Klapp that, wie von starken Knochen, und dann ein Gerassel und Geprassel, als ob ein Riesenskelett zusammen breche. Gleich den nächsten Tag kam die Pest nach Hof, und verbreitete sich von da nach Oelsnitz, und nach Plauen und von da aus über das ganze Voigtland, das durch sie in furchtbarer Weise verheert und entvölkert wurde, so daß noch zahlreiche örtliche Sagen von ihr sprechen.

184.

Das seltsame Stadtrecht von Schöneck.

Ohnweit Oelsnitz liegt ein altes Städtchen, heißt Schöneck, darin herbergte einst, im Jahre 1370, Kaiser Karl IV., und weil es ihm wohl allda gefiel, und Rath und Bürgerschaft um eine Gnade baten, so begnadigte er den Ort mit dem Stadtrecht und mit Freiheit von allen Abgaben. Dabei aber war eine doppelte Bedingung, erstlich, daß das Städtlein nie mehr Häuser gewinnen dürfe, als 141, und daß es, so oft der Landesherr dort erscheine, ihm eine Gabe von 5 Pfund Hellern und einen hölzernen Becher darbringen müsse. Darauf ist lange fest gehalten, und des Städtchens Aufblühen dadurch niedergehalten worden. Ob man alldort nicht in der neueren Zeit lieber Abgaben zahlt, und dagegen der Stadt freie Entfaltung ihres Wachsthums vergönnt, ist uns nicht bekannt geworden.

185.

Schloß Voigtsberg.

Nahe bei Oelsnitz erhebt sich ein Berg mit dem alten Stammschlosse Voigtsberg, welches nicht nur dem Amte, sondern dem ganzen Voigtlande seinen Namen verlieh. Eine sehr alte Sage führte die Erbauung bis zu des Römers Drusus Germanicus Zeiten hinauf, der hier Lager geschlagen haben soll, und spätere Dichter reimten:

Druse, der edle römisch Voit
Baute diesen Berg in Noth,
Da er Kriegs in Deutschland pflag,
Voigtsberg heißt es auf diesen Tag.

und ferner:

Vom Voigtsberg das ganz umliegend' Land
Ward allenthalben das Voigtland genannt.
Die Burg, die stund viel manche Jahr
In der Herrn von Plauen Hand ohn' G'fahr.

Karl der Große soll zuerst dem Lande einen deutschen Schirmvoigt gegeben haben, und dieser habe Eckebrecht geheißen. Einer der drei Söhne desselben hieß Heinrich, und war der Fromme zubenamt. Dieser hinterließ abermals drei Söhne, von denen der mittlere wieder Heinrich hieß, den Beinamen: der Reiche führte, wie denn dieser Name bedeuten soll Heim-reich, d. h. der ein reiches Heim oder Erbe hat. Dieser Heinrich hinterließ vier Söhne, welche die Stammväter der vier Linien des Reußenlandes wurden, und war dieser Name Reuß von Ruzzen, einem wendischen Volksstamme abgeleitet, daher im russischen Czarentitel es wiederum also lautet: Selbstherrscher aller Reußen.

186.

Frau Bertha von Reuß.

Die Gemahlin des oben erwähnten Heinrich des Reichen war Frau Bertha, Tochter eines Herzogs in Tyrol und Kärnthen und Kaiser Heinrich VI. nahe Verwandte. Diese liebte ihren Gemahl herzinniglich, und begehrte von ihm, er wolle doch, weil er selbst Heinrich heiße, und auch der Kaiser, ihr naher Freund, diesen Namen führe, und aus Ehrerbietung gegen denselben ihren vier Söhnen den Namen so bestätigen, daß bis an der Welt Ende kein Herr des Voigtlandes einen andern Namen als Heinrich führen sollte

und dürfe. Und dies wurde auch wirklich im Jahre 1194 zugesagt und bestätigt. Andere sagen, schon Kaiser Heinrich der Finkler, der die Voigte in das Land gesetzt, habe den Namen Heinrich also geliebt und ihn zu führen anbefohlen. Ob nicht an den Namen jener frühen Landesmutter sich die zahlreichen im Voigtlande wie in Tyrol umgehenden mythischen Sagen von der Bertha oder Perchtha (Perchtl) knüpfen und knüpfen lassen? Klangen doch Berthasagen aus der Göttersage in die Heldensage, und von dieser in die Volkssage verjüngt durch Italien, Elsaß, Thüringen, Voigtland, Salzburg (wo Berchtesgaden an sie erinnert), Tirol und andere Länder, und der alte in Frankreich, Italien und Deutschland heimische Spruch: „Die Zeit ist hin, wo Bertha spann", bezeichnet jenes mythische Wesen vorzugsweise als Spinnerin, wie sie denn in den voigtländischen Sagen als solche und als Obhüterin des Spinnens noch heute fortlebt.

187.

Der Reußen Mannlichkeit.

Die alten Chroniken rühmen hoch die Mannlichkeit der Ahnherren des Hauses Reuß, das sich in späterer Zeit noch in mehrere Aeste, als die erwähnten, theilte, von denen einige abstarben, andere aber kräftig fortblühten und die Fürstenwürde erlangten. Schon im Jahre 1115 stand ein Ruzo de Plauen in großem Ansehen bei dem Sachsen-Herzog Lothar und half als ein Führer in der Schlacht am Welfesholz den Sachsen Sieg erkämpfen, ja er erlegte sogar den freudigen Kriegsmann und kaiser-

lichen Feldherrn Hoyer, Grafen von Mannsfeld. Ein anderer Herr von Plauen zog 1189 mit dem Barbarossa gegen den Sarazenensultan Saladin, damals als auch König Philipp von Frankreich und König Richard Löwenherz dem großen Kreuzzuge sich angeschlossen hatten, und der Herr von Plauen führte dem Kaiser Einhundert Gleven zu, zeigte sich auch gar tapfer und ritterlich, erlag aber durch der Griechen Untreue in der Erstürmung von Ptolomais. Im Jahre 1191 schlug Kaiser Heinrich VI. bei den Feierlichkeiten seiner Krönung zu Rom unter andern Grafen und Herren auch einen Heinz Ruzo de Gera auf der Tiberbrücke zum Ritter. Und als Kaiser Friedrich II. seinen Kreuzzug vollendet, wurden aus seinem Gefolge Heinrich der Aeltere, Voigt von Plauen, und sein Sohn, Heinrich der Jüngere, vom Papst Innocenz III., weil sie so viel ritterliche Mannheit bewiesen, zu den ersten Rittern des neugestifteten Marianischen Ritterordens geweiht. Diese beiden Helden zogen auch mit einer großen Schaar eigener Reissigen gegen die in Deutschland eingedrungenen Tataren. Der Kaiser rühmte ihre Tapferkeit hoch, und begnadete beide unterm 10. Mai 1232 mit dem Bergbau auf Gold und Silber und auf alle anderen Metalle, und mit dem Recht, goldene und silberne Münzen zu schlagen. Andere Herrscher fügten den früher verliehenen neue Gnaden hinzu. Auch wurden zwei Grafen des Namens Heinrich Reuß von Plauen Hochmeister des deutschen Ordens. Andere zeichneten sich aus in Schlachten oder bekleideten hohe Aemter an den deutschen Kaiserhöfen, verbanden sich auch durch Ehebündnisse mit vielen angesehenen Fürsten- und Grafenhäusetn des Reichs, als Anhalt, Henneberg, Hohen-

stein, Lauenburg, Mannsfeld, Schwarzburg, Solms und Andern.

188.

Götter und Geister.

Mehr als in irgend einem Bezirke oder Landstriche Thüringens begegnet die deutsche Mythenforschung im Voigtlande, im Elstergebiete und dem oberen Theil des diesem nachbarlichen Saalgebietes einer reichen Fülle mythischer Wesen, welche in zahlreichen Einzelsagen auftreten, aber gewissermaßen eine in sich verschlungene, sich durchdringende und gegenseitig ergänzende Götter- und Geisterwelt bilden. Um über diese Dämonenschaar sich selbst klar zu werden, muß man sie in Gruppen theilen, und diese sind hauptsächlich:

I. Der wilde Jäger und die wilde Bertha; die von Bertha geschirmten und geschützten Heimchen; die vom wilden Jäger verfolgten Holzmännel, Holzweibel, Moosleute.

II. Riesen und Zwerge, welche letztere in Erdzwerge, Bergzwerge und hülfreiche oder neckische Hausgeister, Hüthchen und Kobolde sich abzweigen.

III. Die Nixen und Nixenmänner der Elster und der Saale.

IV. Der Teufel mit seiner Sippschaft, den Drachen, den Bilbzen- und Binsenschnittern, den Pestgeistern, den Hexen.

V. Als Schätzehüther oder sonstige Spukgestalten und Erscheinungen dämonischer Natur Feuermänner,

und ferner:

> Vom Voigtsberg das ganz umliegend' Land
> Ward allenthalben das Voigtland genannt,
> Die Burg, die stund viel manche Jahr
> In der Herrn von Plauen Hand ohn' G'fahr.

Karl der Große soll zuerst dem Lande einen deutschen Schirmvoigt gegeben haben, und dieser habe Eckebrecht geheißen. Einer der drei Söhne desselben hieß Heinrich, und war der Fromme zubenamt. Dieser hinterließ abermals drei Söhne, von denen der mittlere wieder Heinrich hieß, den Beinamen: der Reiche führte, wie denn dieser Name bedeuten soll Heim-reich, d. h. der ein reiches Heim oder Erbe hat. Dieser Heinrich hinterließ vier Söhne, welche die Stammväter der vier Linien des Reußenlandes wurden, und war dieser Name Reuß von Ruzzen, einem wendischen Volksstamme abgeleitet, daher im russischen Czarentitel es wiederum also lautet: Selbstherrscher aller Reußen.

186.

Frau Bertha von Reuß.

Die Gemahlin des oben erwähnten Heinrich des Reichen war Frau Bertha, Tochter eines Herzogs in Thyrol und Kärnthen und Kaiser Heinrich VI. nahe Verwandte. Diese liebte ihren Gemahl herzinniglich, und begehrte von ihm, er wolle doch, weil er selbst Heinrich heiße, und auch der Kaiser, ihr naher Freund, diesen Namen führe, und aus Ehrerbietung gegen denselben ihren vier Söhnen den Namen so bestätigen, daß bis an der Welt Ende kein Herr des Voigtlandes einen andern Namen als Heinrich führen sollte

und dürfe. Und dies wurde auch wirklich im Jahre 1194 zugesagt und bestätigt. Andere sagen, schon Kaiser Heinrich der Finkler, der die Voigte in das Land gesetzt, habe den Namen Heinrich also geliebt und ihn zu führen anbefohlen. Ob nicht an den Namen jener frühen Landesmutter sich die zahlreichen im Voigtlande wie in Tyrol umgehenden mythischen Sagen von der Bertha oder Perchtha (Perchtl) knüpfen und knüpfen lassen? Klangen doch Berthasagen aus der Göttersage in die Heldensage, und von dieser in die Volkssage verjüngt durch Italien, Elsaß, Thüringen, Voigtland, Salzburg (wo Berchtesgaden an sie erinnert), Tirol und andere Länder, und der alte in Frankreich, Italien und Deutschland heimische Spruch: „Die Zeit ist hin, wo Bertha spann", bezeichnet jenes mythische Wesen vorzugsweise als Spinnerin, wie sie denn in den voigtländischen Sagen als solche und als Obhüterin des Spinnens noch heute fortlebt.

187.

Der Reußen Mannlichkeit.

Die alten Chroniken rühmen hoch die Mannlichkeit der Ahnherren des Hauses Reuß, das sich in späterer Zeit noch in mehrere Aeste, als die erwähnten, theilte, von denen einige abstarben, andere aber kräftig fortblühten und die Fürstenwürde erlangten. Schon im Jahre 1115 stand ein Ruzo de Plauen in großem Ansehen bei dem Sachsen-Herzog Lothar und half als ein Führer in der Schlacht am Welfesholz den Sachsen Sieg erkämpfen, ja er erlegte sogar den freudigen Kriegsmann und kaiser-

Irrlichter, wandelnde Lichter, Lindwürme, Hunde, Katzen und sonstige spukende Thiere.

Die Schilderung des eigenthümlichen Wesens jeder dieser mythischen Gestaltungen würde zu einer Abhandlung anschwellen, dasselbe erhellt aus den örtlichen Sagen selbst, nur die Hauptzüge sollen hier festgestellt werden.

Der **wilde Jäger** ist dieselbe altgermanische Gottheit, die im deutschen Norden wie im Süden als Wode, Wuthan, und unter einer Menge anderer Einzelnamen, wie Abel, Elbel, Bernd, Bernddietrich, Hackelbernd u. s. w. auftritt, mit oder ohne Frau, mit oder ohne Hunde, mit oder ohne sonstiges Gefolge. Er straft sehr hart die, welche ihn durch Anruf höhnen, zeigt sich selten gütig, und rechtfertigt seinen Namen durch stete Wildheit und unbegrenzte Jagdwuth.

Die **wilde Bertha** ist eine mythische Doppelerscheinung, sie ist theils Gesellin, Genossin, Frau des wilden Jägers, theils selbstständige Herrscherin, und in beiden mit der Hulda ganz ein und dasselbe Wesen. Sie heißt auch Bildabertha, Hildabertha (hier klingt die Hulda an) eiserne Bertha, Perchta und Prechta. Der letztere Name lebt als Prechtl in Tirol, wo sie Herrin der seligen Fräulein (Saligen) und Spinnefrau ist, ganz wie die thüringische Hulda. Ihr Gefolge bilden die Heimchen, ein zartes, schwaches Geschlecht, Seelchen (an die Seligen anklingend) ungetaufter Kinder, die niemals schreckhaft oder schadenfroh auftreten, gleich den Hullenpöpeln, und die Bertha, welche im nahen Orlagau Prechta heißt, ist ihre Königin. Manchen verwandtschaftlichen Zug haben die Heimchen zu dem Geschlechte der

Erdmännchen. Sie heißen daher auch Erdmännele, Heimele, Butzelmännele, und werden als äußerst klein von Gestalt gedacht. Sie bringen den Menschen gute Gaben dar, tanzen in großen Schaaren auf Wiesen, lassen sich bisweilen in Abendstunden und im Mondschein sehen, sie sind weiß gekleidet, und ähneln sonach den Licht-Elfen skandinavischer und britannischer Mythen. Die Holzweibel und Holzmännel sind von den Heimchen verschieden, die Sagen von ihnen sind im Voigtlande allgemein verbreitet; früher war es auch der Glaube an sie, und noch jetzt versichert mancher Alte, selbst noch solche kleine Wesen gesehen zu haben. Ihre Aufenthalte waren die größeren Waldungen. Man beschrieb ihr Ansehen so, wie man anderwärts die Kobolde, Hüthchen, Elfen und Trollen schildert, doch stimmen sie mit keinem dieser dämonischen Wesen in ihrem eignen ganz überein. Minder geistig wie Elfen, minder bösartig wie Trollen, minder neckisch wie Hüthchen, hatten sie Freuden und Leiden, welche jene Elementargeister nicht kannten, und der Leiden mehr, wie der Freuden. Sie haben einen mächtigen Feind, das ist der wilde Jäger. Der jagt sie und hetzt sie, und nur gewisse Baumstämme gewähren ihnen vor diesem Feinde Asyle, Stämme, in welche beim fällen, während der abgesägte Baum schallend stürzte, schnell von 2 Leuten 3 Kreuze eingehauen wurden. Darum baten sie oft kläglich die Leute, welche Stöcke rodeten, solche bezeichnete Stammreste nicht heraus zu thun. Von den Hirten bettelten sie Brod, segneten aber dafür die Kühe, daß sie mehr Milch gaben; in den Häusern nahmen sie gern mit Brod und Klösen vorlieb, waren aber hülfreich dafür, bisweilen stahlen sie auch was Weniges. Aber was ge-

zählt war, mußten sie unberührt lassen, ein guter Grund, Ordnung im Hauswesen zu halten. Den Hirtenmädchen halfen sie stricken, oder begabten sie außerdem. So erhielt ein Mädchen, das einem Holzweibel auf sein Bitten Brod darreichte, ein Knaul Garn mit der Weisung, dieses in ihre Lade zu legen, und den Faden zum Schlüsselloch heraushängen zu lassen. Sie thats und das Garn nahm nicht ab, so viel sie davon abwickelte. Sie hätte Garn genug gehabt ihr Lebelang; aber da kam eine Freundin zu ihr, und sah nun das viele, viele Garn, das jene bereits abgewickelt hatte, und unbesonnen vertraute die Hirtin der Freundin das Geheimniß ihrer Garnquelle. Diese wünscht sich auch etwas abzuwickeln, und die Besitzerin giebt es unbedacht zu; kaum hat aber die Freundin angefangen zu wickeln, so hat sie das Ende des Knauls in Händen und der Garnschatz war damit auch zu Ende. Ein Holzhauer erhielt auf eine ähnliche Gabe die Versicherung, er werde immer genug haben, und so geschah es auch. Wer mild war gegen die Holzweibel, dem schützten sie Tag und Nacht sein Arbeitsgeräth vor diebischen Händen. Schmerz litten sie ungern. Eine Frau traf eines beim Heurechen mit der Zinke auf die Ferse, da schrie es überlaut und that sehr garstig. Die Holzweibel sangen bisweilen in stillen Mittags- oder Mitternachtstunden gar lieblich, dieß thun auch nach Tiroler Sagen die Saligen, doch unterschied Niemand ihres Gesanges Worte. Von den Holzmänneln sah man selten eines, viele Leute wollen gar nichts von ihnen wissen. Die Kleidung dieser sei grün gewesen mit rothen Aufschlägen, sie hätten dreieckige schwarze Hütchen getragen, die breit und niedrig gewesen. In späterer Zeit rodete

man alle Stöcke aus, und schonte nicht der bekreuzten, buk Kümmel unters Brod, fluchte öfters, und so zogen in einer Nacht die Holzweibel und die Holzmännel über die Elster, weit, weit fort, gegen Morgen hin, und was nahmen sie mit? die gute Zeit. Manche Forscher muthmaßen in diesen Holzleuten, die, ähnlich den Wichteln anderer deutschen Gaue, als ein schwaches, scheues Völklein geschildert sind, — frühere Bewohner, die riesen- und kernhaften Eindringlingen weichen mußten, und sich vor ihnen in die Einsamkeit von Wald, Geklüft und Bergeshöhlen bargen und retteten.

Die Moosleute sind in den Sagen von den Holzleuten kaum unterschieden, nur daß ihre Gestalt anders gedacht wird. Jene sind bekleidet, die Moosleute sind zottig, struppig, ähneln Alraunen, und sie dienen vorzugsweise dem wilden Jäger als Wild und Jagdbeute, sie vertilgt er schaarenweise, von ihnen wirft er Hälften oder Viertel denen als Beute-Antheil zu, die mit ihnen jagten, ja nur ihm höhnend zuschrien, oder hängt sie ihnen vor die Hausthüre, welche Stücke nur unter Umständen wieder fortzuschaffen sind, und gräulich stinken.

Die Riesen treten in den Sagen dieser Gegenden, wie überall, vereinzelt auf, sie hüthen Schätze, wohnen in Bergen und Felsen, lassen sich zu Zeiten sichtbar erblicken, haben aber keine Beziehung zu den „wilden Männern" anderer Sagen, auch keine zum wilden Jäger.

Die Zwerge der Voigtlandsagen erscheinen nicht als Diener und Boten verzauberter Kaiser oder Helden, wie die am Kiffhäuser, auch nicht als für sich arbeitende kunstreiche Schmiede u. dgl., sondern mehr den Koboldden verwandt. Häufig gedenken ihrer die Bergmannssagen in der

Gegend von Saalfeld; sie sind selbst als Baumännchen über der Erde hülfreich, und wenn sie als Hausgeister Dienste leisten, heißen sie Gupel, vielleicht aus Kobold verdorben, wenn man nicht an Güetel (Grimm D. M. 449 †) denken will. Noch lebt diese Benennung in den Familiennamen Göpel und Göbel fort.

Nixer und Nixen reden für sich selbst, bedürfen keiner Erläuterung. Oft ist für jeden Fluß nur von einer Nixe die Rede, z. B. Donauweibchen, Ilmnixe u. a.

Hier zu Lande haben die Flüsse deren auf alle Fälle mehrere. Die Nixe, die in Saalfeld in die Fleischbänke geht, dürfte schwerlich dieselbe sein, die unter der Saale bei Halle ihr Wochenbette hält. Eigenthümlich ist dieser Gegend, daß das sonst in Thüringen seltnere Vorkommen des Nix das der Nixen überwiegt. Auch in einzelne Weiher und Teiche sind Nixen gebannt, die in örtlichen Sagen leben.

Der Teufel, dieser alte Ueberall und Nirgends, ist überall derselbe, mindestens im mittleren Deutschland; im Voigtlande aber und in der Saalgegend manifestirt er sich, statt wie in Tirol als Jäger, meist als Drache, welcher seinen Bündnern Milch oder Geld bringt, und zwar gewöhnlich in Gestalt von Feuerballen, die sich in die Schornsteine senken. Er wartet auch mit Butter, Mehl und Eiern auf, und heißt guter Drache, wenn er Gaben zuführt, armer Drache hingegen, wenn er als langer Wiesbaum durch die Fensterzwickel in die Häuser fährt, und nichts hinterläßt als höllischen Gestank. Damit ist dann nichts gedient. Dem guten Drachen werden gereinigte Gefäße hingestellt, in die er seiner Bürde sich entledigt, und diese Gefäße werden aus Hölzern gefertigt, die an heiligen Tagen

gefällt sind, Linde, Wachholder, Eibisch. Die Rahmtöpfe haben theilweise noch immer altgermanische Formen. Der Dualismus zwischen dem guten Drachen und dem armen ist sehr eigenthümlich und reicht über die jüdisch christliche Teufelsidee hinaus in die germanische, vielleicht noch mehr wendisch slavische Frühzeit. Endlich giebt es auch noch Geldbrachen, sie bewachen Schätze, sind feurig, speien Feuer, und gehören mehr zu den Lintwürmen.

Bilbzen oder Binsenschnitter sind zum Theil Teufelsbündner, welche mit an die Beine gebundenen Sicheln durchs Getreide schreiten und was sie auf diese Weise absäbeln, führt ihr Patron ihnen, wenn das Getreide reif ist, doppelt und dreifach zu — es hat jedoch die Bilbzenkunst manches aber — anderntheils sind die Bilbzen elbische Wesen, welche sich bisweilen in Kugelgestalt, drachenartig, durch die Felder rollen, und ungeheuren Schaden anrichten; sie erscheinen aber auch in menschlicher Gestalt, weiß gekleidet, mit fliegenden Haaren, oder sie wehen und drehen als Wirbelwinde einher, und führen Heu und Getreide weit durch die Lüfte von dannen.

Theils gegen die Bilbzen-Geister, theils gegen die teuflischen Bilsen- oder Binsenschnitter giebt es magische Mittel; Messer, die auf der Klinge 3 Kreuze haben, werden der Bilbze entgegen geworfen mit den Worten: „Da hast Du es Bilbze!“ — da wird sie machtlos. Erblickt jemand einen Binsenschnitter und ruft ihn an während seines verderblichen Ganges, oder schießt mit einer Flinte über ihn weg, so muß der Binsenschnitter noch in demselben Jahre sterben. Wer sein Feld zuerst von außen rings umackert und bestellt, feit dasselbe gegen den Bilsenschnitt. Wird Getreide gedroschen, das durchschnitten war, so stellt

In der Kürbitzer Kirche erblickt man zwei in Stein gehauene Ritter, welche die erwähnten Brüder vorstellen sollen. Sie sind in die Mauern eines Gewölbes eingelassen und stehen mit drohenden Gesichtern einander gegenüber, so daß man dem Gerüchte wohl Glauben beimessen und sie für die beiden ermordeten Feilitzschen halten darf.

190.

Der Lintwurm.

In früher Zeit soll in der Nähe von Kürbitz ein Lintwurm gehaust haben. Schreckenerregend war sein Aussehen, fürchterlich die Verwüstung, die er überall anrichtete. Menschen und Thiere unterlagen seinen giftigen Bissen, alle Früchte vernichtete er, kurz er war das Schrecken der ganzen Gegend. Viele schon hatten ihn zu tödten versucht, doch waren alle, die zu diesem Zwecke ausgezogen, von dem fürchterlichen Thiere überwältigt worden. Niemand wagte sich zuletzt an die schreckliche Jagd und Jedermann hüthete ängstlich seine Wohnung, um nicht von dem Ungethüme zerrissen zu werden. Nur ein tapfrer Ritter, der Besitzer von Feilitzsch, wagte endlich das Thier zu erlegen, welches man seiner Stärke und seines gräßlichen Aussehens halber allgemein für einen Drachen hielt. Auf einem edlen Rosse ritt der Degen zum Lager des Thieres, mit Schwert und Lanze bewaffnet; bald sah er dasselbe auf sich zustürzen und schnell stieg er vom Pferde, das in kurzer Zeit den Zähnen des Ungethüms erlag. Der kühne Ritter drang während dieses Kampfes dem Wurme näher und stieß ihm seinen Speer durch die Seite. Leider über-

lebte er seine Heldenthat nicht, da ihn das Thier noch in seinem letzten Kampfe mit Anstrengung aller seiner Kräfte packte und in Stücke zerriß. Doch es mußte selbst unterliegen; nach wenigen Tagen fand man es tod in seinem Lager. Der edle Held liegt in der Kürbitzer Kirche begraben; über seiner Gruft sieht man das in Stein gehauene Bildniß desselben und zu seinen Füßen den sich ringelnden Lintwurm, ganz wie auf einem Denkmal jenes tapfern Georg von Frankenstein, das im Dorfe Beerbach ohnweit Darmstadt befindlich ist*).

191.

Der wilde Jäger haßt Kröstau.

Zwischen den Dörfern Straßberg und Kröstau fließt in unheimlicher Thalenge der Rößnitzbach; dort wird häufig Hundegebell und lauter Jagdlärm zur Nachtzeit vernommen, man hört gellende Zurufe, Hörnerklang und Peitschengeknall, auch wilde, fluchende Stimmen. Es jagt dort der wilde Jäger, und wenn Wanderer ihm begegnen, schreit er sie an, woher sie seien. Antwortet einer: Aus Kröstau, so hat er alsbald zuversichtlich einige Peitschenhiebe zu gewärtigen, andere Wanderer bleiben unangefochten, und werden wol noch von dem wilden Jäger eine Strecke geleitet, und bisweilen sogar mit Wild aus seiner Jagdtasche beschenkt. Die Sage verräth nichts über die Beschaffenheit dieses Wildes, aber sie hat sich, um jenen Haß des wilden Jägers gegen Kröstau zu erklären, eigen-

*) D. S. B. 60.

thümlich verjüngt. Ihr ist dieser wilde Jäger der Geist eines jungen Weidmannes, welcher ein Mädchen des genannten Dorfes liebte, das ihm untreu wurde, und das er in den Armen eines andern Jägers fand. In seiner Wuth erschlug er den Nebenbuhler und das Mädchen, verfluchte Kröstau, und gab im Rößnitzthale sich selbst den Tod. Nun spukt er in der Mitternachtstunde mit Hunden und Jagdlärm umher, verwüstet zu Zeiten die Felder der Kröstauer Flurmarkung, und verfolgt mit ewigem Haß jenes Ortes Bewohner.

192.

Ursprung der Stadt und des Namens Plauen.

Da, wo jetzt Plauen steht, war sonst nach altüberlieferter Sage ein heiliger Götterhain, in welchem die Wenden opferten. Hier trat einst zu einem Götzenbilde ein Heidenbekehrer und sprach: „Unser Christengott ist dort oben!“ und zeigte bei diesen Worten nach dem Himmel. Höhnend entgegnete ihm ein Heide: „So will ich Deinen Gott treffen!“ und schoß einen Pfeil in die Höhe. Der Pfeil kam nicht wieder zurück, aber ein blaues Kreuz senkte sich aus den Wolken nieder und blieb auf der Erde sichtbar. Da sanken die heidnischen Bewohner der Gegend auf ihre Kniee nieder, und die Christenpriester legten den Grund zu einer Kirche. Vor dieser ältesten Kirche des Voigtlandes bezeichnet noch heute ein blaues Pflasterkreuz den Ort, wo das himmlische Kreuz sich herabsenkte. Häuser entstanden um die Kirche und erhielten von dem blauen Kreuze den Namen Plauen.

193.

Die steinerne Nonne.

An der Friedhofmauer zu Plauen, ohnweit dem sogenannten Nonnenthurme, erblickt man ein Nonnenbild von Stein in Form eines Grabsteins. Die Sage geht, daß einst eine Nonne des nahen Klosters sich vergangen. Sie liebte, bevor sie Nonne wurde, einen Ritter, den sie nicht lieben sollte, und wurde gezwungen, den Schleier zu nehmen. Ihr Geliebter wurde Deutschordensritter, und focht unter dem Comthur Reuß von Plauen tapfer gegen die Ordensfeinde. Einst zog er nun im Geleite des Gebietigers vom fernen Marienburg nach der Heimathstadt, und die alte Liebe erwachte mit Allgewalt, aber die Geliebte war Nonne. List und Liebe im Bunde verschafften beiden, denn auch in ihrem Herzen glühte noch die frühere Flamme, eine heimliche Zusammenkunft. Die Flammen loderten allzuheiß, das Stelldichein blieb nicht ohne Folgen. Ein Fluchtversuch scheiterte an der Aufmerksamkeit der Wächter, und die furchtbare Strafe für den Bruch des Keuschheitgelübdes: Einmauerung, ward an der Unglücklichen vollzogen. Hinter dem Steinbilde in der Kirchhofmauer soll sie sitzen, neben sich eine erloschene Lampe.

194.

Der Schäfer.

Im Jahre 1463 richtete eine ansteckende Krankheit in Plauen große Verheerungen an. Ein betrunkener Schäfer war in der Neustadt auf freier Straße eingeschlafen; da

man ihn für einen an der Krankheit Verstorbenen hielt, so wurde er auf einem Wagen auf den Kirchhof gefahren, wo man ihm sein Plätzchen unter den übrigen bereits dorthin geschafften Toden, die wegen ihrer Menge nicht gleich alle beerdigt werden konnten, anwieß. Als er erwachte, wußte er zwar nicht, wo er sich befand, war aber gar fröhlichen Muthes, langte nach seiner Sackpfeife und blies, darüber der Todengräber gar sehr erschrak und es dem Rathe meldete. Schade, daß die Toden nicht nach seinem Reigen tanzten. Man fand den todgeglaubten Schäfer, der darauf noch viele Jahre lebte und noch oft auf seiner Sackpfeife schallmeiete.

195.

Thauma und Losa ist auf.

Nahe bei Plauen liegen zwei Dörfer, Thauma und Losa, von denen haben die Umwohner das Scherzwort, daß sie sagen, wenn sich irgend ein Rumor begiebt oder ein gewaltiger unnützer Lärm: „Thauma und Losa ist auf". Vom Ursprunge dieser Scherzrede erzählt man: Als der Bauernkrieg im Thüringerland entbrannte, kam die Nachricht von der Erhebung der Bauernschaft auch nach Thauma, fand dort Anklang, und der ganze Ort gerieth in Aufruhr. Bald scholl die Kunde des Allarms auch nach Losa hinüber und auch hier waffnete sich die Bauerschaft in großer Eile. Bald strömten andere Dörfer hinzu, und es vereinigte sich das Bauernheer in der Nähe beider Orte, und rückte nun bedrohlich gegen Plauen; Thauma und Losa voran. Die Stadt ward in der That angegriffen, die

Dobenau beschädigt, und das Bauernheer, das auf einer Aue an der Elster lagerte, mehrte sich täglich. Da kam aber dem Herrn Reuß von Plauen Hülfe durch den Kurfürsten von Sachsen. Eine auserlesene Reiterschaar schlug die Bauern an der Bassig aufs Haupt und trieb sie zu Paaren. Schwer büßten sie ihre Erhebung. Aber die Erinnerung an jenen Heereszug lebt noch in dem Sprüchworte fort: Thauma und Losa ist auf. Solches aufsein bekommt zu allen Zeiten sehr übel.

196.

Der Lintwurm bei Syrau.

In einem Hölzchen, das nur einen Büchsenschuß nordöstlich von Syrau bei Plauen liegt, hauste vor Zeiten ein Lintwurm (Linwurm in der Volkssprache). Diesem mußte an gewissen Tagen des Jahres von Syrau ein Schaf gebracht werden, unterblieb dies, so holte er sich einen Menschen und doch noch ein Schaf. Das drückte die Einwohner von Syrau hart, doch Niemand war so muthig, sich mit dem Ungeheuer in Kampf einzulassen. Endlich fand sich ein Ritter, welcher diesen Wurm zu erlegen sich vornahm. Er gelobte der heiligen Jungfrau eine Kapelle, wenn er siege, und bestand glückhaft den Kampf. An demselben Orte, wo dies Ungeheuer gehaust, und von dem Ritter erlegt worden war, wurde dann von ihm eine Kapelle, genannt die Liebfrauen-Kapelle, gegründet, die später in Ruinen verfiel. Auf den Trümmern dieser Kapelle wurde vor geraumer Zeit eine kleine Glocke ausgegraben, welche auf dem Syrauer Thurme hängt und eine alte Inschrift hat.

197.

Der Stelzenbaum.

Ohnweit des Dorfes Stelzen bei Plauen steht auf einem Hügel weit sichtbar ein Baum, der Stelzenbaum geheißen. Des Name rührt daher, daß eine arme Hexe ausgeführt wurde, lebendig verbrannt zu werden, und war doch keine Hexe, sondern ein unschuldig Mägdlein, der die Tortur das Bekenntniß sündiger Teufelsbuhlschaft abgezwungen. Und wie sie ihren Todesweg ging, stand ein dürrer Pfahl auf der Höhe, den rührte sie an mit der Hand und sagte: So wahr ein Gott lebt, so wahr muß an den Tag kommen, daß ihr mich als eine Unschuldige mordet, denn bei Gott ist kein Ding unmöglich, und er kann es machen, so er in seiner Weisheit will, daß dieser dürre Pfahl hier zum blättervollen Baum werde, und grünend von mir zeuge noch in später Zeit. Man achtete aber ihrer Reden nicht und nicht ihrer Thränen, und führte sie zum Tode. Alsbald, wie die Arme gestorben war, und einige Heimkehrende bei dem Pfahle stehen blieben, trieb dieser sichtbarlich Keime und Zweiglein und Blätter, fürwahr ein großes Wunder, darüber sich alle entsetzten, und so machte Gott des Mägdleins Unschuld offenbar, und das Volk schrie nun Wehe über die ungerechten und unbarmherzigen Richter, und es wurde niemals wieder eine Hexe verbrannt oder hingerichtet. Der Wunderbaum aber wuchs und breitete seine starken Aeste ringsum, und hieß nun von dem nahen Ort der Stelzenbaum im ganzen Lande.

198.

Der Stelzenbaum, zweite Sage.

Eine ganz andere Sage vom Stelzenbaum lautet: Ein Herrenschäfer hüthete nahe bei Stelzen seine Heerde auf dem abgeärnteten Felde jenes Hügels, als eine Anzahl Bauern von Stelzen auf ihn zuliefen und ihn mit harten Drohworten begrüßten, daß er auf ihrem Felde hüthe, und von den harten Worten kam es zu noch härteren Schlägen, denn die Wuth der Bauern war grenzenlos. Der Schäfer stieß seinen Stab in den weichen Boden, klammerte sich daran, indem er auf seine Kniee fiel und rief: Dieser dürre Stecken soll bezeugen, daß ich that nach meines Herrn Gebot, und nicht, wie ihr sagt, aus eigenem Antrieb, und daß ihr mich Unschuldigen hier zu Tode geschlagen! Grünen soll er und blühen, euch zum Verderben! Noch ein Knüttelschlag, und der Schäfer hörte auf zu leben. Die Mörder flohen. Man hatte des Schäfers Leiche gefunden, aber niemand hatte sich um den Stab gekümmert, der war unbeachtet in der Erde stecken geblieben. Wie der Frühling kam, bestellten die Mörder ihr Feld auf ihrem Hügel, und da sahen sie eine unliebe Erinnerung ihrer Unthat, den Schäferstab, und einer ging hin, den Stab aus der Erde zu ziehen; er zog und zog, aber der Stab folgte seiner Hand nicht, denn er war festgewurzelt, und hatte frische Triebe, die schon ausschlugen. Der Stab war zum Baum geworden, und stand ein Zeuge der Unschuld des Ermordeten. Die Mörder alle nun vernahmen's und sahen's, das göttliche Wunder, und erbebten tief im Herzen. Zwar verhehlten sie auch ferner ihre That, aber sie schlichen

bleich umher, und in ihrem Innern zehrte der Wurm, der nie stirbt, brannte das Feuer, das nie verlöscht.

Der Stelzenbaum liegt hoch und ist weit sichtbar. Auch erzählt die oft sich abwandelnde Sage noch von ihm, daß einem träumte, er werde auf der Brücke zu Regensburg einen Schatz finden. Als derselbe richtig die weite Reise gen Regensburg gemacht, traf er auf der Brücke einen Bettler an, der erzählte ihm, es habe ihm geträumt, er werde unter dem Stelzenbaum bei Plauen im Voigtland einen Schatz finden. Nun wußte jener genung, ging heim und hob den Schatz unterm Stelzenbaum.

Der Stelzenbaum hat in seiner Gegend eine solche Bedeutung gewonnen, daß man ihn sogar auf Landkarten des Neustädtischen Kreises eigens neben dem Orte Stelzen hinzeichnete, und Stelzenbaum dazu schrieb. Er ist ein wichtiges Seitenstück zu den übrigen grünenden Stabwundern, und am meisten der Sage von der Buche bei Maßfeld verwandt*).

199.

Die schöne Nixe.

Der Fluß Elster, der von den Höhen des Fichtelgebirges herab, und das ganze Voigtland durchfließt, ist von Nixen bewohnt, deren eine in der Nähe der Stadt Elsterberg ihre Wohnung im Grunde des grünen Gewässers hat. Die Elsternixe sah in seiner Jugend ein jetzt bejahrter Bauer aus Lossengrün in dem romantischen Elstergrunde, der das Steinigt genannt wird, und erzählte davon folgendermaßen:

*) D. S. B. 736.

Ich und mein Bruder hütheten an der Elster unsers Vaters Vieh. Auf einmal entsteigt aus den Wellen der Elster ein weibliches Wesen, nähert sich dem Ufer, breitet mit ungeheurer Geschwindigkeit eine Menge feine Wäsche daselbst aus und verschwindet damit in kurzer Zeit wieder. Wir näherten uns diesem Platze und sahen zu unserm Erstaunen, wie dieses Wesen dasselbe weiter unten ebenfalls that, was es früher oberhalb des jetzigen Wäschplatzes gethan hatte. Neugierig versuchten wir dieses Wesen näher zu betrachten; indeß, auf einmal fängt sie an gewaltig mit den Händen zu klatschen, rafft ihre Wäsche schnell zusammen und verschwindet in den Fluthen der Elster. Entsetzliche Furcht und schnelle Flucht folgte dem Geschehenen. Nachdem wir das Abentheuer unserm Vater erzählt hatten, antwortete dieser ganz geheimnißvoll: „Das war die schöne Nixe. Hüthet euch vor ihr, ihr Jungen, und seid froh, daß ihr so weggekommen seid.“ —

200.

Die lederne Brücke.

Vor Zeiten lag vor der Stadt Elsterberg, welche ihren Namen dem Flusse dankt, der an ihr vorüber fließt, am Fuße der sogenannten Weßnitz, auf einem steilen Hügel ein Schloß, genannt das alte Haus oder die Elsterburg, und dann wurde späterhin ein zweites Schloß, das jetzt noch vorhanden ist, erbaut. Beide Schlösser verband eine 'lederne Brücke, so geht in Elsterberg die allgemeine Sage, wie fabelhaft dieß klingen möge. Auch durch unterirdische Gänge standen beide Burgen in Ver=

bindung mit einander, davon lassen sich noch bis heute Spuren finden. Es war aber das alte Haus ein Doppelschloß, und dieß mag wohl Verbindung durch eine schwebende Luftbrücke gehabt haben. Man sagt, daß jenes alte Haus ein Raubnest gewesen sei. Im Jahre 1354 wurde es erstürmt und man fing 13 Räuber. Zwölf davon wurden auf dem obern Markte und zwar da wo jetzt der obere Röhrkasten steht, geköpft, der dreizehnte entsprang. Von der erwähnten Weßnitz, einem Walddistrikte, wird erzählt, daß durch sie hin, durch die Stadt und den Steinmühlengrund hinauf, vor alten Zeiten die Nürnberger Landstraße führte. Auch wird ferner erzählt, daß auf dem Schlosse ein großer Goldschatz, eine ganze Braupfanne voll, verborgen liege. Eine weiße Jungfrau bewacht ihn, die ist mit einem großen Schwert bewehrt. Schatzgräber, die nach dem Goldhort strebten, sind übel weggekommen.

201.

Der tiefe Brunnen.

Auf dem Schlosse zu Elsterberg ist ein sehr tiefer Brunnen befindlich; als das Schloß noch von den Herren von Lobdaburg, denen Elsterberg einst gehörte, bewohnt wurde, fiel es einem der Diener ein, eine lebende Ente in diesen Brunnen zu werfen, nachdem er dieselbe mit einem rothen Bändchen um den Hals gezeichnet hatte. Und siehe, am andern Tage fand man dieselbe Ente unten tief im Grunde auf der Elster schwimmen, in die sie durch den unterirdischen Kanal, der den Brunnen mit dem Flusse verband, gekommen war. Es soll auch ein Brun-

nengeist in der Tiefe des Gewässers wohnen, und sich bisweilen sehen lassen in Gestalt eines grünen Nix, der die Kinder gerne anlockt und in die Tiefe zieht.

Ganz genau wiederholt sich diese Sage mit der Ente und dem Brunnengeist auf dem gräflichen Schlosse Castell in Franken, nur daß daselbst statt eines Nix, fünf Nixen in dem Brunnen wohnten*).

202.

Silberglocken.

Auf der Stadtkirche zu St. Lorenzen in Elsterberg hing ein silbernes Glöckchen, damit läutete man in katholischen Zeiten die Messe ein. Das wurde auch das Gnadenglöcklein geheißen, darum, weil sich der Ablaß so weit erstreckte, als des Glöckleins Schall vernommen ward. Da man unter andern auch im Dorfe Bünau das Glöcklein hörte, so gaben die Bünauer Bauern dafür der Geistlichkeit alljährlich ein Fuder Getreide. Nun ist zwar Bünau jetzt nach Dobia eingepfarrt, welches Dorf Bünau ganz nahe liegt, doch ist in Folge jenes Ablasses noch heute üblich, daß es an das Elsterberger Pastorat einen Zehnten leistet. Dabei ist wieder die Bedingung, daß der Pfarrer von Elsterberg diesen Zehnten in eigener Person mit seinem Geschirre abholt, und jedem Kind unter 14 Jahren einen Pfennig mitbringt. Der Elsterberger Ablaß war so berühmt, daß sogar, wie die Sage geht, Bürger von Nürnberg sich auf dem dasigen Kirchhof begraben ließen, um

*) D. S. B. 809 u. 813.

dessen theilhaftig, und desto eher aus dem Fegfeuer erlöst zu werden. Auch haben, so sagt man, Nürnberger Kaufleute das Spital, das unten bei der großen Brücke im sogenannten Spitalgarten stand, erbauen lassen und unterhalten.

Von der mittleren Glocke zu Elsterberg erzählt man für wahr, daß sie zur Hälfte aus Silber bestehe. Ein General, des Namens Bose, nahm im dreißigjährigen Kriege die Stadt Großglogau in Schlesien ein, und entführte von dort nicht nur diese mittlere Glocke, sondern auch die übrigen Kirchenglocken, und schenkte die erstere nach Elsterberg, die andern dem nahen Orte Netschkau. Vergebens forderte später die Bürgerschaft von Großglogau ihre Glocken zurück, und als sie dieselben nicht erhielt, erließ sie ein Gebot, daß weder ein Elsterberger, noch ein Netschkauer ihre Stadt jemals betreten solle.

203.

Das Beil des Zimmergesellen.

Im Flecken Reichenbach, in der Nähe von Elsterberg und Greiz, wurde einst ein neues Haus gerichtet. Die Gesellen arbeiteten wacker, der Bauherr spendete Bier und Branntwein vollauf, der Dachstuhl war schon fast ganz in die Höhe und der Spruchsprecher stand schon mit dem Bänderstrauß bereit, den er auf den Giebel stecken wollte. Da geschah es, daß ein anderer Geselle, eben als er den letzten Schlag mit dem Axtrücken auf den Pflock thun wollte, der die Giebelbalken verbindet, das Gleichgewicht verlor, schwankte und sich nicht halten konnte, sondern

herunterstürzte. Glücklicherweise verlor er mit dem Gleichgewicht nicht auch die Besinnung, vielmehr besann er sich im Fallen auf seine Rettung, und hieb mit gewaltiger Kraft sein Beil, das er noch in der Hand behalten, so fest in einen Balken, daß er selbst daran hängen blieb und Zeit gewann, mit den Füßen sich anzuklammern. Keiner brachte das Beil wieder aus dem Balken und so blieb es als ein Wahrzeichen darin, als nachher das Haus vollends fertig war. Jedem Fremden wurde es gezeigt, und die Zimmerleute waren stolz auf diese Kraft und Geistesgegenwart ihres Kameraden. Lange Jahre war das Beil zu sehen, bis ein unglücklicher Brand Reichenbach heimsuchte, und auch jenes Haus sammt dem Beile des Zimmergesellen aufzehrte.

204.

Jagdlohn.

Vor etwa achtzig Jahren ging ein Mann, Namens Rohn, aus Untergeisendorf des Nachts zur Geisterstunde von Waltersdorf, wo er beim Tanze war, nach Hause. Als er nun in dem, zwischen Untergeisendorf und Waltersdorf auf der Höhe gelegenen, sogenannten Hohenholze hindurchging, kam der wilde Jäger und jagte vorüber. Rohn hatte auf dem Tanz getrunken, war lustig und that auch einen Jagdschrei; da fühlte er sich auf einmal mit fortgerissen, ohne daß er Widerstand zu leisten vermochte, und mußte mit laufen, bis die Stunde vorüber war, und der Spuk sich verlor. Ein Stück faules Fleisch, das ihm vor die Füße geworfen wurde, war die Beute der gespenstigen Nachtjagd, über welcher dem Waltersdorfer hören und sehen vergangen war.

205.

Holzweibel um Greiz.

Auf der Hohenwieß unweit der Centmühle ließen sich oft Holzweibel sehen. Sie unterhielten sich gern mit den nach Greiz fahrenden Schubkärnern und Marktleuten, und erkundigten sich besonders nach deren Geschäften. Ein Schubkärner, darüber verdrießlich, fertigte ein solches Holzweibel sehr kurz ab, mußte dieß jedoch sehr hart büßen, indem er am dritten Tage danach starb.

In der Sorgenflur im Holze bei der Tringer Schäferei kamen sie oft zu den Holzmachern und erkundigten sich, was diese täglich zu Hause äßen. Als sie hörten, daß vorzüglich von Brod und Klösen die Rede war, entgegneten die Holzweibel: So lange die Leute die Brode in den Backofen und die Klöse in die Töpfe zählen, wird keine gute Zeit werden.

An der Grenze zwischen Waltersdorf und Kleinweinsdorf giebt es mehrere kleine Teiche, welche mit Gebüschen umgeben sind. Hier hielten sich die Holzweibel oft auf und wuschen ihre Kleider. Nahte sich Jemand, so entflohen sie schnell in ein Versteck.

Im Pöllnitzer Walde gab es sehr zahlreiche Holzweibel, welche man durch drei Kreuze erlöste, die man auf die Stöcke mit größter Geschwindigkeit, während die Bäume gefällt wurden, einhieb.

Ein kürzlich verstorbener Remptendorfer erzählte: Er habe in seinem Holze nach einander drei Holzweibel gesehen. Sie seien drei Fuß hoch gewesen und haben graue Gesichter gehabt und graue Kleidung. Einmal habe er in seinem Holze eine alte Eiche gefällt, da sei bald darauf ein Holz-

weibel gekommen und habe sich auf den frischen Stock dieser Eiche gesetzt, da derselbe dreimal bekreuzt war.

206.

Der Venetianer.

Wie im Thüringischen Gebirge, auf dem Harze, dem Erz= und Riesengebirge u. a. findet man auch im Voigtlande die Sage weit verbreitet, daß Venetianer Erz und andere Schätze daselbst gesucht und gefunden hätten. Vor ohngefähr 200 Jahren lebte auch ein solcher Venetianer oberhalb einer Bretmühle in einer Höhle; den Eingang dieser Höhle sah man recht gut von Ferne, jedoch nie in der Nähe. In dieser Höhle vernahm man häufig starkes pochen und hämmern. Einst erblickte zur Mittagszeit der Sohn des Bretmüllers den Venetianer in sehr zerlumpten Kleidern, vor dem Felsen stehen; der junge Müller war so keck, nach dem Fremdling mit Steinen zu werfen. Ein Stein traf unglücklicherweise das Auge des Italieners und verletzte es bedeutend. Sogleich wurde der junge Bretmüller sinnlos, stürzte wie betäubt zu Boden, und als er wieder zu sich kam, befand er sich in Venedig, was er auf sein Befragen, wo er wäre, erfuhr. Aus dem Palaste, vor dem er stand, sah ein vornehmer einäugiger Mann heraus. Dieser rief den Knaben auf sein Zimmer und fragte, wo er her sei? Der Knabe erzählte, aus der Bretmühle bei Greiz; nun fragte der fremde Mann wie er hierher käme? Offen gestand der Knabe den Hergang. Als nun der Herr dem Knaben versicherte: er sei der Mann, welcher die Höhle bei der Bretmühle bewohnt habe,

so wollte dieß der Knabe durchaus nicht glauben. Nun ging der Herr in ein Nebenzimmer, legte die Prunkkleider ab, und zog die Lumpen an, worin ihn der Knabe schon einmal erblickt hatte. Jetzt wurde es dem Knaben klar, daß er diesen Herrn verletzt habe. Er bat flehendlich um Verzeihung, erhielt sie, und wurde ebensoschnell, wie er nach Venedig gekommen, in seine Heimath gebracht, und alles Geschehene dünkte ihm der Traum eines Augenblickes. Nie sah man den Venetianer wieder, und nie fand man den Eingang zu der goldreichen Höhle.

207.

Holzleute in der Schlee.

Bei Teichwolframsdorf erstreckt sich eine große ausgedehnte Waldung, diese heißt die Schlee. Darin lebten vor Zeiten auch Holzmännel und Holzweibel. Ein Pärlein derselben hatte sich von Baumwurzeln ein Häuslein erbaut und darin lebten sie, und lebten auch von Baumwurzeln, wenn sie kein Brod bekamen. Sie verkehrten gern und freundlich mit den Menschen, waren aber klein und häßlich. Noch immer soll es im Walde dergleichen geben. Im Jahr 1830 ging ein junger Mann, Namens Nier, der von der Wilden-Taube war, durch die Schlee. Da begegneten ihm, als bereits die Dämmerung eingebrochen war, auf einem Kreuzweg zwei Holzweibel. Sie sahen grau aus, hatten ganz bemooste Gesichter, alte graue Kleidung, und waren sehr klein. Auf dem Rücken trugen sie Körbe von ungeschälten Weiden. Eins davon strickte an einem grünlichen Strumpfe. Der junge Mann ließ

sie ungestört ihres Wegs ziehen und drückte sich schweigend an ihnen vorüber.

Auf der Wilden-Taube wohnte ein Bader, an dessen Fenster klopfte es eines Abends und war Jemand draußen, dessen Gestalt er nicht recht erkennen konnte. Dringend bat ihn dasjenige und mit feiner Stimme, mitzugehen, da seine Hülfe Noth thue, und so verließ der Bader sein Haus. Als er nun der Gestalt näher kam, war's ein kleines graues Holzmännel, das in der Hand eine Gerte trug. Da grauste dem Bader und wollte nicht gehen, das Holzmännel aber bat gar flehentlich und sagte, sein Weiblein habe den Arm gebrochen. Es werde ihm nichts geschehen. So ging er denn mit und wurde in die Schlee geführt und in das Hüttchen der Holzleute, und da richtete er des Holzweibels zerbrochnen Arm ein und schiente ihn. Dreimal holte ihn noch das Holzmännel ab zum Verband, und brachte ihn immer auf gutem Wege wieder nach Hause. Beim letzten Gang bezahlte es den Bader so, daß er zufrieden war, nämlich mit fünf alten Thalern. Hernach hat der Bader aus Neugier am Tage die Holzleute besuchen wollen, allein vergebens mühte er sich, den Waldweg wieder zu finden, den er des Abends geführt worden war. Er fand ihn nimmermehr.

208.

Der Mönch.

Ein Mönch von Teichwolframsdorf ging oft in die Krellenschenke zu Bier und spielte nicht selten Karten. Einst gewann er von einem andern Gaste ansehnliche

Summen, worauf dieser den Mönch auf seinem Nachhauseweg erschlug. Der Mönch läßt sich nun seit jener Zeit auf diesem Wege sehen und hören, indem er nicht selten von den Bäumen herab predigt. Einst setzte er sich in der Nacht zwischen 11 und 12 Uhr mit auf den Schlitten eines Bauers. Dieser rief in seiner Angst: „alle guten Geister loben Gott den Herrn;" der Mönch sagte: „ich lobe ihn auch!" Nun fragte der Bauer, wo er hin wolle und was sein Verlangen wäre? worauf der Mönch sagte: du fährst deinen und ich gehe meinen Weg und verschwand bald darauf.

209.

Der Trappengeist.

In der Nähe von Großkundorf und Markersdorf liegt ein Berg, der Trappenberg; auf diesem haus't ein Gespenst, der „Trappengeist," welcher Wege und Stege unsicher macht. Einst waren ein Einwohner zu Markersdorf, Namens Böttger, und ein alter von Zehmann'scher Jäger, Namens Pfeifer, in Großkundorf zu Biere gewesen, gingen des Nachts nach Hause und kamen auf den Trappenberg; plötzlich erfaßte es beide wie ein Sturmwind, sie wurden über eine tiefe Thalschlucht ohnweit des Teufelsgrabens und auf die Anhöhe gegenüber, worauf Markersdorf liegt, rasch und durch einen mächtigen Schwung geführt, und fanden sich unversehrt auf ein Mal bei einem Gatter, das noch heute steht. Das hatte ihnen der Trappengeist vielleicht zum Schutz, vielleicht zum Schabernack gethan. Im nahen Teufelsgraben steht auch die

Teufelskanzel, auf welcher der Herrgottsaffe weiland gepredigt haben soll.

210.

Der Schatz im Steinbühel.

Zu Hermannsgrün, einem großen Dorfe bei Greiz, erschien einem armen Manne zur Mitternachtstunde ein kleines graues Männchen und sagte zu ihm: Im Steinbühel draußen liegt ein Schatz, komm mit und hebe ihn. Der Einwohner zeigte aber nicht die mindeste Lust, dieser Aufforderung Folge zu leisten, vielmehr grauete er sich vor dem grauen Männlein, kroch tief unter die Bettdecke und das Männlein verschwand. Zur folgenden Mitternachtstunde war es wieder da, und bat abermals, mitzugehen und den Schatz zu heben. Aber auch diesesmal ließ die Furcht es nicht zu. Auch in der dritten Nacht erschien das Männchen mit trauriger und zorniger Geberde, und als es wiederum unverrichteter Sache von dem Zaghaften wich, warf es die Thüre zu, daß alles prasselte. Am Morgen darauf trieb die Neugierde den Träumer doch nach dem Steinbühel, siehe, da fand er den Rest des Schatzes, den er hatte heben sollen, eine kleine Grube, darin eine alte Urne, und in der Urne — einen verschimmelten Pfennig. Das war der Lohn seiner Zaghaftigkeit.

211.

Volksrache.

In dem Dorfe Fraureuth hat es sich vor Alters zugetragen, daß daselbst ein sehr harter, tyrannischer und ungerechter Richter war, dessen Quälereien die Einwohnerschaft nicht länger mehr ertragen konnte und wollte. Gingen deshalb sammt und sonders, alle Männer und Bursche, nach Greiz und klagten über die Schelmen- und Bubenstreiche des Richters. Dort sprach der Oberamtmann, als er die Klage der ehrlichen Fraureuther gehört, mehr im Scherz denn im Ernst: Ei, wenn er denn so gar schlimm ist, so henkt den Schelm. Das nahmen aber die Fraureuther in ihrem gerechten Zorne für baaren Ernst auf, und als ihnen auf dem Heimwege ihr Peiniger in die Hände fiel, so griffen sie ihn, und zwängten ihn mit dem Hals in eine gabelförmige Birke, wozu jeder Hand anlegte, und hielten und zogen ihn, bis er den Geist aufgab. Als nun das Gericht dieser Sache sich annahm, und der Ort vorgefordert wurde, um die Thäter zu ermitteln und zur Strafe zu ziehen, da sprachen die Fraureuther einmüthiglich: Wir Fraureuther Alle haben es gethan, und sind deß gerne geständig. Selbiges Wort brachte das Gericht in große Verlegenheit, denn entweder mußte es die Fraureuther alle ebenfalls henken, oder alle laufen lassen, oder aber es hätte einer, etwa der Schultheiß, für alle büßen müssen.

212.

Die wohlfeile Burg.

Ohnweit Berga liegen die Orte Groß- und Kleinkundorf. In der Nähe von Großkundorf liegt ein Gehöfte, heißt die Fichtelburg, und es gehören dazu viele Wiesen, Felder und Wälder. Vor alten Zeiten soll die Fichtelburg ein Raubschloß gewesen sein; jetzt ist von der eigentlichen Burg keine Spur mehr zu finden. Im dreißigjährigen Kriege, als allgemeiner Mangel eintrat, hat der Besitzer der alten Fichtelburg, die schon damals dem Verfalle nahe war, dieselbe für ein hausbacken Brod hingegeben. In späterer Zeit stieg sie wieder etwas im Preise, da kaufte sie ein gewisser Hans Köhler vom Amte Weida um 5 Thaler. Der Eigenthümer wird insgemein „Burglies" genannt, und bei kirchlichen Verkündigungen, wenn sein Name in solchen genannt wird, darf nicht vergessen werden, daß er als „Besitzer der Fichtelburg" aufgeführt wird.

213.

Der Schafstein.

In dem sogenannten Eckertsthale zu Großdrachsdorf (Groß-Draxdorf), wo unterhalb des Ortes sonst die Drachenburg stand, ragt vom Elsterufer ein steiler Felsen, der Schafstein, empor. In demselben, wie in dem schauerlichen Elstergrunde, hielten sich vor Alters Nixen auf und trieben dort ihr Wesen, sie hingen dort ihre Wäsche auf und trockneten dieselbe. Einstmals hüthete ein Schafknecht in jener Gegend, in der Nähe einer Thal-

wiese und schabernackte die Nixenwäsche. Dieses nahmen die Nixen so übel, daß sie jenen Schafknecht von dem hohen Felsen herab in die Tiefe des Flusses stürzten, wo er denn ertrank. Von diesem Ereigniß soll jener Felsenrücken an der Nixentiefe den Namen Schafstein erhalten haben.

214.

Gespenstiger Spuk im Burggraben.

In der hinter dem Schlosse Berga befindlichen tiefen Schlucht, dem sogenannten Schloßgraben, soll es zur Nachtzeit ehedem gar nicht richtig gewesen sein. Die Wanderer auf dem nach Berga durch das enge Thal führenden Fußsteg sahen entweder ein graues Männchen, oder einen beweglichen Klumpen in Form eines Erbsenbüschels, wenn gerade die Geisterstunde sie überraschte. Das graue Männchen sah manchem gar unheimlich ins Gesicht, klatschte dann in die Hände und schlug eine laute Lache auf, dann war es plötzlich hinweg und verschwand. Der Erbsenschotenbüschel purzelte den Wandernden rauschend queer vor die Füße, und dann rauschte er, wie von unsichtbarer Hand gezogen, hinweg aus ihren Augen, ohne daß sie eine Hand erblickt, die ihn bewegte.

215.

Geist im Lele.

Ohnweit Albersdorf, ganz nahe bei Berga, liegt eine Thalschlucht, das Lele oder Laile, in welcher, wie manche

glauben, zu den Heidenzeiten eine Gottheit verehrt wurde. Die Benennung schien mindestens früheren Sagenfreunden ganz slavisch=mythisch anzuklingen, erinnerte sie an Lel und Polel, den Liebes= und Ehegott der Böhmen und Mähren, an Lela der Russen, und selbst an den zweifelhaften Lollus der Franken. Es ist aber nichts mit solchem mythologischen Gediftel, das blind im Irrgarten der Vermuthung umhertastet. Das Lel ist die Verkleinerungsform von Lohe, Löhlein, kleine Sumpfwiese. In diesem Lele nun, als auch in dessen Nähe, auf der sogenannten faulen Wiese, und der auf der Höhe vorbeiführenden Straße, die Allee genannt, führte ein Wanderding die Reisenden irre, und oft so im Kreise herum, daß sie oft wieder an die alte Stelle kamen, und kaum einen Ausweg fanden. Manchen der oft durch die ganze Nacht Irregeführten ist es dabei vorgekommen, als führe etwas wie mit einer Radwelle neben ihnen rauschend und wehend her.

216.

Schloß Trifels und der Kreuzstein.

Zu Berga stand vor Zeiten ein altes Schloß Trifels oder Dreifels mit einem sehr hohen Wartthurm, dessen Mauer 6—8 Ellen dick gewesen sein soll, darin sich das Verließ befand. Da man das neue Schloß erbaute, wurde dieser Thurm mit weggerissen, und seine Steine wurden zum Neubau benutzt. Als das alte Schloß Trifels einmal von einem Feind belagert und mit Pfeilen beschossen wurde, wehrten sich die Bewohner wacker, und tödeten den feindlichen Anführer, der auf einem weißen Schimmel ritt.

Dieser wurde in der Flur begraben, und ihm jener merkwürdige Stein errichtet, den man noch heute bei Albersdorf steht, und den Kreuzstein nennt. Dieser Oberbefehlshaber spukt noch und läßt sich sehen auf seinem Schimmel reitend und ohne Kopf auf der Mühlstraße, und sieht immer nach der Stelle, wo das alte Schloß und der Wartthurm steht.

Auch dieser Schimmelreiter scheint eine Gestalt verjüngter Sage zu sein, und deutet nach dem schimmelreitenden Wode nordischer und schwäbischer Sagen hin.

217.

Geister im Schlosse Berga.

Auch in dem neuen Schlosse zu Berga treibt mancherlei Geisterspuk sein Wesen. In dem alten Hintergebäude, im zweiten Stock, wo die Gesindestube befindlich, ist neben dieser Stube ein Gewölbe, daraus hat man sonst zum öftern einen Geist treten sehen, in Gestalt einer weißen Frau mit einem Schlüsselbunde. Dieser Geist erschien zumeist um Mitternacht und durchwandelte die Stube, ohne aber Jemanden, außer dem Schreck, den die Leute von seinem Anblick hatten, zu schädigen. Viele alte Leute haben diese Gespensterfrau wandeln sehen.

Auch hört man von einem Kobold im Schlosse zu Berga erzählen, der lange dort sein Gaukelspiel gehabt. Sein liebster Aufenthalt war im Backhause. Er neckte Knechte und Mägde gern, und warf die Drescher, wenn sie Abends dort vorbei und nach Hause gingen. Ein Jäger, Namens Winterstein, hat vielfach von dem Kobold

erzählt, der hie und da auf dem Schlosse sein Wesen treibe. Ein alter Hofknecht hatte stets die besten und fettesten Pferde, und gab ihnen doch nicht mehr Futter, als die andern Pferde erhielten. Wenn er nun befragt wurde, wie das komme, daß seine Pferde so wohl genährt seien, so lächelte er geheimnißvoll und antwortete: Der Gupel hilft mir beim Füttern.

218.

Kobold in Waltersdorf.

Auf dem Rittergute Waltersdorf, ohnweit Berga, haußte auch ein Kobold. Dieser trieb sich des Nachts in den Ställen umher, drangsalirte das Gesinde, führte die Pferde in andere Stände, putzte und fütterte sie aber auch, wenn die Knechte faul und lässig waren, zerbrach den Mägden in den Kuhställen die Milchgefäße, und schabernackte sie auf alle Art. Einmal lag eine Magd müssig und lässig auf der Bank, da faßte sie der Kobold bei den Haaren und raufte sie, daß sie nicht anders glaubte, er werde sie von der Bank ziehen. Dann ging er zur Thüre hinaus. Wenn die Mägde den Knechten ihr Herzeleid klagten, das ihnen der Kobold anthat, so erhielten sie gewöhnlich zur Antwort: Warum gebt ihr ihm nichts? Uns thut er nichts. — Ein Knecht, Namens Salzbrenner, diente auf dem Waltersdorfer Hofe, und ging gerne zur Nacht auf unrechten Wegen. Einstmals kehrte er um Mitternacht erst heim und stieg über die Gartenplanke, um in den Hof zu kommen, weil das äußere Thor schon verschlossen war. Da fuhr der Kobold quer über den Hof auf ihn

zu, und prallte so hart an den Salzbrenner an, daß dieser fast besinnungslos in den Hof stürzte. Nach 9 Tagen war er tod.

219.

Der wilde Jäger im Rußthale.

Ein alter Einwohner von Untergeisendorf bei Berga erzählte, daß auch in dem sogenannten Rußthale, das nach Großkundorf zuführt, im dortigen Gehölze der wilde Jäger sein Wesen getrieben. Man sah die Schatten zusammengekoppelter Hunde, und hörte ihr Gebell, vernahm auch Jagdrufe von einer dumpfen Menschenstimme hervorgestoßen, und dieß Jagdgetöse ging von dem sogenannten hohen Holze aus und zog sich nach dem Eulengraben hin. Viele alte Leute der Gegend haben solchen Spuk gehört, ja manche ihn gesehen, und alle haben diese Wahrnehmung beglaubigt.

220.

Des wilden Jägers Netz.

Ein Einwohner und Hammergutbesitzer im Elsterthale ohnweit Clodra erzählte, daß er von seiner Mutter gehört, wie der wilde Jäger in den Waldbergen der Gegend zum öftern des Nachts jage, und daß ihrem Uhrahn, der ebenfalls schon vor mehr als hundert Jahren seinen Kindern und Enkeln vom Spuk des wilden Jägers erzählt, das Folgende begegnet sei. Dieser, ein alter und glaubhafter Mann ging einst des Nachts in der Geisterstunde von Berga nach Hause zurück, und kam in die Gegend des

jetzigen Schieferbruchs an der Elster, wo vordem ein altes, jetzt längst eingegangenes Hammerwerk gestanden. Da habe er plötzlich mitten über seinen Weg einen dunkeln Mann, der kein andrer gewesen, als der wilde Jäger, ein graues Netz ziehen sehen, und sei dem Netze so nahe gewesen, daß er dasselbe mit der vorausgestreckten Hand ergriffen. Er erschrack, fürchtete sich, trat leise zurück, und verkroch sich in die oberhalb des Wegs befindliche Felskluft, welche man die alte Kanzel nennt. Dort blieb er harrend versteckt, bis die Berga'er Uhr die Mitternachtsstunde ganz ausgeschlagen, deren Schall er gut hören konnte. Bis diese schlug vernahm der Versteckte in der Ferne viele grobe und klare Hundestimmen, mit dem Glockenschlage aber war alles still, und er hob sich eilig seines Wegs von dannen. Nichts hielt ihn auf, und kein Netz war mehr zu sehen.

221.

Der Sack voll Wildpret.

Im Dorfe Wernsdorf unter Berga diente in einem Bauerngute, welches ein gewisser Arnold sonst besessen, vor Zeiten ein Knecht. Als derselbe einstmals zur Frohne auf dem Schlosse Berga gewesen war, und des Nachts wieder zurück und heimfuhr, traf er in der sogenannten Kirchgasse zu Wernsdorf, auf einem Orte, wo eine dreifache Fichte stand, den wilden Jäger, der allda jagte. Der Knecht forderte im Uebermuthe den wilden Jäger auf, indem er sagte: Du, schieß mir auch ein Stück Wild mit! Da geschah gleich ein Knall, und es fiel etwas schwer aus

der Luft herab auf den Wagen des Knechts, und das war ein Sack voll Fleisch. Zugleich ließ sich des wilden Jägers grölzende Stimme hören: Da hast Du einen Sack voll Luder! — Dieses Fleisch warf nun zwar der Knecht gleich wieder vom Wagen, aber konnte es nicht wieder los werden, sondern es kam immer wieder zurück und folgte ihm nach in das Schloß. Da ging der Knecht zu seinem Beichtvater, dem Kaplan zu Berga, klagte ihm seine Noth und fragte ihn, was zu thun sei. Der Kaplan gab den Rath, der Knecht solle sich von dem wilden Jäger nur Salz ausbitten. Dieß that der Knecht, der wilde Jäger aber, da er nicht willfahren konnte, holte sein Fleisch wieder. Das Salz ist heilig, und über dasselbe haben die Spukgeister keine Macht.

222.

Der Nixenstein.

In dem Dorfe Wolfsgeferth am Elsterfluß steht ein bedeutender Felsen, welcher der Nixenstein genannt wird. An demselben ist in der Elster eine Tiefe, wo sich Nixen aufhielten und daselbst ihr Wesen auf verschiedene Art trieben. Wenn in dem zunächst der Elster gegenüberliegenden Dorfe Meilitz Tanz gehalten wurde, kamen die Nixen unter die Tanzenden und tanzten mit den jungen Burschen. Von alten Leuten kann man dort noch heute hören, daß ein alter aus dem Dorfe Großdrachsdorf gebürtig gewesener Einwohner, mit Namen Friedrich, vor Zeiten als Bauernknecht in dem Dorfe Untitz unfern Meilitz diente, und vielmal erzählt hat, selbst mit einer solchen

Nixe in Meilitz getanzt zu haben. Ein alter Hofknecht zu Meilitz warnte den Burschen und sagte ihm: Tanze nicht mit diesem Mädchen, sie ist eine Nixe und hat ein grünes Hemde an. Das hörte die Nixenjungfrau in ihre Ohren hinein und nahm es sehr übel. Binnen drei Tagen schon war der Hofknecht tod. Er hatte aus der sogenannten über Wolfsgeferth oben gelegenen kleinen Mühle Mehl geholt, und fuhr bei dem Nixensteine unweit der Tiefe durch die Elster, da kam es herauf aus dem Wasser und zog ihn hinab in die Nixentiefe, daß er ertrank.

Auf dem Nixenstein sollen die Nixen auch oft ihre Wäsche trocknen.

Zwischen Meilitz und Großdraxdorf liegt Wünschendorf, ob der Name nach Winden, dem Volksstamme, oder nach dem Wode, dem „Wunsch" deutet, ist die Frage. In Wünschendorf war es üblich, daß fast jeder Nachbar eine „Hausotter" hielt, und dieselbe mit Milch fütterte, die in kleinen Näpfchen hingestellt wurde.

223.

Klosterstätte Querfurth.

Gar nicht weit von Berga und nahe bei dem Dorfe Pölzschen hat vor Zeiten ein Nonnenkloster gestanden, dessen Namen Querfurth war, und das mit einem Walle umgeben gewesen sein soll. Man zeigt noch die Stätte, wo die Kirche stand, etwas abseit den Klostergebäuden, die in dem schönen Thale lagen, das die Culnitsch durchfließt, und an einem See, der jetzt Wiese ist. Auch eine Mühle,

die Untz, gehörte zu dem Kloster. Alles wurde vor langer Zeit zerstört, man weiß nicht, ob im Hussiten- oder im Bruderkriege. Nur dunkle Sagen leben davon im Munde der Umwohner. Uralte Leute konnten sich noch erinnern, Rudera mit Vogelbeerbäumen und Mauerreste des Klosters und der Kirche in ihren jungen Jahren gesehen zu haben, und daß sie als Kinder mit der Fähre hinüber ins alte Kloster gefahren wären. Beim Aufrichten eines Gebäudes auf dem Klostergebiete fanden sich Knochen und Schädel, auch ein Münzfund kam vor. Man nahm die alten Steine zum Aufbau neuer Häuser. Viel ist von vergrabenen Schätzen die Rede, die theils gehoben sein, theils noch in den verborgenen Kellergewölben ruhen sollen; auch die Kirchenuhr soll vergraben worden sein.

Im Kloster Querfurt lag ein Schatz, der brannte nächtlicher Weile lichterloh. Alte Einwohner zu Pöltzschen erzählten vom Hörensagen ihrer Eltern und Großeltern: Einst kamen zwei fremde Männer nach Pöltzschen, der eine war ein Venetianer, den andern hieß man den Wirth, die sprachen zu den Leuten: drüben im alten Klostergarten liegt ein Schatz, wer ihn hebt, der hat zeitlebens genug. Darauf ging der Venetianer allein hinüber, blieb eine lange Weile weg, und als er wieder kam, trug er etwas unter seinem Mantel. Er sagte nicht, was es sei, und gab auch nichts davon ab. Bald darauf ging er noch einmal hinüber und kam nimmermehr wieder, ward auch nirgends gesehen noch gehört. Der Mann, der ihn hergeführt, mußte sich in seine Heimath betteln.

Zu anderer Zeit kam nach Pöltzschen ein Jesuit, sprach bei einem Bauer ein, sagte diesem, daß er in der Absicht da sei, den Klosterschatz zu heben, er möge ihm, gegen

gute Belohnung, helfen. Um Mitternacht gingen beide, der Jesuit und der Bauer, auf die verrufene Stätte. Der Jesuit zog einen Kreis und hub an zu beten, da hob sich mählig aus dem Boden eine Braupfanne voll Goldes, oben darauf aber lag ein großer schwarzer Hund mit feuriger Zunge. Der Bauer zitterte und bebte, und der Jesuit zitterte auch und betete fort, und wurde irre, und da that es auf ein Mal einen Schlag, als würde eine Kanone dicht vor ihren Ohren losgeschossen, daß beide zu Boden fielen. Weg war der Hund und weg war der Schatz. Klagend gestand der Jesuit dem Bauer, daß er etwas in der Formel versehen, und ging traurig von dannen.

Von Berga fuhr einst ein Tabakshändler aus Erfurt, der im Wirthshause zu Culmitzsch seine Niederlage hatte, des Nachts mit einem Schiebekarren über den Steinberg hinaus. Als er auf den Wachtelberg kam, traf ihn, es war in der zwölften Stunde, ein graues Männchen an, und fragte ihn, wohin er wolle? Er solle mit ihm gehen sprach das Männchen zum Bauer, und zugleich sah dieser, daß in der alten Klostertrümmer ein Licht brannte. Nicht ohne Furcht folgte er dem gespenstigen Führer, der ihn geradezu in das Kloster hineinleitete; da fand er statt des Lichts eine Kohlengluth, warf etwas darauf und war glücklich. Das graue Männchen geleitete ihn noch bis an die Brücke zu Berga, und verschwand dann mit einem Male. Dieser Tabakshändler soll ein gut Theil des Schatzes auf seinem Karren hinweggefahren haben.

Ein Dienstjunge in Pölzschen ging eine Zeit lang jeden Morgen stillschweigend in das Kloster, da fand er jedes Mal einen Groschen, diese gefundenen Groschen sammelte er zu Hause und gab sie nicht aus. Einstmals fragte ihn

sein Dienstherr, der des Schatzes ansichtig wurde, woher er die vielen Groschen habe? So sagte der Junge: Drüben in den Klostermauern ist ein alt hölzern Schränkchen, da finde ich jeden Morgen einen Groschen. Der Herr wollte das auch sehen, allein es ward kein Schränkchen gefunden, und niemals fand der Junge wieder einen Groschen. Er hatte das Geistergeheimniß verplaudert, und mußte damit den Schaden tragen.

224.

Tanzende Katzen.

Sehr häufig hat man innerhalb der alten Klosterstätte Querfurt tanzende Katzen erblickt, das sind böse Hexen gewesen, die gar zu gerne Katzengestalt annehmen. Wenn es nun geschah, daß jemand zufällig einen solchen Katzentanz gewahrte, und unter den tanzenden seine eigene erblickte, und am andern Morgen ihr sagte: Du warst heute Nacht auch dabei, so wurden diese Katzen furchtbar wild, pfauchten, bissen, kratzten, fuhren wie toll durch die Fenster und kamen niemals wieder. Das haben mehrere Einwohner des nahen Dorfes Völtzschen erlebt und erzählt. Eine, die geleuchtet hatte, und der ihr Herr das spöttisch vorwarf, sprang an ihm hinauf, zerkratzte ihm das Gesicht und fuhr von dannen.

225.

Mönchstein und Kroatengraben.

In dem Oelsengraben, am Wege von Weida nach Berga, ein lieblicher Aufenthalt wegen seines Schattens und Vogelgesanges, befindet sich ein großer Stein, welcher mit vielen Kreuzen versehen ist. Dieser Stein wird der Mönchsstein genannt, und soll diese Benennung daher erhalten haben, weil in alten Zeiten die Mönche, wenn sie von Mildenstein in das Kloster Querfurt bei Berga, um Messe zu lesen, gingen, dort auszuruhen pflegten. In demselben Graben, befindet sich gegen Zifra zu eine Schlucht; hier wurde vor Zeiten ein Spion von den Kroaten derartig getödtet, daß sie ihn an den Schwanz eines Pferdes anbanden und so fortschleiften. Davon heißt die Schlucht der Kroatengraben. Es ist dort herum nicht geheuer.

226.

Der ausgerissene Grenzstein.

Bei der Schäferei des Rittergutes Tausa bei Weida trieb vormals ein Geist sich um mit gar wunderlichem Wesen. Er trug einen großen Stein auf den Schultern, schaute und deutete immer hin und her und rief dazu mit kläglicher Stimme: „Wo soll ich ihn hin thun? wo soll ich ihn hin thun?“ Einem Schäfer, dem er besonders oft erschien, wenn ersterer vom Schafstalle Abends zurückkehrte, wurde der unheimliche Frager so zur Last, daß er zu seinem Seelsorger nach Schöndorf lief, dem seine Noth klagte, und um Rath und Beistand bat. Der Pfarrer

gab guten, geistlichen Rath, wie der Schäfer sich verhalten solle, und segnete ihn ein. Als er Abends die Schafe eingetrieben hatte und aus dem Schafstalle heraus trat, da war auch der geisterhafte Steinträger da mit dem Angstrufe: „Wo soll ich ihn hin thun? wo soll ich ihn hin thun?“ Da sprach der Schäfer, wie ihm gelehrt worden war: „Thu' ihn hin, wo du ihn hergenommen hast!“ Alsbald warf der Geist den schweren Stein von der Schulter, daß er tief in die Erde schlug. „Nun habe ich ihn gerade 100 Jahre durch getragen,“ sprach er, und verschwand.

Seitdem ist er nicht wieder gesehen worden. Der Stein ragt aber noch heutiges Tages aus dem Erdboden heraus, nicht weit von der gutsherrlichen Schäferei von Tausa.

227.

Die Zwerge.

Ein Tischlerjunge von Weida wurde einst von seinem Vater auf den Hammer geschickt; als er bei der Burg vorbei kam, sah er zwei zwerghafte Wesen, Mann und Weib, in alter grauer Tracht dort stehen, und in die Hände klatschen. Er erzählte dieß seinem Vater; dieser begleitete ihn dorthin, sah aber nichts, während der Junge dieselbe Erscheinung hatte, wie früher; dieß wiederholte sich auch, so oft er dort vorbeiging. Auch in den großen und kleinen Höhlen unfern der Weidaer Papiermühle sind oft Zwerge gesehen worden, welche offene Tafel hielten; am häufigsten einer mit einem eisernen Hütchen — vielleicht ein Ingesinde der eisernen Bertha.

228.

Die Nixen im Abgewehr.

In der Nähe von Loitsch über Weida war einst ein Teich, der nicht mehr vorhanden ist, doch weiß man noch seine ehemalige Lage, und nennt sie das Abgewehr. Darin wohnte eine Nixe mit zwei schönen Töchtern, und ein Nix, der ihr Mann und der schönen Nixlein Vater war, alt und grämlich. Dennoch ließ die Mutter zu, was der Vater nicht gern leiden mochte, daß die Töchter nach Gräfenbrück zum Tanze gingen. Von Loitsch nach Gräfenbrück ist zwar nur ein klein Stück Wegs, doch muß man über manches Wasser, daher durfte es nicht allzusehr befremden, daß die Röcke der schönen fremden Mädchen immer nasse Säume hatten. Die Nixlein schlugen manches Jünglingsherz in süße Banden, und wurden auf dem Heimweg jedesmal gar gern geleitet. Doch nahmen sie nie ihre freundliche Begleitung weiter mit, als bis an das Häsel, eine kleine Waldung, denn, so sagten sie, unser Vater bringt uns um, wenn er sieht, daß wir nicht allein kommen. Das ließen sich die Bursche zur Warnung dienen.

Wanderer haben auch die Nixen am Teiche sitzen, und ihre Haare strählen, und den Nix im Wasser Purzelbäume schlagen sehen. Zwei Handwerksbursche kamen vorüber, bückten sich danach, da wurden sie durch eine Stimme erschreckt, die aus dem Wasser herausrief: Laßt ab, sonst kostet's euer Leben!

229.

Holzweibel-Kuchen.

Vier Schnitterinnen aus dem Dorfe Loitsch waren in der Kornärnte beschäftigt, da vernahmen sie plötzlich die quäkende Stimme eines Holzweibels, das rief: Mäd zerrän! d. h. Magd, breite die Kohlen im Backofen auseinander. Da schrie eine lustige Schnitterin: Backt uns auch einen Kuchen! — Und wie sie nun am Abende das Aerntefeld mit ihren Gefährtinnen verließ, lag auf einem grünen Rain ein guter Kuchen in einem weißen Schleiertuche, und war in vier Viertel geschnitten, ordentlich wie ein Kirmsen- oder Hochzeitkuchen. Keine der Schnitterinnen mochte den räthselhaften Kuchen anrühren, am wenigsten die, welche ihn bestellt hatte, die Andern aber sprachen: Hast Du eingebrockt, so iß auch aus, sonst möchte es uns allen übel bekommen. Da aß die Magd und der Kuchen schmeckte vortrefflich. Nun nahm jede ihr Viertel und trug es heim, das Tuch ließen sie liegen. Als sie sich darnach umsahen, war es verschwunden. — Dort herum lebten, wie Loitscher erzählen, die Holzweibel und Holzmännel, hauptsächlich im Häsigholz und in der Klinge, ein Gehölz, das unterhalb Loitsch liegt. Sie waren außerordentlich furchtsam, schlüpften wohl häufig Wanderern über den Weg, und schrieen mit feinen Stimmchen: hilf! hilf! Auch waren sie sehr klein von Gestalt und unschönen Ansehens. Die Weibel trugen sich oberländisch und hatten gelbbraune Schürzlein, wie die Bäuerinnen unterhalb Schleiz.

230.
Die Sägespäne.

In einem Forste in der Nähe von Steinsdorf ohnweit Weida machten einst zwei Männer längere Zeit Holz, und zu diesen gesellte sich täglich um die Mittagsstunde ein Holzweibel, das bat Brod von den beiden. Einer der Holzmacher aber verspottete das Holzweibel, während der andere von mitleidigem Sinn ihm stets gern etwas von seinem Brode gab. Da nun die Arbeit zu Ende ging, wußte das Weibel dieses, ohne daß es ihm Einer gesagt, und sprach zu dem Mildthätigen: Ihr werdet nun hier so bald nicht wieder arbeiten, und mich auch nicht mehr sehen. So will ich Dir, der es immer gut mit mir gemeint, auch einen Lohn geben. Darauf füllte es den Kober jenes Mannes mit Sägespänen und schwand hinweg. Da hatte der andere unbegabte nun seinen Spott über die Maaßen mit seinem Kameraden. Das ist ein rares Geschenk das! sagte er. Blitz, damit kannst Du dick thun, und Dir ein Schloß kaufen, und dergleichen Reden mehr. Darüber wurde der Begabte ärgerlich und schüttete, um nur ungeneckt zu bleiben, die Sägespäne aus dem Kober mitten auf den Weg. Nur einige wenige blieben noch im Korbe hängen. Es vergingen einige Tage, bis er wieder in das Holz wollte, und den Korb von der Wand nahm, da klingelte es darin, und wie er ihn öffnete, fielen ein Paar Goldstücke heraus, und ein Paar andere hingen noch am Flechtwerk fest. Das waren die Sägespäne des Holzweibels, und hätte der gute Tropf die andern nicht ausgeschüttet, so wäre des Spötters Wort wahr gewesen: er hätte sich ein Schloß kaufen und als ein Edelmann leben können.

231.

Der merkwürdige Traum.

Einer Frau in Weida träumte einst, sie solle zu ihrem Bruder in Triptis gehen, es würde ihr Glück sein. Als sie diesen Traum ihrem Manne sagte, redete er ihr zu, die Reise nach Triptis zu unternehmen. Bei ihrem Bruder angekommen fragte dieser nach der Ursache ihres Kommens, und sie erzählte ihm den gehabten Traum. J! sagte dieser darauf: träumte mir doch auch, ich sollte auf der Burg bei Weida unter einem Birnbaume nachgraben und ich würde einen Schatz finden. Zu Hause angekommen, erzählte die Frau ihrem Manne des Bruders Traum. Dieser säumte nicht, sofort auf der Burg nachzugraben, und fand glücklich einen großen Schatz, wofür er das schönste Haus in Weida kaufte.

232.

Die Schlachtwiese.

Unfern Weida heißt noch jetzt eine Wiese die Schlachtwiese und zwar von einem traurigen Treffen zwischen den katholischen und protestantischen Einwohnern Weida's.

Als der größte Theil der Bewohner Weida's Protestanten geworden waren, gab es fortwährend Kämpfe zwischen ihnen und den bei der katholischen Religion verbliebenen Einwohnern. Letztere unterlagen jedoch meist; um Rache zu üben, zogen sie nach Erfurt, holten dort Beistand, lagerten sich in dem Forste und warteten die Nacht ab, um dann die protestantischen Bewohner Weida's

zu überfallen. Diese erhielten aber Kunde hiervon, zogen bewaffnet ihren Feinden entgegen und fanden sie auf einer Wiese bei dem Forste gelagert. Es kam hier zu einer großen Metzelei, wobei die Katholischen unterlagen.

233.

Geist in der Wiedenkirche.

Unfern der alten in Ruinen liegenden Wiedenkirche zu Weida wohnte ein Zeugmacher, dessen Frau erschien in einer Nacht ein Geist und ermunterte sie mit in die Kirche zu gehen, es würde ihr Glück sein. Des andern Tages erzählte sie es ihrem Manne, dieser ermahnte seine Frau unter der Bedingung mitzugehen, wenn er, ihr Mann, sie begleiten dürfte. Der Geist erschien ihr wiederum, und gestattete die Begleitung des Mannes, doch nur bis zur Kirchenthüre. Als die Frau nun in die Kirche kam, warf ihr der Geist eine goldene Kette um den Hals. Die Frau aber, den kalten Gegenstand plötzlich um ihren Hals verspürend, schrie laut auf, worauf der Geist sogleich verschwand. Der Mann, welcher seine Frau schreien hörte, wollte zu ihr, konnte jedoch nicht, da die Kirchthüre verschlossen war. Nachdem er von dem Küster den Schlüssel erhalten, geht er in die Kirche und findet seine Frau vor Schrecken ganz erstarrt, jedoch noch mit der goldenen Kette behangen.

234.

Holke.

In Weida war vor dem dreißigjährigen Kriege ein durchtriebener, böser Bube, Namens Holke. Dieser empfing einst wegen schlechter Streiche öffentlich sogenannte Stockschillinge. Er verließ hierauf in einem Alter von 13 Jahren seine Vaterstadt mit der Drohung, sich einst für die erhaltene Züchtigung zu rächen. Bettelnd strich er längere Zeit in Böhmen herum, nahm, größer geworden, Kriegsdienste und rückte endlich bis zum General hinauf. Einst während eines Waffenstillstandes erbat er sich Urlaub, um in seine Heimath zu reisen. Als er diesen erhalten, bat er, sein Regiment mitnehmen zu dürfen, um sich in seiner jetzigen Macht zeigen zu können. Auch dies wurde ihm gestattet. Als er zu Weida angekommen war, machte er sogleich alle Löschanstalten unbrauchbar, dann ließ er die Stadt beschießen, und äscherte so diese schöne und reiche Stadt bis auf das letzte Haus ein. Die jetzt noch in Ruinen liegenden Kirchen zeigen von Weida's Pracht und Holke's Grausamkeit.

Wie weit diese Sage im historischen Boden wurzelt, ist nicht ermittelt. Heinrich von Holcke, Wallensteins und Tilly's Feldherr und zuletzt Graf und Feldmarschall, war jener Holke wol nicht, denn derselbe stammte aus der Insel Alsen, starb aber in Adorf.

235.

Der gefundene Schatz.

In der jetzigen Försterwohnung zu Cronschwitz oder Cronspitz, welche auf und aus den Ruinen eines ehemaligen Augustinerinnen-Nonnenklosters erbaut worden ist, treibt ein graues Männchen gewaltigen Unfug, neckt und erschreckt die Leute mannichfach. In den Kellern und unterirdischen Gängen, die aus dem Kloster stammen, ist es besonders nicht geheuer. Der Nachtwächter und ein andrer Cronschwitzer wollten in den achtziger Jahren den unterirdischen Gang, welcher nach Mildenfurt führt und einst das Mönchkloster zu Mildenfurt mit dem Nonnenkloster zu Cronschwitz in Verbindung setzte, durchwandern. Sie waren ohngefähr bis zu der Gegend vorgedrungen, wo der Gang unter der Elster wegführt, als Gerippe und andere grauenhafte Erscheinungen sie zum Umkehren veranlaßten und in dem Gemüthe des Nachtwächters einen solchen Eindruck zurückließen, daß er bald darnach starb.

Im Jahr 1782 befahl der damalige Oberförster zu Cronschwitz Abends 10 Uhr seiner Tochter, aus dem ehemaligen Klosterkeller Aepfel zu holen. Hier angelangt, bemerkte die Tochter in einer Vertiefung einen großen Stein, welcher, was früher nicht der Fall war, hervorstand, auch war der Stein zerborsten. Sie leuchtete mit der Laterne hin, zog den Stein mit leichter Mühe hervor und bemerkte darin einen Röselstopf, welcher verschimmelt war und in welchem lauter weiße, glatte und platte Steinchen lagen. Die Finderin kehrte sogleich um und erzählte es ihrer Mutter, welche alsbald wieder mit in den Keller ging, hier aber nur einen leeren Topf und den Stein vollkommen in die Mauer eingefügt fand. Die Leute

meinen, daß dieß offenbar ein Schatz gewesen, der dadurch verschwunden ist, daß dessen Fund vor 9 Tagen verrathen wurde. Der Stein ist später von Cronschwitzern wohlweißlich herausgenommen und als Grundstein zu einem Hause verbraucht worden.

236.

Der Mönch zu Mildenfurt.

In den noch bewohnten Wirthschaftsgebäuden des alten Klosters Mildenfurt bei Weida verkehrte ein Mönch, dem von dem Gesinde für jede Nacht ein Bette zurecht gemacht werden mußte. Des Morgens war das Bette eingerammelt, wie jenes des Kaiser Friedrich Barbarossa im Schloß zu Kaiserslautern.*) Eine neue Magd war angezogen und hatte leichtsinnig dem Mönch sein Bette zu machen versäumt. Sie selbst hatte ihr Lager auf der Ofenbank genommen. Da kam der Mönch, angethan mit einem bräunlichen Biberrocke, der bis an die Ferse reichte, und um den Leib mit einem seidenen Bande gebunden war; er fühlte und krabbelte auf der Bank hin, bis er die säumig gewesene Magd erreichte, sprach dabei:

„Da war's, dort war's,
„Dicker, fetter Pumpars''"

und warf sie von der Bank herunter. Zum Glück fuhr die Magd schnell unter den Tisch. Dort war sie geborgen, denn auf und unter den Tisch können die umgehenden Geister nicht kommen. — „Ich glaube das Bette muß dem Mönche noch bis auf diese Stunde gemacht werden," schloß der Erzähler.

*) D. S. B. 41.

237.

Der böse Vogel in Gera.

Vor Jahren herrschte eine furchtbare Pest in Gera, von der mancherlei erzählt wird, unter andern diese Sage: Zwei fremde Gesellen saßen beieinander in einer Stube, darinnen etliche Personen an der Pest darnieder gelegen und gestorben waren. Die Gesellen zechten mitsammen, da sahen sie von ohngefähr in einem Winkel der Stube einen blauen dünnen Rauch, wie einen Nebel, gar sachte aufsteigen, welchem sie mit Verwundrung zusahen, und wahrnahmen, daß er sich allmählig in eine Klunze in der Wand hinein verschlich. Darauf lief einer der Gesellen hinzu und schlug aus Kurzweil einen Pflock in das Loch, und dachte nach der Zeit nicht wieder daran, bis nach etlichen Jahren, da man von keiner Seuche mehr gewußt, dieser Mensch in ebenderselben Stube sich wieder befand, und von ohngefähr gewahr wurde, daß der Pflock, den er vor etlichen Jahren in die Wand geschlagen, noch an seinem vorigen Orte stak. Dadurch wurde der Gesell bewogen, aus Scherz gegen die Anwesenden zu sagen: Siehe da! vor einigen Jahren habe ich einen Vogel dahinein gesperrt, ich muß doch sehen, ob er noch darinnen ist? Zog darauf den Pflock aus der Wand, da denn von Stund an der giftige, blaue Dunst aus dem Loche wieder hervorzog, worauf alsbald nicht allein etliche Personen im Hause von der Pest befallen, sondern auch die ganze Stadt von Neuem wieder, und zwar schrecklicher als zuvor, heimgesucht worden ist.

238.

Frohntanz in Langenberg bei Gera.

Einst fuhr am zweiten Pfingstfeiertag Kaiser Heinrich durch Langenberg und zerbrach ein Rad an seinem Wagen. Es waren gerade die Bewohner des Ortes und der Umgegend im Tanze begriffen, und keiner machte Anstalt, dem Kaiser beizustehen. Schmied, Wagner und andere antworteten auf geschehene Aufforderung, den Schaden herzustellen: „Sie müßten jetzt tanzen!" Seit jener Zeit wird nun alljährlich in Langenberg ein Frohntanz nebst Rügegericht gehalten. Bis 1656 wurde dieser Tanz am zweiten Pfingstfeiertag gehalten; hernach am dritten, und seit 1728 am vierten Wochentage oder Mittwoch nach Pfingsten. Es müssen Paare aus den Dörfern Rindersdorf (eine Stunde von Langenberg), Niederndorf, die von der Zwicke, von der Grüna, Zschippach, Hirschfeld und Stübnitz aus der Herrschaft Gera erscheinen, doch auch welche aus dem Amte Eisenberg. Nach einem alten Verzeichnisse beliefen sich die zum Tanze gehörenden Paare auf 85. Seit 1728 weigerten sich die unter dem S. Altenburgischen Amte Eisenberg stehenden Unterthanen dem Frohntanze ferner beizuwohnen. Die Gemeinden Rindersdorf, Stübnitz und Grüna, müssen mit Spielleuten an- und abziehen, sonst werden sie, so wie jeder, der nicht beim Tanze erscheint, um ein Neuschock gestraft. 1701 fiel der Tanz wegen Landtrauer aus. 1703 ist auch ein Pfarrer als Frohntänzer mit aufgetreten, indem er Besitzer eines frohntanzpflichtigen Gutes war. Die Tanzenden müssen sich bei einem umzäunten Lindenbaume einfinden; dabei erscheinen der Landrichter von Gera und die Gerichts-

diener. Die Langenberger Bürgerschaft zieht schwarz angekleidet aus, tanzt jedoch nicht mit. Der Gerichtsherr läßt unter die Tanzenden gesetzmäßig für 3 Gulden Kuchen, jeden 3/4 à Person vertheilen; ein Faß Bier und die Spielleute müssen einige der Tänzer auf ihre Kosten anschaffen. Sobald das Faß Bier, welches unter der Linde liegt, angezapft ist, beginnt der Tanz, der Landgerichtsdiener eröffnet diesen, indem er mit einer Fröhnerin vortanzt, und das dauert so lange als der Zapfen rinnt. Wer nicht fröhnt beim Tanz, wird vom Landknecht gepfändet und muß sich mit einem Goldgulden lösen. Dieselben Mannschaften, welche zum Frohntanz verpflichtet waren, mußten auch auf Verlangen des Gerichtsherrn die Folge verrichten. Neuerdings unterbleibt jedoch der Tanz, allein der damit verbundene Jahrmarkt und die andern Gerechtsame werden fortgeführt.

239.

Zwerglöcher bei Gera.

Zwerglöcher heißen zwei Schründe oder Höhlen eine Strecke unter Gera, ganz oben auf der Kante, deren eine oberhalb Milbitz am Robitzer Berge vorne hineingeht und vermuthlich eine absichtlich gegrabene Höhle ist, denn sie ist inwendig weit und hoch, und im siebenjährigen oder auch im dreissigjährigen Kriege haben sich Menschen darin verborgen, die andere ist unter Thirschitz an der Elster, im Berge, der Mühle bei Langenberg gegenüber. Letztere ist scheinbar ein Spiel der Natur, oder eine von dem daran hinfließenden Elsterstrom ausgespülte Grotte. Von

diesen Zwerghöhlen leben unter dem gemeinen Mann, insbesondere der Einwohner von Langenberg, seit mehreren Jahrhunderten manche Sagen. Beide Höhlen waren mit einander verbunden und ein Volk kleiner etwa 2 bis 3 Fuß hoher Zwerglein bewohnte sie. Diese besaßen die Kunst sich unsichtbar zu machen und daneben auch die, den Einwohnern Brod und Lebensmittel zu stehlen, bis sie durch Anis und Kümmel, welche sie nicht vertragen konnten, genöthigt wurden, ihren Wohnort zu verlassen. Sie baten demnach einen Fischer von Langenberg, der am Strande, ohnweit ihrer Höhle mit einem Kahne hielt, sie mit ihrem Aeltesten oder König überzufahren. Der Fischer war es zufrieden, gegen ein Fährgeld, meinte, ihrer seien wenig, aber der Kahn füllte sich so sehr, daß er fast untersank. Beim aussteigen nahm der Fischer erst die ungemeine Zahl wahr, welche die Gegend rings bedeckte und noch bis heute blieb der Acker dürr und fruchtlos, wo die kleinen Auswanderer sich versammelt hatten. Des Fischers Lohn blieb nicht aus. Da der Kahn so schwer wurde, ward ihm warm, er that den Hut ab und stellte ihn neben sich, da füllte sich dieser mit dünnen Gold- und Silberblechen, die der Ferge verwundert entdeckte, als die Zwerglein verschwunden waren. Diese Sage findet sich häufig wiederholt, sie zeigt Aehnlichkeit mit jenem Fortzug der Zwerge bei Spichra an der Werra (s. Sage 71).

Auf einer Specialkarte des Neustädter Kreises vom Jahre 1757 sind sogar die Zwerglöcher nicht vergessen worden, sondern treulich angegeben.

240.

Die verwünschte Prinzessin.

Zwischen Gera und Roda liegt das Dorf Ganglof, ein ehemaliger Klosterort. Eine halbe Stunde von dem alten Kloster St. Ganglof im Holze lag im grauen Alterthum ein Schloß, dessen Ruinen und Umwallung man noch sieht. Viele unterirdische Gänge sollen darunter verborgen sein. Wenn beladene Wagen dort des Weges fahren, klingt alles wie hohl. In diesen Ruinen läßt die Sage eine verwünschte Prinzessin, die einstige Herrin der Burg, ruhelos wandeln. Sie soll ein ungeheures Vermögen besessen, und dieses größtentheils vergraben haben; daher findet sie nicht eher Ruhe, bis diese Schätze gehoben sind. Einstens, so geht die Sage in dem Munde der Landleute, bat eine arme Frau aus Ganglof oder St. Ganglof diese Prinzessin, die ihr im Walde begegnete, zu Gevatter. Diese nickte gewährend und verschwand. Bei der Taufe erschien sie plötzlich wie eine Fee, und in silbernen und goldenen Gefäßen trugen bleiche Diener reiche Pathengeschenke in das Haus der Armuth. Man schmauste bis um 12 Uhr des Nachts, auf einmal erschien eine schwarze Katze, die schrie und alsbald verschwand die Prinzessin. Die Geschenke blieben und die armen Leute waren reich auf immer. Seit jener Zeit ist die Verwünschte nur einmal wieder erschienen, und hat die in der Nähe liegenden Salz- und Goldquellen mit einem seidenen Taschentuche verstopft.

Das Gevatterbitten eines Geistes begegnet kaum noch einmal in thüringischen Sagen; es ist dasselbe mehr

wegen ihrer Seltenheit auf dergleichen Vorkommnisse besonders zu achten.

241.

Ulrichswalde.

In einem kleinen Dorfe eine halbe Stunde von Roda lebte zu Ende des zehnten Jahrhunderts ein Einsiedler, welcher seine Eremitenzelle an dem Buchenwalde aufgezimmert hatte, der in kleiner Entfernung von dem Dorfe sich befindet. Daneben sieht man noch einige Ueberbleibsel einer kleinen Kapelle, wo dieser fromme Mann die Lehren des Christenthums den noch Ungläubigen vortrug. Gott segnete sein Werk, daß er viele bekehrte, und einstmals baute sich in kleiner Entfernung von seiner Hütte ein von ihm dem neuen Glauben Gewonnener, Namens Ulrich, an. Als nun der Einsiedler am Morgen nach seiner Kapelle eilte, und das neue Hüttchen erblickte, rief er sich verwundernd aus: „Ulrich Walde nahe!“ — Davon soll Ulrichswalde den Namen bekommen haben, weil bald darauf dem Beispiel Ulrichs noch mehr neue Christen folgten, und sich in der Nähe ihres neuen Lehrers anbauten. Trotz alledem ist aber Ulrichswalde noch immer kein Kirchdorf, ja nicht einmal überhaupt ein Dorf geworden.

242.

Zwerge schieben Kegel.

Unterhalb Gera tritt die Elster aus dem voigtländischen in osterländisches Gebiet. Bedeutsam klingt der in das Gebiet des Märchens einschlagend, doch ist gerade

Name des nahen Schlosses Osterstein, welche Benennung auch eine Burg bei Zwickau führt, an. Man darf wol an Heiligthume der altgermanischen Frühlings- und Morgengöttin Eostar hindenken. Auch über Weida hatten die Voigte eine Osterburg gebaut, und im Dorfe Hain, östlich von Hohenleuben, rauscht ein Wald, der das Osterfeld heißt. Osterland, Voigtland und Orlagau grenzen in diesen Gebieten an einander, und die Sage breitet über alle diese Gefilde ihren geisterhaften Schleier aus. —

Ein Schuhmacher trug ein Paar Stiefeln von Neustadt an der Orla nach Oppurg. Schon war der Mond aufgegangen, als er die sogenannte Taure hinabging und oben auf dem Galgenberge ein lustiges Getümmel vernahm. Er schauete empor, und als ein kleiner Purzel von oben herab ihm zurief: Ob er nicht eine Stunde lang Kegel aufstellen wolle? stieg er, die neuen Stiefeln auf der Achsel, den Berg hinan. Dort traf er lauter winzig kleine Leute, die sich auf dem Berge lustig machten, und Kegel und Kugeln, womit sie spielten, waren auch zwergmäßig. Der Schuhmacher machte zum Geister-Spiele gute Miene, setzte willig auf, und noch war keine Stunde vergangen, so zerstob die Gesellschaft der kleinen Männer, nachdem sie gesagt: Nimm Kegel und Kugeln als Lohn mit Dir, wenn Du Dir getraust, sie fortzubringen. Der Schuhmacher packte das kleine Kegelspiel zu seinen Stiefeln und stieg den Berg hinunter. Kaum aber hatte er den Berg im Rücken, so kam ein großer Hund mit feurigem Rachen ihm nachgelaufen. Des Hundes sich zu erwehren erfaßte der Mensch in der Angst eine der mitgenommenen Kugeln und warf sie nach der Bestie. Die fing alsbald die

Kugel auf und lief damit auf den Berg zurück. Bald war der böse Hund mit vollen Sprüngen schon wieder da. Jetzt flog ein Kegel in den aufgesperrten Rachen des Unthiers und das trug ihn der Kugel nach. So ging es fort bis Oppurg, bald mußte ein Kegel, bald eine Kugel zur Rettung verwendet werden. Nur 1 Kugel und 2 Kegel brachte der Schuhster davon, aber von Silber war die Kugel, von Gold waren die Kegel.

243.

Unterirdische Gänge in den Bergen.

Der ganze Orlagau ist, der Volkssage nach, von unterirdischen Gängen durchzogen. Der eine führt von Saalfeld auf den Gleitsch; ein anderer von der Walsburg auf die Hainkuppe bei Ziegenrück; ein dritter von Cülmla durch das Mordthal auf Burg Ranis und Brandenstein; ein vierter und fünfter von Pößneck und Colba auf den Chamsenberg; ein sechster auf die Altenburg bei Ranis u. s. w.

In der Nähe von Langenorla erhebt sich der sogenannte Löcherberg, welcher, der Sage nach, im Innern ganz voll Höhlen ist. Zur Nachtzeit hört man in diesem Berge einen Hahn krähen, und zwar, so oft es geschieht, 9 Mal, was er zu 3 Malen wiederholt. Im Gleitsch soll seit Jahrtausenden Wein vorräthig liegen. Nur ist das Schlimme dabei, die Zugänge zu dem großen Keller und die Fässer darin vertheidigen 9 feurige Wächter. Der Haupteingang soll sich am Fuße der nahegelegenen Teufelskanzel befinden. Ein Zwerg — lautet die Sage — werde den Schlüssel, der die Pforte erschließt, dereinst am Dru-

densteine finden. Der Schlüssel soll von Gold sein, und als Malzeichen eine Schlange darstellen, welche sich in den Schwanz beißt. Hat der Zwerg mit diesem Schlüssel die Thüre aufgeschlossen, so sind die feurigen Wächter von ihrem Dienste erlöset.

244.

Der Todenstein-Riese bei Neunhofen.

Ein reizendes Thal durchfließt die Orla in der Nähe von Neunhofen, worin ein hoher Ofen, ein Kupferhammer nebst einer Mühle herrliche Anhaltepunkte für das Auge bilden. An dem nach Norden gerichteten Ausgange des Thales erhebt sich zu beträchtlicher Höhe der Todenstein. Auf dem die Spitze bildenden Felsenstücke sitzt zur Frühjahrszeit, als ungeheurer Riese, der Tod, und plätschert mit seinen Füßen in der tief unten vorbeigleitenden Orla. In der 12ten Stunde kehrt er das Gesicht von Süden nach Westen, schreitet dann über die gegenüber liegende Bergeshöhe und verschwindet darauf in dem großen Garten bei der alten Kapelle zu Grobitz.

In der Flurmarkung, die sich von Neustadt an der Orla nach Weltwitz hinauf zieht, erblickt man eigenthümliche Vertiefungen, welche „die Gruppen" genannt werden, ein doch wol aus Gruben verunstaltetes Wort. Heidengräber sind dort befindlich, die sich bis zu dem an die Gruppen anstoßenden Galgenberg ziehen. Ein Reiter ohne Kopf auf weißem Pferde läßt sich dort nächtlich blicken, und verschwindet an einer nahen Quelle.

---

sie ihn, dort nahmen sie Abschied von einander, und dort weilte auch Bertha nach seiner Abreise noch oft, des Fernen liebend gedenkend. Als sie eines Abends auch an jener Quelle war, ertönte plötzlich Hörnerklang. Sie blickte auf, eine Staubwolke verkündete die Schaar der Reiter — Dedo kehrte heim. Doch nicht schnell sprang er vom Rosse, mühsam ließ er sich herabhelfen, denn er war schwach und krank. Bertha füllte ihm aus der Quelle einen Becher mit Wasser und reichte ihn Dedo dar. Er nahm ihn mit zitternder Hand, auszutrinken vermochte er ihn nicht, die Kraft schwand — er sank und starb an jener Quelle.

247.

Tripstrill.

Das gute Städtlein Triptis wird oft in scherzhafter Weise Tripstrill genannt, mit dem Zusatze: „wo die Pflütze über die Weide hängt." Diese Pfütze ist eben die Quelle, in welcher die Gräfin von Groitsch das Bild ihres künftigen Gemahles, Dedo von Wettin, im Wasserspiegel erblickt, und an welcher sie so oft trauernd und einsam weilte. Es war ein stilltrauliches und schattiges Plätzchen, das eine uralte Weide übergrünte, die eine starke Wurzel unter das Wasser getrieben hatte, welche noch immer sichtbar sein soll, nachdem längst die Weide abgebrochen. Da ist allerdings das Wasser über der Weide.

Triptis soll vormals drei Schlösser gehabt haben, eins auf dem großen Hocker, eins da, wo das heutige Schloß

steht, und eins auf der Stätte des heutigen Gottesackers. Dieses Burgen-Trio habe zum Scherznamen Triptis-Trio oder -Trillo Anlaß gegeben. Sehr gelehrte Leute haben ausgedistelt, daß der Name aus Trephonis Truilla gebildet sei — solche Namensklitterung ist aber wahrhaft schaurig — um nicht einen andern Ausdruck dafür zu gebrauchen. Schon im Jahre 1212 führte Triptis urkundlich den schlichten Namen Triptes — aber aus Urkunden deutsch lesen zu lernen, ist nicht Sache der überstudirten Trephonier.

248.

Der Todtenkerfer.

Am Wege von Forstwolframsdorf (zwischen Weida und Auma) nach Staiz ist im Forste eine Holzmarke, der Todtenkerfer genannt. Hier ist es gar nicht richtig. Es war sonst der Gottesacker von Forstwolframsdorf.

Einst kam eine Frau von Staiz, welche wegen Ehescheidung mit ihrem Vormunde in Weimar gewesen war, gegen Abend in Forstwolframsdorf an. Der Vormund bemerkte hier der Frau: sie solle nur langsam hingehen, er habe noch etwas in Forstwolframsdorf abzumachen. Als er nun in die Gegend des Todtenkerfers kommt, findet er seine Mündel in einem höchst traurigen Zustand, sie ist rasend geworden. Nur dieß konnte aus ihr herausgebracht werden, es sei ihr hier ein weißer Hund erschienen.

Ein Böttcher von Staiz geht einst in der Nacht von

Forstwolframsdorf nach Hause. In der Gegend des Todtenkerfers wird ihm plötzlich die Mütze genommen. Er sucht darnach, kann sie jedoch nicht wiederfinden; nun übermannt ihn die Furcht; er läuft spornstreichs nach Hause. Den andern Tag führt ihn der Weg wieder auf diesen Fleck und siehe! seine Mütze hängt an einem Baumaste. Das mußte nothwendig der Todtenkerfer auch gethan haben.

249.

Heckberg und Hirte bei Thräna.

Ein furchtbares Ungewitter brach in der Vorzeit über das Dorf Thräna, das 1 Stunde nordwärts von Triptis liegt, herein. Der Donner war so heftig, daß er den Erdboden erschütterte. Zuletzt fiel ein ungeheurer Kieselstein vom Himmel herab, der schnell immer größer wurde, bis er zum Heckberge anwuchs. Durch mehrere kleine Kiesel, die aus dem Berge herauswuchsen und herausfielen, erweiterte sich die Dorfflur ringsum nach allen Seiten. Hundert Jahre nach dem wunderbaren Ereigniß nahm ein dort weidender Hirte aus Neugierde einen dieser Kiesel und schlug denselben in zwei Stücke. Dadurch ging die eine Hälfte ihrer Flur für die Bewohner Thräna's wieder verloren. Der Hirte versank zur Strafe für seine Unthat auf der Stelle und ist nie wieder gesehen worden.

In der Tiefe des Berges hört man es zuweilen donnern.

250.

Das Pestläuten in Hain.

In Hain, einem in Hohenleuben eingepfarrten Dorfe, wird erzählt: Alle Einwohner des Dorfes wären bei einer Pest bis auf ein Paar Menschen ausgestorben, die Todten wären, damit das Uebel nicht weiter verbreitet werde, hinter dem jetzigen Löffler'schen Hause, wo man noch Erhöhungen bemerkt, begraben worden. Während der Beerdigung habe man den Hohenleubnern auf folgende Art ein Zeichen gegeben, damit dort die Glocken geläutet (zusammengeschlagen) werden möchten: Man band nämlich an die Spitze einer Tanne, welche nicht weit von Hain entfernt stand, ein weißes Tuch; um dieses leichter zu bewerkstelligen, hatte man eiserne Nägel, wie man sie in den Eggen findet, in den Baum geschlagen. Ein alter Mann erzählte mir, er habe diese Tanne noch gesehen; jetzt ist sie freilich verschwunden.

251.

Die helfenden Holzweibel.

Zu Staiz, ohnweit Auma, waren im Roßmannischen Hause zwei Holzweibel, die waren nach Art der Hüthchen und Heimchen hülfreich im Hauswesen und verrichteten mancherlei häusliche Arbeit. Sie pflegten des Viehes, halfen beim Fegen und Scheuern, und waren ganz heimisch. Aber sie liebten die Stille überaus, konnten weder das Zanken, noch weniger das Fluchen leiden, und waren auch über die Maßen der Sittsamkeit und züchtigem

Wesen zugethan. Ihr stiller Fleiß half des Hauses Wohlstand fördern. Da ward aber einst ein roher Knecht beim Gesinde angenommen, der lachte überlaut, schrie und lärmte, schalt und fluchte, und war frech gegen die Mägde; das verdroß die Weibel und sie verließen das Haus für immer. Darauf hat es an Wohlstand merklich abgenommen.

252.

Die Holzweibel in der Hart.

In der Hart, einem Walde bei Langenwatzen- oder Langen-Waizendorf gab es Holzweibel. Sie hatten ältliche Gesichtlein und waren von graulichem Ansehn, waren nicht größer, als dreijährige Kinder. Die kamen oft an die Fenster der dem Walde zunächst gelegenen Häuser, auch in Göttendorf, baten um ein wenig Essen oder nahmen es wohl auch heimlich aus den Töpfen; am liebsten kamen sie zu Holzhauern und Leuten, die im Walde zu thun hatten, und waren zuthunlich und dankbar; sie gaben für das, was sie empfingen oder nahmen, gute Lehren und Rathschläge, warnten vor Schaden, und behüteten die Kinder im Walde. Zwang ertrugen sie nicht; als man einstmals in Göttendorf eines einfing und behalten wollte, geberdete sich's sehr kläglich, und drohte, so man es nicht fort ließe, so werde das größte Unglück über das Haus kommen und über den ganzen Ort, da ließ man es eilends frei.

253.

Das Moosweibelviertel.

Eines Abends hatte sich ein Mann aus Hirschbach im Wirthshaus zu Langen-Waizendorf etwas zu lange gütlich gethan und ging mit einem kleinen Spitz nach Hause. Zwischen den beiden einander nahe liegenden Dörfern hörte er plötzlich den wilden Jäger durch die Lüfte gebraust kommen. Das toste, schallte, knallte, gellte und bellte überlaut über den Waldeswipfeln, und da der gute Hirschbacher sehr guter Laune war, so that er auch einige Jagdjauchzer und schrie. Joho! Jodohoho! Joho! Ho! Es widerfuhr ihm auch darob nichts Uebles, als er sich aber, nachdem er den Rausch ausgeschlafen, eine Wurst aus der Oesse zum Frühstück holen wollte, hing auch ein Schinken bei den Würsten, den er besessen zu haben sich nicht erinnern konnte, that ihn derohalb herunter, und sah mit Ekel und Grauen, daß es das Viertel eines Moosweibleins war, das der wilde Jäger erjagt, und als Jagdbeute mit ihm getheilt hatte. Er warf das Stück Aas gleich auf den Mist, aber ebensobald hing es wieder in seinem Schornstein. Nun trug er's in einen Graben, da hing es wieder. Nun vergrub er's, da hing es wieder. Darauf befragte er sich bei einem klugen Mann, denn er mochte um alles in der Welt den übeln Schinken los sein. Der kluge Mann gab klugen Rath. Das Moosweibelviertel mußte auf einem Kreuzwege vergraben, und der wilde Jäger mit den Worten angerufen werden:

Gieb auch Salz
Zu dem Schmalz!

Aber das Salz ist ein heiliges Ding, über das die bösen

Geister keine Gewalt haben, und da mußte der wilde Jäger sein Wild selbst behalten und wieder nehmen.

254.

Der unvorsichtige Kucksmüller.

Fast alle Bewohner Langen-Waizendorfs waren einst an der Pest gestorben, allein die der Kucksmühle, (eine gleich unterhalb Langen-Waizendorf liegende Mühle), blieben lange davon verschont. Der Müller sah sich einstmals zu jener Trauerzeit um, da kam ein blauer Dunst in Gestalt einer Wolke, (das Pestcontagium wird beim Volke oft als eine blaue Wolke gedacht), von Langen-Waizendorf nach der Mühle zu gezogen, drang in das Haus und alsdann in zwei (Spund-) Löcher eines Stubenbalkens; sogleich schlug der Müller Pflöcke hinein, und alle Bewohner blieben gesund. Nach langer Zeit plagte den Müller die Neugier, zu sehen, was aus dem blauen Dunste geworden sei; er zog in dieser Absicht die Pflöcke wieder heraus; sogleich kam der Dunst wieder herausgezogen, verbreitete sich im ganzen Hause und alle Bewohner desselben wurden ein Opfer der Pest.

Vor einigen Jahren wurden in der Langen-Waizendorfer Kirche vermauerte Gewölbe, welche viele Menschengebeine enthielten, entdeckt.

Die Sage vom verkeilten blauen Dunst, die auch in Gera heimisch ist, findet sich in Mora zwischen Ziegenrück und Ranis wiederholt. Ein Knabe schlug dort den Keil aus dem Balken, und Schnitter auf dem Felde sahen den blauen Dunst in der Richtung nach Böhmersdorf und Zeulenrode hin sich verbreiten, an welchen

Orten dann auch alsbald die Pest ausbrach. Bei dem vor mehreren Jahren erfolgten Wiederaufbau der Zadelsdorfer Kirche stieß man bei dem Grundhacken, etwa 3/4 Ellen tief, ebenfalls auf eine bedeutende Lage Menschengebeine. Die Menschen waren reihenweise aneinandergelegt; die Reihen stießen mit den Füßen zusammen. Vermischung mit Kalk ließ mit darauf schließen, daß diese Gebeine von Pestverstorbenen herrührten.

In Zadelsdorf hauste die Pest dergestalt, daß ein Zeulenröder, welcher das Todengräberamt daselbst verwaltete, einstens nur noch ein Frauenzimmer und zwar eine alte Jungfer daselbst lebend fand; er ergriff sie und wollte sie gleich mit lebendig begraben, indem er äußerte, es würde ihm dadurch ein Weg erspart; doch wehrte sich das Weib, flüchtete sich in das Bockhölzchen, entkam glücklich, blieb von der Pest verschont und die einzige Einwohnerin Zadelsdorfs.

255.

Gespenstige Thiere.

Vieles weiß die Sage von Erscheinung gespenstiger Thiere, auch in der Umgegend des Dorfes Triebes zu künden. An dem Kirchsteig von Weisendorf nach Triebes steht ein alter wilder Birnbaum. Unter demselben ruht nächtlicher Weile ein großer, schwarzer Bär, der umkreist den Baum bis zu einer gewissen Weite. Oefters schon ward er gesehen, doch noch nie hat er Jemandem Leid zugefügt. Des Nachts hütet man sich gleichwohl an dem Baume vorüber zu gehen.

Auf der Stelle, wo die Wege von Weisendorf nach

Böhmersdorf und von Triebes nach Zeulenroda sich kreuzen, haben Wanderer oft zur Nachtzeit einen schwarzen Hund mit feurigem Rachen und glühenden Augen erblickt. Oefters verwandelt er sich Angesichts des erschrockenen Wanderers in einen schwarzen Sack oder einen Haufen Dünger. Auch begleitet nicht selten eine schwarze Gestalt, sobald die Dunkelheit der Nacht eingetreten ist, den Wanderer seitwärts links in dem Wiesengrunde, ohngefähr 50 bis 60 Schritte vom Wege ab, bis beinahe nach Triebes hinein; sie scheint mit jenem Hunde in Verbindung zu stehen.

Auf einer Lode, die Tribe genannt, zwischen Hohenölsen und Teichnitz, wo auch ein Reiter ohne Kopf spukt, sah ein Jägerbursche aus Tornschwitz ein großes feuriges Kalb, wollte nach demselben schießen, wagte es aber doch nicht, und kam ganz verstört nach Hause. Als er seinem Prinzipal erzählte, was er gesehen, schenkte ihm dieser einen Gulden und gebot ihm, niemandem davon zu sagen.

256.

Donner-Wirthshaus.

Der alte Richter Albert in Hain war ein wackerer, sagenkundiger Mann, dieser erzählte das Folgende: Ich fuhr einst in der Mitternacht von Hohenölsen nach Hain; als ich über Hohenölsen hinauskam, erblickte ich und meine Frau ein Licht an einer Stelle, welche unbewohnt war; ich wußte dies recht wohl, sagte aber meiner Frau zur Beruhigung: das Licht wäre in einem benachbarten Dorfe, wo man vielleicht wegen Kranken noch wach sei. Bald wurde es dadurch unsichtbar, daß der Weg

durch ein Holz führte. Nachdem das Holz passirt war, erblickte ich ein großes Gebäude an dem Orte, wo wir früher das Licht gesehen hatten, welches quer über den Weg stand; es war mit Stroh gedeckt, von dem manche Büschel tief herab hingen. Aus dem Thorwege, in welchen gerade die Fahrstraße führte, schimmerten helle Lichter. Ich erblickte durch ihn ein Gebäude, welches aus Baumstämmen aufgeschroten war, wo oben ein auf Säulen ruhender Gang sich sichtbar zeigte, den etwa alle drei Schritte ein Bogen zierte, zwischen denen eine Reihe Thüren sich befanden. Ich faßte den Entschluß, den Meinen nichts zu sagen, und getrost hinein zu fahren, wenn ich auf der andern Seite einen Thorweg zur Ausfahrt sehen würde. Als ich in dem Thore angekommen war, erblickte ich jedoch keinen solchen und befahl dem Knechte anzuhalten, welcher jedoch nichts gesehen hatte. Ich wollte absteigen; aber als ich deshalb den Fuß auf die Wagenachse setzte, verschwand plötzlich Alles. Ein Feldmesser, dem ich dieß erzählte, bemerkte, gerade an der Stelle, wo ich diese Erscheinung gesehen, hätte sonst ein Wirthshaus gestanden, wovon man noch quer über den Weg laufende Grundmauern finde. Dieses Haus sei das Donnerwirthshaus genannt worden. Albert wußte nichts davon, daß er die Vision eines altwendischen Gebäudes hatte.

257.

Die Seele geht in ihr Stammhaus zurück.

Einstmals lebte zu Triebes ein alter rüstiger Metzger, der in den Häusern hin und wieder das Mastvieh schlach-

tete und von diesem Geschäfte meistens erst spät in der Nacht heimkehrte. So hatte er auch an einem sehr stürmischen Wintertage in einem Hause zu Böhmersdorf geschlachtet und wurde erst spät den Abend mit dem Wurstbereiten und einpökeln des Fleisches fertig. Nur noch heftiger hatte sich indeß draußen das Wetter erhoben, und der kalte Wintersturm jagte dunkle Wolken vor sich her, die Massen von Schnee über das Land ausschütteten, so daß Schnee und Dunkelheit es kaum wagen ließen, den nächtlichen Heimweg anzutreten. Doch trotz alles Zuredens machte sich der alte Metzger unerschrocken auf den Weg und wies selbst die Laterne, die man ihm anbot, hartnäckig zurück. Mühsam mußte er sich durch Sturm und Schnee jeden Schritt vorwärts erkämpfen und langte endlich in dem Kirchenholze an, wo er vor dem Sturme geschützt freier zu 'athmen begann. Doch kaum war er daselbst angelangt, so tönte der zwölfte Stundenschlag von dem fernen Triebeser Kirchthurme zu ihm herüber, und wenn er nicht so glücklich gewesen wäre, in ebendemselben Augenblick einen willkommenen Gefährten seines Weges zu finden, so hätte wohl bange Furcht das sonst so unerschrockene Herz übermannt. Ein alter Jugendgenosse, ein Bauer aus Böhmersdorf, der in die Teichmühle bei Triebes gehen wollte, gesellte sich nehmlich zu ihm, und unter traulichen Gesprächen wurde der Weg nun zurückgelegt. Schon waren die nächtlichen Wanderer bis zu den starken Fichten, die auf dem Damme des großen Mühlteichs standen, gekommen, als der Sturm mit heftiger Wuth sich erhob, und durch die Wipfel der alten Bäume heulte, der Mond hell leuchtend aus den Schneewolken hervorbrach und geisterbleich das Thal erleuchtete. Da verließ der Ge-

fährte den alten Metzger und ging über das Wehr hinweg in die Mühle hinein. Der Metzger hatte deß nichts Arges, denn er meinte, es wolle derselbe seine Gefreundten in der Mühle, aus der jener Mann stammte, besuchen, oder die Nacht hindurch mahlen, und ging ruhig seines Weges weiter, ob er gleich sich wunderte, daß der Gefährte ohne Gruß von ihm geschieden sei. Zu Hause jedoch erwarteten ihn die Vorwürfe der Seinigen, daß er bei solch grausamen Ungewitter den Weg allein unternommen habe; doch der Metzger erzählt ihnen von seinem Gefährten und wie er in die Mühle hineingegangen und legte sich bald zur Ruhe. Am andern Morgen erfuhr er, daß sein Jugendgenosse, der Gefährte der vorigen Nacht, in der zwölften Stunde plötzlich, ohne krank gewesen zu sein, gestorben wäre. — Er hatte also gesehen, wie die Seele in ihr Stammhaus zurückkehrte.

258.

Kirche zu Triebes sucht ihre eigene Stelle.

Als die erste Kirche zu Triebes gebaut werden sollte, hatte man dazu eine Stelle jenseit des Baches auf der Höhe zwischen Triebes und Böhmersdorf erwählt. Man fing an den Grund des Baues auszuführen, nahm aber mit Verwunderung wahr, daß jede Nacht das des Tages vorher vollbrachte Werk durch unsichtbare Hand an die Stelle hingerückt war, wo jetzt mitten im Dorfe die Kirche steht. Nach manchen vergeblichen Versuchen gab man endlich den Bau auf dem Berge auf und erbaute die Kirche auf der Stelle, wo sie jetzt steht. Jene ersterwählte, jetzt mit

schwarzem Holze bewachsene Stelle wird noch immer das Kirchenholz genannt, und dort herum wirft es des Nachts öfters mit Steinen nach dem einsamen Wanderer.

Auch wird erzählt, daß in der ersten Kirche zu Triebes eine überaus große und schöne Glocke gehangen, die im dreißigjährigen Kriege vergraben wurde und zwar an einem Orte, wo im frühen Heidenthume eine Kapelle gestanden. Dieser Ort ist der jetzigen Kirche nicht fern, und mit der Scheune des Bauers Joh. Georg Krämer bebaut.

259.

Das Holzweibel im Ofenloche.

Ein Mann in Triebes kochte sich Klöse. Als er sehen wollte, ob sie bald weich und gar, erwischte er im Ofenloch ein Holzweibel, das war hineingeschlüpft, um einen Klos zu fischen. Der Mann machte großen Lärm mit fluchen und schimpfen. Das Weibel aber schlüpfte behend heraus und ging rückwärts aus der Küche, wobei es den Mann immer ansah und kläglich rief: Huhu! Das dauerte dem Mann und er bot dem Weibel ein Stück Brod, aber es rief immerfort: Huhu! und so ging es von dannen und kam nie wieder. Und wie das Weibel rückwärts gegangen war, so ging es rückwärts mit des Mannes Glück — er hatte keinen Segen mehr, und verarmte bis zum betteln gehen.

260.

Der feurige Hund im Weißendorfer Schlosse.

In dem Schlosse zu Weißendorf treibt ein feuriger Hund sein Wesen. Einst setzte sich das Schloßgesinde, ohne gebetet iu haben, zum Abendessen, da erschien der feurige Hund und legte sich unter den Tisch, und als nun das Gesinde die versäumten Gebete gehalten, verschwand er.

Ein bejahrtrr Mann erzählte, wie er selbst diesen Hund gesehen; er sei groß gewesen, habe schwarz ausgesehen und eine feurige Zunge gehabt. Als er vor ihm vorbeigegangen und die Treppe hinauf, da sei ihm die Mütze vor bangem Haarsträuben in die Höhe gestiegen.

261.

Der Mittelpunkt der Welt.

Das Städtlein Pausa, bekannt durch eine gute Heilquelle und durch treffliche Krebse, liegt, wie ihm nachgerühmt wird, im Mittelpunkte der Welt, das heißt, der Erdoberfläche. Doch ist dieses Reich der Mitte nicht reich, sondern arm, wie es in den schönen Reimpaaren über die kleinen sächsischen und voigtländischen Städtlein lautet:

Durch Adams Fall ist Tript's verderbt,
Und Auma liegt daneben.
In Weida ist kein Heller Geld,
Und Neustadt kann nichts geben.
In Ziegenrück ist große Noth,
In Ranis ist kein Bissen Brod,
Und Pausa ist die Schwester;
Sind das nicht leere Nester?

Zwei Herren ritten einst miteinander, sich einen Ansiedlungsort zu suchen, und da gefiel dem einen die Gegend, in welcher jetzt Pausa liegt, gar sehr, und er sprach zu seinem Begleiter: Hierher möcht' die Häuser bauen, hier ist es sehr anmuthig. Darauf antwortete der andere: Nu so bau sa! — Das soll der Ursprung des Namens von Pausa sein.

262.

Die Duellanten.

In Pausa war ein Gasthof, darin war es nicht geheuer. Ein Maler kehrte eines Abends dort ein, und es ward ihm ein Schlafkämmerchen neben einem größern Zimmer angewiesen, wo er bald die Ruhe suchte und fand. Doch weckten ihn die Schläge der Mitternachtglocke auf, und da war es ihm, als vernehme er Waffengeklirr ganz in der Nähe. Er zündete Licht, um nachzusehen, wer diesen Lärm verursache, allein ein Windzug löschte sein Licht wieder aus. Zum zweitenmal zündete er die Kerze an, allein auch dießmal erlosch sie gleich wieder, und das Geräusch dauerte fort. Er hörte heftigen Auftritt auf den Boden, und helles Schwertklirren. Zitternd versuchte er zum drittenmale Licht zu entzünden, allein er vollbrachte es nicht, und gleich darauf war es, als höre er rasch hintereinander zweimal einen dumpfen Fall und ein tiefes Stöhnen, worauf es todstill blieb. Der Maler zog sich in sein Bette zurück und erwartete dort den Morgen mit Zittern und Zagen. Als der Wirth sich zeigte, erzählte er ihm, was er vernommen habe. Ja, sagte der

Wirth, mein lieber Herr Maler, es sind nun funfzig Jahre her, da kehrten hier in diesem Hause einmal zwei Studenten ein, die geriethen, Gott weiß über was, mit einander im Streit, duellirten sich, ohne daß es Jemand hörte, und am andern Morgen fand man beide tod, in ihrem Blute schwimmend. Jedes Jahr in derselben Nacht erneuen sie diesen Kampf, mancher Gast hat's schon gehört, doch haben sie keinem was zu Leid gethan, denn sie haben blos mit sich zu thun. Heute werden es — richtig, heute sind es gerade 50 Jahre, daß dieses sich zugetragen hat. So erzählte der Wirth, wer aber fortging und in diesem Wirthshaus nie wieder einkehrte, das war jener Maler.

263.

Das rächende Apostelbild.

In Ebersgrün bei Pausa standen oder stehen noch oben im Glockenthurm, wo man zu läuten pflegt, in einem düstern Behälter, die früher aus der Kirche genommenen zwölf Apostel in Holz geschnitzt. Da geschah es an einem Sonntage, daß ein kecker Bauernbursche dem Küster beim läuten behülflich war, indem er die Glockenstränge ziehen half. Da nun von einemmale läuten bis zum andern gewartet wurde, so weckte der Müssiggang in dem Burschen den Vorwitz, und er entblödete sich nicht, dem einen der Apostel, der den heiligen Petrus vorstellte, an den Bart zu greifen und zu fragen: Nun Peterle, wie lange wollt Ihr so müssig da stehen, und was schaut Ihr so finster drein? Und wie der Bursche das sagte, gab er aus frevlem Uebermuth dem Apostelbild einen Backenstreich.

Das hatte weiter keine Folgen und konnte keine haben, außer daß es der Küster, der dabei war, nicht billigte. Um Mitternacht aber trat St. Peter lebensgroß vor das Bette des Vorwitzigen, und gab diesem eine furchtbare Maulschelle, von der ihm hören und sehen recht eigentlich verging, denn als er es seinen Leuten erzählt hatte, starb er. Diese Rache war zwar, wie so manches in den Satzungen, nicht nach dem Sinne Christi, aber doch nach dem Sinne Petri.

264.

Der Klosterpropst.

Zu Ebersgrün blühte vor Zeiten ein Kloster. Als die Reformation im Lande Boden gewann, und die Mönche alle sich geneigt zeigten, die neue Lehre anzunehmen, hing ihr allein noch der alte Propst fest an, und wollte zum mindesten seiner Kirche den Klosterschatz retten. Er packte daher Heiligthümer, Altargeräthe und Meßgewande in einen Bündel, und machte sich damit auf und davon, allein er kam damit gar nicht weit, sondern noch im Bereiche der Klostermauer trat ihm der Geist eines Mönchs entgegen, der ihn mit schrecklich drohender Gebehrde aufhielt. Dieser hatte als Mönch auch einmal das Kloster bestohlen, und war verdammt, so lange als Wächter des Klostergutes zu wandern, bis er einen ähnlichen Dieb aufhalten würde. Er nahm jenem den Schatz ab, und versank mit demselben in die Erde. Den Propst fanden die Mönche im sterben. Er beichtete noch seine Schuld und verschied, ehe er die Absolution empfangen. Seitdem sah man ihn ängstlich durch die Gewölbe wandeln,

mit dem Bündel beladen, darin die Kirchengeräthe von Gold und Silber klirrten, und schwer ächzte er unter seiner Bürde.

265.

Der strenge Geist.

Ein Wirth bei Mühltruff citirte einst mit Hülfe eines magischen Buches und eines Jesuiters einen Geist, dazu er einen Sack voll Geldes hergab. Der Geist erschien auch wirklich, warf den Sack Geld hinter den Ofen und setzte sich darauf. Nun war aber weder dem Gelde beizukommen, noch auch der Geist zu entfernen, indem der Jesuiter wohl verstanden hatte, den Geist zu rufen, aber nicht ihn zu bannen. Alle Gäste vermieden, als das ruchtbar wurde, den unheimlichen Gasthof, und dieser kam ganz in Verfall. In seiner Noth rief nun der Wirth einen Geistlichen zu Hülfe, um den Geist zu entfernen. Der Geist war aber sehr bösartig, hatte ein loses Maul und warf dem Geistlichen alle seine Sünden vor und blieb fest auf dem Geldsack sitzen. Dasselbe geschah auch bei einem zweiten Geistlichen. Endlich gelang es dem dritten, einem Pastor aus Rödersdorf, den Geist zu entfernen, denn dieser Pastor war ein Mann ohne Tadel, und die Geister lassen sich durch die Unreinen nicht bannen.

266.

Der immer wiederkehrende Sechser.

Ein Bauer von einem Dorfe ohnfern Mühltruff hatte, der Himmel mag wissen, auf welchem Wege, einen Sechser erlangt, welcher immer wiederkehrte, er mochte ihn so oft ausgeben, als er wollte. Er fühlte gewöhnlich einen sanften Schlag an seiner Tasche und dann war der Sechser im Beutel. Solche unheimliche Wiederkehr machte den Mann ängstlich und er wünschte, dieses Geldstück los zu sein. Sein Bruder, mit dem er darüber sprach, gab ihm den Rath, das Stück in den Klingelbeutel zu legen. Der Mann befolgte dieß, aber schon auf dem Nachhauseweg aus der Kirche fühlte er den bekannten Schlag, und siehe, der Sechser war wieder in dem Beutel. Nun wurde beschlossen, das unheimliche Geldstück auf den Altarteller zu legen. Doch auch dieses half nichts. Hierauf rieth ein weiser Mann dem Bauer, den Sechser in eine Flinte zu laden und einen Hecht damit zu schießen. Nachdem dieß Kunststück vollführt, blieb das räthselhafte Geldstück weg. Kurz darauf ging der Mann über Land und fand auf dem Felde einen schönen Dukaten, worauf ein Kreuz stand, vor dem ein Mann kniete. Das Gepräge hatte die Umschrift: Herr, Du Sohn Davids, erbarme Dich meiner. Der Mann, der dieß erzählte, hat es aus dem Munde des weiland Sechser- und dermalen Dukatenbesitzers, und sah auch selbst den Dukaten.

267.

Das Licht für sich.

Bei der Lerch, einem kleinen Dorfe in der Nähe von Hirschberg, am sogenannten Saalwalde, wurde sonst oftmals ein Licht gesehen. Wenn die Leute ihre Verwundrung aussprachen, was das wohl für ein Licht sein möge, rief es ihnen zu:

„Kümmere Dich um Dich,
„Ich bin ein Licht für mich."

Einem Schulmeister erging es mit diesem Lichte gar übel; er rühmte sich seiner Aufklärung, verlachte den Aberglauben derer, die von diesem Lichte erzählten, ließ sich den Ort zeigen, wo dasselbe erschien, und als es kam, trat er ihm in den Weg, und rief kecklich: Was bist Du für ein Licht?

Da bekam er die Worte zu hören:

Bekümmere Dich um Dich!

und dazu eine Fetzen-Maulschelle, und gleich darauf:

Ich bin ein Licht für mich!

und noch eine ebensolche Ohrfeige, daß er in seinem ganzen Leben nichts mehr mit sothanem Lichte zu thun haben wollte.

268.

Nixenwäsche.

Ein Taglöhner zu Frößen bei Gefell mußte, wenn er Abends von seiner Arbeit kam, an einem Gewässer vorbei, wo er fast jedesmal eine Nixe ihre Wäsche waschen sah. Einst rief sie ihm zu, er möge ihr helfen, es solle

sein Schaden nicht sein, doch konnte der Mann sich nicht dazu entschließen. Endlich erzählte er es seinem Beichtiger und fragte diesen um Rath. Der meinte: er könne wohl waschen helfen, solle aber in jeder Weise vorsichtig dabei sein, so daß die Nixe ihm nicht auf den Hals kommen könne. Bei dem nächsten Zurufe der Nixe zeigte sich der Taglöhner willfährig und half eine geraume Zeit lang der Nixe waschen. Endlich spricht sie: „nun laß uns die „Wäsche aufladen und heimfahren. Die Hälfte davon sei „Dein." Zwei Radewellen waren voll geladen. Beim Aufladen klang es, wie lauter dürre Blätter. — Fahre zu! rief die Nixe; doch der Mann wollte um keinen Preis mit seiner Radewelle voraus. Als endlich die Nixe aufbrach, sah der Mann sie bald im Wasser verschwinden. Vorsichtig fuhr er nun am Rande vorbei auf seine Hütte zu. Die Radewelle wurde immer schwerer, doch brachte er sie vor die Hausthüre, setzte sie dort ab, und legte sich ganz müde zur Ruh. Am andern Morgen erzählt er seiner Frau, was ihm begegnet war. Beide sahen nach, die Radewelle stand noch vor der Thüre und war mit Gold beladen.

269.

Das ausgehöhlte Brod.

In der Nähe von Gefell hüthete einst eine junge Hirtin, zu welcher oft ein Holzweibel auf die Hut kam, und sich mit dem Mädchen recht vertraut machte. Eines Tages, als die Hirtin daheim frisch gebacken hatte, und kein Mangel vorhanden war, nahm das Mädchen einen ganzen Laib Brod für das Holzweibel mit. Dieses empfing

das Brod mit großer Freude, brach es von einander, und höhlte alle Krume heraus, dann sammelte es Laub vom Hutrain und stopfte das ausgehöhlte Brod damit ganz voll. Dieses scheinbar so kindische Wesen verdroß die junge Hirtin, und das liebe Brod dauerte sie. Auf einmal lag das Brod bei ihr und das Holzweibel war verschwunden. Nun hatte das Mädchen nichts schnelleres zu thun, als das Laub aus dem gehöhlten Brode zu schütten und letzteres wieder mit nach Hause zu nehmen. Da klapperte etwas im Brode und das Mädchen dachte, es möchte etwa ein kleiner Stein sein, der mit dem Laub in das Brod gekommen, schüttete es nochmals aus, aber siehe, da waren aus einigen Blättern Laub, die innen hängen geblieben waren, einige Laubthaler geworden. Hurtig und geschwind lief die Hirtin nach dem Rain, und suchte eifrig nach dem kostbaren Laube, fand dessen auch noch, und trug's in der Schürze heim, aber es wollten daraus keine Laubthaler werden, und nie sah die Hirtin das dankbare Holzweibel wieder.

270.

Kümmelbrod.

Im Schallholz, eine Viertelstunde westlich Merkendorf, ohnweit Zeulenrode, hausten ebenfalls Holzmännel und Holzweibel; sie waren den Leuten sehr gerne behülflich und dienstbar, insonderheit beim Heumachen, doch waren sie nicht blöde, und nahmen nicht selten ungefragt Klöse aus den Töpfen und Brode aus den Oefen. Das war endlich den Merkendorfer Leuten nicht recht, sie sannen

darauf, diese unlieben Gäste los zu werden, und wendeten die dazu dienlichen Mittel an. Der Müller, dem sie treulich geholfen, Mehl und Mühle gefegt hatten, legte ihnen jetzt neue Kleider hin, und das verdroß die kleinen Hülfswesen aufs höchste; sie zogen ab, und kamen nicht wieder. Andere Leute buken Kümmel unter das Brod, oder bestreuten, wie es noch heute üblich ist, die Rinde damit. Da klagten die Holzweibel unter Thränen:

Kümmelbrod
Unser Tod!

Dann als sie fortzogen, um nimmer wiederzukehren, sagten sie im Weggehen:

Eßt ihr euer Kümmelbrod,
Tragt auch eure schlimme Noth!

Und nachher ist es den Nachbarn in Merkendorf auch nie wieder so gut und wohl geworden, wie früher.

271.

Der Todenfels bei Zoppoten.

Nicht weit von dem Dorfe Zoppoten zwischen Saalburg und Ebersdorf führt ein einsamer Pfad zu einem waldbewachsenen Berge, dieser Pfad heißt der Phireweg, welche dunkle Benennung schwer zu enträthseln ist, wenn man sie nicht mit dem slavischen Worte Biritz, welches ein Scherge heißt, in Verbindung bringen oder ganz ungesucht sie für deutsch nehmen will, Vierweg, für Kreuzweg. Der Pfad aber leitet zum Berggipfel empor, darauf sich ein schroffer Felsen erhebt, der zum Theil dräuend überhängt über den dunkeln Bergfluß, der in jener Gegend

sein Bette mit Ungestüm durch enge Thalrinnen wühlte. Man nennt jenen Felsen den Todenfels, und die Sage kündet, daß in den Heidenzeiten von ihm die dem Tode geweihten Verbrecher in die Stromtiefe hinabgestürzt worden seien.

So soll auch das Dorf Plothen unterhalb Schleiz und der dort fließende Bach eigentlich Bluten und Blutenbach früher geheißen haben, weil dort eine heidnische Opferstätte gewesen, und das Blut der Geopferten in den Bach geflossen wäre, so daß seine Farbe ganz roth geworden. Zudem heißt ein in der Nähe liegendes Thal das Mordthal, in welchem eine Druben- oder Druidenschlacht stattgefunden haben soll. — Zwischen den Dörfern Plothen und Linden liegt ein Hillen- oder Hollenteich. Die Leute sagen: unter dieses Teiches schwarzem Gewässer ruhe ein versunkenes Dorf, und Niemand geht gern zur Nachtzeit dort vorüber.

272.

Das Männel aus dem Ranzen.

Ein Bauer aus Borsstendorf kehrte von einem Geschäftsgang nach Hause, da lag ein guter neuer Ranzen auf dem Wege, und erfreut über den schönen Fund hob er ihn auf und trug ihn nach Hause. Der Ranzen schien leer zu sein, obschon er zugeschnürt war, und so öffnete der Mann ihn erst zu Hause. Aber siehe, da regte sichs mit einemmale drin und es kroch ein kleines graues Männel heraus, das sprang auf die Höllenmauer, und zog den Leuten, die es anstaunten, scheußliche und entsetz-

liche Fratzen. Wollte man es fassen und wegtreiben, so hatte es sich sehr ungebehrlich und warf mit großen Steinen um sich, ohne daß man sah woher es die Steine nahm. Es blieb nichts übrig, als den bösen Kobold, den der Hausherr selbst in's Haus getragen, eine Weile zu dulden, und sich den Unfug, den er trieb, gefallen zu lassen. Bald aber ging der Mann zu einem klugen Manne, der ihn fortschaffen sollte. Erst nach dreimaligem scharfen Bann gelang es, sich des scheuslichen Ungethüms zu entledigen.

273.

Das Futtermännel zu Thiemendorf.

In Thiemendorf ohnweit Leutenberg war auf einem Bauerngute ein Futtermännel, das wartete des Viehes zur Nacht mit großem Eifer, putzte es, striegelte es, schnitt Häckerling und legte vor, und so gedieh alles Vieh aufs beste, daß es eine Lust war, die feisten und glänzenden Ochsen und Kühe des Bauers zu sehen. Alle Metzger suchten ihn heim, denn nirgend fand sich so wohlgemästetes Schlachtvieh, das machte alles der kleine thätige Hülfskobold. Da er selbst so thätig war, haßte er alle Faulheit, und spielte trägem Gesinde oft gar übel mit, verkehrte Knechten und Mägden die Gewänder, daß sie zum Gespötte wurden, und drückte und zwickte sie weidlich, wenn sie früh nicht aus dem Bette wollten. Das verdroß das meist träge Gesinde und es klagte viel über den Unhold, zog ab und brachte das Haus in Verruf. Dem Bauer selbst war auf die Länge das Walten des Hauskoboldes unlieb, es grauste ihn, sah er bisweilen in der Dämmerung

ein graues Hutzelmännchen in einem erdfarbenen Kittel über die Flur hutschen oder über den Boden schlürfen, und da er hörte, dergleichen unheimliches Völklein sei insgemein an die Wohnung festgebannt, in der es hause und sein Wesen treibe, auch daß nicht wohlgethan sei, es vertreiben zu wollen, oder es irgend zu erzürnen, so faßte der reiche Mann einen recht klugen Entschluß, und dachte: Ich baue mir ein neues Haus, mag der Kobold im alten bleiben. Das war in kurzer Frist geschehen, und der Tag zum Aus- und Einzug war schon bestimmt. Da — am Vorabend — sah man im Dunkeln das Männlein am Bach sitzen, der am Hause vorbeifloß, das wusch und schlemmte fleißig sein schier abgetragenes Röcklein. Da rief Jemand: Was machst Du? und das Männlein wisperte:

Ich wische, ich wasche
Mein Röcklein mir aus,
Denn morgen schon ziehn wir
Ins neue Haus.

Und wie gesagt, so geschehen. Die Familie zog aus und das Futtermännel half ziehen, wenn auch nicht allen sichtbar, und war auch in dem neuen Hause und den neuen Ställen thätig wie zuvor, so daß der Wohlstand des Hauses immer mehr wuchs, doch hatte das Männel keinen Dank, und wurde heimlich weit hinweggewünscht. Da kam eines Tags ein fremder Mann auf Besuch zu dem reichen Bauer, diesem entdeckte man die unheimliche Last, und daß man sie gern los sein möchte. Nichts leichter als das, rieth der Fremde: schafft ihm ein neues Röcklein und legt es auf den Futterkasten, als einen Lohn, da muß es weichen. Das geschah auch. Das Futtermännel nahm seine unwillkommene Gabe, und sagte traurig:

Da hab' ich meinen Lohn,
Jetzt muß ich auf und davon.

verschwand und kam niemals wieder. Aber der Undank rächte sich, denn weder das Vieh, noch der Wohlstand des Bauern nahmen ferner zu, sondern vielmehr ab und ersterer gewann zuletzt ein gänzliches Ende.

274.

Das Wilzenthal und der Feuermann.

Zwischen dem Dorfe Rauschengesees und Burg Lemnitz zieht sich eine schmale Thalrinne, begrenzt von einer Kette fast gleichförmiger Hügel hin, in der ein Bächlein hinab zur Sormitz rinnt. Dieser kleine Grund heißt das Wilzenthal, dort wohnten vor Zeiten die Wilzen, ein kleiner slavischer Volksstamm, der aber auch in jener Thalenge sein Grab fand, denn alle Wilzen wurden dort von den Thüringern erschlagen, als diese wieder ihr altes Land in Besitz nahmen. Es soll nicht geheuer sein im Wilzenthale, und die Umwohner meiden es gern, wenn der Abend dunkelt, denn mancher Spuk treibt dort sein Wesen und neckt und schreckt die Wanderer. Ein Hügel, nach Burg Lemnitz zu, heißt die Hermshöhe. Vor Alters sah man nächtlicher Weile oft einen riesengroßen Feuermann unter dumpfem Getöse der Hermshöhe entsteigen, der hielt eine Fackel in der Hand und schwang sie über seinem Kopf, daß rundum Funken sprühten. Der schritt die Höhe herab, durchging das ganze Wilzenthal bis zur Prothentelle, wo eine Quelle ausquillt, in der er seine Fackel löschte.

275.

Brod mit harten Thalern.

Eines Tages gingen zwei Weiber von Steinsdorf, das ohnweit Leutenberg liegt, mit ihren Tragkörben in's Holz, und unterhielten sich von häuslichen Geschäften, unter andern auch von dem des Brodbackens, das beide am andern Morgen vornehmen wollten. Auf einmal ging ein Waldweibel neben beiden her, das rief sie bittend an und sprach: Backt mir doch auch ein Brod, wie ein halber Mühlstein groß! — Haben der Mäuler genug daheim, die essen wollen, können nicht für Fremde backen, erwiederte die eine jener Frauen. — Thut es doch, aus Erbarmen! bat das Holzweiblein, legt das Brod nur auf diesen Baumstrunk, der mit drei Kreuzen gezeichnet ist. Hier hol' ich's ab. Damit war das Waldweibel den Bauernweibern aus den Augen. Diese aber waren doch begierig, ob das Brod werde abgeholt werden, und legten von ihrem Gebäck ein Brod auf die bezeichnete Stelle. Drei Tage darauf hatten sie wieder im Holze zu thun, und gingen auf den alten Stock zu, um zu sehen, ob das Brod noch da sei, und es war noch da, unberührt, wie es schien, und noch ganz. Da dachten die Weiber, daß dieß Sünde sei, das liebe Brod so im Freien umkommen zu lassen, zumal sie dessen keineswegs übrig hatten, und nahmen es wieder an sich. Es war recht schwer geworden und drückte ordentlich im Korbe derer, die es trug. Daheim schnitten sie das Brod an, da war's, o Wunder! voll harter Thaler, die klingend herausrollten. Sie theilten das Geld schwesterlich, es war des Waldweibleins Lohn für ihr Erbarmen, und es war den Weibern auf lange Zeit hinaus geholfen.

276.

Des wilden Jägers Hündlein.

Ein Bauersmann aus Ruppersdorf, an der Straße von Lobenstein nach Saalfeld, ging um Mitternacht durch den das Dorf von allen Seiten umgebenden Wald. Mit einem Male sah er sich mitten unter dem wilden Heer. Hussageschrei tönte durch die Luft, Waldweibchen flohen vor ihm her, und große und kleinere Jagdhunde verfolgten sie. Der Bauer konnte dem Gelüste nicht widerstehen nach einem von des Jägers kleinen Hunden. Er fing sich eins aus der Mitte der übrigen heraus und nahm es mit nach Hause. Als er am andern Morgen in der Stube sich darnach umsah, war es ein kleiner, fauler Holzstock, was er mitgenommen hatte.

277.

Die Frau des wilden Jägers.

Durch Reitzengeschwende zog der wilde Jäger einmal des Nachts. Eine junge Bauersfrau guckte aus dem Fenster, und rief keck ihm zu: er solle ihr auch etwas von seiner Jagd mitbringen. Am andern Morgen hing ein Stück Wildpret an der Hausthüre, so groß, daß die Thüre kaum aufgemacht werden konnte. Damit war die Noth da. Mochten die Leute das Stück vergraben, verbrennen, oder ins Wasser werfen, am andern Morgen hing dafür ein noch größeres Stück an der Thüre, so daß die armen Leute zuletzt ihre Thüre gar nicht mehr aufbringen konnten. Endlich wurde der Frau gerathen: sie solle nur ein

Bischen von dem Wildpret essen und wenn es nur so groß wie eine Erbse sei, möge es schmecken, wie es wolle. Sie that es nothgedrungen, aber, hilf Himmel! nun mußte sie gar des wilden Jägers Frau werden, und ihn bei Nacht auf allen seinen Zügen begleiten. Das dauerte fünf Jahre so fort. Als der wilde Jäger wieder einmal durch Reitzengeschwende kam, brachte er dem Bauer seine Frau zurück mit den Worten: sie habe nun ihre Strafe bestanden, und sei ihr weiter nichts widerfahren; der Mann solle sie freundlich wieder an- und aufnehmen, künftig werde sie sich schon vor solchem Frevel hüten. Wie die Frau die fünf Jahre lang eine wilde Jägerin gewesen, ausgesehen und wie sie beschaffen war, auch ob der Mann noch ferner ein Begehr nach ihr getragen, das meldet die Sage nicht.

278.

Die Wassernixen in der Zaucke.

Unter Reitzengeschwende in der Zaucke, zwischen Leutenberg und der Saale, wohnte eine Familie Wassernixen, freundlich und behilflich, in drei Teichen. Wenn man sie brauchte, durfte man nur rufen, gleich kamen sie zur Stelle, und halfen mehr als gewöhnliche Menschen helfen konnten. Deshalb lebten auch die Leute dort herum im besten Einverständnisse mit ihnen. Nur ein Mann aus Reitzengeschwende neckte die guten Nixen, wo er wußte und konnte, und warf Steine in die Teiche, worin sie wohnten. Als er hierauf einstmals über den Damm eines der 3 Teiche fuhr, brach der Wagen zusammen, und alle 4 Räder waren auf einen Ruck zerbrochen. In solcher Noth

rief er die Nixen um Hilfe an; aber nur eine Nixe kam auf einer Krücke daher gestelzt und sprach: Sieh her, so hast Du mich mit deinem Steinwerfen zugerichtet und elend gemacht; trage nun die Strafe dafür. So oft Du noch über diesen Damm fährst, wird jedesmal der Wagen unter Dir zusammenbrechen. —

279.

Der Pestmann zu Schleiz.

Die Sagen vom Wüthen einer fürchterlichen Pest haben sich im Voigtlande vielfach erhalten. Das einschleppen dieser verheerenden Seuche berichtet die Ueberlieferung auf folgende Weise. Zu Schleiz haus'te ein Graf, des Geschlechts derer von Cospoth, der zog zur Ferne und in das Morgenland, und dort befiel ihn die Pest, an der er starb, aber seine Begleiter wußten nicht, daß er an der Pest verschieden war, und sie führten seinen Leichnam unbedenklich nach seinem Geburtsorte, nach Schleiz, auf daß er daselbst begraben würde in der Gruft seiner Väter. Als nun nach der Zeit-Sitte der Sargdeckel bei der Beerdigung erhoben ward, daß Jedermann noch einmal das Antlitz des Todten sehe, da zog die Pest in Form eines blauen Räuchleins aus dem Sarge und verbreitete sich. Zuerst erfaßte sie die Schüler und die beim Begräbniß Anwesenden, dann griff sie weiter um sich, und wüthete furchtbar heftig. Deshalb nannte man den verstorbenen Grafen den Pestmann. Und an seinem Denkmal, in der Bergkirche zu Schleiz, darauf er in betender Stellung in Stein gehauen zu sehen ist, haftet immer noch dieser Name.

280.

Das freundliche Licht.

Die Straße von Schleiz nach Pösneck führt nicht weit von dem Schleiz ganz nahen Dorfe Görkwitz an einem Sumpfe vorüber. Dort ließ sich in früherer Zeit ein Licht sehen, das einer Laterne glich, und den des Nachts vorüber gehenden oder fahrenden Leuten durch Erleuchtung des damals noch sehr schlechten Weges sich gefällig erzeigte. Einst kam ein Fuhrmann diese Straße und warf bei jener sumpfigen Stelle seinen Wagen um. In der großen Dunkelheit war er nicht im Stande, ihn wieder aufzurichten, und stand eben im Begriffe, nach Neundorf umzukehren, um sich von dort her Licht zu holen, als er eine Laterne gewahrte, die auf ihn zueilte. Bei diesem Anblick hielt der Fuhrmann für rathsam, bei dem Geschirre zu bleiben. Nicht lange, so war das Licht hinter seinem Wagen angelangt, wo es stille hielt. Verwundert über solche Dienstfertigkeit, sah er nach, wer es sei, der diese Laterne für ihn so zeitgerecht herbeibringe. Zu seinem großen Erstaunen erblickte er aber ein Licht, das in keine Laterne eingeschlossen war, auch von niemand gehalten wurde, sondern frei in der Luft schwebte. So überrascht er dadurch war, hub er doch bei des Lichtes Scheine den Wagen in die Höhe, richtete das Fuhrwerk in der Eile zum Weiterfahren her, und sagte hierauf dem wunderlichen Lichte für geleistete Hilfe seinen Dank. Kaum hatte jedoch der Mann das Wort D a n k ausgesprochen, so erwiederte das Licht mit sanfter, klangvoller Stimme:

„Hab Du Dank für Deinen Dank;
„Nun bin ich erlöset sonder Wank!“

Mit diesen Worten erhub sich das Licht in die Luft. Der Fuhrmann sah mit an, wie es aufwärts bis in die Wolken schwebte, wo es vor seinem Blicke verschwand. Seit jener Zeit ist das freundliche Licht nie wieder gesehen worden.

281.

Der Teufelskanzelstuhl.

Im Trillloche unfern Schleiz liegt eine Mühle, die Kühnsmühle genannt. Von dieser durch einen Wiesengrund getrennt ist eine merkwürdige wie durch große Quaderstücke zusammengefügte kuppelartige Felsmasse, zu der von unten einige Stufen führen, die jedoch nicht heraufreichen. Dieser Platz heißt der Teufelskanzelstuhl. Sein Ursprung wird folgendermaßen erzählt:

Der Besitzer der Kühnsmühle wettete einst mit dem Teufel, letzterer könne nicht bis zum ersten Hahnenschrei eine Steinkanzel nebst Treppe erbauen. Der Teufel hatte schon die Kanzel und einen Theil der Treppe vollendet, als der Hahn krähte; voll Aerger ergriff er einen Stein, den er eben zu einer Stufe verwenden wollte, und warf ihn nach der Kühnsmühle. Im Hofe derselben zeigt man diesen Stein noch immer; die Eindrücke der fünf Teufelsfinger sind daran deutlich sichtbar.

282.

Holzweibel und Quergel.

Von Göschitz bis gegen Tögau führte sonst ein unterirdischer Gang, man weiß nicht, zu welchem Zweck und

Behuf, von dem sind noch Spuren bemerkbar. In diesem Gange haben sich Holzweibel in Menge verhalten, und sind bisweilen hervorgekommen. Der Gang führte aus dem Schauerhammer weit unter der Erde fort. Sie kamen oft zu den Einwohnern von Göschitz, Tögau und des zwischen diesen beiden Dörfern liegenden Oertchens Rödersdorf zusammen, stahlen Brod und Klöse, bis die Einwohner zuletzt des häufigen Besuches überdrüssig wurden, und die Brode in den Backofen, die Klöse in die Töpfe zählten. Auch rodete man alle bekreuzten Stöcke aus, so hatten die armen Holzweibel keine Asyle mehr vor dem wilden Jäger und verloren sich allmählig. Bei Göschitz sind überhaupt viele Höhlen und Klüfte, z. B. im untern Birkigt, dann im Thale am Wege von Göschitz nach Bahren ohnweit Zeulenrode. Diese Höhlen nennen die Leute Quergelslöcher. Oft gingen die kleinen Leutchen, die in den Höhlen hausten, in die Tüngelsmühle und halfen mahlen, setzten sich auch auf die Heuhaufen, und warfen diese des Nachts auseinander; das sahen aber die Leute gern, denn es brachte Glück und mehrte das Heu.

Eine Frau von Göschitz sah vor ein Paar Jahren beim Birkigt an einem hellen Wintermorgen eine kleine menschliche Gestalt mit einem rothen Käppchen, von einem Holzklotz auf den andern hüpfen. Sie war von der Größe eines achtjährigen Kindes und rief immerfort: Da bin ich! da bin ich! ließ aber die Frau nicht nahe an sich herankommen.

Bei Löhma, unfern Schleiz, in dem Keller der Roßmühle sind noch Höhlen befindlich, in denen sonst Zwergleute, Waldweibel und Waldmännel hausten.

283.

Die Kobolde zu Eßbach.

Im Knoch'schen Hause zu Eßbach trieben vor geraumer Zeit Kobolde ihr Wesen, schleppten die neugeborenen Kinder fort, ehe selbige 9 Tage alt waren und legten dafür Wechselbälge ein. Auf diese Weise waren dem Knoch'schen Ehepaare neun Kinder bereits ausgetauscht worden, die dafür untergeschobenen neun Wechselbälge aber waren bald wieder gestorben. Als die arme Mutter von dem zehnten Kinde entbunden worden war, klagte sie der Hebamme bitterlich ihre Noth. Diese gab ihr den Rath: sie solle in das Kissen, worauf das Kind liege, sowie in das Wickelband, etwas Dosten, Dorand und Dill einnähen; zugleich möge sie des Nachts ihre Hand in das Wickelband stecken, bis die ersten neun Tage und Nächte nach der Geburt vorüber wären. So geschah es, die drei Kräutersorten wurden eingenäht, die Mutter in ihrer Angst brachte die Hand nicht aus dem Wickelbande heraus, und so wurde das zehnte Kind ihr erhalten. Die Wöchnerin erzählte dann: die bösen Kobolde seien jede Nacht gekommen und hätten sie in die Hand gezwickt, die sie in dem Wickelbande gehabt; zum Wahrzeichen wieß sie die blauen Flecke vor; — zuletzt hätten sie gewispert: Hättest du nur nicht Dosten, Dorand und Dillen gebraucht, wir hätten uns sicher das zehnte Kind eingetauscht. Von Stund an haben sie in jenem Hause sich nicht wieder sehen lassen, doch herrscht noch immer im Dorfe Eßbach der Gebrauch, Dosten, Dorand und Dill in die Wickelbänder einzunähen.

284.

Das Teufelswehr.

Unter dem Dorfe Eßbach, an der Saale, da wo jetzt das Dittmarsche Hammerwerk erbaut ist, stand in vorigen Zeiten eine Mühle. Der Besitzer war gestorben, Unwetter hatten das Mühlwehr zertrümmert, und der verwittweten Müllerin fehlte es an Rath und Geld, um dasselbe wieder in Stand setzen lassen zu können. In dieser drückenden Lage wanderte zur Nachtzeit ein Mann bei ihr ein, der sich erbot, er wolle in der folgenden Nacht eine Mühlwehr erbauen, das niemals einer Ausbesserung bedürfe, und bevor der Hahn dreimal gekrähet habe, müsse es fertig sein. Dem Einwande der Müllerin, daß sie nicht im Stande sei, eine solche Arbeit zu bezahlen, kam der unheimliche Gast zuvor mit der Erklärung: Es genüge ihm schon, wenn sie in dem Contobuche, das er bei sich führe, sich mit ihres Namens Unterschrift verbindlich mache, daß sie seine Schuldnerin bleiben wolle in Ewigkeit. Die Frau warf einen Blick in das Buch; es war mit einer Menge Namen, zum Theil vornehmer Leute, angefüllt. Das machte ihr Muth. Wie es andern ergeht, geht es dir auch — dachte sie — die Noth ist da, und eine solche Gelegenheit kommt nicht wieder. Kurz, sie unterzeichnete den Contract. Um Mitternacht begann der Bau. Der Wind heulte fürchterlich und es platschte in der Saale, daß das Wasser Häuser hoch empor spritzte. Da ergriff die Müllerin eine Höllenangst, sie zündete Laternen an, eilte damit in den Hühnerstall, klatschte dort dreimal in die Hände, und krähete dabei so natürlich, daß der alte Haushahn selbst zu krähen anfing. Kaum war der Hahn-

ruf zum dritten Male ergangen, so wurde es stille draußen. Als der Tag anbrach, sah man quer über die Saale ungeheure Felsblöcke geworfen. Es war die höchste Zeit gewesen, dem Werke zu steuern, denn nur eines oder zwei derselben hätte es noch bedurft, und der Strom war abgedämmt auf immer.

Der Anblick dieser Gegend ist höchst anziehend und die Felskette im Flusse führet bis auf den heutigen Tag den Namen: das Teufelswehr. Des Teufels Wohnsitz war hauptsächlich der Eichrück im Forstdistrikte Alsburg. Die Sage wird auch verändert erzählt, daß ein Müller die Wette eingegangen habe.

285.

Die erlößte Großmutter.

Eine alte Frau in Schöndorf starb und wurde begraben, kehrte aber Tag vor Tag in ihrem vorigen Wohnhause wieder ein. Des Nachts wenn die Glocke 11 geschlagen hatte, trat sie durch die verschlossene Haus- und Stubenthüre ein, nahm Platz auf der Ofenbank, setzte sich dort auf den Wechsel, so heißt die Stelle, wo die den Ofen umgebenden 2 Bänke zusammenstoßen, und blieb ganz ruhig bis es 12 vom Thurme schlug, wo sie dann auf dieselbe Weise sich wieder entfernte, wie sie gekommen war. Ihr Enkel, dem das Haus zugefallen war, hätte gern der Großmutter die ewige Ruhe gegönnt, und beschloß darum zu fragen: was sie wolle, oder was ihr fehle? Weil er jedoch für sich allein zu furchtsam dazu war, versammelte er seine Freunde und Bekannte in der

nächsten Nacht bei sich. Die Großmutter kam gleichfalls zu ihrer gewohnten Zeit und nahm den Platz auf der Ofenbank am Wechsel ein. Mit der wohlbedachten Frage auf der Zunge ging der junge Hausbesitzer dreist auf sie zu. Da nieste die vor ihm Sitzende 3 Mal. „Gott helf euch, Großmutter!“ rief er ihr zu. — „Ach! darauf habe ich schon lange gewartet, großen Dank, mein gutes Kind!“ war die Antwort. Sie ging sogleich und ließ sich niemals wieder sehen.

286.

Die Beschwörung der Toden.

Vor Zeiten lebte in Eßbach ein Mann, Hannikel genannt, der die Toden zitiren konnte, und sich in einen frevelhaften Verkehr mit ihnen eingelassen hatte, um durch sie Diebstähle zu entdecken oder zu erforschen, was zukünftig sich ereignen werde. Wenn er etwas dergleichen erfahren wollte, nahm er die Hacke der Todengräber, womit die Gräber gemacht worden waren und ging, ohne daß jemand davon wußte, zwischen 11 und 12 Uhr des Nachts, durch den Gottesacker hin zur Kirche. Dort hackte er 3 Kreuze in die Kirchthüre. Dann stellte er sich auf das Grab eines ihm bekannt gewesenen Verstorbenen, und rief denselben 3 Mal mit Namen. Der dadurch erweckte Tode fragte nun nach Hannikels Begehr und entdeckte ihm alles, was er wissen wollte, mit dem Zusatze: „Von nun an lasse mich aber in Ruhe.“ Der Beschwörer durfte kein Wort hierauf mehr sprechen, und mußte, ohne sich umzusehn, die Stätte verlassen, sonst würden die Toden,

deren Steinwürfe um ihn herumflogen, ihn getroffen und ums Leben gebracht haben. Seiner Strafe entging er nicht. Nur aus Versehen hatte er einstmals sich ein wenig gewendet, da haben sie ihn gesteinigt, daß er am 3. Tag darauf daran gestorben ist.

287.

Hilde und die Wasserjungfern.

Bei Gräfendorf im Kreise Ziegenrück ist eine Gegend, der Hildebrand oder auch Hildebernd geheißen, welche der Milzbach bewässert. In diesem Bache wohnte Hilde, eine Art Wasserkönigin. Sie hatte lange blaue Haare, und soll oft den Bewohnern von Gräfendorf erschienen sein. In ihrem Gefolge waren neun Wasserjungfern, welche sie in Ringelreihen umtanzten. Viele Jahrhunderte durch soll sie dort ihr Wesen getrieben haben. Niemandem geschah jemals durch sie ein Leid, und so war sie ganz beliebt und wurde wegen ihres schönen Schwanengesanges vielfach bewundert. Zuletzt habe sie sich selbst verbrannt, und davon hat die Gegend den Namen Hildebrand erhalten.

Es ist dieser nicht ausgebildeten Sage mythischer Ursprung nicht zu verkennen. Die neun Dienerinnen könnten an die neun Töchter der alten Ran in dem Eddamythenkreise erinnern, die Verbrennung der Hilde an die Hulda in Eisfeld, die dort verbrannt wurde (vergl. S. 1).

288.

Die feurige Schlange an der Todenquelle.

Am Todenhügel und der dazu gehörigen Quelle, die in der Nähe von Gräfendorf sich befindet, wurden in früherer Zeit Feuergeister gesehen. An der Quelle war es vornehmlich eine feurige Schlange, die in immer enger werdenden Kreisen sich um die Quelle bewegte, und dadurch dieselbe vor dem Schöpfen daraus zu schützen suchte. Um den Unhold zu vertreiben, mußten von denjenigen, welche Wasser holen wollten, Stäbe von der Haselnußstaude, worauf Ringe, Kreuze und andere Charaktere eingeschnitten waren, in den Kreis, den die Schlange zog, geworfen werden, worauf sie alsbald im Wasser verschwand.

289.

Der Schaafknecht und das Waldweibchen.

Beim Dorfe Knau in der Gegend von Ziegenrück hatte sich der Schaafknecht ein Waldweibchen zu seiner Liebsten erkohren, und hüthete seine Schaafe immer an einer und derselben Stelle. Der Schaafmeister dachte, wo soll dort Weide genug herkommen? und beschlich den Knecht. Da lag die ganze Heerde im Dickicht, und Schaafknecht und Waldweibchen hatten einander bei den Köpfen, aber in Liebe und Güte. Auf einmal aber sprang das Waldweibchen auf, und schüttete aus seiner Schürze der ganzen Heerde Futter vor. Die Heerde fraß, Stück vor Stück sah wohlbeleibt aus, und der Schaafmeister gab sich zufrieden, und schlich sich wieder fort. Im Winter zog das

Waldweibchen sogar mit in die Schäferei, und fütterte die Heerde gedeihlich in seiner Weise fort, bis der Schaafknecht aus Eitelkeit sich einen neuen Rock anschaffte, da sprach es: „Schämst Du Dich meiner, so schäme ich mich Deiner,“ und ließ sich seit der Zeit nicht wieder sehen.

290.

Das gehetzte Waldweibchen.

Unter dem Töpfersberge bei Knau hatte ein Schaafknecht seine Hürde aufgeschlagen. Da brach die wilde Jagd aus der Kohlung — einem Walde — hervor und verfolgte ein armes Waldweibchen. Glücklich erreichte dasselbe die Schaafhütte und flüchtete sich darunter. Dort war es sicher. Doch der wilde Jäger drohte dem Schaafknecht den Hals zu brechen, wenn er ihm nicht seine Beute hervorhetze. In der Angst hetzte der Knecht den Hund auf das Waldweibchen an, und kaum hatte er es hervorgetrieben, so ergriff es der wilde Jäger und jagte auf und davon.

291.

Die Braupfanne auf dem Probst.

Zwischen Knau und Dittersdorf ist „der Probst“ gelegen und auf dieser Stelle liegt ein großer Kieselstein, unter welchem eine Braupfanne steht, die mit Schätzen angefüllt ist. Der alte Johann Adam, ein in der schwarzen Kunst wohl bewanderter Mann, machte sich mit einem Müller von Oppurg in einer dunkeln Nacht ans Werk

den Schatz zu heben. In Röcke von feuerrother Farbe gekleidet singen sie die Beschwörung nach der in Faust's Höllenzwange angegebenen Weise an. Der Stein hob sich und eine viereckige kupferne Pfanne kam zum Vorschein. Schon hatten die Beiden die Pfanne fast ganz aus dem Erdboden heraus gearbeitet, da drohte es dicht hinter ihnen:

Rothröckel! Rothröckel! seid nicht dumm;
Laßt ab, sonst dreh' ich den Hals euch um.

Darauf wollten jene es doch nicht ankommen lassen, und machten sich eilig aus dem Staube.

Die heraufgezauberte Braupfanne ist noch lange Zeit gesehen worden und nur langsam wieder in die Erde versunken. Die Hebung dieses Schatzes kann nur durch einen Menschen vollbracht werden, der auf dem Damme des nah gelegenen großen Brütelteiches geboren worden ist. Von dort aber stammte keiner von diesen beiden Schatzgräbern, und darum konnte es ihnen mit der Hebung nicht glücken.

292.

Die strafende Nixe im Teiche bei Oppurg.

Von Köstitz fuhr ein Wagen voll junger Bursche und Mädchen nach Neustadt zu Markte. Als sie am Oppurger Teiche vorbei wollten, zog die Nixe, die darin wohnte, den ganzen Wagen ins Wasser. Das machte, sie hatten im Uebermuthe die Nixe verhöhnt. Die Stelle, wo es geschehen ist, wird noch jetzt gezeigt.

293.

Gottesdienst in der wüsten Kirche.

Ein Bauer aus Oppurg ging zur Nachtzeit über die holzbewachsene Haide. Auf ein Mal steht er vor einer Kirche, die ihm bis dahin unbekannt gewesen war. Er hört darin singen, geht hinein, und hört auch die Predigt mit an. Endlich dünkt es dem Bauer unheimlich; da verschwindet die Kirche mit sammt dem Pfarrer und der Gemeinde, und nur ein Stück Mauer blieb übrig, so groß, wie es noch heute zu Tage im Holze dort zu sehen ist.

294.

Frau Perchthen-Pflug.

Ein Wagnermeister aus Colba ging von Oppurg (zwischen Pößneck und Neustadt), wo er gearbeitet hatte, am Dreikönigsabend nach Hause. Da stieß er auf ein Ackerfeld neben der Orla, darauf standen viele Heimchen um einen zerbrochenen Pflug, und Frau Perchtha, ihre Königin, stand auch dabei und rief den Wagner an: „Hast Du Dein Beil, so bessere mir den Pflug aus!" Der Wagner that's und nun gebot ihm Frau Perchtha, die Spähne aufzulesen und als Lohn mitzunehmen. — Hab's gern ohne Lohn gethan, und hab' der Spähne daheim genug! sprach der Mann und schritt von dannen. Ein Spahn aber war ihm in den Schuh gefallen, drückte ihn unterwegs tüchtig, und als er daheim den Schuh auszog, klingelte ein blankes Goldstück am Boden. Der Wagner erzählte, was ihm begegnet, den Seinen, und der Geselle

horchte hoch auf, gedachte auch ohne sonderliche Mühe Gold zu gewinnen, und nebenbei klüger zu sein, wie der Meister. Schrieb sich also den Tag hinters Ohr, und da Perchthennacht übers Jahr wiederkam, machte er sich heimlich nach jenem Acker auf. Und zu seiner Freude sah er bald einen Zug daher kommen, Frau Perchtha war's mit ihrem Volke, und ihrem ganz goldenen Pfluge. — „Was suchest Du hier zu dieser Stunde? Was trittst Du mir in den Weg?“ fragte streng die Königin des Zwergenvolkes, und der Gesell erwiederte stammelnd: Ich wollte Euern Pflug ausbessern, und mir zum Lohne nichts als ein Paar Spåne, die etwa abfallen würden, ausbitten. — „Ist nicht von Nöthen, eigennütziger Knecht, habe mein Beil selbst zur Hand, und damit geb' ich Dir den Lohn!“ Schwang das Beil zum Hieb und traf den Gesellen in die Schulter, daß er lange genug brauchte, ehe die Wunde heilte, und mußte zeitlebens schief und mit krummem Halse gehen.

Aehnliche Sagen gehen auch bei Caulsdorf, wo an einer Bachstelle, welche „Wasser über den Weg“ heißt, Perchtha mit ihrem Gefolge erschien, dann bei dem einsamen Saalhause, so wie auf dem Sandberge bei Pößneck und dem Jagdhause Reichenbach. Bei Fischersdorf, ohnweit Saalfeld, ist ein Fels, der Gleitsch geheißen, dort fuhr Perchtha mit einem Wagen, dessen Axe zerbrach; ein begegnender Landmann half, indem er eine Rothaxe zimmerte, und sein Lohn war auch ein in seinen Schuh gefallener Spahn, der sich daheim in ein Goldstück verwandelte.

295.

Der Spinnerinnen Trug.

Es geht im Voigtlande die allgemeine Sage, daß die Perchtha — die man einestheils als friedlichgütiges Wesen zu betrachten gewohnt ist, der aber auch die vielleicht jüngere Ueberlieferung viel grausig-dämonisches aufbürdete — die Spinnerinnen scharf im Auge behalte, wie in Thüringen Frau Hulda oder Holle, die fleißigen lohne, die faulen strafe. So saß einst in Oppurg eine Spinnstube voll zwölf fröhlicher Mägde. Darunter war eine, die wußte insonderheit viel zu erzählen von der gespenstigen Spinnefrau, der weisen Perchtha, und hob besonders das dämonische und lächerliche hervor. Es war aber just Perchthenzeit, und mochte wohl von dieser auch zunächst in dem Kreise der Spinnerinnen die Rede auf Perchtha gekommen sein, und da zog die Perchtha gerade am Hause vorüber, und hörte die Schwänke und die zum Theil erlogenen Erzählungen von ihr. Darob erzürnte sie sich heftig, und stieß plötzlich das Fenster auf, warf zwölf leere Spindeln in die Stube, und rief drohend: Binnen einer Stunde spinnt eurer jede eine Spindel voll, ist's nicht vollbracht, so harret meiner Strafe! — Groß war das Entsetzen der Mägde, Flucht war nicht zu rathen, Vollbringung der Aufgabe in so kurzer Frist unmöglich, die Strafe gewiß, denn die Dämonen kennen kein verzeihen. Wehklagend und rathlos saßen die Mädchen da, alle Fröhlichkeit hatte nun ein Ende, und die Zeit verrann, ohne daß eine Hand sich regte. Vorwürfe bestürmten die vorlaute Erzählerin. Da sprang diese auf, lief auf den Boden, holte einen Haufen Werg, umwickelte die Spuhlen der Perchtha, gebot

den Andern Hülfe zu leisten, und dann spannen Alle nach Jener Beispiel das Werg zu, so daß es aussah, als sei jede Spuhle dickvoll gesponnen. Nach Verlauf einer Stunde kam die Spinnefrau wieder, schaute grimmig durchs Fenster, empfing die vollen Spuhlen, wunderte sich und verschwand schweigend.

296.

Die Wassernixe im Gräfenteiche.

Im Gräfenteiche bei Tranrode ohnweit Pösneck wohnte vordem eine Wassernixe. Als diese ihrer Niederkunft nahe war, kam der Wassernix nach Tepitz und holte die Wehfrau aus diesem Dorfe. Der Teich theilte sich, als die Beiden dort anlangten, auseinander, und schöne Gemächer in der Tiefe nahmen die Wehfrau auf. Hart hielt die Entbindung, doch die Wehmutter that redlich ihre Pflicht. Da sprach die dankbare Wassernixe: „Ehe ich Dich sterben „lasse, die Du mir das Leben erhalten hast, lieber will „ich mein Kind aufopfern; darum vernimm meinen Rath. „Mein Mann wird Dir zwei Tücher zur Auswahl als „Lohn bieten, ein schlechtes weißes, und ein kostbares von „rother Farbe, wähle das weiße, so wirst Du glücklich „wieder heim kommen.“ Die Frau folgte den Worten und kam wohlbehalten wieder aus dem Teiche heraus. Als sie wieder zum Teiche kam, war das Wasser roth gefärbt von dem Blute des Kindes, das der Wassernix ums Leben gebracht, weil ihm die Frau entgangen.

297.

Die beleidigte Wassernixe.

Oftmals kam die im Gräfenteiche wohnende Wassernixe nach Pößneck und zwar vornehmlich in das Haus eines Fleischers um sich Fleisch zu holen. Sie unterschied sich von andern Menschen dadurch, daß ihr langes Kleid immer von dem untern Saume an naß war bis an die Kniee und durch lange grüne Haare. Dem Fleischer graute vor dem unheimlichen Wesen, und in einem Anfalle böser Laune hackte er mit seinem Beile einstmals zu kurz und damit der Wassernixe ein Stück Finger ab. Rache drohend entfernte sich die Verwundete, und als der Fleischer wieder an dem Gräfenteiche vorüberging, rauschte sie herauf, ergriff ihn, und zog ihn hinunter in das Wasser.

298.

Gevatterin Kröte.

Am Teiche bei Schlettwein saß eine Kröte, die dicker als lang war. Ein Mädchen kam des Weges daher, schaute sie verwundert an, und sprach schnippisch zu ihr im Vorübergehen: „Bei dir möchte ich Gevatter werden." Einige Tage darauf erhält die Vorwitzige von der Kröte wirklich einen Gevatterbrief mit der Ladung, daß sie sich des morgenden Tages an der bewußten Stelle dort am Teiche einfinden solle. Da war nun guter Rath theuer. Erschrocken läuft sie zu ihrem Beichtvater, erzählt ihm, was vorgefallen sei und fragt, was sie zu thun habe? Der meint, was sie eingebrockt habe, müsse sie nun auch

auseffen, und segnet sie zu dem wunderlichen Werke ein. Das Mädchen kommt wohin es kommen sollte, der Teich thut sich vor ihm auf, es tritt in schöne Zimmer ein, und soll darin einen recht vergnügten Tag gefeiert haben.

Den Ortsnamen Schlettwein hat man mit dem des Pößneck ebenfalls nahe gelegenen Ortes Jüdewein in eine absonderliche Verbindung gebracht. Die schnellfertigen Erklärer beweisen, daß diese Namen von Schlechten Wein und Guten Wein herkommen, zumal auf alten Landkarten deutlich Gutewein zu lesen ist, und Jüdewein eine Traube im Siegel führt. Die alturkundliche Namenschreibung beider Orte läßt diese Deutung nicht zu, wenn man auch der Gegend früheren Weinbau deshalb nicht abzustreiten braucht, zumal derselbe immer noch einigermaßen im Flor ist.

299.

Berndietrich.

Daß man zu Langendembach ohnweit Pößneck den wilden Jäger Berndieterich nennt, hat ein glaubhafter Mann versichert, dennoch möchte an Ort und Stelle näher nachzuforschen sein.

Heut zu Nacht häng' ich dem Berndieterich Eins an — sprach der Knecht in der obern Mühle zu Langendembach, durch welche regelmäßig der wilde Jäger seine nächtlichen Züge zu halten pflegte, — „ich mag das grause Lärmen nicht mehr hören. Das Thor wird zugeschlossen; ich will gern sehen, was der alte Herr dann anfängt.“ — Laß Dich nicht mit ihm ein — warnte der Müller — mit

großen Herren ist nicht gut Kirschen essen. Ganz aber konnte der Knecht nicht von seinem Vorwitz lassen. Als Berndieterich das nächste Mal in den Müllerhof eingezogen war, fing er ihm ein Hundchen ab aus seinem Gefolge. Das Hundchen schrie, der wilde Jäger kam zu Hilfe; da ließ der Knecht das Thier fahren und floh in die Müllerstube. Erzürnt aber über den Frevel wirft Berndieterich ein Stück Fleisch durchs Fenster in die Stube. Am andern Morgen trägt der Knecht das so böswillig Zugeworfene in das Wasser. Doch kaum kehrt er ins Haus zurück, so liegt auch das unheimliche Wildpret wieder da. Er gräbt es darauf tief in eine Grube ein, umsonst, das Fleisch weicht nicht, eh man es sich versieht, ist es wieder da. Zuletzt noch, um der Noth ein Ende zu machen, hat ein wandernder Mühlpursch den guten Rath gegeben der Knecht solle und müsse ein Wenig, und sei es auch nur wie eine Erbse groß, davon essen. Als er das gethan und das Uebrige zum wiederholten Male fortgetragen hat, ist es endlich weg geblieben (vergl. S. 276).

300.

Das versunkene Schloß im Chamsenberge.

Nicht durch besondere Höhe, gleich den übrigen Hochwarten thüringischer Sage ragt der Chamsenberg bei Oppurg hervor, aber er ist ein wahrer Krystallpalast der Sage für die ganze Umgegend.

Auf dem Chamsenberge hat das Schloß Oesterlitz oder Osteralitz gestanden, vorn das Schloß, hinten nach Rehmen zu die Viehställe. Es ist aber Alles in den Erd-

boden und in die Felsen hinein versunken. Wie lange das her ist weiß niemand anzugeben, aber geschehen ist schon Manches an und in dem Berge. Ein Schaafknecht Winter aus Crossen, der auf dem Schlosse zu Nimritz diente, ging des Nachts an dem Chamsenberge hin, da traf er auf zwei weiße Fräulein, die sprachen ihm zu, und luden ihn ein, mit ihnen in das versunkene Schloß zu gehen; er habe nichts zu fürchten — wurde ihm versichert — der schwarze Hund, der vor der Thüre liege, thue ihm nichts, so sehr er auch knurre und die Zähne fletsche. Winter ließ sich bereden. Das eine Fräulein schritt voraus, das andre hinter ihm drein. So kamen sie an eine eiserne Thüre; dort lag der schwarze Hund, der Schaafknecht that, als ob er ihn nicht sähe. Darauf traten sie in ein Gemach, worin an einer Tafel 6 graue Männer saßen, die spielten Karte mit eisernen Kartenblättern, und sprachen kein Wort zu ihm. Ein großer Schatz stand neben an, und es wurde ihm erlaubt, etwas davon zu nehmen. Da rief ihm eine Stimme zu: „greife tief!" doch die Fräulein widerriethen ihm dieß und sagten, er solle fein bescheiden von dem, was ihm angeboten werde, nur das Obere nehmen. Das that auch der Schaafknecht und ergriff einen Löffel und eine Lampe, worauf die beiden Fräuleins ihn auf dieselbe Weise wieder aus dem Berge heraus führten. Solches Hausgeräth konnte Winter gebrauchen, Löffel und Lampe waren von purem Golde.

301.

Entrücktes Vieh.

Kein Jahr verging, ohne daß der Hirt aus Rehmen, der Kühe und Schweine zu hüten hatte, wenn er in der Nähe des Chamsenberges weidete, ein Stück aus seiner Heerde verlor; weil er nun den Schaden ersetzen mußte, war er ganz verarmt, und sollte aus seinem Dienste gejagt werden, sobald wieder ein Verlust entstände. Eines Abends vermißte er wieder eine fahle Kuh und zugleich ein weißes Schwein, die schönsten Thiere gerade in der ganzen Heerde. Laut jammerte er auf, denn nun war sein Unglück gewiß. Da traten drei weiße Männer an ihn heran, wiesen ihm einen Felsen hinter dem Chamsenberge, dahin solle er kommen, wenn er eingetrieben habe, dort werde er seinen Schaden ersetzt finden. In seiner Noth blieb dem geplagten Mann nichts Anderes übrig, er fand sich an der angewiesenen Stelle ein noch in derselben Nacht, und bekam dort ein Stück Gold, wofür er mehr als 10 Kühe und Schweine hätten kaufen können. Das ist das erste aber nicht das letzte Mal gewesen. Alle Jahre noch hat der Mann fahle Kühe und weiße Schweine verloren, hat aber auch für jedes Stück Vieh ein Stück Gold an jenem Felsen gefunden. Das ist so fortgegangen bis zu seinem Tode.

Das Vieh, das dem Hirten aus Rehmen entwendet wurde, soll in die Stallung gebracht worden sein, die zu Schloß Osteralitz gehörte. Sie befand sich auf der nördlichen Seite des Chamsenberges und ist mit dem Schlosse zugleich versunken.

Daß den Chamsenbergsagen auch die Wunderblume

nicht fehlt, bedarf kaum der Versicherung. Sie steht an diesem Berge in voller Blüthe.

302.

Der Schlangenkreis.

Zu Oppurg lag eine arme Frau in den Wochen. Da träumte ihr: Wenn sie zur Kirche gegangen sei, solle sie des Nachts mit ihrem Kinde auf den Chamsenberg gehen; dort werde sie einen Kreis finden aus Schlangen gewunden, mitten hinein solle sie unbedenklich das Kind legen, dann sei ihr Glück auf zeitlebens gemacht. Drei Mal hatte sie denselben Traum. Da ließ die Frau ihren Beichtvater zu sich rufen und erzählte ihm, was ihr geträumt, sprach von ihrer Armuth, und daß sie gern ihr Glück machen möchte. Der Beichtiger dachte hin und her darüber nach, segnete dann Kind und Mutter ein, und sagte, nun könne sie in Gottes Namen den Gang machen auf dem Chamsenberg. Des Nachts darauf nahm die Frau ihr Kind und ging dem Berge zu. Das Traumgesicht ging aus. Der Schlangenkreis war da, in den sie das Kind legen sollte. Als sie aber das Ungeziefer sah, da griff es ihr an das Mutterherz; um alle Schätze der Welt hätte sie ihr Kind nicht darunter legen mögen. Dann rollte ein Faß heran, ein graues Männchen stand dabei, stürzte das Faß um mitten in die Schlangen hinein, und lauter feurige Kohlen fielen heraus. Die Schlangen zischten auf und schlangen sich in das offene Faß. Da hatte die Frau genug gesehen. Sie faßte ihr Kleines, wußte sich reich und groß damit, mochte doch alles andre

fehlen! und rannte den Berg herunter. Ganz leer war es mit dem Schatze doch nicht abgegangen. Ein paar Kohlen waren unversehens ihr in die Schuhe gefallen. Die Frau spürte unterwegs wohl, daß etwas drückte, nahm sich aber nicht die Zeit nachzusehn und die Schuhe auszuschütteln. Daheim in der Stube fand sich, das die Kohlen sich in Goldstücke verwandelt hatten.

303.

Das vergessene Kind.

Eine Magd in Oberoppurg sollte für ihre Dienstherrschaft etwas in Rehmen bestellen. Du kannst das kleine Kind mitnehmen — ruft man ihr zu. — Mir auch recht — meinte die Magd, hub das Kind auf den Arm und eilte fort. Als sie an den Chamsenberg kam, sah sie eine Thüre, ein graues Männchen trat daraus hervor, und winkte der Dirne freundlich zu, daß sie hinauf kommen solle. Nach kurzem Bedenken schritt sie auf den erschauten Eingang zu. Bei der Begrüßung gab das graue Männchen der Magd den guten Rath: Sie möge drin im Berge nur kein Sterbenswörtlein sprechen, und wenn sie fortgehe nicht hinter sich zurücksehen, dann dürfe sie ein andres Mal auch wieder kommen. So berathen folgte die Magd dem kleinen Führer. Ein großer Saal schloß sich auf, und darin stand eine Tafel, die von einem Ende bis zum andern reichte. Auf der Tafel aber lagen lauter Stücke Brod und neben jedem Brodstück ein Häufchen Gold. Da nimm — sprach der Berggeist — so viel Du willst, nur aber nimm mit jedem Häufchen Gold auch ein Stück Brod, sonst kommt das

Gold Dir nimmer zu Gute. Außer sich vor Freude setzt die Magd das Kind auf die lange Tafel und streicht in ihre Schürze ein, so viel darin sich bergen ließ, drei Viertel Brodes und drei Häufchen Gold. Kein Wort hatte sie über ihre Zunge kommen lassen; ohne sich umzusehen eilte sie aus dem Chamsenberge hinaus, und lief geradewegs wieder auf Oberoppurg zu.

Dort erzählte sie und packte vor der Herrschaft ihre Schätze aus. Aber wo ist das Kind? Ach! das hat sie auf der langen Tafel im Chamsenberge sitzen lassen, und rein vergessen. Ueber Hals und Kopf lief die Magd zurück. Die Thüre stand noch offen, sie trat in den Saal, das Kind saß noch auf derselben Stelle, wohin sie es gesetzt hatte. Doch als sie es aufnehmen wollte, zerfiel es in ein Häufchen Asche.

304.

Der Bauer und sein Glück.

Sauer hatte es sich ein Bauer auf seinem Acker werden lassen, der nicht weit vom Chamsenberge lag, endlich ging die Sonne zu Rüste und er wollte Feierabend machen. Da kam ein graues Männchen aus dem Berge, und verlangte, der Bauer solle mit ihm gehen, es wolle ihn zu einem großen Schatze führen. Anfangs wollte der Mann nichts davon wissen, und meinte, hineinkommen in den Berg werde er wohl, aber eine andre Sache sei, ob er auch wohlbehalten wieder herauskommen werde. Das graue Männchen drängte, und versicherte hoch und theuer dabei: es solle ihm nichts widerfahren, es wolle unversehrt den

Bauer auf der andern Seite wieder heraus lassen. Zuletzt gab der Bauer nach und ging Schritt vor Schritt seinem Führer nach auf den Berg zu. Am Eingange fletschte ein großer Hund ihn an, wurde aber von dem Männchen zur Ruhe verwiesen. Nun tappten beide eine Weile fort bis in ein großes Gewölbe; darinnen wimmelte es von grauen Männchen, und eine große Braupfanne voll Gold und Silber blinkte den Bauer an. Kein Wort ließ er von sich hören, und Gott hatte er immer in Gedanken. Dabei steckte er ämsig alle Taschen voll mit dem, was aus der Braupfanne ihm der Berggeist reichte. Durch eine andre Thüre gelangte er dann wieder hinaus ins Freie. Glücklich kam der Mann mit seinen Schätzen heim. Dort packte er aus, zeigte sie seinen Leuten und erzählte alles, was er eben erlebt hatte. Damit mag er es versehen haben, denn bald darauf ist er gestorben. Das Glück will nicht verplaudert sein, eine goldene Sagenlehre. —

305.

Der arme Musikant.

Eine Schaar Musikanten zog bei Nachtzeit heim, an dem Chamsenberge vorüber. Schon von Weitem hatten sie dort im Felsgeklüfte ein Licht gesehen; das mußte etwas Besonderes zu bedeuten haben. Je näher sie kamen, um desto heller brannte jenes Licht. Aber kein Sterbenswort war zu hören und keine Seele war bei dem Lichte zu sehen. Da ergriff die Musikanten alle zusammen ein Grausen und sie liefen auf und davon. Ein einziger blieb stehen; es war der Aermste unter seinen Kameraden und er mußte

darum den großen Rumpelbaß tragen. Er dachte: du hast einmal nichts, willst es versuchen, und deine Haut zu Markte tragen. Gefaßt ging er auf das Licht los, das ward vor seinen Augen immer größer, wie ein Feuer so groß. Auf ein Mal that es einen lauten Knall. Das Feuer war ausgelöscht, und feurige Kohlen prasselten dem Manne auf den Rock und auf den Rumpelbaß. Mit Gekrach zersprangen die Saiten. Der Musikant schüttelte so gut es ging die Kohlen ab, und lief nun seinen Kameraden nach. Im laufen klang und klapperte es ganz wunderlich in seinem Basse. Er horchte und that dann einen Griff durch das Schalloch. Feurige Kohlen waren in den Baß geflogen. Er nahm eine Hand voll heraus. Die Art brannte nicht an die Finger; die Kohlen waren in pure Goldstücke verwandelt.

306.

Der Stadt Pösneck Ursprung und Name.

Die Stadt Pößneck soll ihre ursprüngliche Gründung den fleißigen Sorben danken, welche das Land umher urbar machten und bebauten. Das Stadtrecht erhielt dieser Ort durch den Markgrafen Wipprecht von Groitsch, von dem man sagt, daß er auch Oppurg erbaut habe. Nach dieses mannlichen Grafen Tode kam Pößneck an die Grafschaft Haugk, und einer derselben Grafen münzte große Pfennige von Silberblech, darauf stand: CONRAD COMES ARNSHAVK. D. S. N. IN AVMA POSN. ET TRIPTIS. Schon im Jahr 1300 umzog eine einfache Mauer Pößneck, die später erhöht wurde, aber noch frei

von Häusern war. Im Jahre 1464 zählte die Stadt nur 219 Häuser; diese Zahl war 1794 auf 400 angewachsen und jetzt hat die Stadt über 500 Häuser. Der Ursprung des Namens dieser nahrhaften und gewerbfleißigen Stadt wird verschieden angegeben. Einige wollen: Ein Ritter, Posek geheißen, stritt zu Kaiser Heinrichs des Finklers Zeiten mannlich mit gegen die Hunnen. Da stellte ihn zum Lohn seiner Tapferkeit Heinrich zum Aufseher über diese Gegend und begabte ihn mit einem Strich Landes. Den nahm Ritter Posek in Besitz und baute sich ein Schloß über Wernburg, das nahe bei Pößneck liegt, umzog es mit einem Graben und wohnte allda. Er starb kinderlos und später ist seine Burg verfallen, doch sieht man noch ihre Stätten, und nennt diese Burgstättel.

Andere sagen: die Gegend und die Stadt wurde „der Bösen Ecke“ genannt, wegen der vielen Raubritter, die sich dort und rings umher aufgehalten, und die ganze Gegend unsicher machten. Doch trifft solcher Vorwurf die Stadt mit Unrecht, denn sie behauptet das Lob guten Regimentes bis in frühe Zeiten hinauf. Noch Andere leiten den Namen, und nicht ohne Wahrscheinlichkeit, von den ursprünglichen Gründern und Erbauern, den Sorbenwenden ab, da der Ort wendisch Pisnig, auch Pesnitz genannt und geschrieben worden. Später meist Peßnig, so daß ohnehin von der Ecke keine Rede sein kann.

Auf dem nahen Berge, der noch die Altenburg heißt, soll auch ein Schloß gestanden haben, das Wiprecht von Groitsch erbaute, auf dem Kochsberge aber ein Heidenbau, und von diesem sei eine Luftbrücke nach dem andern Berge, auf dem das Hauptschloß stand, hinübergegangen. Dieses schon von den Heiden aufgeführte Schloß hieß

„zum Stein", und nachdem es gebrochen war, sind die Steine desselben zum Neubau des Schlosses Brandenstein verwendet worden.

307.

Das Holzweibel auf der Karrendeichsel.

In Wöhlsdorf war ein Schäferknecht, der trieb gewöhnlich seine kleine Heerde nach dem Brandholze hin, das nicht weit von Ranis liegt, und dort, wo der Pferch aufgeschlagen war, stand auch sein kleiner Karren, darin der Knecht die Mittagsrast hielt, und auch bisweilen übernachtete. Es war ein stiller fleißiger Knecht, der seine müssige Zeit mit stricken ausfüllte, wie in manchem Lande üblich. Dem gesellte sich ein Wald- oder Holzweibel zu, das ihm oft die Verfolgungen klagte, die es mit seinen Verwandten vom wilden Jäger erdulden müsse, und gegen die nur drei besonders in einen Baumstamm oder sonstiges Holz eingehauene Kreuze ein Asyl gewährten. Da schnitt der Knecht in die Deichsel seiner Hütte auch drei Kreuze, damit das arme Holzweibel darauf einen Schutz hätte, da saß es denn oft und erzählte ihm, und wenn der wilde Jäger sich hören ließ, flüchtete es eilig auf die Deichsel, da war es sicher. Zum Danke schenkte das Holzweibel dem Knecht ein Strickknaul, das hatte die Tugend, daß es kein Ende nahm, man mochte davon abstricken, so viel man wollte. Da war nun der gute Knecht um so fleißiger. Der wilde Jäger aber hatte das Holzweiblein, aus Aerger, weil es so sicher war, besonders auf dem Strich, und eines Nachts brau'ste er mit dem ganzen wüthenden Heere heran, und da er das Wald-

weibel nicht fassen konnte, so brach er die Deichsel von der Hütte, darauf es saß, mit sammt dem Weiblein und den drei Kreuzen, und führte sie auf und davon. Lange strickte noch der Knecht von dem geschenkten Knaul, erzählte auch jedem, der es hören wollte, von dessen guter Eigenschaft, und wie er dazu gelangt, und dennoch blieb des Knauls Tugend, bis er's endlich einem Bekannten, der daran Zweifel erhob, in die Hände gab, und die Erlaubniß, für sich so viel davon abzuwickeln als er möge, da war das Knaul gleich alle und war da gewesen für immer.

308.

Die fleißige Spinnerin.

Zu Lepitz, westlich von Pößneck, lebte eine alte fleißige Frau, der war spinnen die größte Lust; rastlos spann sie Jahr aus Jahr ein, Tag für Tag und nur ungern gönnte sie sich an Sonn- und Festtagen Ruhe. So kam's, daß sie auch an einem heiligen Dreikönigsabend, gegen das Herkommen und gegen die Gewohnheit selbst der fleißigsten Spinnerinnen, ihre Arbeit nicht aussetzte. Halb im Scherz, halb im Ernst warnten die Ihrigen: Hütet Euch! Wenn die Perchtha kommt, könnt' es Euch übel ergehn! — Oho! erwiederte das fleißige Mütterlein, die Spinnefrau spinnt mir und euch kein Hemde, das muß ich selbst thun! Jene gingen schlafen und die Alte spann rüstig fort. Mit einem Male war die Perchtha zur Stelle, schob von außen das Fenster auf, schaute wild in die Stube herein, warf eine Hand voll leere Spuhlen auf den Schoos der Alten, und rief: Nun spinne, wenn

du gar keine Ruhe hast, auch die noch voll in einer Glockenstunde, wo nicht, soll es dir übel ergehen! Da war die zwar erschrockene, doch entschlossene Alte her, nahm die Spuhlen zur Hand, spann auf jede einige Reifen Flachs, trug dann alle, ehe noch die Stunde verfloß, in ihrer Schürze hinaus, und warf sie sammt und sonders in den am Hause vorbeifließenden Kutschbach. Da hat die Perchtha, als sie wiederkam, der fleißigen Alten nichts anhaben können.

309.

Der Thränenkrug.

Zu Bodelwitz, ohnweit Pößneck, hatte eine Mutter das Unglück, daß ihr einziges Kind starb. Sie beweinte es ohne Aufhören und ihr Jammer war herzzerschneidend. Kein Ende fand sie ihrer Thränen und als sie nun drei Nächte lang unaufhörlich geweint hatte und wieder auf dem Gottesacker an des Kindes Grabe kniete, da war es gerade Perchthenzeit, und es zog die Perchtha vorüber mit ihrem Kinderseelenheer und da war auch jenes Kindlein dabei, das trug ein Krüglein in seinen Händchen, das war voll Thränenfluth bis an den Rand, konnte deshalb den andern nicht folgen, und nicht über eine Umfriedung gelangen, darüber die anderen schnell hinwegkamen. Da wollte es die Mutter hinüberheben, und das Kindlein sagte: Ach Mutter, siehe, das sind Deine Thränen, die Du um mich geweint hast, und so noch viele in den Krug fallen, so kann ich nimmer zur Ruhe gelangen. Und die Mutter hob sanft das Kind und da sagte es:

„Ach wie warm
Ist Mutterarm!“

Die Mutter aber konnte nicht anders, sie weinte noch einmal ihr volles Herz aus, daß der Thränenkrug schier überzufließen drohte, dann aber weinte sie keine einzige Thräne mehr.

Ganz dieselbe Sage begegnet auch in Wilhelmsdorf bei Ranis.

310.

Der gefährliche Werber.

Ein junges Bauermädchen aus Bodelwitz hatte seine liebe Noth mit einem grauen Männchen. Auf Feld und Wiese, wo es arbeitete, auf jedem Rain, worauf es graste, war auch das Männchen da, und bat und trieb, das Mädchen solle mit ihm gehen, es wolle ihm große Schätze zeigen. Wenn sich das geplagte Mädchen beschwerte über das Aufsehen, das ein solches Beisammensein mit dem grauen Männchen unter den Leuten machen werde, versicherte der kleine Werber: ihn sähe kein Mensch sonst mit leiblichen Augen, als allein das Mädchen. Als alles drängen und treiben nichts helfen wollte, zeigte er eine schöne goldgelbe Blume, die vor dem Mädchen aufgewachsen war, und verlangte, es solle selbige abzupfen. Sie that es aber nicht. Das nächste Mal bot ihr der Kleine eine wunderherrliche Blume von blauer Farbe an. Das Mädchen weigerte sich standhaft, mochte nichts mit dem grauen Männchen noch mit seinen Blumen zu schaffen haben. Endlich war es eine kohlschwarze Blume, die vor ihr stand. So etwas hatte sie noch niemals gesehen. Sie

zupfte sie, steckte sie an das Mieder, und in drei Tagen war sie tod.

311.

Frau Perchthen-Bier.

Ohnweit Bodelwitz liegt Döbriz, in dessen Feldflur ein dreieckiger Acker befindlich ist; auf diesem pflegt zur Frühlingszeit Frau Perchtha zu pflügen. Einst sollte ein Mädchen aus Döbriz in Bodelwitz Bier holen, und that dieß auch, gleich jenen Knaben in Schwarza (s. S. 42), da stieß der Rückkehrenden Frau Perchtha auf, die auf ihrem Ackerpfluge saß, und alsbald zu dem Mädchen trat. Frau Perchtha mochte von ihrer Arbeit sehr durstig geworden sein, denn sie trank mit vielem Wohlbehagen das Bier aus der Gießkanne bis zum Grunde aus, und es schmeckte ihr. Als sie dieß gethan, that sie noch etwas — sie ließ ihr Wasser in den Gießer, gab diesen dann dem Mädchen zurück, und sagte: Komm fein bald wieder! — stopfte ihm auch noch einige Holzspähne in den Schuh, und als das Mädchen daheim die Schuhe auszog, fielen sechs Goldstücke heraus. Das arme Kind war so voll Schreck und Angst, daß es kein Wort sagte, und doch sah es mit Granen, wie gut seine Leute sich das von ihm mitgebrachte Perchthen-Bier schmecken ließen, das noch dazu, gleich jenem Hollen-Bier zu Schwarza, kein Ende nahm, bis das Mädchen das Geheimniß offenbarte; da war es mit einemmal alle.

312.
Die Häckelweiber.

Im Godaminteiche und im Erinnelsloche — beide sind in der Nähe des Dorfes Oelsen zwischen Saalfeld und Ranis — leben Wassernixen, die vorzüglich den Kindern gefährlich sind, wenn sie diesen Stellen zu nahe kommen. Die Mütter warnen noch jetzt ihre Kleinen mit den Worten: Geht nicht so nahe an das Wasser, sonst ziehen euch die Häckelweiber hinein. Diese Benennung deutet auffallend nach dem Hackelmärz der Sage 23, Seite 36. Auf den Wiesen, die an den Godaminteich und an das Erinnelsloch grenzen, breiten diese Nixen, besonders um die Mittagszeit, ihre blendendweiße Wäsche aus, tanzen Kreiseltänze und singen mit lieblichen Tönen dazu nach ihren eigenen Weisen. Oft wurden in frühern Zeiten die Anwohner jener Gegend getäuscht durch den Nixengesang, liefen hinzu, und wurden zuweilen in die Tiefe hinunter gezogen. Das Erinnelsloch besonders soll unergründlich sein. Als man einst, um seine Tiefe zu untersuchen, einen Wiesebaum hineinstieß, so sank derselbe unter und kam einige Zeit darauf im Dorfteiche zu Oelsen wieder zum Vorschein.

In uralter Zeit soll auch in dem bekannten Erinnelsloche eine weise Frau mit grauen Haaren gewohnt haben. Sie war mit zwei Ketten angeschlossen. Die Bewohner der Umgegend kamen zu ihr und fragten bei wichtigen Angelegenheiten dieselbe um Rath. Auf dem großen Steine, der vor dem Eingang zum Loche, oder zur Grotte liegt, wurden der weisen Frau vor Sonnenaufgang von denen, die Rath begehrten, Speisen hingesetzt.

313.

Teufelsspuk am Buffertsteiche.

Im Jekawitz oder Teufelsthale, das sich von Wöhlsdorf hinab nach Crölp zieht, befindet sich der Buffertsteich. An der östlichen Seite desselben erhebt sich ein Fels, in welchem früher die Teufelstreppe zu sehen war; nordwärts ist die sogenannte Teufelsmühle, eine Quelle, in deren Tiefe Spuren von uraltem Gemäuer aufgefunden worden sind. Auf diesem Teiche fuhr sonst bei Nachtzeit der Teufel mit Fackeln auf einem Kahne, während weibliche Gestalten, mit Fackeln in den Händen, jene Quelle, die Teufelsmühle, umtanzten. Zuletzt verschwand der Spuk jedesmal an dem Teufelshügel, welcher auf der westlichen Seite des Teiches befindlich ist.

An diesem Hügel wurden Spuren alter Gräber entdeckt. Beim Schlämmen des Teiches fanden die Arbeiter steinerne Streitärte und bronzene Ringe. Die Nähe des Herthhaines und des Herthloches lassen vermuthen, daß auch hier vielleicht der Erdmutter Hertha schauerliche Opfer gebracht wurden.

In der Wegmitte zwischen Ranis und Wöhlsdorf befindet sich eine rings umzäunte Wiese, in alten Urkunden die Schnibige benannt. Dort erscheint um Mitternacht ein Reiter auf weißem Pferde. Das Pferd hat keinen Kopf und der Reiter hat einen grauen Bart, fliegende Haare und ist bloß mit einem langen Hemde bekleidet.

Auf der Wiese ist eine schöne Quelle und auf dem angrenzenden Felde befanden sich Heidengräber, auf denen große Steinplatten lagen.

314.

Der Mönch auf Burg Ranis.

Von der Burg Ranis gehen viele Sagen, unter andern auch die von einem vermauerten Kinde, von einer goldenen Schäferei im tiefen Grunde des Burgberges, von einem spukenden Mönche, und von vielen Schätzen.

In den unterirdischen Gemächern von Burg Ranis lebte in frühern Zeiten ein Mönch, welcher eine ganze Braupfanne voll Gold besaß. Wenn die alten Besitzer der Burg Geld bedurften, so wendeten sie sich an den reichen Mönch, und erhielten, was sie verlangten, unter der Bedingung der pünktlichen Wiedereinzahlung. Der Zugang zu der unterirdischen Wohnung des reichen Mannes war eng und niedrig im dritten Hofraume der Burg, rechter Hand dem Brunnen gegenüber. Vor Jahren wagte ein Knecht durch die Oeffnung einzusteigen und fand den Mönch tod über der Braupfanne liegen. Er schnitt zum Wahrzeichen einen Fetzen von des Mönchs Gewande. Als der Waghals jedoch schon wieder sich in Sicherheit wähnte, drehte sich der Mönch um und gab ihm einen Druck in den Nacken, woran er bald darauf starb. Seit der Zeit ist der Zugang vermauert worden.

Oft saß der Mönch auf der Burg neben dem vordern Thurme. Das Gesinde sah es nicht selten mit an, wie er Geld dort zählte, und mit zählen nicht aufhören konnte. Wo er gesessen hatte, fand ein Knecht allemal Geld. Zuletzt lud ihn der Mönch gar ein, den Schatz zu heben, den er zu bewachen habe. Der Knecht aber, eine gute ehrliche Haut, nahm weder das dort liegende Geld, noch mochte er sich mit der Hebung des Schatzes einlassen, und

da er nicht zu überreden war, brach ihm der Mönch zuletzt das Genick, denn nur durch den, und durch keinen andern hätte er durch Hebung des Schatzes erlöst werden können.

315.

Die Alten auf Burg Ranis.

Noch sind nicht 100 Jahre ins Land gekommen — erzählte ein 80jähriger Greis — seit sich allnächtlich eine Menge uralter Männer im Rittersaale der Burg Ranis zusammen fanden, eine lange Tafel mit einander hinein trugen, und dann die ganze Nacht durch Geld daran zählten. Sie hatten lange weiße Bärte. Am Morgen verschwanden diese Greise wieder, und oftmals pflegten sie unter die Schloßbewohner von ihren Schätzen auszutheilen, aber die Leute konnten nichts davon gebrauchen, denn das Geld war von Leder.

In einem Garten an der alten Stadtmauer und am Fuße der Burg hatte ein ehemaliger Besitzer des gegenüberstehenden Hauses schon oft ein Licht brennen sehen. Als diesem Manne nun auch träumte, daß dort ein Schatz liege und zu heben sei, machte er sich einmal während der Nacht auf, grub fleißig darauf los, und fand wirklich den Schatz. Schon hatte er sich fast desselben bemächtigt, da kam ein uralter Greis zum Thore herein, und rief dem nächtlichen Arbeiter zu: Immer noch so fleißig? — Ja! antwortete der Schatzgräber; da versank der Schatz so schnell wieder, daß er kaum seine Hacke noch erhalten und davon bringen konnte.

316.

Der Gesang im Engelsberge.

In der Gestalt eines großartigen Rundwalls erhebt sich hinter dem Dorfe Seibla der Engelsberg. Ein schönes Schloß, das in uralter Zeit darauf stand, ist in der Zeiten Lauf mit allen seinen Bewohnern versunken. An der Westseite des Berges zeigt sich stets nach 7 Jahren der Eingang. Eine Hirtenfrau, so wie der jetzige Besitzer des Berges behaupten, die Thüre gesehen zu haben. Der Schlüssel jedoch, der allein die Thüre öffnen kann, liegt unter einem der großen Steine, die den Weg von Seisla nach Dobian umlagern. Spät ging einstmals ein Bewohner von Seisla aus Wilhelmsdorf heim. Am Engelsberge setzte er sich nieder in der schönen Sommernacht. Da schlug es 11 Uhr auf Burg Ranis. Mit dem letzten Glockenschlage begann ein schöner, feierlicher Gesang inwendig in dem Berge. Aufmerksam lauschte der Mann, und als es ³/₄ auf 12 Uhr schlug, dünkte es ihm, als würde in dem Innern des Berges eine Thüre zugeschlagen, und alles war darauf wieder ganz ruhig und stille.

317.

Das Teufelsthor bei Seisla.

Zwei große Felsenblöcke erheben sich am Wege, der von Seisla nach dem Altar führt und stellen das Gebilde dar, welches man das Teufelsthor benennt, insofern Fuhrwerk und Wanderer zwischen ihnen durch passiren müssen. Die Sage erzählt: der Teufel habe diese

Felsenstücke von dem hohen, gleich daran stoßenden Berge herab ins Thal geworfen, in der Absicht dieses Thor zu erbauen.

Die Nähe des Buchenberges, worauf ein heidnisches Heiligthum sich befand, läßt in diesem Teufelsthore den Eintritt in jenes Heiligthum vermuthen. Das Dörfchen Saalthal, nahe am Saalstrome, heißt auf älteren Karten und im Volksmunde auch das Alter, welches allerdings die mittelhochdeutsche Benennung für Altar ist. Ein heidnischer Opferaltar soll sich dort befunden haben.

318.

Das Nixenkind.

Ein Bauer von Wilhelmsdorf, auf alten Karten auch Willmannsdorf geschrieben, in der Nähe von Saalthal, zog mit Vieh und Ackerpflug von seinem Tagewerk nach Hause. Als er an einer Berggrube vorüber kam, saß eine Wassernixe dort, rang die Hände und jammerte, daß ihr die hellen Zähren aus den Augen traten. Das ging dem Manne zu Herzen, er hielt stille und fragte: was es denn gegeben habe? Da erfuhr er, daß der Nixe ihr kleines Kind gestorben sei, und sie wisse nicht, was sie damit anfangen solle. Wenn es euch um weiter nichts zu thun ist — sagte der Bauer — so legt das tode Kind nur auf meinen Ackerpflug; ich will es mit ins Dorf nehmen und es auf unserm Kirchhofe wie ein Christenkind begraben. Die Wassernixe wischte die Augen aus und fragte freundlich: was er für solchen Liebesdienst für Lohn begehre? Im Augenblicke wußte sich der Bauer nicht zu

besinnen, was ihm fehle, endlich fiel ihm ein, daß er ein Loch in seinem Strumpfe habe, und meinte, ein paar Fäden Zwirn könne er allenfalls gebrauchen, wenn die Nixe ihm damit aushelfen könne, dann wäre ihnen beiden geholfen. Die Nixenmutter drückte einen ganzen Zwirnknaul ihm in die Hand, mit der Weisung: er solle nur nach keinem Ende im Knaule suchen, dann werde auch, so lange er lebe, der Knaul kein Ende nehmen.

319.

Der Tanzteich bei Wilhelmsdorf.

An einer Quelle beim Eintritt in eine enge Thalschlucht, die nach der Saale zu liegt, stand ein Gasthaus. dort tanzten die Vorfahren der Bewohner von Wilhelmsdorf, und wer dahin kam, tanzte mit. Als sie aber einst auch am Himmelfahrtstage ihrer Tanzlust keinen Einhalt thaten, versank das Haus und alle Tänzer und Tänzerinnen mit demselben. Ein Teich kam an der Stelle, wo das Haus gestanden, zum Vorschein; er führt den Namen: der Tanzteich, und die Quelle wurde seit jener Zeit Gottschau genannt, weil Gott sich alldort den Verächtern des heiligen Tages schauen ließ.

Diese Sage ist fast völliger Wiederhall jener vom Tanzteiche bei Sachswerfen am Harze.*)

---

*) D. S. B. 409.

320.

Perchtha, die Heimchenkönigin.

In der Gegend von Bucha und Wilhelmsdorf zwischen Ranis und der Saale lagen einst zwei stattliche Dörfer, Cosdorf und Rödern, bewohnt von reichen Bauern, deren Flurensegen ein ungewöhnlicher war. Selbst die steilen Höhen am rechten Ufer des hier melancholisch rinnenden Saalstroms zeigten gute Bodenergiebigkeit. Das machte, daß die ganze Gegend von Heimchen bevölkert war, einem friedlichen und meist harmlosen Zwergengeschlechte, das öfters Theil nahm an der Menschen Arbeit und Freude, Last und Lust, und sich stets hülfreich zeigte. Die Heimchen hütheten meist ungesehen Vieh und Feld, wachten über die Kinder, wenn die Aeltern fern waren, und erwiesen ihnen den Schutz guter Geister. Bisweilen ließen sie sich auch sehen, zeigten sich als freundliche, kindlich heitere, neckische Wesen, mit nur einigen Seltsamkeiten in ihrer äußern Erscheinung, und lebten mit den Menschen in unbefangener Vertraulichkeit. So blieb es lange, doch nicht immer in den Dörfern Cosdorf und Rödern. Die Heimchen hatten eine Königin, Perchtha, die ward geschildert als eine hohe und schöne Frau, mild und liebreich, wie ihr Völklein, der geschah alles zu Liebe, und auf ihr Geheiß waren die Heimchen auch für die Menschen so hülfreich und thätig. Einst aber kam zu den Bewohnern ein ernster Mann aus der Ferne daher, der niemals lachte, der lehrte dem Volke einen neuen Glauben, und sagte: Perchtha sei eine Teufelin, und ihr Völklein das seien die Seelen der Kinder, die ungetauft gestorben wären, und deshalb nach dem Tode nie die

Seligkeit erlangen könnten. Die Frau Perchtha sei das Teufelsgespenst, welches in gewissen Nächten, namentlich in der Christ- und Dreikönigsfestnacht durch die Lüfte fahre, und den Frauen und Mägden den Rocken verwirre, auch tausche sie mit sammt den Heimchen gern die Menschenkinder ein, und schiebe an deren Statt gräuliche Wechselbälge. Diese Lehre faßte tiefe Wurzel, die Menschen mieden nun die harmlosen Heimchen als unheimlich, bargen die Kinder vor ihnen und verschmähten ihre Hülfe. Da ward an einem dunkeln Dreikönigsabend der Fährmann unten in Preswitz zwischen der Hohewest- und der Alter-Mühle gerufen, und als er zum Strome kam, sah er eine verschleierte stattliche Frau im schloßenweißen Kleide, und viele Kinder um sie her, die alle trübe und traurige Mienen hatten, und es graute dem Fährmann, er gedachte auch der Lehre von der Teufelin, und daß just Perchthazeit und wollte nicht überfahren. Da bedräuete ihn aber Frau Perchtha, denn sie war es wirklich, sehr hart, und er fuhr über, und zwar dreimal, denn sein Kahn faßte nicht die Menge der Kleinen, deren immer mehr zu werden schienen, und der Nachen war jedesmal schier übervoll. Drüben am jenseitigen Ufer stand auf einem Ackerfelde, das dem Fährmann gehörte, dessen Pflug, und an ihm zimmerte ausbessernd Frau Perchtha, und als die Ueberfahrt vollendet war, bedeutete sie jenen, als Lohn seiner Mühe die abgefallenen Spähne zu nehmen. Unwillig über so argen Hohn und kargen Lohn, doch voll Furcht vor dem Nachtgespenst raffte der Schiffer einige Spähne auf, fuhr heim und legte sich schlafen. Am Morgen darauf fand er drei schwere Goldstücke, und ärgerte sich, nicht mehr Spähne eingesteckt zu haben. Und

nun war jene Gegend die Heimchen sammt ihrer Königin los, aber auch ihrer Hülfe und ihres Segens, die Fluren verödeten, und die Dörfer Cosdorf und Rödern, wo jene vornehmlich gehaus't, wurden im Kriege zerstört und ganz zu Wüstungen, so daß man deren Stätte nicht mehr weiß. Die Stromgelände sind düster und unfruchtbar, und über dem ganzen Gebiet lagert eine gewisse unaussprechliche Schwermuth. Eigen ist es, daß eine ganz ähnliche Sage von der Perchthen-Ueberfahrt über die Saale auch weiter unten bei Causdorf erzählt wird, nicht minder über die Elster bei Cöstritz ohnweit Gera.

321.

Die goldene Wiege.

Eine Wilhelmsdorfer Bauernfrau ging in's Holzlesen auf den Hungersberg. Als sie bei ihrer Arbeit war, hörte sie was wimmern, und fand, wie sie der Stimme nachging, tief im Walde ein niedlich Kindlein, das weinte und lag in einer Baumrinde. Die Bäuerin hatte selbst daheim einen Säugling, und so erbarmte sie sich des Hülflosen, dachte, seine Mutter werde sich auch im Walde befinden, oder vielleicht weit weggegangen sein, und reichte dem kleinen zarten Schreier die Brust. Es war aber eines Waldweibleins Kind, und plötzlich kam dieses und freute sich gar sehr über die gutthätige Bäuerin. Als es sein gesättigtes Kindlein wieder in Empfang genommen hatte, reichte es der Bauernfrau die Wiege des Kindes als eine Belohnung dar, diese lächelte aber und sagte, sie habe Holz genug gelesen, bedürfe der ge-

ringen Rinde nicht, doch brach sie ein Stückchen davon ab und warf es auf ihr übriges Reissig, worauf sie den Heimweg antrat. Als sie des andern Tages einheizte, glitzerte etwas ganz hell in der Reissigwelle, und mit Verwunderung sah die Bäuerin, daß es der Splitter jener Wiege und von gediegenem Golde war.

322.

Das vertriebene Holzweibel.

Zu Wilhelmsdorf hielt sich im Hause einer Bauernfrau ein Holzweibel auf, das war gar hülfreich und thätig, in Haus und Hof, Küche und Keller, Stall und Stadel. Es scheuerte, fütterte, molk und mähte, und der Hausstand dieser Bäuerin war der blühendste im Orte. Abends hatte das hülfreiche Holzweibel sein Plätzchen hinter dem Ofen, sagte den Leuten gute Lehren und Sprüchlein, z. B. Schneid das Brod gleich, so wirst Du reich, oder: Piep kein Brod, so leid'st Du keine Noth! Back' keinen Kümmel in's Brod. Schäl' keinen Baum, erzähl' keinen Traum — und Andere. Das Waldweibel beschickte auch den Ofen, und half kochen und backen, dabei jedoch erwieß es sich nicht in alle Wege zur Zufriedenheit der Hausmutter, denn insgemein nahm es den ersten Klos für sich heraus, und verzehrte ihn hinterm Ofen, ehe noch angerichtet wurde, und so that es auch mit dem frischbackenen Brode. Da gedachte die Frau des Sprüchleins: back keinen Kümmel in's Brod, — und da buk sie nun zum Trotz dem Weibel Kümmel in's Brod, und piepte es, d. h. sie machte mit den Fingerspitzen Eindrücke in die Brode, bevor sie in

den Backofen geschoben wurden. Kaum aber schmeckte das Waldweibel den ihm verhaßten Kümmel, und sah, daß dasselbe gepiept war, so schrie es zornig die Hausfrau an:

Hast Du mir gebacken Kümmelbrod,
Buckst Du Dir selbst die schwere Noth!

Und ging auf und davon. Und wie die glückbringende hülfreiche Hand des Holzweibels nun fehlte, ging es im Hause jener Frau alsbald mit dem Wohlstand den Krebsgang, und sie kam so herunter, daß sie weder Brod mit noch ohne Kümmel hatte.

323.

Holzweibel beklagt sein Männchen.

Mein Großvater, erzählte ein junger Bursche aus Wilhelmsdorf, saß an einem sehr dunkeln Winterabende mit den Seinen um den Tisch, als plötzlich die Thüre auffuhr und ein Holzweibel mit Geheul und Geschrei hereintrat, und jämmerlich die Hände rang, indem es schmerzvoll ausrief: Huhu, der wilde Jäger! huhu, hat mein Männel erschossen! Huhu! — Alle erschracken, doch der Hausvater fragte: Und warum denn, was hat's denn gethan? Da seid Ihr Schuld daran! erwiederte weinend das Holzweibel: Ihr habt heute wieder ein Bäumchen auf den Stamm gedriebt*), da muß allemal eines von uns sterben: Huhu! Thuts nicht wieder! Um Gotteswillen nicht, huhu! Und da ging das Weibel in der Stube

*) Drieben heißt in der Volkssprache des Voigtlandes ein Bäumchen so lange umdrehen, bis Rinde und Bast sich vom Stamme lösen.

herum und mußte ihm jedes die Hand darauf geben, nicht wieder Bäumchen zu drieben. Als dies geschehen war, gab die Hausfrau dem Holzweibel einen Teller voll Sauerkraut und ein Stück Brod, das nahm es und kroch damit hinter den Ofen, aß und schluchzte aber immer dabei. Es blieb auch die Nacht über hinter dem Ofen sitzen, am frühen Morgen, als die Familie wieder in die Stube kam, war es aber über alle Berge.

324.

Der verschmähte Kuchen.

Von Wilhelmsdorf nach Dobian führt der Fußsteig an einer einsamen Bergwand, „die Eisengruben" geheißen, vorbei, in deren Nähe ein Stück Ackerland liegt. Darauf pflügte einst ein Knecht aus Wilhelmsdorf, der hörte plötzlich ein Gemurmel feiner Stimmchen, die schienen aus der Felswand zu kommen. Der Knecht spähte umher, sah aber nichts Lebendes, doch ging das Gerede fort, und wie er recht aufmerksam hinhorchte, so vernahm er, daß zwei Waldweiblein mit einander Zwiesprach hielten, über Kuchen, den sie backen wollten, von denen das eine Vorbacken (eine Art Brodkuchen), das andere Käsekuchen (Mattenkuchen) backen wollte. Da rief der Knecht laut und vorlaut: Ei! Mir auch ein Stück, wenn ihr ausgebacken habt! worauf das Gespräch im Fels verstummte. Wie der Knecht seine Mittagsruhe gehalten, und seinem Pfluge wieder nahte die Arbeit fortzusetzen, siehe, da lagen zwei große Stücke von beiden Kuchenarten auf dem Pfluge. Der Mann erschrack, hielt den Kuchen für Teufelsspuk und

warf ihn vom Pfluge. Flugs lagen beide Stücke wieder darauf. Da nahm er sie, und warf sie so weit von sich, als er sie nur wegzuschleudern vermochte, und da drang aus der Felswand ein zorniger Aufschrei. Grauen erfaßte den Pflüger; er kam matt und müde heim, legte sich hin, bekam ein Fieber und starb.

325.

Das verwünschte Bergwerk.

Zu Wilhelmsdorf wurde in alten Zeiten lebhafter Bergbau mit vielem Glücke betrieben. Ein junger Bergmann wollte eines Morgens auf die Grube gehn. Noch hast Du Zeit — jammerte seine an heftigen Gichtschmerzen darnieder liegende alte Mutter — trage mich erst noch in den Garten und lege mich dort in die Sonne, daß ich mich noch einmal letze an der schönen Gotteswelt. Der fromme Sohn nahm die Mutter auf seine Arme, machte ihr ein Lager in dem Garten zurecht, und kam darüber etwas zu spät bei der Grube an. Heftig setzte deshalb der Steiger den späten Ankömmling zur Rede. Der junge Bergmann vertheidigte sich in dem Gefühle, seine Kindespflicht erfüllt zu haben, die Gemüther erhitzten sich und im Wortwechsel stieß der Steiger den Bergmann hinunter in den tiefen Schacht. Zerschmettert und tod wurde er herausgetragen. Die Kunde von der Frevelthat kam zu des Jünglings Mutter. Sie sprang auf, fühlte keine Schmerzen mehr und trat in den Kreis der trauernd um die Leiche versammelten Bergleute. Dort ergriff sie eine Bürste, die zufällig da lag, und schleuderte sie hinunter

in die Tiefe des Bergwerkes unter der Verwünschung: So viele Jahre, als Borsten in dieser Bürste sind, soll das Bergwerk rings umher für Menschenhände sich verschließen! — und stürzte entseelt an ihres Sohnes Seite nieder. Der Fluch ging alsbald in Erfüllung. Wilde Wasser fielen ein und ersäuften die Schachte. Die Bergleute mußten sich in andere Gegenden wenden. Die Gruben sind noch vorhanden, das Erz findet sich noch, doch niemand wagt den Bergbau von Neuem zu beginnen, denn noch nicht die Hälfte der Jahre soll verflossen sein, welche die Bürste in der Tiefe fordert.

Unter andern Umständen soll das Goldbergwerk zu Reichmannsdorf mit einem Rösel Mohn verwünscht worden sein.

326.

Der Otterkönig.

An der Saale, in der Nähe des sogenannten Kessels unter Wilhelmsdorf, ließ sich in den ältesten Zeiten, und läßt sich zuweilen noch in unsern Tagen eine Otter sehen, welche eine kleine goldene Krone auf ihrem Köpfchen trägt. Schon manchem Bewohner der Umgegend hat es nach dieser Krone gelüstet, doch sie zu erlangen ist keine gar leichte Sache. Man muß zuvörderst ein weißes, reinliches Tuch bei der Hand haben, dieses Tuch wird, wenn man auf den Otterkönig trifft, vor demselben auf den Erdboden ausgebreitet, und das Begehr nach seiner Krone ausgesprochen. Kaum geschehen, so muß der Beschwörer schleunigst entfliehen. Der erzürnte Otterkönig verfolgt ihn aufs heftigste, und es kostet ihm das Leben, wenn er

nicht durch das Wasser sich retten kann. Nur einem armen Manne aus dem Losthale soll vor langer Zeit der Raub dieser Königskrone gelungen sein. Denn als er nach gelungener Flucht am andern Morgen nach seinem Tuche sah, hatte der Otterkönig die goldne Krone darauf abgelegt.

327.

Nixenliebschaft.

Die Nixe, die in der Saale wohnt, kam vor Zeiten auch manchmal ans Land. Bethört von ihrer Schönheit hatte sich ein unlängst erst verheiratheter Bauer aus Wilhelmsdorf in einen Liebeshandel mit der Nixe eingelassen. Die junge Frau merkte Unrath, schlich ihrem Manne nach, und traf richtig die beiden an, wie er mit ihr koste und sie ihren Arm um ihn geschlungen hatte. Das konnte sie nicht so mit ansehen, denn sie hatte ihren Mann freßlieb. Sie trat vor, zerraufte sich die Haare und jammerte dazu, als wollte sie sich die Augen aus dem Kopfe heulen. Die Nixe aber sprach: Weil Du Deinem Manne so gar gut bist, so nimm ihn mit, ich will keinen Theil an ihm haben. Das aber mache ich mir dabei aus, wenn Du in die Wochen kommst, und Zwillinge kriegst, so mußt Du mich zu Gevatter bitten. Ob dieß auch in der That geschehen, meldet die Sage nicht, aber außerdem weiß sie von Saalnixen erstaunlich viel zu erzählen. Wäsche bleichten die Nixen beständig. Einen Bauerlümmel, der mit seiner Dreckgeisel die feine Nixenwäsche, die so rein wie Baumblüthe und frischgefallner Schnee auf der Wiese lag, beschmutzte, brach die Nixe auf der Stelle den Hals.

Nicht selten mußten Landleute die Nixenkinder in Wiegen schaukeln, und je nachdem sie dieß Geschäft gut oder schlecht vollzogen, folgte Lohn oder Strafe.

328.

Der Wechselbalg zu Goßwitz *).

Hinter dem Wohnhause des Schulzen Herold zu Goßwitz befindet sich ein altes Gemäuer mit einer kellerartigen Vertiefung, worin man früher zur Zeit der Mitternacht ein Licht unheimlich flimmern sah. Niemand hatte noch den Muth gehabt zu sehen, was dahinter stecke. In einer Winternacht waren die Bursche und Mädchen aus dem Dorfe in der Rockenstube versammelt und im Scherz erboten sich die Bursche demjenigen Mädchen einen neuen Rock zu schaffen, das noch in derselben Nacht Beweis bringen könne, daß es bei dem verrufenen Kellergeist gewesen sei. Der ganze Mädchenhaufe schauderte zusammen. Hoch auf horchte aber die Magd des Hauses, die in einem Winkel der Stube das mißgestaltete Kind ihrer Hausfrau zu warten hatte. „Es gilt — rief das frische Mädchen aus — und bis ich wieder komme habt Acht auf das Kind.“ Eilend lief sie hinter den Gärten hinunter. Da war der Keller und das geisterhafte Licht darin. Vorsichtig schaute sie hinein. — Kuckst Du, so werf' ich — rief es ihr daraus entgegen. Wirfst Du, so hasch' ich — erwiederte die Magd ohne ihre Stellung zu

---

*) Vergl. D. S. B. 529, wo aus Versehen Groſswitz gedruckt ist.

verändern. — Ruckst Du so werf ich — wirfst Du so hasch' ich — wiederholte es von Seiten des Geistes und von Seiten des Mädchens. — Wirf doch zu, ich hasche schon, rief das Letztere als der Kellergeist zum dritten Male mit seinem Wurfe drohte. Hoch hub sie ihre Schürze auf, der Wurf geschah, und in der Schürze lag ein Kind. Glücklich kam sie damit heim. Neugierig beschaute man den unerwarteten Fund — ein schönes wohlgebildetes Kind. Da kam von dem Lärmen erweckt auch die Herrschaft herbei und erkannte in dem Zuwerflinge froh und erstaunt ihr eigenes Kind. Ausgetauscht war es gewesen gegen jenen Wechselbalg, den man seiner Ungestalt und seines häßlichen Geschrei's halber der Magd zur Wartung übergeben hatte. Vergebens sah man sich nun nach dem Wechselbalge um; er war dem jungen Volke unter den Händen verschwunden.

329.

Die sieben Alten.

Nicht weit von Goßwitz ist ein Berg, „der Gössitz" genannt. Dort befindet sich eine schauerliche Bergschlucht mit Schwarzholz dicht bewachsen, deren Inneres mit bemoosten Felsengruppen schön geschmückt ist. Dort war es, wo häufig von Verirrten und Leuten, die in das Holz gingen, gerade in der Mittagsstunde 7 vermummte Männer bemerkt wurden, wie sie im engen Kreise um einen viereckigen, bemoosten Felsenstein herumsaßen. Diese Männer hatten lange, graue Bärte, waren in tiefes Stillschweigen versunken und würfelten dabei mit ernsten Angesichten.

Wem dieses Würfeln oder Loosen galt, entdeckt die Sage nicht, doch deutet sie wohl deutlich genug auf das Siebengericht der alten Deutschen hin, von dem noch immer an vielen Orten die „Siebener“ zeugen.

330.

Glück bringende Mäuse.

Zu Großkamsdorf war zu alter Zeit ein Bergmann, der auf eigene Rechnung arbeitete. Auf solche Weise hatte er sein und seiner Frau ganzes Vermögen verbaut, aber nichts gefunden, was sich ergiebig bewiesen und Ausbeute versprochen hätte. Zuletzt hatten dem vielgeplagten Manne die Mäuse sogar sein Grubenlicht verschleppt. Wenn er nur wenigstens das wieder gehabt hätte! Halb aus Aerger und Rache, halb um des Lichtes willen, grub er emsig der Spur der diebischen Mäuse nach, und fand dadurch einen Erzgang, reicher, als man je noch einen auf dem ganzen Bergrevier gehabt hatte.

331.

Der verkeilte Wagen.

Zwischen Bucha und Könitz begab sich's einstmals, daß ein Bergmann, der in den Camsdorfer Gruben gearbeitet und Schicht gemacht hatte, an einem Dreikönigsabende heimkehrte. Auf halbem Wege kam er zu der Stelle, wo die Feldwege zwischen Bucha und Groß-Camsdorf, Goßwitz und Könitz sich kreuzen, siehe, da braus'te

ein wildes Gespann rasselnd daher ihm entgegen, und auf dem Wagen saß Perchtha, hielt an und rief dem Bergmann gebieterisch zu, er solle schnell zur Hand sein und mit einem Holzpflock eine schadhafte Stelle am Wagen verkeilen. Der Bergmann war wohl zur Hülfe bereit, doch entschuldigte er sich damit, daß er der Wagnerkunst nicht kundig, auch weder Holz noch Messer zur Hand habe. Die Perchtha jedoch reichte ihm Holz und Messer dar, und er schnitzte den Keil, so gut er's eben konnte, und half dem Fehler des Wagens nach, auch so gut er's konnte. Sehr gnädig that Frau Perchtha nach ihrer Gewohnheit und schenkte dem Bergmann die abgefallenen Spähne, ja sie ließ sich herab, seine Taschen selbst damit anzufüllen, dann fuhr sie weiter, in die dunkle Nacht hinein. Als der Bergmann heim kam, lag seine Frau in Wochen und hatte ihm ein Paar Zwillinge geboren, und wie er nun sein Gewand ablegte, quollen die Spähne, des Hülfreichen Lohn und Segen, in Gold verwandelt, aus den Taschen, und er war aller Sorgen enthoben.

Aehnliches soll sich auch zugetragen haben mit zwei Bauern aus Jüdewein, die zu Köstritz im Kruge saßen und wacker zechten, so daß sie die Heimglocke überhörten. Der Wirth war schläfrig, hätte die späten Nachtgäste gerne fortgehabt, und bemerkte ihnen, sie möchten sich doch nicht zu sehr verspäten, da es Perchthenabend sei. Die Zecher sagten, daß sie, weil sie zu Zweit, sich nicht fürchteten, und endlich brachen sie auf. Just zwischen den nahe bei einander liegenden Orten Jüdewein und Köstitz, auf der Stelle, wo die Landesgrenze hindurchzieht, kam Perchtha mit ihrem zerbrochenen Wagen gefahren und nöthigte die beiden zu Hülfe, sie dann mit Spähnen be-

lohnend. Auch diese verwandelten sich in Gold. Davon ist das Sprüchwort entstanden, dort und anderwärts, daß man sagt, wenn einer gut bei Mitteln ist: „Der hat Spähne.“

332.

Die Vögel auf dem Ipsſattel.

Unter der Benennung des großen und des kleinen Ipsſattels breitet sich von Großkamsdorf nach Oberwellenborn hinunter eine ziemliche Fläche von Wiesen und Feldern aus. Dort wurden oftmals bei nächtlicher Weile langbeinige Vögel gesehen, auf denen feurige Zwerge saßen. Diese wunderlichen Reiter trieben sich in der Luft geraume Zeit im Kreise herum, und wenn sie dieses Spiel lange genug getrieben hatten, ritten sie in langen Zügen nach den Kattenkuppen und dem heiligen Berge bei Saalfeld hin und verschwanden dort in einer Höhle. Diese Vögel hatten kleine Sättel auf dem Rücken und wurden von den Zwergen mit goldenen Zäumen gelenkt. Auch bei dem Dorfe Eiba, früher Ybe geschrieben, wurde diese luftige Reiterei bemerkt.

An beiden bemerkten Stellen wurden römische Münzen gefunden. — Offenbar erscheinen die örtlichen Benennungen Ips und Ybe verwandt; die falschen Sagen-Erdiftler würden, wäre ihnen diese Kunde geworden, mit Wollust aus den langbeinigen Vögeln eitel Ibisse gezaubert, und, weil die Vögel gesattelt, einen Ibissattel aufgetischt und auf selbem ihr phantastisches Roß wacker getummelt haben.

333.

Die Hohewart und Frau Welle.

In der Nähe von Kaulsdorf über Saalfeld, zwischen erstgenanntem Dorfe und dem Altar, erhebt sich eine Kuppe, die heißt die Hohewart. Dort hatte der wilde Jäger am liebsten seinen Zug, denn dort herum gab es viel des Wildes, das dieser suchte. Einst hörte ein Bauer das wüthende Jagdheer über sich dahin brausen und schrie dem wilden Jäger zu: Halbpart auf der Hohewart! und am andern Morgen hatte er seinen genugsamen Jagdantheil, den ganzen Hof voll todter stinkender Waldweibel und Moosmännel, nebst allerlei unheimlichem Geflügel und Galgenvögeln, und war die Menge gar nicht fortzubringen, und blieb schier eine Woche lang. Erst am Sonnabend Abend war es plötzlich verschwunden.

Auf der Hohewart stand ein alter Thurm, darin soll eine weiße Frau gewohnt haben, welche „Frau Welle" hieß, ein Name, aus welchem sich ganz so schön Veleda dichten läßt, wie aus Chatten Hessen. Nach ihr soll ein nahes Thal auch noch das Valleidathal heißen, sie selbst aber sei eine Rune gewesen, bei der sich die Umwohner Rathes erholt, und nun wandere sie noch, weißgekleidet, mit breitem Gürtel aufgeschürzt, und mit langem, bis zu den Fersen abwallenden Haare. Sie schützte die Waldmännchen und Holzweibel — gehört demnach in den Perchthasagenkreis — wunderlich ist's, daß eine halbverklungene Sage die „Frau Welle" auch als „fahle Kuh" erscheinen und wandern läßt. Auch im nahen Grunde des Wynitzbaches geht an einem Felsenberge, der die Trudenkuppe heißt, eine genugsam be=

zeichnende mythische Benennung, eine weiße Frau mit flatterndem Haare um, die ein blankgeschliffenes Opfermesser in der Hand trägt.

334.

Von der Stadt Saalfeld.

Saalfeld ist eine sehr alte und weitberühmte Stadt. Ihr Gebiet hatte frühzeitig dichte Bevölkerung durch ein germanisches Culturvolk, wie Gräberfunde an reichen und schönen Schmuckgegenständen des heidnischen Alterthums von Bronce längst dargethan haben. Auch an schönen Sagen ist die Stadt Saalfeld und ihre nächste Umgebung so reich, daß mit ihnen allein ein mäßiges Buch sich füllen ließe Die mythisch-dämonische Welt heidnischer Sage thut sich allenden kund in diesem Gau in dem wilden Jäger, der Perchtha, den Nixen, den Drachen, den Bilbzen, den Holzweibeln und Moosleuten, den Bergwerksgeistern und anderen. Aus der Zeit der Heidenbekehrung werden Bonifacius und Lullus genannt; als Grenzfeste gegen die angrenzenden Sorben und Wenden soll die alte Sorbenburg, vom Volke „der hohe Schwarm" genannt, deren Ruine noch immer trotzig dasteht, erbaut worden sein. An die Abgrenzung Thüringens gegen die Sorben soll als Wahrzeichen das an der St. Johanniskirche angebrachte Steinbild, das sogenannte Häringsmännchen erinnern, und die Sage läßt diese Kirche just so viel als die Saalbrücke kosten, und letztere nur 3 Heller mehr, läßt auch die beiden Baumeister dieser Bauwerke miteinander wetten, wer das seine zuerst vollende,

und den Baumeister der Kirche sich vom Thurme herabstürzen, weil die Brücke um weniges früher fertig wurde. Vom Heiligenkult und Wallfahrtwesen des Mittelalters zeugt das sagenumklungene St. Kümmrißbild mitten auf der erwähnten Brücke, und auch an Mönchs- und Nonnen-Spuk und Gespenstersagen ist eher Ueberfluß als Mangel, und das Gebiet des Aberglaubens und alterhaltener Bräuche findet sich ebenfalls in Fülle durch örtliche Sagen vertreten.

Das erwähnte Bild soll neuerer Forschung nach nicht das sein, wofür eine ganz Deutschland durchklingende Sage es ausgiebt, sondern ein sogenanntes Gehülfenbildniß.

335.

Die silberne Orgel.

Lange ging die Sage, daß in der alten Münzkirche zu Saalfeld eine silberne Orgel tief vergraben sei. Das hätten die Mönche des Barfüßerklosters gethan, als die Reformation sie aus Saalfeld vertrieb, und sie ihren Klosterschatz nach Erfurt flüchteten, die Orgel aber nicht wohl fortbringen konnten. Ein Saalfelder Herzog, Christian Ernst, wollte den Schatz heben, berief Bergknappen und Schätzebeschwörer, und ließ in stiller Mitternachtstunde einschlagen. Bald kündete ein hohler, metallener Klang, daß schon ein Kasten erreicht sei, kein Laut ward rege, alles lauschte mit verhaltenem Athem, die Bergknappen arbeiteten schwitzend fort, da schrie auf einmal eine Stimme: Es brennt! Zugleich sah man Flammen lodern, und mit einem dumpfen Klang sank der Schatz zur Tiefe. Es war aber das Feuer kein Spuk der Geister, sondern es brannte

in der That im Sparrwerk des Kirchendachs, und die Spur davon ist am Gebälk noch zu sehen. Niemand wußte, wie das Feuer ausgekommen, und ungehoben blieb bis heute der Schatz und die silberne Orgel.

336.

Der Klosterschatz.

Aus dem alten Kloster gehen, wie für glaubhaft berichtet wird, mancherlei unterirdische Gänge bis zu den Nachbarhäusern, ja einer soll bis in das Rathhaus, ein anderer bis unter die Sorbenburg führen. Zu einer Bewohnerin eines der dem Kloster nahestehenden Häuser kam vor Zeiten ein Klostergeistlicher, der sagte, er wisse für gewiß, und habe es aus alten Schriften, daß nach der Reformation, ehe die Mönche das Kloster verlassen, ein reicher Schatz an guten Kirchengemälden und vergoldeten Statuen in einen Gang geflüchtet und vermauert worden, der unter ihrem Hause sich befinde. Und wenn die Besitzerin Nachgrabung erlauben wolle, so solle sie die Hälfte des Fundes, außerdem keine Kosten haben. Darauf hin wurde die Erlaubniß gegeben, und nicht lange, so war ein breiter schön geplatteter Gang entdeckt, an dessen Ende eine eiserne Thüre sich fand, ja man hatte gewisse Anzeichen, daß nun der Schatz werde zu heben sein. Bevor aber noch der letzte Schritt gethan und die Thüre geöffnet wurde, senkte sich der Boden im Hofe nahe einer Fundamentmauer, verschüttete den Gang, bildete eine tiefe Grube, und bedrohte das ganze Haus mit Einsturz. Dadurch wurde die Dame so erschreckt, daß sie alles weitersuchen

einzustellen gebot, und so ist auch dieser Schatz ungehoben geblieben.

337.

Die Kornmutter.

In der Mark Brandenburg geht unter den Landleuten eine Sage von der Roggen-Muhme, die im Kornfeld stecke, weshalb die Kinder sich hineinzugehen fürchten.

Im Jahre 1662 erzählte auch eine saalfelder Frau dem Prätorius: ein dortiger Edelmann habe eine Sechswöchnerin von seinen Unterthanen gezwungen, zur Aerntezeit Garben zu binden. Die Frau nahm ihr junges säugendes Kindlein mit auf den Acker und legte es, um die Arbeit zu fördern, an den Boden. Ueber eine Weile sah der Edelmann, welcher zugegen war, ein Erdweib mit einem Kinde kommen und es um das der Bäuerin austauschen. Dieses falsche Kind hob an zu schreien, die Bäuerin eiite herzu, es zu stillen, aber der Edelmann wehrte ihr, und hieß sie zurückbleiben, er wolle ihr schon sagen, wenns Zeit wäre. Die Frau meinte, er thäte so der fleißigern Arbeit wegen und fügte sich mit großem Kummer. Das Kind schrie unterdessen unaufhörlich fort, da kam die Kornmutter von neuem, nahm das weinende Kind zu sich und legte das gestohlene wieder hin. Nachdem alles das der Edelmann mit angesehen, rief er der Bäuerin und hieß sie nach Hause gehen. Seit der Zeit nahm er sich vor, nun und nimmermehr eine Kindbetterin zu Diensten zu zwingen.

338.

Langenschade.

Ein ungeheurer Riese — manche Leute meinen gar es sei der Teufel selbst gewesen — trug einstmals auf seiner Achsel einen Sack über die Haide, der von unten bis oben mit Häusern angefüllt war. Als er in die Gegend kam, wo jetzt das Forsthaus Reichenbach steht, bekam der Sack ein Loch und es rutschte durch das Loch eines seiner Häuser heraus. Kaum hat der Riese wieder ein paar seiner gewohnten Schritte gethan, plump! da liegt wieder ein Haus, ohne daß er etwas davon merkte. So ist das herausrutschen fortgegangen, mit einem Hause nach dem andern. Zuletzt fühlte der Riese doch, daß sein Sack weit leichter geworden sei. Er besah ihn und fand ihn beinahe leer geworden. Da schüttelte er ärgerlich die letzten paar Häuser heraus, — es ist gerade auch noch die Kirche drunter gewesen, — und rief dabei: Schade! Schade! So ist das $1^1/_2$ Stunden lange Dorf und sein Name entstanden. Es liegt gar nicht weit vom Culm auf der Haide.

339.

Die weißen Tauben zu Wissen.

Nicht weit entfernt von dem Dorfe Wissen auf der Haide, tief im Holze, stößt man auf die Ruinen einer alten Kapelle. So lange diese Kapelle noch im baulichen Zustande war und zum Gottesdienste benutzt wurde, nistete in ihrem Gemäuer ein weißes Taubenpaar, das jedes Mal, wenn ein Krieg im deutschen Reiche ausbrach, unter ängstlichem Geschrei davon

flog, und erst beim Schlusse des Friedens, mit grünen Zweigen in den Schnäbeln zurückkehrte und wieder bleibende Wohnung daselbst nahm.

340.

Die Hange-Eiche.

Zwischen Saalfeld und Rudolstadt erhebt sich ein langgestreckter kahler Höhenzug, der einst mit herrlichen Eichen bestanden war. Besonders zeichnete sich eine mächtig große und uralte Eiche aus; und es war unter ihr in grauen Zeiten, vielleicht schon vor Einführung des Christenthums, eine Malstätte; an der Eiche hing eine starke Kette, und an die Kette hing man die Verurtheilten,

Im dreissigjährigen Kriege rastete ein Fähnlein Volk im Dorfe Reichenbach am Fuße des Culm, und zechte wacker. Als am andern Tage das heilige Abendmahl ausgetheilt werden sollte, fand sich, daß der goldene Kelch gestohlen war, und der Verdacht fiel alsbald auf die fremden Krieger. Der Schuldheis eilte dem Fähnlein nach, holte es auf der mittlern Haide ein, und klagte dem Hauptmann, der unter der alten Hange-Eiche lagerte, den Verlust der Kirche. Der Hauptmann erzürnte sich über die Beschuldigung, wie über die Möglichkeit der That, und schwur, habe einer seiner Leute den Kelch, so solle er auf der Stelle henken, ohne Schwurgericht und Anwaltkniffe; habe aber keiner der Seinen den Becher, so müsse der Schulze an die Eiche. Im Tornister eines ruhig schlafenden Soldaten fand sich der Kelch. Dieser hatte die That nicht verübt, ein anderer hatte schnell den

geraubten Kelch in jenes Tornister geschoben, als die Klage angebracht wurde. Aber alle Betheuerung der Unschuld half nichts — doch rief der Soldat noch um ein Wunderzeichen den Himmel an. Wenn er unschuldig gerichtet sterbe, solle nie mehr ein Eichbaum grünen und aufkommen in diesem Walde. Kaltblütig knüpfte der Dieb des Kelchs den Unschuldigen auf — kaum aber war der Schulze mit dem wiedergewonnenen Kleinod hinweg, so erfaßte die Reue den Dieb und Mörder. Er blieb zurück, als seine Kammeraden weiter zogen, schnitt den unschuldig Gehenkten ab und begrub ihn, und erhenkte sich an seiner Stelle. Der Wald aber starb ab, trug keine Eichen mehr.

341.

Die Schwarza goldreich.

Der schöne Fluß, welcher des Schwarzathales malerische Windungen durchrinnt, hier so klar und ruhig dahingleitend, daß man die Fische auf den schwarzen Steinen spielen sieht, an anderen Stellen, wie am felssteinernen Wehre, sich brausend und schäumend durch ausgewaschene Schieferblöcke drängt, soll einen an Goldkörnern reichen Sand führen, und steht voran in der Reihe der sieben goldführenden Bäche im Schwarzburgischen Lande. Fremde Männer haben oft zu Knaben gesagt, welche mit den glatten Schwarzasteinen spielten, und sie über die Wasserfläche hinwarfen, daß sie fortzuschlüpfen schienen (welches Spiel man in jener Gegend „fitscheln" oder „Wasserjungfernschlagen" nennt): Jungen, ihr werft Steine weg, die mehr werth sind, als eine Kuh! — Ein-

mal hat man im Magen einer Gans, welche auf der Schwarza geschwommen, ein ziemlich Stücklein Gold gefunden, und ein anderes Mal bei Erbauung des steinernen Wehres über Schwarzburg eine etliche Dukaten schwere Goldstufe, welche im Naturalienkabinet zu Rudolstadt noch jetzt zu sehen ist. Das Schwarzagold hat eine hohe Farbe und gleicht dem arabischen. Schon im Mittelalter waren Goldseifen und Goldwäschen an der Schwarza, und es ist zu unterschiedlichen Malen das Loth feinsten Goldes aus der Schwarza von der fürstlichen Kammer mit 9 Thalern bezahlt worden.

342.

Der Schatz im Schwarzathale.

Eine Familie in Dittersdorf bewahrt noch einen ehernen Henkel, zu dem ihre Vorältern durch Schatzgräberei gekommen sind. Es lag nämlich im Schwarzathal auf ihrer Holzgelänge ein Schatz vergraben, den sie entdeckten und zu heben unternahmen. Aber er saß so tief in der Erde, daß es Mühe machte, nur die Henkel an den Tag zu arbeiten. Als man eben mit Hebebäumen, die durch die Henkel gesteckt waren, an der Last rüttelte, erschien den Leuten ein greulicher Geist, halb Mensch und halb Bock. Sie hielten ihn für den leibhaftigen Satanas, und liefen erschrocken davon. Als sie den Platz wieder aufsuchten, fanden sie nur noch den Henkel, der beim Heben abgesprungen war; der Kessel aber soll noch tiefer versunken sein und niemand hat ihn wieder aufgespürt.

Bei Braunsdorf neben einer Steinrütsche liegt unter der Erde ein goldenes Schaf mit einem silbernen Lamm. So geht die Sage.

343.
Der weiße Reiter.

In der Nähe des Kirchenfelsens ist öfter eine Gestalt, schneeweiß gekleidet und auf einem rabenschwarzen Pferde sitzend, gesehen worden. Es soll der Geist eines vornehmen Mannes sein, der dort erschlagen wurde. Der Kirchenfels selbst ist der mächtigste Steinkoloß des Schwarzathales und an seinem Fuße braust die Schwarza über das steinerne Wehr, und formt in ihrem dunkeln Bette wunderliche Felsgebilde.

344.
Die Teufelstreppe.

Vor langer, langer Zeit wohnte im Schwarzathale ein Fischer in einem kleinen mit Stroh gedeckten Hause. Seine Frau, die Tochter des Thurmwarts auf Greifenstein, war eben ihres ersten Söhnleins genesen, deshalb eilte der erfreute Vater in die Stadt, um den Erstgebornen zur Taufe zu melden und dann auf die Burg, um seinen Schwiegervater zu Gevatter zu bitten. Als er das Schwarzathal wieder betrat, brauste darin ein gewaltiger Sturm, daß die Tannen sich tief zur Erde beugten und die Felsen zitterten; die Schwarza aber wogte und schäumte, daß der Mann kaum den Steg zu überschreiten wagte, der an's jenseitige Ufer zu seiner Hütte führte. Davor stand seine Frau, die Hände ringend und wehklagend, und deutete nach dem Flusse. Da sprang der Teufel, der schon oft im Thale getobt hatte, so eben mit einem riesigen Schritte über den Fluß, und in seinen Krallen hielt er — den wimmernden Säugling. Die Mutter war neben der Wiege

eingeschlummert und hatte vergessen, das Gebetbuch unter des Kindes Kopfkissen zu legen, denn es war ja noch nicht getauft. Schon stieg der Teufel den steilen Berg am andern Ufer hinan, aber selbst ihm wurde derselbe unersteigbar. Da griff er mit der Rechten neben sich, riß Felsblöcke aus dem Boden und legte sie stufenweise an einander, während er mit der Linken das Knäblein hielt. Schon hat er sieben Stufen gebaut und die siebente erstiegen — da hemmt das inbrünstige Gebet der Eltern seine Macht, er zittert, schwindelt und der Raub entsinkt der Hand. Er verschwand, und Engel trugen das Knäblein unversehrt in der Mutter Schoos. Augenblicklich legte sich der Sturm, der Fluß glitt ruhig dahin, und die ganze Natur ward wieder heiter. Des andern Tages wurde der Knabe zur Taufe gebracht.

345.

Riesenspielzeug.

Wenn man den Wirrbach, der bald über bemoosste Schieferblöcke rauscht, bald klare Wasserbecken bildet, und nebenbei die köstlichsten Forellen beherbergt, überschritten hat, steht man am Fuße der mächtigen Hünenkoppe, deren Felswände von trauriggrünem Taxus und schlanken Tannen bewachsen sind. Hoch auf dem Gipfel, zu dem ein bequemer Weg gebahnt worden ist, eröffnet sich eine herrliche Aussicht. Tief unten sieht man der Schwarza grünliche durchsichtige Fluth, zu beiden Seiten von steilen Bergwänden eingeschlossen, die bald von reizenden Buchen- und Tannenwäldern begrünt, bald mit schroffen Felsenzinnen bewehrt sind; über jenem Bergrücken erhebt sich

der Greifenstein, dort blinkt das Rudolstädter Schloß, das Saalthal thut sich auf, und am fernen Horizonte ragt die Leuchtenburg. Die Hünen oder Riesen konnten sich keinen erhabeneren Wohnort wählen.

Einstmals sah eine Hünenprinzessin unten im Thale einen Ackermann, der hinter dem Pfluge einherschritt. Von der Bergeshöhe erscheinen die Menschen im Thale gar klein, fast wie ein Ameisenvölkchen, wie winzig mußte der Mann vollends einer Riesin vorkommen! Neugierig stieg sie hinab — sie brauchte nicht viel Schritte — nahm den Bauer sammt Pflug und Ochsen in die Schürze, und trug ihn zum Berge hinan. Sieh, Mutter, sprach sie mit kindlicher Freude, was ich da für ein artiges Spielzeug gefunden habe! — Kind, belehrte sie die Mutter, trage die niedlichen Geschöpfe wieder hinunter, sie sind überaus nützlich, denn sie durchwühlen die Erde und streuen gelben Sand hinein, daraus wachsen zarte Grashalme und die geben dann das Korn, aus dessen Mehl wir unser Brod backen. Nachdem die Prinzessin den vor Schrecken und Staunen halb todten Ackermann und seine Stiere gestreichelt und gehätschelt hatte, setzte sie dieselben unversehrt wieder hinab.

Bei Eisfeld wie im Elsaß ist dieselbe Sage lebendig, nur daß dort ein Riese die Lehre ertheilt.

346.

Die Riesenkegelbahn.

Einmal schnitt ein armer Mann aus Dittersdorf mit seinem Sohne Birkenreiser zu Besen ab. Jeder verfolgte seinen besonderen Weg. Auf einmal sieht der fleißige

Junge hinter einem Busche einen Felsen, der weit offen steht, und das Thor zu einer Riesenhalle bildet, darin alles Geräthe, was in seines Vaters Hütte aus Holz geschnitzt war, aus gediegenem Golde bestand, der Goldbröcklein nicht zu gedenken, die als klarer Kies den Boden bedeckten. Darinnen aber standen entsetzlich große Riesen, die das arme Erdenwürmchen gar nicht zu bemerken schienen. Aus ihrem Saale dehnte sich über das Schwarzathal hinüber nach dem Böhlscheiber Berge eine Kegelbahn, wo goldene Thürmchen als Kegel standen, die goldenen Kugeln aber rollten wie Monde auf der spiegelglatten Tenne, die aus blankem Stahl geschmiedet war. Geblendet von all der Herrlichkeit, und weil er nicht allein zu den riesigen Gestalten zu treten wagte, schlüpfte der Knabe eilig zu seinem Vater, und fand kaum Worte für das Gesehene. Ob er nun wohl den verwunderten Vater durch Busch und Gestrüpp zieht, ob sie lauschend jeden Felsen betrachten, der mit dem weiten Thore ist nicht wieder zu finden.

347.

Riesengasthof.

Im Walde bei Dittersdorf lag vor Alters ein Gasthof „zum goldenen Hirsche," darin kehrten zu Zeiten die Riesen ein und thaten sich gütlich. Der Gasthof ging, weil die Hünen, sonst die Stammgäste, nicht mehr zum Besuche kamen, ein; aber der goldene Hirsch des Wirthshausschildes wurde lebendig, und wird noch jetzt zuweilen im Walde umhersetzend erblickt. Keinem Jäger aber kommt der Hirsch zum Schuß, oft sahen Wanderer in der

Dämmerung den Hirsch sich äsen, und dann in die Bergwand hinein verschwinden.

348.

Die goldene Ruthe.

Ein Dittersdorfer Mann, der die Hünenkoppe durchstreifte, um Jochweiden (zur Befestigung des Joches an die Hörner des Zugviehes) zu suchen, erblickte plötzlich eine Riesin, die auf einem großen Felsblocke saß, und ihr verhältnißmäßig eben so großes Kind auf dem Schooße wiegte. Da setz dich her! sagte die Riesin zu ihm, und warte mein Kind, unterdeß will ich dir eine Weide suchen, die so lange hält, daß du sie nicht überlebst. Der Bauer hatte, das Kleine scheu anblickend, eine Zeitlang dasselbe gewartet, als der Säugling so heftig zu schreien anfing, daß der Bauer vor Grausen sich davonmachte. Als er sich endlich umblickte und sich schon sicher glaubte, sah er die Riesin mit einer goldenen Ruthe in der Hand ihm auf den Fersen folgen. Jemehr er rannte, desto größere Schritte machte das Hünenweib. Schon setzt er den einen Fuß in sein Thor, da trifft ihn ein Schlag der goldenen Ruthe — und halbtodt sinkt er nieder. Die Ruthe war ein ausgewachsener Birkenstamm von Gold, und hätte er Stand gehalten, so wäre dieser ihm zu Theil geworden.

349.

Nixen in der Schwarza.

Vor Zeiten kamen häufig Nixen in das Dorf Schwarza, um dort Lebensmittel einzukaufen. Man erkannte sie bald

am nassen Saume ihrer grünlichen Gewänder, auch ließen sie bisweilen grünes Haar und grüne Zähne sehen, doch selten, denn die Menschen grauten sich vor ihnen, sonst ließ man sie unangefochten ihres Weges gehen, und ihre Einkäufe besorgen.

Eines Abends wurde die Wehmutter des Dorfes von einer dunklen Frau berufen, ihr zu einer Kreisenden zu folgen; diese that ihren Pflichtgang, und wurde thalaufwärts an das Schwarzabette geführt. Dieß that sich auf, als die Führerin, welche eine Nixe war, mit einer grünen Weidengerte auf das Wasser schlug. Krystallklar glänzten die Stufen, welche hinab in die Tiefe führten, und in einem Gemach, das wie Glasspiegel funkelte, lag die Wöchnerin, auch eine Nixe. Die Wehmutter stand ihr bei, ward reich belohnt und ebenso zurückgeleitet. Kein Nixenmann ließ sich sehen.

350.

Nixe beim Tanze.

In alten Zeiten kam oft eine Nixe aus der Schwarza zum Tanze. Sie war wunderschön und schneeweiß gekleidet, nur war immer der Saum ihres Kleides naß. Auf dem Tanze hatte sich ein junger hübscher Bursche in sie verliebt, und dem zu Gefallen kam sie öfter als sonst. Gewöhnlich ging sie sehr bald vom Tanzplane weg, aber einmal gefiel es ihr zu wohl. Die Linde, unter der getanzt wurde, blühte gerade und duftete so herrlich, und in ihren Zweigen rauschte es von Nachtschmetterlingen und Käfern. Der Geliebte bat das Nixenmädchen inständig, nur noch den allerletzten Dreher mit ihm zu tanzen, daß sie

noch ein halbes Stündchen zugab. Als er sie nun nach dem Flusse begleitet hatte, nahm sie zärtlicheren Abschied als je zuvor, und sagte wehmüthig: Das halbe Stündchen über die Zeit werde ich schwer büßen müssen, und dich vielleicht nie wiedersehen. Wenn sich das Wasser über mir roth färbt, bin ich eine Leiche. Dann suche dir nur ein anderes Liebchen, denn ich mag nicht, daß du meinetwegen deine Jugend vertrauerst. Sie umarmte ihn zum letzten Male und tauchte in den Fluß. Augenblicklich färbten sich die klaren Wellen roth, wie Blut. Der Bursche hat aber keine wieder geliebt und hat sich aus Gram an derselben Stelle in den Fluß gestürzt, gleich jenem treuen Friedel in der Todtenlache bei Schleusingen (s. Sage 173.)

351.

Vom alten Schlosse Schwarzburg.

Das höchst romantisch gelegene Schloß Schwarzburg, das Ziel zahlloser Reisenden, soll in sehr frühen Zeiten begründet worden sein. Alte thüringer Chronikenschreiber berichten, als Dieterich von Bern, der nahe Anverwandte des Königs Irminfried, in das Thüringerland gekommen, seien in seinem Gefolge tapfere Mannen gewesen, die haben auf der Höhe über dem tiefen und wilden Thalflusse eine Kohlenbaute gefunden, und diese Meilerstätte zur Anlage eines Burgbaues erkoren. Andere sagen, daß ein naher Verwandter des großen Sachsenherzogs Wittekind, der den gleichen Namen geführt, Gefangener Kaiser Karl des Großen geworden, der ihn habe taufen lassen, und selbst sein Taufpathe geworden sei, weil er Wohlgefallen an dem statt-

lichen und tapfern Sachsenhelden gefunden. Der Taufnahme des jüngern Wittekind, welchen man nur den „schwarzen Ritter" nannte, sei Ludwig gewesen, und zwei zugleich mitgefangene Söhne desselben, Wittekind und Walperto, seien Karl und Ludwig getauft worden. Karl wurde darauf von seinem Pathen Karl dem Großen zu einem Gaugrafen im Thüringerwalde erhoben, und mit Land von 20 Meilen im Umkreis begabt. Daher stammten die Grafen von Schwarzburg, die später zu den Viergrafen des deutschen Reiches zählten; sie haben sich aber nicht alsobald nach Gründung ihres Stammes nach der späteren Stammburg Swartzinburg genannt und geschrieben. Dieses alte Haus steht längst nicht mehr; an seine Stelle trat ein ungleich jüngeres und schöneres Schloß, das die Gegend schmückt und die Häuser des Ortes „Thal unter Schwarzburg" und darin die „Männer von Schwarzburg" beherrscht. Der Weg vom Burgberge hinab zum Flusse heißt der Sachsensteig.

Wittekind, der schwarze Ritter, soll alten Sagen zufolge bei der Erbauung der Schwarzburg ebenso betheiligt gewesen sein, wie bei der Sorbenburg. Seinen Namen überliefert noch ein altes Mauerstück zwischen den Dörfern Heilingen und Engerda bei Orlamünde, welches die Wittekindsmauer genannt wird. An dieser Stelle soll Wittekind, bevor er in Gefangenschaft gerieth, einen Sieg gegen Karl den Großen erkämpft und über den gefallenen Feinden auf zwei großen Haufen den Leichenbrand haben schüren lassen. Diese Hügel heißen noch heute „die Kummeln".

352.

Der heilige Berg.

Die eine Hälfte der Gemeinde zu Allendorf, am Wege von Schwarzburg nach Königsee, wollte die neu zu erbauende Kirche in der Mitte des Dorfes wissen, die andere Hälfte bestand darauf, daß sie auf einem nahe am Dorfe gelegenen Berge errichtet werde. Letztere setzten ihren Vorschlag durch. Die Baustämme wurden auf den Berg geschafft, und oben zugehauen, aber allnächtlich wurden sie auf unbegreifliche Weise wieder ins Dorf geschafft. Auch aufgestellte Wächter konnten es nicht verhindern; und so erkannte man es als einen Fingerzeig des Himmels, und baute die Kirche ins Thal. Der Berg aber erhielt den Namen: „heiliger Berg."

Es ist sehr eigen, daß diese Sage so vielfach wiederholend begegnet, wie z. B. zu Altenberga, Schmiedefeld u. a. O.

353.

Der Name von Königsee.

Königsee ist eine Stadt von hohem Alter. Der schwarze Ritter Wittekind, welcher die Schwarzburg erbaute, soll auch Königsee gegründet haben. Den Namen soll sie von einem großen See führen, auf welchem König Siegbert oft gefahren, und auf der Stätte dieses Sees sei die Stadt erbaut worden. Noch liegen in dem Thalkessel ansehnliche Teiche, die auf größere Ausdehnung in früheren Zeiten hindeuten. Anders aber deutet eine Volksüberlieferung die Sage vom Namen des betriebsamen Städtchens aus: Als man einen guten Theil davon fertig ge-

baut hatte, fragte man einen Blinden, wie der Ort heißen solle. Diesem lag wenig oder nichts am Namengeben eines Ortes, den er nicht zu schauen vermochte, und er erwiederte seufzend im Dialekte der Gegend: Ach! — Kön' ig seh! (Könnt' ich sehen!) Und so sei die Stadt geheißen worden.

354.

Vom unweisen Rathe zu Königsee.

Von Alters her war zu Königsee in der Fastnachtzeit der Brauch, einen Narrenrath zu erwählen, wie noch heute geschieht in der Stadt Köln am Rhein und an andern Orten. Dieß thaten die jungen Bursche zu Königsee ebenfalls, nannten diese Fastnachtsobrigkeit ihren unweisen Rath und trugen ihm allerlei ungeschickte und schimpfliche Händel vor, die das Jahr über verlaufen, sei es in Liebe oder Trunk ꝛc. Der unweise Rath entschied sich immer dahin, daß er denen, die es traf, hohe Strafe auferlegte, etliche Tonnen Goldes u. dgl., und sich hernach doch um ein Weniges, etwa mit einer Abfindung zu einem guten Trunk genügen ließ. Doch hatte der Ort auch einen weisen Rath, der lobiglich das Regiment führte, und besser als mancher andere, dessen Rath jahraus jahrein unweise ist, und in dem die Fleischer, Bäcker und Müller das Heft des städtischen Regiments in Händen haben und handhaben, daß den guten Bürgern die Augen übergehen.

355.

Das Querlichlach bei Garsitz.

In dem Schöpsberge, einer hohen Felsengruppe von Flözkalk westlich oberhalb Königsee, befindet sich eine ansehnliche Grotte, die aus zwei Abtheilungen besteht, deren jede 40 Fuß lang, 20 Fuß breit und 10 Fuß hoch ist. Vor uralten Zeiten wohnten in diesem Loche „Querliche" (Gezwerge, Zwerge), die große Schätze an Gold und Silber bewahrten und darin haushielten. Diese Gezwerglein waren Mittelwesen zwischen Menschen und höheren Geistern; sie hatten jedoch immer noch etwas irdisches an sich. Ihre Gestalt war sehr klein, nicht viel größer als eines Schuhes hoch, und sie trieben allerlei unheimliche Stücke in den Berghöhlen, namentlich aber gruben sie nach Gold und Silber auf dem Gehöre und im Lommel. Die gefundenen Schätze aber häuften sie im Querlichloche auf, und bewachten sie. Sie hatten die sonderbare Gewohnheit, barfuß und barhäuptig zu gehen; dabei waren sie launenhafte, sehr reizbare, doch wieder auch dienstfertige Wesen, und halfen, wenn man es mit ihnen gut meinte, dem Hausherrn und seinem Gesinde überall, namentlich bei Fütterung des Viehes. Wer sie reizte oder erinnerte, daß sie keine Barettlein oder Schuhe hätten, dem thaten sie manchen Schabernack an.

Einmal wohnte eine Pächterin in Garsitz, eine alte, gute verständige Frau, die es mit den Querlichen, welche sie im Winter öfters besuchten, ganz gut meinte. Nach dem Abendessen gingen die Querliche in den Stall und fütterten die Schafe, wodurch Knechte und Mägde aller Arbeit überhoben wurden. Die Futtervorräthe, sie mochten noch so gering sein, nahmen niemals ab und in Miß-

ernten konnte die Pachterin immer noch verkaufen. Deshalb wurde auch die Pachterin von Jahr zu Jahr reicher. Endlich dachte sie, daß sie sich gegen die guten Querliche dankbar zeigen müsse, und weil es denselben an Schuhen und Mützen gebreche, solche zu kaufen und ihnen zu schenken. Sie kaufte beides, und legte die niedlichen Schuhe und Pelzmützchen im Stalle hin zum Geschenke. Allein als die Querliche solche Gaben bei der nächsten Fütterung sahen, so verdroß sie dieß dermaßen, daß sie nie wieder zurück kamen.

Auch waren einmal die Querliche in Bennewitz auf einer Hochzeit, wo es recht lustig herging. Man neckte indeß selbige, welche sich darüber sehr erboseten. Als nun eine große Schüssel mit Brühe aufgetragen war, sprangen sie auf den Schüsselrand, tanzten darauf herum und versalzten die Kümmelbrühe.

Eine Gans, die sich zufällig in das Querlichloch verirrt hatte, und darin herumgelaufen war, ist drei Tage hernach auf dem Singerberge ganz vergoldet wieder herausgekommen.

356.

Soldaten aus Häckerling.

Die alte Pächterin von Garsitz erzählte, sie habe von ihrer Urgroßmutter, welche sie als ein Kind noch gar wohl gekannt, Folgendes gehört: Ein Soldat, Namens Rauch, habe im Lommel (dem fruchtbarsten Flurstücke bei Königsee) Soldaten aus Häckerling gemacht; sowie er solchen ausgestreut, gleich wären jene hervorgekommen. Das wären aber Querliche gewesen, die aus ihren unterirdischen Gängen

herausgekrochen wären und die Gestalt der Soldaten angenommen hätten. Schade, daß solche Kunst verloren gegangen, und nur der Häckerling noch vorhanden, es wäre dieß eine wohlfeile Armee für die, welche immer nach Verringerung des Militairs schreien.

357.

Die kecke Magd.

Es ging einmal eine Magd aus Garsitz in den Wald, um Holz zu holen. Der Weg führte sie am Querlichloche vorbei. Als sie hineinsah, erblickte sie einen goldenen Tisch, worauf viele goldne und silberne Geräthe, auch eine goldne Schüssel voll Perlen standen. Neben dem Tische stand auch ein goldener Stuhl, auf dem ein schlafender Querlich saß. Ein großer schwarzer Hund mit feurigen Augen und aufgesperrtem Rachen wachte dabei. Das Mädchen erschrak zwar sehr, allein sie besann sich, faßte Muth und ging hinein, nahm schnell goldene Messer und Gabeln vom Tische und sprang eiligst davon. Wie sie nun reich geworden war, hat sie bald einen schönen Mann bekommen. Jetzt ist das Querlichloch zu einem Lagerbierkeller eingerichtet worden, und kein Zwerg läßt sich mehr sehen. Sonst hieß die Felshöhle auch die Mönchskapelle, und sollen darin gespenstige Mönche die Hora gesungen haben. Ob aber nicht einmal die Querliche Durst bekommen, wie die zu Angelrode, das ist noch eine Frage.

358.
Von Paulinzelle.

In einem stillen Seitenthale der „Rinne", zwischen Schwarzburg und dem Singerberge, liegt friedlich der Klosterort Paulinzelle und dicht daneben die schönste Kirchentrümmer Thüringens. Aus fernen Landen kam einst die fromme Tochter eines Grafen Moricho, welcher Truchses Kaiser Heinrich IV. war, nach Thüringen, um den Grafen Sizzo, der im Längwitz-Gau gebot, und zugleich ein Graf von Kevernburg und Schwarzburg war, zu besuchen. Nur von einer Zofe und einem Diener begleitet, verirrte sich Pauline in den weiten und wilden Forsten. Der Diener wurde auf Kundschaft ausgesendet, und kehrte nicht zurück, doch fand Pauline mit ihrer Dienerin in einer Köhlerhütte ein Nachtlager. Beide Jungfrauen hatten in dieser Nacht einen und denselben Traum, nämlich daß sie vor einem Altare in diesem Thalgrunde beteten. Am andern Morgen zogen beide weiter, doch gelobte Pauline, in dieser Einöde eine Zelle zu erbauen. Sie kamen in ein geringes Dörflein, das aufwärts nach dem Walde zu lag, und „Fischerau" hieß, weil nur die Hütten einiger armen Fischerfamilien dasselbe bildeten. Pauline erfüllte ihr Gelübde, Graf Sizzo schenkte ihr die Ländereien jener Gegend, und so wurde die „Paulinen-Zelle" begründet, welche aber nur so hieß, und keine Zelle, sondern eine herrliche Abtei wurde, erst ein Frauen- dann auch ein Mönchskloster. Ueberaus prachtvoll wurde die Kirche erbaut, und Pauline selbst leitete und beaufsichtigte den Bau, indem sie auf dem nahen Kienberge zu diesem Zwecke für sich ein Wohnhaus hatte aufführen lassen. Jeden Abend kam die Gräfin und trug Geld in

ihrer Schürze, die Arbeiter abzulohnen, und ließ jeden eine Hand voll des Geldes nehmen, wobei sie die Bauleute zum Gebete ermahnte. Stets erfaßte jeder so viel Lohnes als ihm gebührte. Einer aber wollte mehr nehmen, als ihm gebührte, und that daher einen recht kecken und kühnen Griff, und freute sich des. Da er aber das Geld zählte, so hatte er nicht einen Heller mehr, als die andern Arbeiter auch.

359.

Der Lintwurm.

In der Gegend, in welcher sich das neue Münster zur Paulinenzelle erhob, hausete zu der Zeit, als dasselbe erbaut wurde, ein furchtbarer Lintwurm, welcher ringsum Schrecken verbreitete. Sein Aufenthalt war in einer Bergeskluft unterhalb Leutnitz, und als einst Pauline den Rinnegrund heraufreiste, wurde sie von dem Unthier angefallen. Aber Pauline schlug ihm entgegen ein Kreuz, und rief ihren Schutzheiligen um Beistand an. Dieser Schutzheilige war kein anderer als St. Georg, welcher alsbald erschien und den grimmen Wurm erlegte. Das Abbild des letzteren wurde dann zum Andenken an einem der Säulenkapitäle des Hauptportales der Paulinzeller Klosterkirche künstlich in Stein gemeisselt, allwo dasselbe noch heute zu sehen ist.

360.

Die Kirchensäulen.

Damit das Schiff der Klosterkirche von Paulinzelle recht stattlich sich darstelle, und allseits Bewunderung finde,

wollte der Steinmetz, der den Plan zur Kirche entworfen hatte, die Decke der mächtigen Basilika auf lauter Monolithen stützen, welches ein großes und wichtiges Unternehmen war, zu dem sich eine Menge Steinarbeiter und Maurermeister als Gehülfen anboten, um dabei zu lernen. Auf die Bitte ihres Baumeisters betete jedesmal Pauline, sobald eine der Säulen im Steinbruche gehoben wurde, daß dieß ohne Unfall erfolge, und dieß Gebet war so wirksam, daß alle Säulen glücklich gehoben, zur Klosterstätte geschafft, und jede an ihrer Stelle aufgerichtet wurde, bis auf die zwei letzten. Da störte ein Teufelsgespenst die fromme Beterin Pauline in ihrer Andacht, unterbrach und verwirrte sie durch seine schreckliche Erscheinung in ihrem Gebete, und alsobald erfolgte eine Erderschütterung, und die zwei Säulen brachen jede in zwei Stücke. Aber des Steinmetzen Kunst richtete sie dennoch auf und verband sie so gut und so fest, daß sie stete Dauer behielten.

361.

Der betrogene Teufel.

Der Baumeister Paulinzelle's mochte durch das zerbrechen der zwei letzten Tempelsäulen doch im Vertrauen auf die Kraft von Paulina's Gebet etwas wankend geworden sein, und entschloß sich, um seinen Bau rascher zu fördern, mit dem Teufel einen Pakt zu schließen, daß der ihm helfe. Dafür solle der Teufel, wie dieser sich selbst ausbedingte, die erste Seele erhalten, die in die Kirche, nach deren völliger Vollendung, treten würde. Als es nun so weit war, die Kirche fertig, auch im Innern gereinigt und gesäubert war, und das Fest ihrer Einweihung Statt

finden sollte, lauerte der Teufel in Spannung auf das erste eröffnen der Thüre und die hereintretende Seele. Da klinkte es, da ging die Thüre endlich auf, und da trat etwas in den düstern Vorderraum, auf das alsbald der Teufel in Hast zufuhr, und es packte. Gleich erscholl ein lautes Grunzen und Quiken, und der Teufel hatte ein Schwein in den Krallen, mit dem er wüthend empor und durch die Decke fuhr. In dieser blieb dann ein Loch, das nie wieder zugemauert werden konnte. Damals soll der Böse selbst zum erstenmale „Pfui Teufel!" gerufen haben, welcher Ausruf hernach gäng und gäbe geworden.

362.

Der glückliche Einfältige.

Mehrere Knaben schwärmten auf den Schloßhöfen des Greifensteins über Blankenburg spielend umher. Da entdeckten sie an einer Wand des Wallgrabens eine Höhle. Leicht beredeten sie einen ihrer Gefährten, einen halb blödsinnigen Knaben, hineinzukriechen und zu erkunden, was da innen verborgen liege. Er schlüpfte bedächtig hinein, und blieb so lange außen, daß es seinen Kameraden fast angst wurde. Endlich kam er wieder, ganz glücklich und seelenvergnügt, und erzählte, stotternd und stammelnd, von Haufen goldener Pfennige, von goldenen Leuchtern und lauter ähnlichen Kostbarkeiten. — Hast Du denn nichts mitgenommen? — Nä, das wär mir so! geht ihr doch selbst hinein, wenn ihr solches Zeug haben wollt! Alle drangen in die Höhle unter Führung des Dummen, aber sie sahen nichts als Steinbrocken auf dem Boden, und Fledermäuse schwirrten ihnen entgegen, und auf den dummen Knaben schimpfend,

daß er die Gelegenheit nicht benutzt habe, verließen sie furchtsam die Höhle.

363.

Die Kirschkerne.

Als ein Paar Blankenburger Knaben einst auf einem Kirschbaume saßen, der zwischen den Mauern des Greifensteins emporgewachsen war, und sich die saftigen Früchte wohl schmecken ließen, rief ihnen eine Stimme zu: Verachtet das Beste nicht! Aber sie hielten die Stimme für die eines Spaßvogels, spotteten dem Rufe nach, und warfen sich im jugendlichen Uebermuthe mit den Kernen. Als aber einer von ihnen Abends seine Schuhe auszog, fielen mehrere goldene Kirschkerne heraus. Nun gingen alle Knaben wieder auf die Ruine, aber die umhergestreuten Kerne waren verschwunden, und nicht eine einzige Kirsche hing noch am Baume.

364.

Die sieben Prinzessinnen.

In der Kirche zu Blankenburg stehen sieben von Holz geschnitzte Brustbilder von Jungfrauen, mit goldenen Kronen geziert. Das sollen sieben Prinzessinnen sein, die alle ihr Gut der Kirche vermacht haben, und zu dankbarem Andenken darin aufgestellt sind. Wenn man eine von ihrem Platze rückt, so rumort und spukt es so lange in der Kirche, bis man sie wieder dahin setzt, wo sie gestanden.

365.
Die grüne Frau.

Als eines Sonnabends eine Bauerfrau von Kleingölitz dürres Gras und Laub auf dem Burghofe des Greifensteins sammelte, hörte sie unten in der Stadt die Glocken erklingen, die den Sonntag einläuteten. Die heraufzitternden Töne stimmten ihr frommes Gemüth zur Andacht, sie legte den Rechen weg und sprach mit gefaltenen Händen ein leises Gebet. Während sie noch voll Inbrunst betete, trat zu ihr eine Frau und winkte ihr zutraulich. Die Frau aber war grün gekleidet von Kopf bis zu den Füßen. Das Bauerweib folgte ihr ohne Scheu. Sie kamen an ein eisernes Thor. Die grüne Frau öffnete dieses mit einem Schlüssel aus ihrem Schlüsselbunde, ebenso die nächste Thüre und so wohl noch zwanzig Thüren und Pforten. Die letzte führte in einen großen Saal, wo Alles von Golde glänzte. Hier blieb die grüne Frau stehen und lispelte der Bäuerin zu: Nimm Dir, so viel Du willst, aber rühre das Geld nicht an binnen Jahresfrist, und schweige davon wie ein Grab gegen Jedermann. Davon werde ich erlöst, und darf dann nicht mehr unseliglich wandeln! Die Bäuerin raffte ihre Schürze voll, verschloß das Geld in einen Schrank ein ganzes Jahr lang, und wenn ihr auch manchmal die Lust ankam, danach zu sehen, oder es ihrer Frau Gevatterin zu erzählen, so bezwang sie sich doch und blieb verschwiegen wie ein Grab. Dadurch wurde sie sehr reich, und Niemand hat die grüne Frau seitdem wieder gesehen.

366.

Die weiße Frau.

Eine Magd vom Pachthofe zu Watzdorf hatte auf dem sogenannten Gottesacker des alten Schlosses Gras mit der Sichel gemäht. Da wurde es ihr sehr heiß und sie wartete schmerzlich auf das Mittagsessen und einen kühlen Trunk. Als sie vor Ermattung nicht mehr arbeiten konnte, steckte sie ihren Rechen in die Erde, hing ihre Schürze darüber und legte sich in den Schatten, welchen diese warf. Da erschien ihr eine weiße Frau mit blassem Gesicht und langen gelben Haaren und winkte ihr freundlich. Aber der Magd zitterten und bebten alle Glieder vor Furcht, sie wandte sich weg und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Als ihr nun eine andere Magd das Mittagsbrod brachte, war nichts mehr von der weißen Frau zu sehen, und jene schämte sich jetzt ihrer Verzagtheit. Wer weiß, welch einen herrlichen Trunk Weines sie erhalten hätte, oder was sonst für ein Schatz ihr bescheert war.

367.

Heilsberg.

Eine gute halbe Stunde von dem freundlichen Städtchen Remda, seitwärts von der Straße, die von da das romantische Rinnethal hinab nach Rudolstadt führt, liegt, fast rings von sanft abfallenden, fruchtbaren Bergen eingeengt, das Dorf Heilsberg.

Zur Zeit des Heidenthums erhob sich auf dem stolzen Hügel südwestwärts über Heilsberg eine Burg, welche die Hochburg oder Hugoburg genannt wurde; daher heute noch im Munde des Volks Heilsberg gewöhnlich Husch-

berg heißt. Von dieser Burg sind gegenwärtig kaum noch einige ungefügte Steine wahrzunehmen.

Auf seinem Zuge nach Thüringen kam Winfried über die steinige und rauhe Hochfläche, da, wo jetzt Treppendorf liegt, um in das schöne Saalthal hinabzusteigen. Einen ganzen Tag lang hatte er keinen Menschen und keine menschliche Wohnung angetroffen; mit der äußersten Mühe hatte er sich durch das dichte Fichten- und Wachholdergesträuch hindurchgearbeitet, ringsum nach einer Quelle spähend. Aber in dieser Wildniß fand sich nirgend ein Bach, nirgend eine Quelle, gierig hatte der lechzende Boden jeden Tropfen Wassers verschlungen, der vom Himmel auf ihn herabgefallen war.

Da endlich begrüßte ein enges Wiesenthal mitten im üppigen Föhrenwalde den heiligen Wanderer, und durch die düstern Waldhallen erschallten kräftige Hiebe eines Beiles. Aber auch hier leider nur Spuren eines versiegten Wassers. Die Begleiter Winfrieds murrten und schalten, aber der fromme Mann richtete ein brünstiges Gebet zum Herrn, der die Lilien auf dem Felde ernährt. Gehet hin und forschet bei den Männern, die da Holz fällen, wo wir eine Quelle finden! Die Diener gingen und kamen nur um so trauriger zurück. Herr, noch eine Stunde Wegs haben wir zu wandern, da erst werden wir ein Bächlein antreffen. Aber ein guter Mann hat uns den letzten Trunk aus seinem Horne geboten, wir haben ihn für Dich aufbewahrt.

Diese entsagende Liebe der Seinigen ließ Bonifacius frommes Gemüth nicht ungerührt. Freundlich forderte er von dem mitgekommenen Bewohner des Thales das Trinkhorn, und den Blick nach oben gewendet, goß er, ohne

zu trinken, den Inhalt des Hornes auf den trockenen Boden. Und siehe, da sprang eine helle Quelle lebendig hervor, klar und labend, als käme die Fluth aus dem tiefsten Schoos der Erde. Und die Knechte tranken und stillten ihren Durst, und der Mann aus dem Thale staunte und eilte davon, die Kunde seinen Freunden und Bekannten zu bringen. Bald eilten die Thalbewohner erfreut und erstaunt herbei; Winfried predigte ihnen von dem dreieinigen Gott, und taufte sie aus dem neuen Brunnquell, den er ihnen zum Borne des Heils weihte.

368.

Bonifacius-Kirche zu Heilsberg.

Eine andere Sage lautet: Als der heilige Bonifacius mit seinen Gefährten in das Thal unter dem Wiehberg gelangte, ließ er sein Pferd auf dem grünen Rasen weiden; das Pferd hatte einen wunden Fuß, scharrte mit demselben, und da entsprang plötzlich eine Quelle, von deren Wasser der Fuß des Rosses augenblicklich heil wurde. Bald bewährte sich des Heilbrunnens wunderwirkende Kraft auch an siechen Menschen, von nah und fern strömten die Bewohner der Gegend herbei, vernahmen die neue Lehre, welche Bonifacius ihnen verkündigte, ließen sich taufen, und siedelten sich dort an. So entstand das Dorf Heilsberg, wo nun Bonifacius eine Kirche begründete, die nach ihm noch heute den Namen führt, sowie die Gemeinde des Ortes das Bild des thüringischen Apostels in ihr Siegel aufnahm. Lange Zeit waren die Bauern von Heilsberg in Erfurt vorzugsweise zollfrei. An der oberen Kirchthüre zu Heilsberg fand sich ein großes

Hufeisen angenagelt, welches Winfrieds Roß in der Quelle verloren haben soll.

An der Kirchenwand zu Heilsberg fand sich eine Steinschrift von hohem Alter, die niemand lesen konnte und noch bis heute niemand gelesen hat, so viele sich auch mit ihr abgemüht haben. Erfabelt wurde darüber zwar, daß zu der alten Bonifaciuskapelle in Heilsberg einst König Ludwig, Kaiser Karls Sohn, gekommen, hier gebetet und geboten habe, die Kapelle zur Kirche zu erweitern, und soll er das Gotteshaus reichlich begabt haben. Zum Andenken habe er eine Urkunde in Stein hauen lassen. Diese Steinschrift war bis zum Jahre 1816 alldort zu sehen, dann aber wurde sie ausgehoben und nach Weimar gebracht, wo sie in dem Großherzogl. Bibliothekgebäude ihre gesicherte Aufbewahrung gefunden hat. Um diese deutsche Steinschrift entziffern zu lassen, wurde sie einem berühmten Gelehrten, der vortrefflich arabisch, türkisch und persisch verstand, und in Förderung orientalischer Literaturkenntniß namhaftes Verdienst besaß, nach Wien geschickt. Die Lösung fiel völlig willkürlich, hypothetisch und widersinnig aus, man war aber so höflich, zu thun, als könne sie befriedigen, um nicht gegen diplomatische Formen anzustoßen, denn einer der berühmtesten Diplomaten hatte sie beim berühmtesten Orientalisten vermittelt, welcher letztere eben nicht altdeutsch, und auch nicht gothisch oder angelsächsisch verstand. Noch immer ist diese steinerne Räthselnuß zu knacken.

369.

Ein Wunder des heiligen Bonifacius.

Auf der vormaligen Hochburg hauste zu Winfrieds Zeiten ein wilder Insasse, dem sein Ehegenoß ein blindes Töchterlein geboren hatte. Als das Kind zur schönen und sittsamen Jungfrau herangeblüht war, verliebte sich ein Jüngling in sie, und sie liebte ihn wieder. Es war aber dieser Jüngling einer von Bonifacius Neubekehrten. Er sprach mit flammenden Worten die Lehre weiter, die er von dem Heiligen empfangen, aber jener rauhe Mann verlachte ihn und verbot ihm die Wiederkehr in sein Haus, wenn er von dem alten Götterdienst abfallen wolle. Der Jüngling klagte sein Leid dem frommen Gottesmann. Dieser war gern bereit zu helfen, und hieß den Bekehrten Wasser aus der neuen Quelle schöpfen, aus der er selbst und andere die Taufe empfingen, damit solle der Liebende nach einem brünstigen Gebete die Augen der Geliebten bestreichen. Augenblicklich wurde diese Jungfrau auch sehend und warf sich entzückt in die Arme des Lieblings; ihr Vater kam dazu, entbrannte in Zorn, und schon hing seine Schwertklinge drohend über des Jünglings Haupte, als Staunen und freudiger Schreck ihm das Schwert entwanden, da er die Tochter sehend fand. Nun glaubte auch er an die Kraft und an die Lehren des Wundermannes, und bekehrte sich zum Christenthume.

370.

Die Todenschauerin.

Auf dem Schlosse zu Rudolstadt lebte einst eine Prinzessin, welcher die unerfreuliche Gabe verliehen war, bei

Trauerfällen des Herrscherhauses jedesmal statt der wirklichen Leiche, die eben auf dem Paradebette lag, die nächstfolgende darauf gebettet zu erblicken, mithin genau zu wissen, an Wen nun zunächst die Reihe kommen werde. Obgleich die Prinzessin, wie jene hellenische Kassandra, sich ihres prophetischen Blickes nicht freuen konnte, so versäumte sie doch nie, wenn ein Glied ihres Hauses verschieden war, in den Sarg zu schauen. Doch nannte sie, um niemandem den Lebensgenuß zu verbittern, nie das nächstfolgende Todes-Opfer, sie verschloß vielmehr das traurige Geheimniß tief im Innern. Als sie so in wehmüthiger Einsamkeit noch mehrere Verluste erlitten, mußte sie einmal, als die folgende Leiche — sich selbst erkennen. Ruhig blickte sie sich selbst als Leiche an, mit gefaßter Frömmigkeit gab sie ihren letzten Willen kund, und starb in christlicher Ergebenheit, die traurige Begabung mit in das Grab nehmend, die sich Niemand wünschen wird.

371.

Die weiße Prinzessin.

In dem gewölbten Thorwege, der auf den Rudolstädter Schloßhof führt, läßt sich zuweilen eine seltsame Gestalt sehen. Man freut sich nicht auf ihr Erscheinen, denn sie verkündet Trauriges, sowie das Gewimmer der Eulen und das picken der Todtenuhr. Zu mitternächtiger Stunde tritt durch die eiserne Thüre, die in jenem Thorwege sich befindet, eine weiße Gestalt, ohne daß eine Angel sich regt. Marmorbleich ist ihr Gesicht, schneeweiß ihr Gewand, an der rechten Hand trägt sie einen schwarzen Handschuh. Geräuschlos schwebt sie die Stufen herab; ihr Fußtritt

weckt keinen Laut an der wiederhallenden Mauer, nur der lange weiße Schleier bläht sich im Luftzuge. Dann wandelt sie über den Schloßhof, und wenn sie langsam die Gallerie durchwandelt hat, verschwindet sie wieder, wo das Thor mit dem Schlosse zusammenstößt. Die Sage des Volkes will, es sei dieß der Geist einer Prinzessin, Namens Christine, der diesen nächtlichen Umgang dann mache, wann der Tod ein hohes Opfer fordere, wie fast in jedem andern Fürstenhause die Erscheinung einer Ahnenfrau sagenhaft fortlebt. Der fürstlich schwarzburgische Stammbaum zählt mehrere Christinen auf.

372.

Die hohe Warte.

Ueber dem kleinen rings von Bergen umgebenen Städtchen Teichel stand vor Zeiten ein Bergschloß, Hohe Warte geheißen. Darin hatte sich eine Raubrotte festgesetzt, die nannte das Volk vorzugsweise die Bosen oder die Bösen. Diese Burg beherrschte das ganze Thal, und hatte die Aussicht auf Teichel, Amelstädt, wo vor Zeiten ein Nonnenkloster gestanden, und Teichröden herab, und die Räuber hatten namentlich auch in der Judasmühle einen Schlupfwinkel, indem sie da, wo die Bächlein Rinne und Hornitsch zusammenfließen, aus unterirdischen Gängen hervorbrachen, und den Wanderern vielfaches Weh zufügten, ja es soll von der Hohe Warte bis zur Judasmühle ein solcher unterirdischer Gang geführt haben. Diese Räuber waren so kühn und frech, daß sie der Angst des Volkes spotteten, und wenn sie einen Ueberfall ausführten, so thaten sie es mit dem Feldgeschrei: Holla holla huscha! Das Land ist

der Bösen! Da geschah es, daß Kaiser Rudolph nach Erfurt kam, und, wie man von Ilmenau erzählt, einen Zug gegen alle thüringischen Raubburgen thun ließ. Da ward auch, nicht ohne tapfere Gegenwehr, die Hohe Warte gewonnen und zerbrochen. Doch jenes Losungsgeschrei der Räuber, das Holla, holla huscha! klang Jahrhunderte nach im Volksmund jener Gegend, und man hörte es bei allen Gelegenheiten, wo Tanzjubel oder Trunkenheit laut aufjauchzten.

373.

Das Ritterfräulein zu Heilingen.

Auf der jetzt ganz verfallenen Burg zu Heilingen hauste weiland ein alter Ritter mit seiner einzigen Tochter. Nun freite ein benachbarter Ritter um das Fräulein, doch stand er dem Alten nicht als Eidam an. Das hinderte jedoch den jungen Herrn nicht, immer wieder zu kommen, weil er bei dem Fräulein um desto mehr in Gunsten stand. Zornig sprach der Alte einst: Läßt mir der Fant das Gereite nicht, so schieße ich ihn das nächste Mal, wenn er wiederkommt, vom Pferde. Die Tochter versetzte drauf: Vater! thut ihr das, so stürze ich mich vom Söller herunter! Seht wohl zu, was ihr thut! — Was geschah? Der fremde Ritter kam, der Heilinger Herr schoß hin, und Mann und Roß stürzten zusammen. Da stürzte sich auch das Fräulein mit einem Weheruf hinab. Der junge Ritter, dessen Pferd nur getroffen war, stand wieder auf, tod aber blieb das Fräulein und geht seitdem in dem noch übrigen Thurme des Schlosses um, das bald darauf in Trümmer fiel.

Dort hüthet sie die Weinschätze des Burgkellers, in

welchem noch viele gute alte Jahresläufte lagern, und wandelt mit einem Schlüsselbunde umher, und begabt, gleich andern solchen wandelnden Jungfrauen, Musikanten, oder junge Mädchen, die sich in ihrer Einfalt nach Wein hinauf in die öde Trümmer schicken lassen müssen, wie sie einst einer etwas blöden Bauerntochter that, die ihr Vater dorthin entsandte, weil sie in ihrer Unklugheit sagte, sie wisse den Keller. Sie ging und kam zurück und brachte richtig Wein, der schmeckte trefflich und schmeckte nach mehr, und des Bauers Zechgäste hellerten zusammen, daß sie noch einmal gehe. Das Burgfräulein gab der unklugen Maid noch einmal Wein, aber es sagte ihr auch, sie solle nie wagen, wieder zu kommen, der Kuh nütze nicht Muskate, und den Bauerngurgeln gehöre nicht solcher Wein.

374.

Die Silberschaumquelle.

In einer Wüstung bei Heilingen hüthete einst ein junger Schaafhirte, und sahe mit staunen, wie sich vor ihm die Erde aufthat, und aus einer Oeffnung ein weißer Schaum ausquoll, wie Reif, und rings um die Oeffnung sich anlegte. Der Knabe sahe dieser Erscheinung lange zu, wußte aber nicht, was er aus derselben machen sollte, und traute sich auch nicht, den Schaum anzufassen. Höchstens störte er mit einem Stöckchen daran herum. Endlich kam der Abend und der Knabe trieb heim, und erzählte dem Schaafmeister, was er gesehen, zeigte ihm auch das weiße Zeug, das noch immer am Stöckchen fest hing. Es war eitel gediegenes Silber, und der Schaafmeister sprach zu ihm: Schaafe hüthest Du und ein Ochse bist Du!

Hättest Du das Dir bestimmte Weiße abgeschöpft, so wärst Du weise gewesen und reich geworden! — Am andern Tage und alle Tage sah sich der kleine Schaafhirte nach der Silberschaumquelle um, aber sie quoll für ihn nicht wieder.

375.
Das goldene Kegelspiel.

Nahe bei dem Dorfe Weißbach nicht weit von der Saale unterhalb Rudolstadt zeigt man die gemauerte Oeffnung eines uralten Brunnens, und erzählt dabei, daß in dem Brunnen 8 goldne Kegel sammt den dazu gehörigen Kugeln sich befinden. Eine Bande von Musikanten hatte sie in dem alten Schlosse, wozu der Brunnen gehörte, zum Geschenk erhalten, und ihren Werth nicht kennend verächtlich sie da hinein geworfen. Nur einer von ihnen hatte zum Andenken sich einen der Kegel mitgenommen.

Von dem alten Schlosse ist keine Spur mehr zu erblicken.

376.
Der Hirsch mit dem goldenen Geweihe.

Ein Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, sah einst im Traume einen Hirsch erscheinen, der trug ein goldenes Geweihe mit zwanzig seltsam gewundenen Enden, und diesen verfolgend kam er an ein schön geziertes Bauwerk über einem Brunnen, und am Brunnen saß eine wunderschöne, aber traurige Frau, doch als er sich derselben tröstend nahete, schwand sie hinweg und der Fürst erwachte. Einige Zeit darauf sah er aus seinem Schloßfenster hinab in seinen Wildpark und erblickte jenen im Traume ge-

sehenen Hirsch nun in der Wirklichkeit, ließ schnell satteln, schwang sich auf sein Roß und jagte dem Hirsche nach, dessen Spur ihn zu dem im Traume geschauten Brunnen leitete, und an diesem saß auch das wunderschöne traurige Frauenbild. Nachdem er flehend in sie gedrungen war, ihm ihren Kummer zu offenbaren, that sie dieß in süß verschämter Weise, und er erbot sich darauf ganz in ihren ritterlichen Dienst. Bald darauf ward der Kurfürst geladen zu einem prunkenden Hoffeste, bei welchem die hehre Herrin ganz in Goldstoff gekleidet erschien, und mit einer Fülle der köstlichsten Edelsteine prangte, aber nicht that, als bemerke sie ihren heimlichen Ritter, bis das Fest zu Ende war, da berief sie ihn durch ein Zwerglein in den Garten, und empfing ihn unter einem Baume fröhlich und lachend, und begabte ihn mit einem weißen Schleier und einem Handschuh von ihrer Hand, und hieß ihn eine Meerfahrt thun gen Palästina, ihr zu ritterlichen Ehren. Der Kurfürst hatte wol etwas anderes erwartet, fügte sich aber dennoch sauersüß in den Abschied und fuhr über Meer, nicht sonder große Fährlichkeit, auch Krankheit, doch tröstete den Herrn allewege das Andenken an seine Minnehulde, und er küßte statt ihrer selbst doch ihren Schleier und ihren Handschuh, und war nur schade, daß diese werthen Stücke ihn nicht wieder küssen konnten.

Da nun der Fürst heimkehrte zu seiner Schönen, entsandte sie ihn wiederum auf weitere Ritterschaft an Höfe von Königen und von dem Kaiser und verhieß ihn, nach Jahresfrist wieder zu sich zu bescheiden.

Es war aber dieses wundersame Frauenbild kein anderes Wesen, als die große Berg- und Waldfeine, die Trutinne Hulda, die versuchte den edlen Fürsten in ihr Zaubernetz

zu locken, doch soll ihr dieses mit Nichten gelungen sein, wol aber kennt man noch zwischen Jena, Mellingen und Magdala eine Stelle, an welcher jener kunstvoll gezauberte Brunnenpalast stand, und will auch noch zu Zeiten den Hirsch mit dem goldenen Geweihe im Morgen- oder Abenddämmer streifen sehen, bald mit, bald ohne seine dämonische Reiterin.

377.

Der Riesenfinger.

Hoch über Jena erhebt sich der schroffe Hausberg, auf welchem einst stattliche Burgen standen, die den Grafen von Kirchberg gehörten, aber jetzt fast ganz verschwunden sind. Aus früher Zeit klang auf die Nachwelt die Sage, einst habe ein Riesengeschlecht in dieser Gegend gehaust, und ein junger Riese habe sich beigehen lassen, seine Mutter, die ihm zum Zorne gereizt, zu schlagen. Alsbald sei das Haus über ihn zusammengebrochen und habe ihn bedeckt und erschlagen, aus dem Trümmerhaufen sei dann der Hausberg entstanden, dessen Gipfel entrage aber, ein Warnungszeichen für ewige Zeiten, des Riesen Zeigefinger. Dieser Finger ist der Fuchsthurm, die hohe, weit sichtbare Warte des bedeutendsten der Kirchbergischen Schlösser. In diesem Thurme saß einst der große Konrad von Wettin als ein Gefangener Heinrichs des jüngeren, Markgrafen von Meissen, den und dessen Mutter Konrad arg beschimpft hatte, indem er angab, Heinrich sei der Sprößling eines Koches. Und wo saß der Markgraf Konrad? Er saß in einem großen eisernen Käfig als eine rara avis, und der Käfig hing außen am Thurme, und der Vogel wurde dort eine ziemliche Zeit gefüttert, bis Heinrichs Tod ihn erlöste.

Diese Hochwarte, der Fuchsthurm, hat den späteren Namen zunächst von den Studenten Jena's erhalten. Einer der ersten Professoren dieser Hochschule war aus dem Schul-Rectorat zu Naumburg als Lehrer der griechischen Sprache nach Jena berufen worden. Derselbe hieß Brüschmann, und schrieb sich Brysomanus; er trug Sommer und Winter ein mit Fuchspelz verbrämtes Mäntelchen, die Studenten nannten ihn daher Schulfuchs, weil er von der Naumburger Schule gekommen war. Dann nannte man jeden einen Fuchs, der von der Schule ab- und zur Hochschule überging, und trieb mit ihm allerlei Neckereien, die zum Pennalismus ausarteten. Häufig wurde der Burgraum unter dem alten Thurme zum Schauplatz dieser jugendlichen Thorheiten erwählt, und so entstand für den alten Thurm der neue Name, der nun auch schon einige Jahrhunderte überdauert hat.

378.

Die wandelnde Laterne.

Bei Camburg, einer Stadt im Saalthale zwischen Jena und Naumburg, lag vor Zeiten das Cyriakskloster, von diesem sollen Gänge bis unter den Dom zu Naumburg geführt haben. In der herbstlichen Zeit wandelt ein Licht, im Volke als „die Laterne" allgemein bekannt, von der Stätte des Cyriaksklosters über die Saale hinüber, umwandelt drüben einen großen Bogen, und kommt dann wieder zurück. Im nahen Dorfe Leislau lebte einst ein reicher Mann, Vater eines einzigen Sohnes, welcher starke Liebesneigung zu einem Mädchen geringer Herkunft faßte. Der Vater mißbilligte diese Liebe, und fuhr mit dem

Sohne nach Naumburg, wo er ihn zwang, geistlich zu werden. Nach einiger Zeit wurde der junge Cleriker Mönch im Cyriakskloster. Dort seiner Geliebten wieder näher, sann er auf öftere Vereinigung mit dieser, und entdeckte eine Fallthüre, die aus dem Kloster führte, und die er hinter sich wieder verschloß. Mit einer Blendlaterne eilt er die Mönchsschöppe herab, am Saalufer ein kleine Strecke aufwärts, wo er einen Kahn weiß, und fährt zum Clausfelsen hinüber. Dort gelandet, steigt er zum Clausberg hinauf, wandert über die Höhe, und ist glücklich in den Armen seiner Geliebten, aus denen er nach einigen Stunden auf gleichem Wege wieder heimlich in sein Kloster zurückkehrt.

Immer waren dem jungen Mönche diese nächtlichen Wanderungen geglückt, einst aber, bei seiner Rückkehr wollte es das Unglück, daß die schwere Fallthüre wieder zu und ihm die Hand abschlug, in welcher er die Laterne hielt. Man fand ihn am andern Morgen verblutet, tod auf der Treppe des geheimen Ganges, aber die rechte Hand sammt der Laterne war verschwunden. Sie ist es, welche die nächtliche spukhafte Erscheinung nun alljährlich hervorbringt; viele haben sie schon gesehen, und niemand bezweifelt dieselbe.

379.

Der Name von Aue.

Da wo jetzt das kleine Dörfchen Aue, im Meiningischen Amte Camburg gelegen, steht, erblickte man sonst nur eine einfache Kapelle mit einem weit und breit berühmten Marienbilde mit der Inschrift Ave Maria und daneben zwei Gasthäuser, die den zahlreich dorthin wan-

dernden Pilgern zur Herberge dienten. Man nannte die Kapelle mit sammt den beiden Gasthöfen gewöhnlich nur **Ave Maria** von dem Muttergottesbilde oder auch blos **Ave**, und als später die Wallfahrten nach diesem aufhörten und sich mehrere Bauern aus der Umgegend dort ansiedelten, so daß allmählich ein kleines Dorf entstand, wurde der alte Name beibehalten; aber man sprach ihn anders aus, nämlich nicht **Ave**, sondern **Aue** und daher rührt der Ursprung und Name dieses Dorfes.

380.

Der Goldtopf.

In Aue nahm eines Tages ein noch lebender Bauersmann in seinem an das Wohnhaus stoßenden Garten Aepfel ab. Als er beinahe schon fertig war, ging er erst noch einmal in das Haus, um eine längere Stange zu holen. Die reichlich gefüllten Aepfelkörbe aber ließ er im Garten zurück. Unterdeß ging seine Frau in den Garten. Die sieht etwas bei dem großen Apfelbaume gar prächtig schimmern und erkennt sogleich, daß es ein großer Topf voll blinkenden Goldes ist. Freudig erschrocken springt sie in das Haus und ruft ihren Mann, und beide laufen voller Freuden aus allen Kräften zurück. Als sie aber hinkamen an die Stelle, wo der Goldtopf gestanden hatte, war dieser verschwunden. — Warum hatte keines von Beiden zugegriffen? —

381.

Tauschwitz.

In der Nähe der drei Saalburgen lag ein Dörflein, des Namens Tauschwitz, dessen Markung aber Wüstung

geworden, und dessen Stätte kaum noch gekannt ist. Es soll seines Namens Entstehung einem Tausche verdankt haben, der zwischen dem Thüringer Landgrafen Ludwig, später der Springer benannt, und einem Ritter Hermann von Krainburg Statt fand. Ritter Hermann, den der Landgraf sehr hoch schätzte, und ihn als Freund sehr werth hielt, besaß einen wunderschönen Zelter. Einst geschah es, daß der Landgraf und der Ritter mit einander in dieser Gegend jagten, und da lobte der Landgraf Ritter Hermanns Roß über die Maßen, und fragte ihn, ob ihm der schöne Zelter nicht feil sei? Alsbald sprang der Ritter von seinem Roß herab und sprach: Das Pferd ist Dein, Herr! Nimm es an als ein Geschenk! — Nein! erwiederte der Landgraf Ludwig: als Geschenk nehme ich Dein Pferd nicht, aber — tauschen wir? Gieb mir das Deine, ich gebe Dir das meine! — Gern war Ritter Hermann von Krainburg diesen Tausch zufrieden. Das weiße Roß aber, das der Landgraf eintauschte, war der treue Schwan, der den Springer aufnahm, als er vom Giebichenstein herab in die Saale sprang, und ihn dann auf einem Eilritte bis gen Sangerhausen trug.

382.

Der Merseburger Rabe.

Beim Dome zu Merseburg wird beständig ein lebendiger Rabe gehalten. Einen solchen Raben hielt zu seinem Vergnügen Thilo von Trotha, Bischof von Merseburg. Der Rabe stahl nach Rabenart, und schleppte auch einen kostbaren Goldring des Bischofs mit edlem Stein in sein nahes Nest auf dem Schloßthurm. Der Bischof,

ein jähzorniger Herr, hatte seinen Kammerknecht im Verdachte des Diebstahls, ließ diesen, da er läugnete, foltern, und da er durch die Folter gezwungen, endlich gestand, hinrichten. Der arme alte Diener hob flehend seine Arme gen Himmel und rief Gott an, seine Unschuld zu offenbaren. Bald nach Vollziehung des grausamen Urtheils warf ein Wind das Rabennest vom Thurme, da fand sich neben vielen glänzenden Kleinodien und auch Tand des Bischofs Ring. Darauf erfaßte den Bischof tiefe Reue. Er änderte sein Wappen, und setzte einen Raben mit dem Ring im Schnabel in das Schild und auf den Helm, auf letzteren daneben noch zwei zum Himmel erhobene Arme und Hände; dann machte er eine Stiftung, daß fort und fort ein lebender Rabe solle gehalten werden, ihn und seine Nachfolger an die Unglücksthat zu erinnern — und überall wurde das neue Wappen angebracht, selbst auf des Bischofs ehernem prächtigem Grabmahl — und ein Rabe wird noch immer gehalten.

383.

Die Frau von der Weißenburg.

In zweifacher Weise deutet die Gegend um Naumburg wieder nach der romantischen Frühe der Thüringer Landgrafenzeit hin, und will ein Sagenwanderer, statt der Saale ferner zu folgen, lieber der in diese dort einfließenden Unstrut entgegenziehen, so betritt er einen Boden, über den noch immer ein Klageton um das einst so reiche und große, und dann für immerdar in Trümmern geschlagene Königreich Thüringen hinzittert.

Ludwig, der zweite Graf von Thüringen, des Bärti-

gen Sohn, hatte seinen Länderbesitz durch Ankauf der Herrschaft Sangerhausen, in der güldenen Aue, gemehrt, und eine Frau genommen, deren Stolz und Hoffarth ihm so unerträglich war, daß er sich ihrer bald wieder abthat. Nun wieder ehelos geworden, zog der Graf umher, gastete da und gastete dort, und so war er einst auch bei Mezelin, einem Grafen zu Nebra, der ein reiches Gastmahl gab, und auch den Pfalzgrafen Friedrich von Sachsen, der auf der ohnfernen Weißenburg beim Dorfe Scheiplitz wohnte, sammt dessen Ehegemahl, eingeladen hatte. Diese Frau, Adelheid geheißen, war über alle Maaßen schön und Graf Ludwig wurde in heller Minne zu ihr entzündet, tanzte viel mit ihr, und gewann ihr das Herz ab. Später besuchte Ludwig die Pfalzgräfin bei ihres Mannes Abwesenheit, und da wurde ein sehr untreuer Rath ausgesonnen, und bald darauf auch in solcher Weise ausgeführt, daß, als der Pfalzgraf im Bade saß, Graf Ludwig so nahe auf seinem Gebiete jagte, daß der erstere dessen Horn erschallen hörte, und als er erzürnt fragte, wer der kühne Jäger sei, so nannte Frau Adelheid des Grafen Namen und trieb den Gemahl an, solchen Schimpf nicht zu dulden. Da warf der Pfalzgraf über sein Badehemde nur einen Mantel, und schwang sich auf ein Roß, und jagte Ludwig nach und schalt ihn heftig, mochte wohl auch außer der nächsten Ursache deren mehr zu Groll und Grimm im Herzen haben. Ludwig aber drehte sich um und durchrannte den Pfalzgrafen mit seinem Jagdspieß, daß er gleich tod vom Rosse fiel.

Lange hat hernachmals an jener Stelle ein Denkstein dieser That gestanden, und noch länger ist ein Lied auf dieselbe im Munde des Volkes gewesen. Graf Ludwig

aber freite die schöne Pfalzgräfin Adelheid, welche nun die Stammmutter aller nachfolgenden Landgrafen von Thüringen wurde, und erbaute das Städtlein Freiburg an der Unstrut und über demselben die Bergfeste Neuenburg, wie derselbe auch das alte zerstörte Eisenach wieder erneute und die Wartburg erbaute.

384.

Der Sprung vom Giebichenstein.

Obgleich Graf Ludwig mit der neu gewonnenen Gemahlin Adelheid, der vormaligen Pfalzgräfin von Sachsen, einer geborenen Markgräfin von Stade, sehr glücklich lebte, so war er doch von den Verwandten des getödteten Pfalzgrafen bei Kaiser und Reich hart verklagt; indessen hatte Kaiser Konrad, der Salier, der schon seines Vaters, des Bärtigen Landgrafen, Freund und Verwandter gewesen, auch Graf Ludwig den Sohn immerdar zu schützen gesucht; als aber Kaiser Konrad gestorben war, und sein schon bei des Kaisers Lebzeiten zum römischen Könige gewählter Sohn, Heinrich, als der dritte Kaiser dieses Namens, die Krone des deutschen Reiches auf seinem Haupte trug, der ohnedieß mit Sachsen und Thüringern im Kriege begriffen war — so gab es für den angeklagten Grafen Ludwig kaum noch eine Zuflucht, und endlich wurde er eingefangen, und auf die feste Burg Giebichenstein, nahe bei Halle, gesetzt, und allda in sicherm Gewahrsam gehalten. Und da der Kaiser außer Landes umfuhr, so dauerte die Haft des Grafen, ohne daß an Fällung eines richterlichen Schiedspruches zu denken war, sehr lange, schon fast drei Jahre, und der Gefangene

sehnte sich sehr nach der Frau, wie nach der Freiheit. Sechs Ritter mußten den Grafen tagtäglich bewachen, und es drang zu ihm die Kunde, er solle ob seines Pfalzgrafenmordes hingerichtet werden. Da stellete er sich krank, bestellte sein Seelgeräthe und sein Haus, sandte durch einen erbetenen Schreiber seiner Gemahlin Botschaft, machte sein Testament, zog sein Sterbehemde an, und hüllte sich, da er starken Frost klagte, in viele Mäntel, und war so matt, daß er an einem Stabe ging, und ächzte, und legte sich in das offene Bogenfenster seines Thurmgemaches, das steil über der Saale hing, und sonnte und sömmerte sich, während seine Wächter sich mit dem Bretspiel die Langeweile solcher Gefangenwacht vertrieben. Und wie der Graf sahe, daß ausgeführt ward, was er heimlich befohlen, daß sein Diener unten am Saalstrome hielt und sein weißes Leibroß, der Schwan genannt, gleichsam wie zur Schwemme, in die Saale ritt, auch zwei Fischernachen auf dem Strome fuhren, da wünschte er seinen Wächtern alles Liebes und Gutes, schnellte sich aus dem offenen Thurmfenster auf den Vorsprung der Felsklippe, schrie: Jungfrau Maria, hilf Deinem Knechte! und sprang von der Klippe in den damals dicht unter ihr vorbeiziehenden Saalstrom; die Mäntel schirmten ihn im Fall, er fiel nicht hart in das Wasser, die Nachen waren zu seiner Hülfe zur Stelle, dann bestieg Ludwig den Schwan, gelobte dem heiligen Ulrich zu Sangerhausen, wohin er den eiligen Fluchtritt lenkte, eine schöne Kirche, und kam glücklich und wohlbehalten alldorten an, während seine bestürzten Wächter auf Burg Giebichenstein im recht eigentlichen Sinne des Wortes „das Nachsehen" hatten.

385.

Die Saalnixen.

Die Stadt Halle an der Saale, in deren Nähe die Trümmer des alten Bergschlosses Giebichenstein noch immer die Gegend schmückt, ist von Alters her berühmt durch ihre reichen Salzquellen, und der dicht an ihr vorbeifließende Saalstrom ist von einer Nixe bewohnt, oder von mehreren. Allgemein geht die Sage, daß auch dort die Saale, wie zu Jena, alljährlich ein Menschenleben zum Opfer fordere, sicherlich Nachhall der Erinnerung an Menschenopfer, die in der Heidenzeit den Gottheiten der Elemente dargebracht wurden. Auch dort die so weit verbreitete Sage von einer Wehmutter, welche bei nächtlicher Weile ein Nichus, daraus später das Wort Nichs, Nix, sich gebildet hat, abrief und abholte, um einer Wöchnerin beizustehen, die unter das Bette der Saale geführt ward, dort ein Nixenweiblein entband, und von demselben gewarnt wurde, von ihrem Manne irgend eine Gabe anzunehmen, vielmehr die schutzkräftigen Kräuter Dosten und Dorant, die jene schon zur Abwehr gegen teuflischen und dämonischen Zauber bei sich trug, wol in Händen zu halten und zu bewahren. Der alte böse Nichus versuchte die Wehmutter auf dem Rückwege mit allerhand, er bot ihr Brod, Geld, Linnen — die Wehmutter wieß alles zurück, und so mußte der Nichus sie wohlbehalten wieder nach Hause zurück geleiten, was ihm bei seinem tückischen Wesen außerordentlich ärgerlich war.

386.

Der Kaiser Friedrich.

Kaum ist, neben der Wartburg, ein thüringisches Bergschloß mehr und schöner von der Sage des Volkes gefei-

ert, als die Burg Kiphausen oder Kifhausen, ja selbst die deutsche Mythe schmückt diesen wundersamen Bergscheitel und seine Umgebung, und erhebt ihn zu einem ihrer Träger, zu einer der weitvoneinander gelegenen Säulen ihres großen Tempels, die durch ganz Thüringen vereinzelt stehen. Wilde Heerzugsage, Zwergsage, Rittersage, Bergwerks- und Venezianersage, alle sind hier vereinzelt zu finden,[1] und zwar wundersam durcheinander gemischt. In den Vorgrund aller aber tritt die Sage von dem in den Schoos des alten Bergschlosses verzauberten Kaiser. Das war Friedrich I., zubenamt der Rothbart, der war vom Papst in den Bann gethan, und las kein Priester mehr ihm die Messe, und that sich keine Pforte einer Kirche oder Kapelle vor ihm auf, so gewaltig war zu seiner Zeit die geistliche Macht, und wäre derselben auch nichts lieber, als wiederum so gewaltig zu werden. Da mochte der Kaiser Friedrich nicht mehr auf der Welt sein, und legte ein Gewand an, das ihm aus dem Lande India verehrt worden, nahm ein Fläschchen mit duftendem Wasser zu sich, bestieg sein Lieblingsroß, und ritt in einen dunkeln tiefen Wald, und es folgten ihm nur wenige seiner getreuen Wappner. Im Walde drehte Kaiser Friedrich ein Wunschringlein, das er am Finger trug, und wünschte sich weg von der Welt, und entschwand dem Angesichte der seinen, und ward nie wieder gesehen. Nach anderer Sage aber habe er seine Wappner und auch seine Tochter und deren Hoffräulein, auch manchen Gezwerg allzumal mit hinab gewünscht in einen Berg, und das sei der Kiphäuser, wiewol auch Berge anderer Länder als der Sitz des unterirdischen Kaiserhofhaltes genannt werden, so der Untersberg bei Salzburg in Oesterreich, ein Berg bei Kaiserslautern und

noch andere. — Schon in frühen Zeiten nach des Kaisers verschwinden sagten alte Leute, Kaiser Friedrich lasse sich zu Zeiten sehen, als ein Waller oder Pilgrim, etwa wie der ewige Jude, oder es seien einzelne Menschen von Gezwergen in den Schooß der unterirdischen Kaiserburg hinabgeführt worden, die haben den Kaiser im Halbschlummer träumend nicken sehen, an einem Steintisch sitzend, um dessen Fuß sein rother Bart schon zweimal herumgewachsen. Und der Kaiser habe selbst gesagt, er harre einer Zeit: wann sein rother Bart zum drittenmale um den Stein reiche, und die Raben nicht mehr um die graue Warte der Kaiserburg fliegen würden, da wolle er aufstehen und wiederkehren, und aufs neue gewaltig werden. Des deutschen Reiches versunkene Herrlichkeit wolle er dann glorreich erneuern, — er wolle das thun, daß andere es machen sollten, irgendwo, das hat er nicht gesagt — er wolle das heilige Grab aus Heidenhand befreien, die Uebermacht der Pfaffheit störend brechen, und nach einer großen Siegesschlacht seinen Schild hangen an den Ast eines dürren Birnbaumes, der dann wieder üppig grünen solle. Er wolle das Reich an Frieden reich machen, treu seinem Namen, für alle gleiches Recht erstreiten. Und gar oft, so ging die fernere Sage, habe der alte Kaiser, wenn jemand von der Oberwelt ihm genahet, gefragt, ob die Raben noch um den Thurm fliegen? und wenn, wie immer, die Antwort lautete: Ja, sie fliegen noch, so habe er seufzend geantwortet: So muß ich aber hundert Jahre schlafen! — und sei alsbald wieder in seinen Zauberschlummer versunken. Das Volk aber harrte von einem Jahrhundert zum andern treugläubig auf des alten Heldenkaisers Wiederkehr, und gab der grauen, rabenumflogenen

und sturmumbrausten Warte seinen Namen: Kaiser Friedrich.

387.

Der Hofhalt im Kiphäuser.

Des Volkes Glaube übertrug das, was es von der Verzauberung Kaiser Friedrich I., des Barbarossa, in seiner Seele festhielt, auch auf Kaiser Friedrich II., bildete mehr und mehr die Märe über beide aus, und hier war es nun, wo es uralt überkommenes Mythenthum mit seiner eigenen Anschauung und neuer Sage verschmolz. Die deutsch-nordische Sage vom Wode und seinem wüthigen Heere hatte sich im Braunschweiger Lande verjüngt und in der Person eines Oberjägermeisters Hans von Hackelnberg einen wilden Jäger gefunden; in der dem Kiphäuser ganz nahe gelegenen Grafschaft Stolberg ist außerordentlich viel vom wilden Jäger die Rede, bald ist's der Hackelnberg, bald nennt man ihn ohne einen besonderen Namen. Er jagt, von vielen Dachshunden begleitet — an verschiedenen Orten hat er verfaulte Pferdelenden aus der Luft herabgeworfen, auf dem „Rübelande" jagt er „Frauen" aus dem Holze*), wie er im Voigtlande die Moosweibel, auf dem Riesengebirge die Rüttelweiber, im bayerischen und österreichischen Hochgebirge die seligen Fräulein jagt. Des Hackelnbergs Begleiterin läßt die Harzsage die blärrende Nonne Tutosel sein, auch sie ist nur Verjüngung der Frau Holle. In der Grafschaft Stolberg aber ist letztere, wenn auch unter verwandeltem Namen,

*) Vergl. Dr. H. Pröhles sehr verdienstliche Sammlung: Unterharzische Sagen.

in ihr Recht theils als wilde Heerzugführerin oder Begleiterin, theils als dämonische Spinnefrau eingesetzt, sie heißt dort „die Wulle", „die Fru Rolle", „Fru Holle"; um Ilsenburg aber „Fru Friën" (Nachhall von Freia), und geht auf die Freite. „Fru Frèe mit dem groten Dume" heißt sie in einem Kindermärchen jener Gegend, und es kann gar nicht fehlen, daß sie sammt dem Heereszuge auch über das Kiphäuser-Gebirge schwebte. Aber da hat die stets verjüngende Sage sie neu verwandelt, da ist sie des Barbarossa schöne Tochter oder Richte, die mitverzauberte Prinzessin, welche gefolgt von ihren Hoffräulein auf weißen Pferden Nachts über das Gebirge schwebt. Aber auch bei diesen hat es die Sage nicht bewenden lassen, sondern stets bemüht, alte Ueberlieferungen umzugestalten, läßt sie Raubritter auf Burg Kiphausen wohnen, welche sich Fräulein rauben, und mit diesen auf die Jagd reiten. Diese sieht man noch in hellen Nächten auf schneeweißen Pferden über den Berg reiten, aber es ist nicht gut, ihnen zu begegnen.

388.

Bergentrückungen in den Kiphäuser.

Zu dem sich selbst in den Schooß des Kiphäusers verwünscht habenden Kaiser Friedrich wurden nicht selten Bewohner der Oberwelt zeitweilig, länger oder kürzer, entrückt. Die Sagen davon sind nächst den mythischen die ältesten der Kiphäusersagen. Ein junger Schäfer hüthete auf der Höhe der Burgtrümmer seine Heerde, gedachte des alten Kaisers mit Wehmuth, und spielte ihm auf seiner Schalmeie ein höfisches Liedlein auf. Da hob sich aus Gebüsch und Felsklippen ein greises Haupt mit Ehrfurcht

einflößenden Zügen und fragte: Sprich Knabe, wem hast Du mit Deinem Schalmeienstücklein zu Ehren hofiret? — Das hab' ich Kaiser Friedrichen zu Ehren gethan! antwortete der Schäferknabe. So folge mir, auf daß Dein Lohn dafür Dir werde von dem Herrn! sprach die Greisengestalt, und nicht ohne Zagen folgte ihr der Hirte nach. Der Weg führte bald viele Stufen tief hinab, endlich sprang drunten dröhnend eine metallene Thür auf, und der Knabe trat in eine Halle voll reicher Schätze an Gold, edlen Steinen und Waffen, und eine Schaar Wappner stand da in voller Rüstung, die neigten sich vor dem Greise, und nun nahm der Knabe mit Schauer war, daß der Rothbart selbst sein Führer gewesen. Der aber sprach zu den Rittern: Dieser Knabe hat Uns geehret. — Und dann zeigte der Kaiser dem Hirten allen Glanz und alle Pracht der Halle, und allen Reichthum, und fragte ihn: Welchen Lohn begehrst Du? — Keinen! antwortete der Knabe. Da brach der alte Kaiser von einem goldenen Handfaß einen Fuß ab, und sprach zum Knaben: Nimm das und gehe, und sage droben, daß uns der Herr erlösen wird aus diesem Banne wann die Zeit sich erfüllet, und dann soll das deutsche Reich frei werden und das heilige Grab erlöst aus des Türken Hand. — Der Knabe kam aus dem Berge und wußte nicht wie.

Ein anderes Mal hatte ein anderer Hirte seine Schaafheerde weit herauf an den alten Kaiser Friedrichsthurm getrieben, und pfiff sich auch ein fröhliches Stücklein auf seiner Schallmeie, daß es weithin schallte; da stand plötzlich ein Zwergmännlein vor ihm und fragte ihn, ob er wol Lust trage, ihm zu folgen in die unterirdische Burg, und dem verzauberten Kaiser auch solch ein hübsches Stück-

lein vorzublasen? Dazu war der Schäfer gar willig und folgte dem Zwerge durch das Mauergeklüft, kam auch mit ihm in eine weite Halle, und sah den alten Barbarossa am runden Steintisch schlummernd und mit den Augen zwinkernd sitzen, und hörte denselben fragen: Fliegen die Raben noch um den Berg? Und da der Schäfer diese Frage bejahte, so seufzte der Kaiser tief und schwer, und gab die schon erwähnte Antwort. Hierauf wurde der Schäfer durch den Zwerg wieder zur Oberfläche geführt, nachdem er sein Liedlein gespielt, ohne etwas dafür zu erhalten. Wie er aber nach seiner kleinen Heerde sah, so erstaunte er, denn es waren hundert Stück über die Zahl, die nun alle sein Eigenthum waren und ihn reich machten.

Hier, bei diesen beiden in den Berg Entrückten währte die Zeit der Entrückung nur eine kurze Frist, bei andern erstreckte sie sich weiter. Ein Ziegenhirte aus Sittendorf trieb auch gern seine Heerde ganz hoch hinauf in die Thurmnähe, und nahm wahr, daß eine seiner Ziegen sich stets von der Heerde verlor und zuletzt nachkam, wenn er schon hinweg war und heimwärts trieb. Da beobachtete der Hirte die Ziege und fand, daß sie durch eine Mauerspalte verschwand, und als er dieß sah, zwängte er sich ebenfalls hindurch und hinab. Drunten stand die Ziege in einem Gewölbe und fraß begierig Haferkörner, die von der Wölbung der Decke herab rieselten, auch hörte der Hirte über sich Stampfen und Wiehern von Pferden, und merkte wol, daß er unter einem Pferdestalle stehe, verwunderte sich aber bloß, woher hier die Pferde und der frische Hafer kommen sollten? Gleich darauf erschien ein Knappe, der winkte dem Hirten, ihm zu folgen und führte ihn über einen ummauerten Hof. An diesem Orte erblickte der

Ziegenhirte 12 Ritter beim Kegelspiele, wie jener auf dem großen Hermannsberge im Thüringerwalde, und der Knappe bedeutete ihn, den Spielenden die Kegel aufzusetzen, was auch der Hirte, Peter Klaus war sein Name, that, und sich aus einer Kanne voll Weines stärkte, die nicht leer wurde, er mochte trinken, so viel er wollte. Und als das Spiel vorüber war, hatte der Peter Klaus sich so mächtiglich gestärkt, daß er eingeschlafen war. Endlich wachte Peter Klaus auf, und fand sich außerhalb auf der Trümmerstätte liegen, da war das Gras höher denn sonst, und kleine Sträuchlein waren Bäume geworden. Peter Klaus pfiff seinem Hunde, aber es kam kein Hund. Er sprang auf vom Boden und sah nach seiner Heerde, aber es war keine Heerde da. Nun stieg er hinab nach Sittendorf, wo ihm bald Leute begegneten, die er aber nicht kannte, und sie schienen ihn auch nicht zu kennen, denn er sah nichts weniger als jung und anständig aus, und hatte einen Bart wie der ewige Jude. Er kam sich vor wie verhext, und ging auf das Hirtenhaus zu, dort saß ein Hirtenknabe vor der Thüre, der ihn nicht kannte, und ein alter, magerer, knurrender Hund. Leute umdrängten ihn, er fragte nach alten Bekannten, — die waren längst gestorben oder weggezogen. Endlich erblickte er ein junges Weib mit ein paar Kindern und da stellte sich heraus, daß das seine Tochter war und ihre Kinder seine Enkel, und daß er, der Peter Klaus vor zwanzig Jahren zum letztenmale die Heerde auf den Kiphäuser getrieben habe und seitdem nicht wieder gekommen sei.

389.

Das alte Brautpaar.

Ein Beispiel noch längerer Bergentrückung that sich kund an einem jungen Brautpaare aus Tilleda, das Hochzeit feiern wollte, aber nicht einmal so viele Geräthschaften besaß, um einigen geladenen Gästen das Essen auftischen zu können. Da sprach der Vater der Braut halb im Scherz zu den Brautleuten: Ei geht doch hinauf auf den Kiphäuser und borgt euch was von der verzauberten Prinzessin. Und die jungen Leute gingen wirklich hinauf und oben trafen sie auch schon die Prinzessin an, als habe sie ihrer geharrt; sie winkte beiden, ihr in den Berg zu folgen. Da bekamen sie so viel Gutes an Essen und Trinken vorgesetzt, daß das reichste Hochzeitmahl in Tilleda nicht stattlicher hätte ausgerichtet werden können, und wurden beladen mit so viel Hausrath, daß sie ordentlich schwer davon zu tragen hatten, als sie frohen Herzens den Berg verließen, und wieder herunter nach Tilleda stiegen. Aber gar seltsam erging es ihnen da. Der Ort war ganz verändert, so daß sie meinten, sich in ein fremdes Dorf verirrt zu haben. Das Häuschen des Brautvaters stand nicht mehr, an seine Stelle war ein großes Oekonomiegutshaus erbaut. Die Leute hatten ganz andere Tracht, und staunten sie ob ihrer seltsam uraltmodischen Tracht an. Da kam auch der Geistliche des Ortes und sprach liebreich mit ihnen, und fragte sie, woher sie denn kämen? Das Brautpaar sagte ihm, daß es ja erst heute Nachmittage hinauf zum alten Friedrich spatzieren gegangen, und wüßten nicht, warum alles in Tilleda so anders wäre und lauter fremde Menschen? — Der Pfarrer hieß beide mit ihm gehen, und schlug nach im Kirchenbuche, und da stand

es, daß vor 200 Jahren ein junges Brautpaar hinauf auf den Kiphäuser gegangen und niemals zurückgekehrt. Da weinten die so alt Gewordenen und ließen sich vom Pfarrer einsegnen, und suchten den Kirchhof auf, wo ihre Verwandtschaft von 200 Jahren ruhte, und blieben dort allein, denn das junge Geschlecht scheute sich vor den beiden Alten, und nach drei Tagen fanden sich auf dem Kirchhofe die Leiber und Gewande beider in Asche zerfallen.

390.

Der Schmied von Jüterbogk.

Jener Schaar, welche die Sage selbst zu Kaiser Friedrichen hinabgewünscht und hinabgerückt hat in den Schoos des Kiphäuserberges, bestehend aus der Prinzessin und ihren Fräulein, nächtlichen Schimmelreiterinnen, zum Theil auch Wunderblumen-, Schätze-, und vornehmlich Flachsknottenhütherinnen, (wo der Flachssame immer wieder auf die urgermanische Holle und ihren Dienst deutet) — aus Zwergen, theils zum Hofgesinde des Barbarossa gehörig, vornehmlich aber Bergwichtel, Bergmännlein, aus Rittern, die gleich den Riesen der Ur-Sagen Kegel schieben, aus Mönchen endlich, die späterer Zeit entstammen, in welcher auf dem Berge eine Wallfahrtkapelle stand — gehört auch eine vereinzelte Gestalt, wie im Hörseelenberge der getreue Eckart, das ist der Schmied von Jüterbogk, von dem ein Kindermärchen ausführliches erzählt. St. Petrus, der heilige Apostel, erlaubte diesem wackern Schmied, der Kaiser Friedrichs Rüstmeister war, drei Wünsche, welche dieser

auch that, so daß er Macht gewann über Tod und Teufel, und ein nie versiegendes Lebenselixir in Gestalt eines guten Bittern — aber eins hatte nur der Schmied vergessen zu wünschen, nämlich: die ewige Seligkeit. Daher blieb ihm der Himmel verschlossen, und als er in die Hölle wollte, riegelte der Teufel ihm diese vor der Nase zu, denn der Schmied hatte dem Teufel einmal so arg mitgespielt, daß derselbe sich grausam vor ihm fürchtete, und ließ ihn daher durchaus nicht in sein Reich. Auf der Erde gefiel es aber dem Schmied von Jüterbogk auch nicht mehr, und so wünschte er sich hinab zu Kaiser Friedrichen in den Kiphäuser und beschlägt nun drunten die Pferde der Prinzessin und der Fräulein, und der Ritter mit goldenen Hufeisen.

Daß auf dem Kiphäuser die Sage ihre Glücks- und Wunderblumen nicht selten blühen läßt, liegt im ganzen Wesen des mythischen Zaubers, der den Berg, ja das ganze kleine Kiphäusergebirge umfließt, doch sind diese Sagen allbekannt.

391.

Bergschätze im Kiphäuser.

Von Schätzen, großen und reichen, im Schooße des Kiphäusers ist der Sagenmund seiner ganzen Umgegend noch immer voll. Auch in diese Kunden, abgesehen von denen über den Reichthum, der den alten Barbarossa in seiner unterirdischen Halle umgiebt, mischt sich Altüberkommenes und das, was an ähnlichen Sagenbergen sich wiederholt. Auch hier ein Ritterkeller, aus welchem ein Mägdlein guten Wein holt, gleich jener Dirne an

dem großen Hermannsberge; einen Wein, der köstlich schmeckte. Da der ganz herunter gekommene Schänkwirth des Ortes von diesem Ritterwein hörte, und von den wiederholten Gängen des hinauf gesandten Mägdleins, schlich er nach, allein für diesen Vorwitz wurde ihm sehr übel durch allerlei Geisterspuk, der sich rings um ihn erhob, mitgespielt. Endlich kam ein grauer Bergmönch, der schleppte den zum Tode bereiten Mann eine Treppe empor, legte ihn an einer Mauerwand nieder, steckte ihm ein Stück Geld in die Hand, und verschwand. Aechzend schleppte sich der Schänkwirth nach Hause, mußte sich gleich legen, und war nach drei Tagen eine Leiche. Das Geld des Mönchs reichte just hin zu den Kosten der Beerdigung des Vorwitzigen.

Daß die Sage Mönche auf den Kiphäuser bringt, kommt von der berühmten Wallfahrt, die einst zu einer Kapelle und zu einem hölzernen Kreuze in derselben Statt fand, welche Kapelle Graf Heinrich XXIII. von Schwarzburg erbaut und mit vielem Ablaß hatte begeben lassen. Als Wallfahrt und Kapelle in Folge der Reformation eingegangen waren, verbreiteten sich erst recht die Nachrichten von Schätzen, die da droben vergraben sein sollten, und es kamen Venetianer, Bergleute, Kurgänger und Schatzgräber zu Hauf, um diese vergrabenen Schätze zu heben, oder auch um die Erze im Bergesschooße aufzufinden und abzubauen. Ein Bergmann fand auf dem Kiphäuser einen Mönch sitzen, hart am alten Thurme, der in einem Buche las und ihn dann in den Berg führte, wo sie in lange Gänge kamen, die mittels der Springwurzel, welche der Mönch in der Hand hielt, ihre verschlossenen Thüren öffneten. Zuletzt kamen beide an

eine silberne Thüre, an welche der Mönch dreimal klopfte, worauf auch diese alsbald aufsprang, und der Bergmann den alten Barbarossa sitzen sah, mit seinem durch den Steintisch gewachsenen Barte, der bis zu den Füßen hinabreichte. Der Bergmann empfing von dem Mönche zwei Stangen eines unbekannten Metalls, die lange in des ersteren Familie aufbehalten blieben.

392.

Das Rathsfeld und die Rothenburg.

Wenn man vom Kiphäusergipfel nordwärts schreitet, in der Richtung nach der Rothenburg zu, dann aber sich links hält, so kommt man auf eine Fläche, auf der eine Art Jagdschloß steht, das ist das Rathsfeld. Auf dem Rathsfelde soll der dürre Birnbaum stehen, der wieder grünen wird, wann dereinst der alte Kaiser Friedrich aufsteht und aus dem Bergesschooße hervortritt, und an diesen Birnbaum wird er seinen Schild hängen, wenn er die große Siegesschlacht geschlagen hat.

Der gerade Weg vom Kiphäuserthurme führt nach der tiefer liegenden Rothenburg, einst ein stattliches Schloß, schon im 11. Jahrhundert von Grafen von Beichlingen erbaut. In den Trümmern dieser Burg fand man das unförmliche Erzgebilde in Gestalt eines pußstenden Knaben, welches man Püsterich genannt und über welches man erstaunlich viel geschrieben hat. Dieses alte Zeugniß von der Erzgießekunst der frühen Vorfahren hat man lange Zeit für ein deutsches oder slavisches Götzenbild gehalten. Ein deutsches war dasselbe auf keinen Fall, denn die Germanen hatten keine sogenannten Götzen, und folglich auch

kein Götzenbild, und daß das alte Metallgeräthe slavischen Ursprungs, kann durch nichts bewießen werden. Mit großer Leichtgläubigkeit aber haben deutsche Gelehrte diesem Püstrich in sogenannten deutschen Mythologien eine Stelle als thüringischen Feuergott angewießen.

Vom Rathsfelde und von der Rothenburg geht manche Spuksage. Wildsauen wurden in nächtlicher Weile zahlreich erblickt, die ein Mägdlein lockte, allein wenn ein Jäger nach einer dieser Sauen schoß, zerflossen alle in Luft. Auch an Schätzesagen ist die Rothenburg reich, fast so reich wie die Kiphäuser Burgtrümmer.

393.

Der braune Bühel.

In der Gegend zwischen Nordhausen und dem Eichsfelde, nach Duderstadt zu, begegnet wieder die Riesensage. Dort hebt sich aus der Flur ein zuckerhutförmiger Hügel, einer künstlichen Pyramide gleich, welcher vom Volke der „brune Budel", soll braune Bühel heißen, genannt wird. Bühel ist Hügel, wenn auch just kein spitzer. Die vornehmen Leute nennen ihn den Riesenhügel. Einst stand auf den Höhen über der „Goldenen Mark", so heißt die Gegend, in welcher Duderstadt liegt, ein Riese, und das ganze Eichsfeld gefiel ihm sehr wohl, nur drückte ihn etwas im Schuh, was ihm nicht gefiel, da zog er den Schuh aus, und schüttete das drückende, was darin lag, hinab, da war's das Sandhäufchen, der Bühel. Spöttisch sagen andere: vor Zeiten sei einmal der Himmel gefegt, und der Kehrichtstaub herab in das Eichsfeld geworfen worden, davon sei der braune Bühel entstanden.

394.

Heiligenstadt.

Heiligenstadt, die Hauptstadt des Eichfeldes, bewahrt uralten Ruhm. Es geht die Sage, daß schon der Franken-König Dagobert, von einer schlimmen Aussatzkrankheit befallen, in dieses Landes Einöde gezogen, vor aller Welt sich zu verbergen, nachdem er die Regierung seinem Sohne und treuen Räthen übertragen, und daß er in dieser Gegend eine Kapelle erbaut, und sie der heiligen Jungfrau und Sankt Petrus geweiht habe. Auf einem Jagdgange ermüdet, legte sich König Dagobert in das Gras des Waldes, und entschlief. Und als er erwachte, befand er, daß überall, wo des Grases Thau seinen Körper benetzt hatte, der Aussatz hinweggeschwunden war. Freudig kündete der König seiner Gemahlin, die ihn begleitet hatte, dieses Wunder, und auf ihren Rath wiederholte er den Schlummer im thaufeuchten Waldgras, und ein Traum offenbarte ihm dann, daß da, wo er geruht, die Gräber zweier Heiligen, Aureus und Justinus, befindlich seien, welche zu Mainz dem Gefängnisse, in das König Etzel oder Attila sie hatte werfen lassen, entkommen waren, leider aber nur um noch größere Verfolgung und Pein zu erdulden, und endlich nach vielen von ihnen geschehenen Wundern hier Martyrertod und Grab zu finden. Da sprach König Dagobert, der nun völlig heil geworden: Hier ist der Heilung und der Heiligen Statt, ließ den Wald fällen, über der Heiligen Gräber ein Münster bauen, das er unter den Bischoffitz Mainz stellte, ordnete 12 Chorherren hinein, und nach und nach entstand eine Stadt daselbst, welcher der Name Heiligenstadt verblieb, abgeleitet von jener heiligen Stätte.

395.

Die drei Rebhühner.

Auf dem Thurme der Obermarktskirche zu Mühlhausen erblickt man drei Vögel, von denen die Sage Folgendes erzählt: Zwei Bürger führten Proceß mit einander um Mein und Dein, um ein bedeutendes Erbe. Lange blieb dieser Proceß unentschieden, das wußten die Anwalte schon zu karten, darüber sank aber der eine Bürger, auf dessen Seite das Recht war, gänzlich in Armuth, zumal sein eigener Anwalt zuletzt sich von dem Gegner bestechen und gewinnen ließ. Da nun eines Tages der Unterdrückte abermals den Anwalt besuchte, um mit ihm über den Proceß zu sprechen, so traf er denselben bei einer Schüssel voll gebratener Rebhühner, dieselben schmausend und dazu wacker zechend, an. Als nun jener unterdrückte Bürger, dem man sein Recht absprechen wollte, wieder von seiner Sache zu reden anhub, und sagte, daß er im Rechte sei, so sprach der Anwalt: Ihr seid so wenig im Rechte, als diese Rebhühner hier lebendig sind. So wenig diese Federn haben und fortfliegen, eben so wenig werdet ihr gewinnen, weil Ihr im Unrechte seid. — Hatte kaum das Wort gesprochen, so gewannen die gebratenen Vögel, so viel ihrer noch in der Schüssel lagen, nämlich drei, Federn und Leben und flogen aus der Schüssel und zum Fenster hinaus und auf den Thurm. Da erkannte der Bürger, daß der Anwalt ein Schalk war, und der Anwalt erblaßte, und that nun des Bürgers Recht offenkundig dar, so daß derselbe in den Besitz seines rechtmäßigen Eigenthumes gelangte.

396.

Der Wunderbaum im Vargula.

Gar viel des Wunderbaren sahen der Unstrut Wellen und Ufer, wie unscheinbar auch an vielen Stellen dieser Fluß erscheint, dessen Quellen auf dem Eichsfelde ohnweit Dingelstätt entspringen, der Mühlhausen und Langensalza leise vorbeischleicht, und nachdem er erst südwärts, dann ostwärts geflossen, sich wieder nordwärts lenkt, in steten mannichfaltigen Krümmungen bald durch Ebenen, bald durch hügelige Gelände rinnt, manchen geschichtlich denkwürdigen Ort in seinen Fluthenspiegel aufnimmt, und endlich nahe bei Naumburg in die Saale fällt.

Zu diesen geschichtlich denkwürdigen Punkten an der Unstrut gehört auch Groß-Vargula, früher urkundlich Vargalaha, Varila, später Vargila, um welches förmlich, wie ein Nimbus, ein kleiner Sagenkreis sich zog. Ein heidnisches Fanum sei allda gewesen, bevor Bonifacius dort eine der ersten Kirchen Thüringens weihte. In Varila sei Karl der Große empfangen worden, weil er in einer Schenkungsurkunde die Landschaft „terram conceptionis nostrae" ausdrücklich genannt. Daher habe der große Kaiser dort eine Kapelle erbaut, und durch den heiligen Bonifacius weihen lassen. Als nun Bonifacius in die Kirche schritt, standen viele der Heiden außerhalb derselben und staunten das Neue an, ohne Neigung zu zeigen, auch mit hinein zu gehen und sich der Christuslehre zuzuwenden. Da stieß der Heidenbekehrer den Stab, den er in den Händen trug, in den Boden, und ging in den neuen Tempel, weihete ihn und las Messe in ihm, und als die Weihe vollendet war, und Bonifacius und die übrigen Priester und die Christen aus der Kirche traten, siehe da

war der vorher dürre Stab grünend und blühend geworden, und trieb fortwährend junge Sprossen. Und darauf sprach der Mann Gottes zu den Heiden: Sehet an diesem Zeichen, das der Christen Gott gethan, die Wahrheit seiner Lehre! Und darauf haben sich der Heiden noch gar viele bekehrt, und die Taufe willig angenommen.

Ist auch die oft begegnende Sage von dem grünenden Stabwunder eben nur Sage, so ist ihr Begegnen just hier doch nicht ohne Wichtigkeit, denn wie ihr Baum, so hat sie doch örtlich unaustilgbare Wurzeln geschlagen. Lange soll der Baum in Groß-Vargula gestanden haben, ein Wunderbaum ohne Frucht, und von fremdländischem Ansehen, und es sollen Schößlinge von ihm noch weit länger in den Hecken des Pfarrgartens nahe der Bonifacius-Kirche zu finden gewesen sein.

Vargula war auch Sitz und Stammhaus der wackeren Schenken von Vargila, die belehnt waren mit dem Schenkenamte der Thüringer Landgrafen, und von denen viele ihren Herren ruhmreich und ehrenvoll dienten.

397.

Von der Sachsenburg.

Da, wo die Unstrut durch die Felsenpforte der Hainleite und der Schmücke sich in grauer Urzeit einen Durchbruch wühlte, heben sich über ihrem linken Ufer die Trümmer eines alten Doppelschlosses, wie auf dem Kiphäuser auch eines stand, eine Ober- und Unterburg, zusammen unter dem Namen Sachsenburg bekannt. An dieser Stätte haftet eine der ältesten thüringischen Sagen. In der grauesten Urzeit, vor Menschengedenken, habe von

der Schmücke und Finne, beides langgestreckte kalkige Höhenzüge, Fluthwälle gleichsam bis gegen den Steigerwald hinter Erfurt hin, ein großes schiffbares Wasser alles Land bedeckt. Es war die Zeit der Riesen oder Heunen, und deren wohnten auf jenen Berghöhen und ihrer vereinten Kraft gelang es, dem gewaltigen See einen Abzug zu graben, worauf die Gewässer hindurchschossen und sich in die weiteren Niederungen verliefen, dann blieben nur die vereinten Flüsse Unstrut, Gera und Wipper, die noch heute dort ihren Hindurchzug haben.

Nach der Zeit geschahen die großen Dinge und Thaten unter den Frankenkönigen, unter Attila und König Irminfried von Thüringen, davon der Unstrut Ufer Zeugen waren und es erfolgten die gewaltigen Streite der Völker Sachsen, Thüringer und Franken beim Runenberge, und um Scheidungen, und der Untergang des thüringischen Königthums. Und die siegreichen Sachsen behielten diese Gegend inne und erbauten die nach ihnen genannte Sachsenburg, welche man auch die Hagkenburg nannte, nach einem alten, weisen und tapfern Heerführer des Namens Hagk, der zuerst auf dieser Burg wohnte. Hernach erst erstanden die meisten anderen zahlreichen Burgen rings umher.

398.

Bonifacius-Pfennige.

Da der heilige Bonifacius in das Land an der Unstrut kam, wo er gar manche Kirche erbaute und einweihete, und die Bewohner dieses Landes zum Christenthume bekehrte, da half er auch den Thüringern durch sein Gebet zum

Siege gegen die grausamen Hunnen, und wurden deren von den Thüringern so viele erschlagen, daß die ganze Unstrut sich als ein Blutstrom zeigte. Darauf ließ sich zahlloses Volk taufen und bekannte sich zur Lehre Christi; Einzelne jedoch blieben Heiden, wie es deren mitten im Schoose des Christenthums stets gegeben hat und noch immer giebt, selbst wenn sie getauft sein sollten — die wollten von dem Bekehrer wirkliches Brot, nicht das Brot des Heils, wirkliches Gold, nicht das Gold der guten Lehren, und da der fromme Mann trotz seiner wunderthätigen Kraft solches nicht spenden konnte, weil es ihm daran selbst gebrach, so warfen einstmals etliche dieser Heiden mit Steinen nach dem thüringischen Apostel. Darauf verwünschte derselbe in einer Anwandlung von Zorn alles Gold und Geld der Thüringer in Stein, und alsbald wurde jeder Pfennig zu einer Linse, deren findet man noch heute an der Sachsenburg, und an der Arnsburg über Seega, und auf der Hainleite besonders auf dem Gipfel, welcher der Bonifacius-Berg genannt wird, und die kleinen rundlichen Steine werden noch immer Bonifaciuspfennige genannt.

399.

Vom Kloster Oldisleben.

Als die Landgräfin Adelheid von Thüringen, früher Pfalzgräfin von Sachsen mit dem Landgrafen Ludwig Reue fühlte über das von beiden begangene, und er das Kloster Reinhardsbrunn gründete, begründete sie ihrerseits ein Benedictiner-Mönchskloster zu Oldisleben ohnweit der Sachsenburg und weihete dasselbe dem heiligen Vitus, und

wurde dann die Gründerin in diesem Kloster begraben. Die Stätte war schon den germanischen Frühbewohnern dieses Gaues hehr und heilig gewesen, ein mäßig hoher nach Osten in das Unstrutthal vorspringender Hügel mit weitem Fernblick über die güldene Aue, unter dem man Hohlgänge fand und heidnische Todtenurnen voll Asche und verbrannter Gebeine. Im Jahre 1136 fiel zu Oldisleben ein Stein von eines Menschenkopfes Größe vom Himmel, den die Brüder Benedictiner gar hehr aufbewahrten. Nach der Zerstörung des Klosters im Bauernkriege hat man häufig gespenstige Mönche in den Gebäuderesten des Klosters wandeln und erscheinen gesehen. Ein Gefangener, der in einer Klosterzelle saß, nachdem das Kloster in ein Sächsisches Amthaus umgewandelt worden war, konnte Geister citiren, und zwar so, daß deren auch welche kamen, was nicht jedem, der solcher Kunst sich rühmte, hat gelingen wollen. Da er nun solchen Citirens sich unterfing, kamen nach einander zwölf Mönchsgeister und gingen an ihm vorüber; der zwölfte hob warnend den Finger und hauchte kaum hörbar: Hüthe Dich vor dem Dreizehnten! Der dürfte Deiner übel warten. — Deß erschrak der Beschwörer mächtiglich und ließ ab von fernerer Citation, und sparte seinen Hals.

Seltsam war es auch mit zwei Grabsteinen im Kreuzgange des Klosters Oldisleben, der eine eines Mönchs, der andere eines Grafen von Beichlingen, welcher sich aus Frömmigkeit hatte im Kloster begraben lassen. Man durfte nicht an beide Steine rühren, wer es dennoch that, und zumal wer etwas abschlug, empfing von unsichtbarer Hand sehr empfindliche Maulschellen verabreicht, sintemalen im Reiche der Spukgeister die Prügelstrafe noch in Geltung

stand, und was an den Grabsteinen abgeschlagen war, das ersetzte sich von selbst wieder.

400.

Vom Kloster Memleben.

In friedlich heiterer Gegend liegt das Dorf Memleben hart an der Unstrut, und nahe am Dorfe eine der schönsten thüringischen Klostertrümmer, die gleichen Namen mit dem Dorfe theilt. Von einer großen gewaltigen Zeit zeugen diese großen gewaltigen Gewölbebogen der hohen Basilika, deren Decke jetzt das Gewölbe des Himmels ist. Die deutsche Kaisersage durchweht und durchflüstert mit ihrem Ernst diese stolze Ruine. Kaiser Heinrich I. Gemahlin, Mechtildis, war Memlebens Gründerin; sie räumte dem Benedictinerorden das neue Kloster ein. In diesem Kloster sah der ruhmreiche Gemahl der Gründerin seinen letzten Erdentag. Er kam, bereits zu Bodfelde von einem Schlaganfalle getroffen, von einer Synode zu Erfurt mit geringem Gefolge nach Memleben. Da verlor die Sonne am hellen Himmel ihren Schein, und warf bleiche blutige Strahlen in das Gotteshaus. Ein Berg bei Quedlinburg warf Flammen aus, derselbe Berg, auf dem das Kloster stand, darin Heinrich I. dann beigesetzt wurde. Nach schmerzlichem Abschiede von seinem treuen Ehegemahl verschied der ruhmreiche Hunnensieger, Deutschlands Befreier, am 7. Juli 936.

Und wunderbar, Kaiser Heinrichs großer Sohn, Kaiser Otto I., dem es gelang, Päpste ab- und einzusetzen, die römische Kaiserkrone aufs neue deutschen Herrscherhäuptern zu sichern, der Böhmen beugte und Dänemark nieder-

drückte, unter dessen Regierung das Harzgebirge den reichen Segen seiner Berge aufschloß — dieser berühmte Herrscher kam nach dem stillen, kleinen Memleben, von seiner Gemahlin Adelheid und seinem Sohne Otto begleitet, von Merseburg, um nach Quedlinburg zu reisen. In der Nacht sang er mit den Mönchen die Hora in der Klosterkirche, wohnte der Frühmette, dann dem Hochamte bei, theilte Almosen aus an die Armen, verbrachte heiter den Tag und besuchte die Vesper. Da wandelte ihn eine Schwäche an, und kaum war er mit den Sterbesacramenten versehen, so war er an derselben Stätte dem Vater nachgefolgt. Das geschahe am Mittwoch vor dem heiligen Pfingstfeste des Jahres 973. Sein Sohn Otto wurde nach ihm Kaiser. Kaum erkennbar sind noch die alten Kaiserbilder wie Geistergestalten an den Pfeilern der Rundbogen der ehemaligen Klosterkirche sichtbar, Heinrich I. und Mechtilde, Otto I. und Editha und andere.

Noch wird ein altes hölzernes Marienbild mit dem Kinde und einem es krönenden Engel im Klosterhofe zu Memleben aufbewahrt, von welchem mancherlei Sagen gehen. Es läßt sich dasselbe nicht ungestraft beleidigen.

401.

Die lebende Mauer.

Der baulustige Thüringer Graf, den sie später den Springer nannten, weil er aus der Haft vom Giebichensteine bei Halle kühnen Muthes entsprungen war, der die Wartburg baute, und Eisenach erneute, gründete auch das Städtchen Freiburg an der Unstrut!, und erbaute auf ziemlicher Berghöhe über demselben die Nuwenburg, oder Neu-

burg, die man auch Rumburg geschrieben findet, dieselbe, in deren nächster Nähe der umsteinte Edelacker gelegen ist. Doch mag der Ausbau der Neuburg wol durch ihres Begründers Tod unterbrochen sein, und es scheint, daß auch Sohn und Enkel nicht dazu gelangten, das Haus mit einer Ringmauer gleich andern Burgen zu umgeben. Wahrscheinlich bestand dasselbe Anfangs blos aus dem gewaltigen Thurme, wie er noch immer steht, und über dessen Pforte gar ein absonderliches Steinbild, das manche für einen Götzen gehalten haben, angebracht ist. Da nun der zweite Landgraf, welcher der Eiserne genannt wurde, regierte, der des Kaiser Friedrich des Rothbart Schwager war, so kam einstmals der alte Barbarossa vom nahen Kiphäuser, dessen Warte nachbarlich zur Warte der Rumburg herübergrüßte, so daß man sich gegenseitig Zeihen geben konnte, zum Besuch auf die Rumburg, um die geliebte Schwester Jutta zu besuchen, verwunderte sich aber baß, als er die Burg ohne Ringmauern fand, und beklagte das, und sprach: Schade, daß sie nicht Mauern hat, sie sollte stark und feste sein. Darauf antwortete der Landgraf: Wenn der Burg sonst nichts mangelt, Mauern kann sie bald haben. Und wie bald? — fragte der Rothbart. In dreien Tagen, sprach Ludwig, der Landgraf. — Mit Teufelshülfe vielleicht, mit Gottes Hülfe wär's unmöglich! entgegnete der Kaiser. Danach gingen sie zu Tische, der Landgraf entbot aber alsbald durch reitende Eilboten durchs ganze Thüringer Land alle seine Vasallen, daß sie eiligst zu ihm nach Freiburg aufbrechen sollten, im besten Schmuck und Glast der Waffen und Wehren, doch mit nur wenig Wappnern, aber jeder mit seinem Bannerfähnlein und dem Wappenschilde.

Und die Geladenen säumten nicht, denn sie kannten

ihren Herrn — der Edelacker hatte bereits seinen Namen. Und am dritten Tage sprach der Landgraf zu seinem Schwager: Mein Kaiser, geliebt es Euch, die Mauer zu beschauen, dieselbe ist fertig. Der Rothbart bekreuzte sich und witterte schon etwas Schwefelgeruch; aber wie er auf den Söller heraustrat, da staunte er, denn da stand keine Mauer von Stein, sondern eine lebende Mauer von Mannen, alle gereihet im Prunk der Harnische und Gewaffen. Wo ein Thurm stehen mußte, stand ein Graf, und vor ihm sein Bannerträger mit wehendem Fähnlein, dazwischen die edeln Herren und Ritter, alle, alle in Hast herbeigekommen auf ihres Herrn Geheiß, und bereit ihn zu schützen und zu schirmen, und mit ihren Leibern ihn zu decken einer Mauer gleich, alle die zahlreichen Grafen und Herren des Thüringer Landes, eine prachtvolle, machtvolle Schaar. Der Kaiser erstaunte und freute sich, und rief gerührt aus: Hab' Dank, Schwager, daß Du diese Mauer mir gezeigt. Schöner gefügte sah ich all mein Lebetage nicht! — Ja, mein Herr und Kaiser, erwiederte der Landgraf. Es sind harte Steine darunter, haben sich aber doch gefügt. Und nannte dem hohen Gaste die Mannen und ihre Banner alle einzeln, die Grafen von Kevernburg, Schwarzburg, Gleichen, Kirchberg, Lobdaburg, Mansfeld, Stolberg, Hohenstein, Orlamünde, Arnsburg, Beichlingen, Gleisberg, Brandenburg und andere, und auch die Herren Vitzthum von Apolda und Eckstätt, die Herren von Blankenhain, Kranichfeld, Heldrungen, Treffurt, Kranichfeld, Salza u. a. ohne den zahlreichen niedern doch reich begüterten Adel, und freute sich selbst seiner Macht und Thüringens herrlicher Blüthe.

402.
Weimars Name.

Eine der ältesten Städte Thüringens ist Weimar; sie soll bereits im zehnten Jahrhundert bestanden haben, und schon Kaiser Heinrich der Finkler habe mit seinem Sohne Otto I. dort zeitweilig Hof gehalten, namentlich hielt Kaiser Otto I. im Jahre 936 daselbst einen Reichstag. Wie bei vielen Städten, so haben auch bei Weimar früher die Gelehrten über die Wurzelform des Stadtnamens vielen unnützen Streit erhoben, und aus haltlosen Vermuthungen Schlüsse gedrechselt. Der schönste dieser Schlüsse ist der, daß der Stadtname von Wein herkomme, nicht etwa, weil man in Weimar Wein gebaut, sondern weil man dort keinen Wein gebaut, vielmehr weil der Wein von Jena dorthin zu Markte gebracht worden sei, was doch traurig für die gute Stadt gewesen wäre. Die Stadt heißt aber in den ältesten Urkunden Wimar, und erst im 14. Jahrhundert kommt die Schreibart Wyemer vor, die für den jenaischen Wein nichts beweist, wenigstens nicht mehr, als wenn man, weil sich auch die Schreibart Wehemar findet, annehmen wollte, dieser Name stamme von irgend einem großen Wehe her, das einst der Stadt widerfahren. Manche wollen die ebenfalls begegnende Schreibart Winnemar aufs Gerathewohl „windische Mark" deuten, was eben so gesucht und eben so wenig zusagend ist, wie der erwähnte Wein. Alte Lobredner Weimars rühmen unter vielen andern rühmenswerthen dortigen Dingen die Weimarische Luft, gleichsam mit für die Nachwelt prophetischen Worten, sie sei heilsam, gütig, temperirt, gesund, und diene „zur Formirung der ingeniorum". — Schade nur, daß von Lob und Luft allein die bestformir-

ten ingenia weder in Weimar, noch anderswo leben können, und Schade auch, daß die poetische Namensableitung der Poetenstadt nicht stichhaltig geblieben.

403.

Die Ilmnixe.

Es klingen in und um Weimar mancherlei Sagen an, die sich zum Theil mehr als allgemeiner Nachhall älterer Ueberlieferungen zeigen, als daß sie ausgebildet wären. Von mythischer Färbung ist die von einer Ilmnixe, welche in dem Theile der Ilm wohnen soll, der durch die blumenreichen Wiesen von Ober-Weimar herab nach dem Parke zu sich schlängelt, und dann auch wieder am Abhange des Webicht-Gehölzes nach Tieffurth zu. Die Nixe lockt gern einsame Lustwandelnde oder Kinder in ihr Wellenreich; sie wird zu Zeiten am Ufer erblickt, ihr grünes Haar strählend; man hat vor Zeiten auch gesehen, daß ein winkender weißer weiblicher Arm aus dem Wasser sich hob. Unkundige, glaubend, daß hier irgend jemand ertrinke, sprangen dann wohl in die still dahingleitende Fluth, wollten retten, und wurden dann von dem schönen Arme ergriffen, umschlungen, an das Herz der schönen tückischen Nixe gepreßt und hinab gerafft.

In Weimar wandelt auch die Wehklage, ein halbmythisches Gespenst, zur Nachtzeit mit jammervollem Gewimmer durch die Straßen, besonders dann, wenn ein Brand bevorsteht, oder dem Fürstenhause, oder der Stadt sonst ein Unglück droht, in Gestalt eines alten schattenhaften Weibleins, gleich jenem, das dem Nachtwächter zu Hildburghausen folgte. Dieser Geist wäre denn der un-

heimliche Ausdruck jener alten Schreibart, ein dämonisch-verkörpertes Wehe-Weimar.

404.

Wunderzeichen in Weimar.

Wie in Eccardsberge und dessen Umgegend hat es auch in Weimar im Jahre 1550 Getreide geregnet, welches, nachdem es gemahlen und verbacken worden, am Geschmacke dem besten Brode gleich kam. Im Jahre 1555 aber wallte das Wasser im Schloßgraben auf, als ob es siede, und färbte sich blutroth. Das Wasser war klar und durchsichtig, wie rother Wein, nicht durch eine greifbare Farbe getrübt. Schon im Bauernkriege, der Sprudelzeit des Jahres 1525, hatte nahe bei Weimar ein Quellbrunnen roth gefärbt gesprudelt, gleich anderen Brunnen mehr im Thüringerlande, und man versah sich nichts Guten von solchen Anzeigen. Nach 1550 begann bald die Zeit der Grumbachischen Händel, die ein lange nachhaltiges Unheil über das sächsische Fürstenhaus Ernestinischen Stammes heraufbeschworen, und einen von Herzen biedern Fürsten mit den Seinigen in tiefes Unglück stürzten.

Noch hängt zu Weimar ein Glöckchen, welches vom Volke das Schwedenglöckchen genannt wird, und noch bis in das erste Viertheil des laufenden Jahrhunderts allnächtlich um 2 Uhr geläutet wurde. Die Sage geht, dieses Glöckchen habe zu zweienmalen in der Nacht von selbst geläutet, oder sei von Engelhand zum Schutze der Stadt geläutet worden. Das erstemal zu des Herzogs Alba Zeit, als dieser sich in Thüringen umtrieb, und mit seinen Spaniern einst Weimar nächtlicher Weile überfallen

wollte. Aber des Glöckleins heller Schall weckte die Bürgerschaft auf und diese waffnete sich schnell zur Abwehr. Beim zweitenmale erfolgte das geheimnißvolle Läuten im dreißigjährigen Kriege, die Schweden hatten sich der Stadt genähert und auf den Aeckern hinter der Altenburg, links der Fahrstraße nach dem Webicht zu, Lager geschlagen und Schanzen aufgeworfen, da schlug hell das Glöcklein an, auch soll ein weiß gekleidetes Engellein dem jungen Prinzen Johann Ernst erschienen sein und diesem geboten haben, er solle es seinem Vater ansagen, daß große Gefahr vorhanden. Die Bürger rüsteten sich baß zur Abwehr des kecken Feindes und dieser wagte nun keinen Angriff auf die ohnehin gut befestigte und wohlbemannte Stadt. Und als sehr denkwürdig ist aufgezeichnet worden, daß in dem ganzen unglückseligen Kriege, welcher Deutschland 30, ja 32 Jahre lang verdarb, Weimar niemals Einquartierung bekommen, und niemals eine Plünderung erlitten hat, wohl aber haben die fürstlichen Brüder, Herzog Wilhelm und Herzog Bernhard der Große von Sachsen-Weimar als Feldherren König Gustav Adolfs von Schweden sich in diesem Kriege höchsten Heldenruhm erworben.

405.

Schloß Buchfart.

Wer den lieblichen Wiesenthalgrund der stillen, mäandrisch gekrümmten Ilm von Weimar über Ober-Weimar aufwärts dem Flusse entgegenschreitet, gelangt über Mellingen nach zwei kleinen Stunden in eine Thalenge, durch welche die Ilm sich mühsam durchzuwinden scheint;

hoch über dem Thale aber wird eine Felsenburg erblickt, die ohne Zweifel ihre Entstehung in jener Zeit fand, als das Heidenthum noch in Blüthe stand, oder das Christenthum eindrang. Alle Gemächer sind in den starren Fels eingehauen, und gleichen jenen alten Priesterwohnungen, wie man sie noch an den Externsteinen, am Elfenstein ohnweit der Harzburg u. s. w. findet, und die wohl erst eine spätere Zeit wohnlicher machte, und zu einem ritterlichen Burgsitz umschuf. Höhlen und Gänge, auch ein verschütteter Eingang in den Berg an dessen Fuße haben die Sage hervorgerufen, daß noch ein reicher Schatz in diesem Berge verborgen sei. Der Name dieser wundersamen Felsenburg ist Buchfart, im Volksmunde Buffart, der alte Name ist Buchferte, Buchforte, Buchfurte. In gewissen Nächten wird wunderliches Getöse in dem alten Felsenschlosse vernommen, zuckende Flammen schlagen aus den starren Augenhöhlen der fensterartigen Maueröffnungen, und eine wilde Nachtjägerin zieht, auf einem weißen Hirsche mit goldenem Geweihe reitend, gespenstig durch die Lüfte, gefolgt von kleinen weißen, kliffenden, klaffen-Hunden, denen rothe feurige Zungen aus dem Rachen hängen. Auch fehlt es nicht an Zwerglöchern am Buchfarter Schloßberge und auf diese bezüglichen Sagen. Der Ilmwanderer betritt hier schon ein mythisches Gebiet, das sich erweitert, je mehr er aufwärts zieht an dem lieblichen Thüringerwaldflüßchen, das Schiller in dem sinnigen Distichon feierte:

„Meine Ufer sind arm, doch höret die leisere Welle,
Führet der Strom sie vorbei, manches unsterbliche Lied.“

406.

Das Zwerg-Weiblein aus dem Frau Hollenloche.

An der Kirchbrücke in Krannichfeld steht ein Backhaus, zu welchem eine von dem Frau Hollenloche nicht weit befindliche Scheune gehört. In dieser Scheune mußten die Gesellen des Bäckers, wenn sie den Ofen ausgenommen hatten, das zum backen nöthige Holz spalten. Nun hatte der Bäckermeister einmal einen Gesellen, einen sonst gar guten Burschen, der wie seine Vorgänger ebenfalls gegen Abend das zum backen nöthige Holz spaltete. So war er einstmals recht fleißig mit seiner Arbeit in der Scheune beschäftigt, als er aus dem Frau Hollenloche einen „Geist", in Gestalt eines uralten kleinen Zwergen-Weibleins von wunderseltsamlichem Ansehen herauskommen sah, welcher Geist sich ihm, beständig mit der Hand winkend, bis auf dreißig Schritte näherte. Der Bäckergeselle war sehr erschrocken, dennoch aber wich er nicht von der Stelle, bis er seine Arbeit verrichtet hatte. Dann ging er weg. Am zweiten Tage kam die Erscheinung wieder, und ebenso am dritten Tage. Bedenklich über den Besuch des ungeladenen, einladenden und dennoch nicht einladenden Gastes, richtete sich der Bäckergeselle nun so ein, daß er gegen Abend nicht in die Scheune zu gehen brauchte. Aber auch da verschonte ihn das Zwerg-Weiblein nicht. Es kam in der Nacht in seine Stube bis an sein Bette, und winkte beständig mit der Hand. Das dauerte über acht Tage. Da ging der arme Bäckergeselle, der noch Niemandem etwas von der Erscheinung gesagt hatte, endlich zu dem Herrn Superintendenten, der ihm den Rath gab, dem Weiblein, sobald es wieder zu ihm komme und ihm winke, zu folgen. Das wagte der Bäckergeselle aber

nicht, sondern ging noch zur selben Stunde von Krannichfeld hinweg. Wer weiß, welcher Schatz ihm beschert war, und ob nicht die alte Potzmomel sich zuletzt in eine allerliebste kleine Papagena verwandelt hätte.

407.

Der Hain beim Oberschlosse.

Fast von allen Seiten wird das Oberschloß Krannichfeld von einem freundlichen Wäldchen umgeben, das mancherlei Spaziergänge durchkreuzen und das den Namen der Hain führt, einen Namen, den es mit vielen andern Gehölzen um alte Burgen und Schlösser in Thüringen gemein hat. Solcher Burgen sind: Tonndorf, Blankenburg, Camburg, Rudelsburg, Gleisburg, Osterfeld, Freiburg, Kevernburg, Liebenstein und unzählige andere. Viele wollen behaupten, daß der Hain um Oberkrannichfeld ein ehemaliger heiliger Hain gewesen sei, in welchem die Vorfahren geopfert hätten. Davon findet sich jedoch keine Spur mehr, mit Eichen und Buchen aber ist der Hain reichlich bestanden. In dem westlichen Theile desselben durchkreuzen sich zwei Wege, und man sagt, daß auf diesem Kreuzwege in der Nacht oft vermummte Personen mit brennenden Kerzen in den Händen erscheinen, die einen Kreis bilden und, nachdem sie mancherlei Ceremonien vollbracht haben, nach verschiedenen Richtungen einzeln, langsam schreitend, wieder auseinander gehen. Auch wurde der Teufel auf diesem Kreuzwege schon manchmal citirt.

Am nordwestlichen Ende des Hains steht ein kleines Häuschen nebst einer Kegelbahn, von seinem ehemaligen

Erbauer und Bewohner Klauershäuschen genannt, von wo aus man die herrlichste Aussicht auf die Stadt, in das Ilmthal und die ganze Umgegend genießt. Dieser alte Klauer war ein Kaufmann (in seinem am Anger in der Stadt stehenden Hause wohnte der russische Kaiser wenige Tage nach der Schlacht von Jena), und Herr Klauer starb in dem von ihm erbauten Häuschen ganz unerwartet, und in der ganzen Stadt war man — besonders aber die Armen — über seinen Tod bestürzt, da er die Bedürftigen immer gar reichlich unterstützt hatte. Viele wollen ihm auf seinem gewöhnlichen Spaziergange im Hain nach seinem Tode begegnet sein, ja von ihm Geschenke erhalten haben. Auch sagt man, daß am hellenlichten Tage oft ein Soldat im östlichen Theile des Haines umhergehe, der sich, ein Deserteur, an einer Eiche im Walde erhängt habe.

In dem letzten Franzosenkriege wurden viele Soldaten in den Hain begraben, man sagt über 150. Das Oberschloß nämlich war wie das Niederschloß zum größten Theile in ein Lazareth verwandelt worden, und da der Todten zu viele waren, so schaffte man sie nicht erst den Berg hinab auf den Friedhof bei der Stadt, sondern man begrub sie meistens ohne Särge in den nahegelegenen Hain. Ebenso wurden auf dem Niederschlosse, wo ebenfalls ein Lazareth errichtet worden war, über 200 Soldaten auf dem Platze der alten Judenstadt begraben.

408.

Die Judenstadt.

Eine zwanzig Fuß hohe Mauer umgiebt sowohl Niederkrannichfeld als den sogenannten Pfann- oder Plan-

hof, eine große Fläche Acker, auf der man noch hie und da Spuren von ehemaligen Gebäuden bemerkt. Der Sage nach standen sonst auf dem Planhofe viele Häuser, die von Juden bewohnt wurden, welche aber bei der allgemeinen thüringischen Judenverfolgung ein gleiches Loos mit ihren anderen Glaubensbrüdern theilten und verjagt wurden. Die kleine Judenstadt wurde in der Folge nach und nach abgerissen, denn Niemand hielt es für schicklich, in einem Hause zu wohnen, wo früher Juden gelebt hatten. Eine Umwallung umzieht noch heute den weiten Raum.

409.

Die Frau im Stubenbrunnen.

Dicht an der Ilm sprudelt aus der aus Kalkfelsen bestehenden Anhöhe, welche die Mauern der Krannichfelder Niederburg trägt, eine sehr schmackhafte, im Sommer sehr kühle, im Winter dagegen mildwarme Quelle hervor, der Stubenbrunnen genannt. Dieser Name soll entstanden sein, weil früher über der Quelle eine sogenannte Brunnenstube, ein kleines Häuschen gestanden habe, welches aber eingestürzt ist. Das Wasser dieses Brunnens ist nicht allein das wohlschmeckendste in und um die ganze Stadt herum, sondern der Brunnen friert selbst im härtesten Winter nicht zu, daher sein reichhaltiges Wasser dem Bedarfe der nahen Nieder-Mühle stets entspricht. Viele sagen, daß der Stubenbrunnen aus einem der drei Barichfelder Berge, dem „blauen Berge" komme, da man in das „blaue Loch", eine sehr tiefe und einem Erdfall ähnliche Grube auf jenem Berge, Gerstenkörner geworfen habe, welche beim Stubenbrunnen wieder herausgekommen seien.

Aus diesem Stubenbrunnen nun, zu welchem man auf einem bequemen Wege und mehreren Stufen hinabsteigt, stieg einmal um die Mittagsstunde eine sehr schön gestaltete weiße Frau empor und ging im Brunnen fort bis in die nahe Ilm. Dort zog sie eine Waschleine auf, dann brachte sie ein schneeweißes Körbchen, in welchem sich Wäsche befand, unter dem Arme hervor, und hing diese Wäsche auf die Leine. Da sie nun fertig war mit Aufhängen, ging sie mehrere Male an der Wäsche auf und ab. Einige Kinder aber, die gerade an den Brunnen kamen, um Wasser zu holen, verscheuchten diese räthselhafte Brunnenfrau, denn als sie die Kinder erblickte, packte sie ihre Wäsche schnell zusammen und war mit einem Male verschwunden. Diese weiße Frau will man öfters und auch an anderen Stellen der Ilm, namentlich beim Frau-Hollenloch gesehen haben, wo sie ebenfalls Wäsche aufhängte. So wie sie aber von einem Menschenauge bemerkt wurde, ist sie noch jedesmal verschwunden.

In den Frauen und Jungfrauen, welche die Sage häufig aus Brunnen und Flüssen treten, Wäsche aufhängen und an den Ufern oder an sonnigen Trockenplätzen bleichen läßt, eint sich die Wasserfeinen- oder Nixensage eigenthümlich mit der Bergfeinensage, den Leinknotten klengelnden Erscheinungen. Bei diesen der Beginn des Flachsbaues, bei jenen das bereits verarbeitete, fertige, nutzbare Linnen, beides unter der Schirmhut germanischer Najaden und Oreaden, über welche die Hulda, die ja auch Berg- und Waldfrau, und zugleich Brunnenfrau ist, gebietet.

410.

Das Wahrzeichen.

Als einst zwei Brüder, Wolfer und Lutger genannt, zusammen auf dem Oberschlosse wohnten, kamen sie mit einander einmal in Streit, der so heftig wurde, daß sie schwuren von einander zu ziehen und die Güter zu theilen. Und das geschah denn auch. Schon waren sie mit theilen fertig geworden, als der jüngere der Brüder, Lutger, der die Burg verlassen sollte, auf den Berg deutend, wo jetzt Niederkrannichfeld steht, sagte: „Dorthin will ich mir meine Burg bauen!" Wolfer lachte spottend darüber und antwortete: „Wenn Du auf diesen Berg eine Burg bauest, so will ich mir etwas thun, was keiner thut und kann." „Topp!" sprach Lutger: „ein Ritter hält sein Wort!" und der Vertrag wurde sogleich schriftlich aufgesetzt und unterschrieben.

Aber Lutger baute wirklich zum großen Erstaunen und Schrecken Wolfer's eine gar stattliche Burg, die jetzige Niederburg, und war grausam genug, darauf zu bestehen, daß sein Bruder die Bedingungen des Vertrags erfüllen mußte, obschon er damit auch das Leben ließ. Lutger kam dadurch zugleich in den Besitz der Oberburg und des dazu gehörigen die Oberherrschaft ausmachenden Landes. Zum Andenken ließ der schändliche Bruder den Wolfer in der gewungenen Stellung an einen Erker des Oberschlosses in Stein hauen, was man noch heute als „Wahrzeichen" zeigt und sieht. Auf diese Weise entstand Niederkrannichfeld.

Man hat auch von dieser Sage noch andere Abwandlungen. In der Liebfrauenkirche zu Arnstadt ist ein ähn-

liches Steingebilde hoch am Sockel einer Gewölbrippe angebracht.

411.

Das Scherflein der Wittwe und das Mönchsbild.

Einige Stunden über Kranichfeld liegt Stadtilm, die zweite Stadt, der die Ilm ihren Namen lieh. Der Bau der Stadtilmer Kirche mit ihren malerischen Thürmen, welche ein Gang verbindet, den man scherzhaft die höchste Brücke in Thüringen nennt, wurde meist durch die Beisteuer der Einwohner gefördert. Ein Mönch, der die Gaben der Bürger sammelte, kam auch zu einer Wittwe, die mit sechs Kindern ein kleines Häuschen bewohnte; sie war sehr arm, aber zu so frommen Zwecke nahm sie ein einziges von ihrem Manne ererbtes und heilig aufbewahrtes Goldstück aus der Truhe und übergab es dem Mönche, der ihr zusicherte, Gott werde es an ihren Kindern vergelten, und sie bei ihnen das Geld wiederfinden. Aber statt es der Kirchenkasse zu überliefern, schenkte der Mönch das Gold einer Dirne, und erwähnte, als er nach dem Meßopfer die Beiträge verlas und die Geber segnete, gar nicht der frommen Wittwe. So wie er aber die Hand erhob, so wurde er urplötzlich durch eine unsichtbare Hand aus der Kirche, die noch nicht durch ein Dach bedeckt war, entrückt. Dabei brauste ein furchtbarer Sturm. Alles Volk erkannte Gottes strafende Hand, es wurde an der Stelle, wo der Betrüger über die Mauer entrafft worden war, ein Stein gesetzt, auf dem der Meister den Mönch in des Teufels Krallen bildlich darstellte.

Nach einigen Jahren war der Kirchenbau vollendet.

Da man bei der Einweihung zu großen Andrang fürchtete, so ward verordnet, daß die dem Altare nächsten Plätze denen offen stehen sollten, welche Gaben zum Tempelbau beigesteuert. Auch die Wittwe mit ihren Kindern wollte dies Recht in Anspruch nehmen; sie wurde aber zurückgewiesen, weil ihr Name nicht auf dem Verzeichnisse der milden Geber stände. Wie sie den Mund aufthat sich zu vertheidigen, da hob plötzlich das steinerne Bild des Mönchs zu reden an, bekannte die Sündenschuld und Strafe und forderte für die Wittwe einen Ehrenplatz. Sie erhielt ihn, und einer ihrer Knaben fand, als der Segen ertheilt wurde, das Goldstück in seiner Tasche.

Von Stund an wurde der Wittwe die Verwaltung des Gotteskastens übertragen, und dieses Amt soll lange bei ihrer Familie geblieben sein.

412.

Vom Singerberge.

Ueber Stadtilm, gegen Ilmenau zu, erhebt sich aus dem friedlichen Ilmthale, zwischen diesem und dem Dorfe Singen, der hochragende, oben mit einer weitgebreiteten grünen Matte ohne Waldung bedeckte Singerberg. Ob das Dorf ihm den Namen gab, oder er dem Dorfe, ist unerörtert, aber der Berg ist, wie er vereinzelt, eine Vorwarte des Waldes gleichsam gegen die Thüringer Platte weit sichtbar vortritt, ein Hauptpfeiler der heimischen Sage, und es wiederhallen an und in ihm im bunten Gemische die Hörseelenberg-, Hermannsberg-, Kiphäuser- und andere Sagen, die sich um bedeutende Hochgipfel des Landes

schaaren, und mit buntfarbigen Strahlen deren Scheitel schmücken.

Von Gesange und Getöne im Bergesschoose soll der Berg den Namen tragen; bald soll dieser Gesang herrühren von den Rittern die in den Kellern des Berges zechen, und soll dann nicht eben lieblich lauten; bald von einer in den Berg verwünschten und verzauberten Prinzessin, die auf Erlösung hofft, bald auch von einer Feine, die an lockendem Liebreiz der Frau Venus gleich. Der ganze Zauberapparat der Volkssage ist am Singerberge zu finden, wandelnde Feinen, Wunderblumen, Schlüssel zu Schätzen, in steinernen Fässern eingeschlossener Wein, ein langbärtiger Greis am Steintische, Fragen nach dem Fluge der Vögel, Entrückung in den Bergesschoos, der voll Schätze ist, Zaubergaben, die erst unscheinbar erscheinen, dann in Gold sich verwandeln und vieles andere mehr, und dabei auch wieder manches eigenthümliche, selbstständlich ausgebildete, anderorts nicht oder doch nur sehr vereinzelt begegnende, so unter andern, daß die Schweine eines auf dem Berge hüthenden Hirten eine Getraidekammer des Schlosses aufgewühlt, und sich in einem Tage vom gefundenen Vorrathe schneckenfett gefressen, daß der Berg nicht Wasser, sondern Wein in seinem Schooße verborgen halte, und damit dereinst die ganze Gegend in einer Fluth überschwemmen werde, auch daß Dr. Luther das Schloß verflucht habe.

413.

Ilmenau.

Ilmenau ist eine alte thüringische Bergstadt, deren Name meist vom Flüßchen Ilm hergeleitet, auch in alten

Urkunden Ilmena geschrieben wird, was man deutete Nahe der Ilm; andre sagen, die Stadt habe den Namen von der Aue der Ilm, welche sich in einen rings von Bergen umgebenen Thalkessel dort ausbreitet. Noch andre leiten den Namen des Flusses wie der Stadt von den Rüstern oder Ulmenbäumen her, die man auch Ilmen nennt, und die so häufig die rollenden Waldbäche beschatten. Solche Ableitung rechtfertigt wenigstens ein blätterreicher Zweig über dem alten Stadtwappen und Siegel: Die Umschrift des letztern lautete: sigillum civitatis ylmena. Es lag aber der Ort in dem ehemaligen Gau Längwitz, dessen slavischer Namensklang noch in dem Flecken Langewiesen und im Längwitzer Thore zu Arnstadt nachklingt, wie die sogenannte wendische Gera, eine Geraquelle bei dem Dorfe gleichen Namens, ebenfalls auf frühzeitigen Wendensitz in dieser Gegend hindeutet. Als aber die Wenden von den Thüringern verdrängt worden waren, kam dieser Landstrich an die Grafen von Kevernburg, von welchen die Grafen von Henneberg Ilmenau erwarben. Von Saalfeld aus wurde ein Cisterzienser Nonnenkloster nach Ilmenau verlegt, und es soll der Längwitzgau bis Saalfeld sich erstreckt haben, ja selbst das Kloster Paulinzelle lag „in der Längwitz.“

414.

Burg Hermannstein.

Am nordwestlichen Hange des Kickelhahn, oberhalb Ilmenau, erhebt sich über dem Manebacher Thale ein gewaltiger Felsblock von festem Porphyr, der Hermannstein oder im Munde des Volkes der Hammerstein genannt.

Von diesem Felsblock geht die Sage, daß darauf vor Zeiten eine Burg gestanden habe, vielleicht war es auch nur eine burgähnliche Warte. In Urkunden geschieht dieser Burg keine Erwähnung. Der Fels selbst hat unstreitig einen runden Thurm getragen, von dem sich noch Spuren zeigen. In der Mitte der Höhe des Felsens findet man einen Eingang, wie in den Thürmen sehr alter Burgen, dieser Eingang heißt der Keller; von ihm aus gelangt man durch eine senkrecht ausgehauene Höhlung auf die oberste Platte des Felsens. Rings um denselben liegen in wilder Unordnung ungeheure Massen gut ausgehauener Steine, die aber fast sämmtlich mit fußhoher Dammerde überdeckt sind, in welcher Gras und Vergißmeinnicht Wurzel gefaßt haben. Gräbt man in die Tiefe, so finden sich häufig Scherben von gewölbten Ziegelsteinen und von irdenen Gefäßen; auch ein Hufeisen und eine Kinnkette fanden sich, Spuren ehemaliger Bewohnung genug. Gegenwärtig umstehen den Hermannstein so riesige Fichten, daß derselbe von keiner Seite aus der Ferne sichtbar ist, und von dem Unbewanderten nur schwer aufgefunden wird. Die allgemeine Sage berichtet von dem Hermannstein, es habe einst eine Straße durch das untenliegende Manebacher (Ilm-) Thal geführt, die über Stützerbach und das neue Werk hinaus einen Theil Frankens mit Thüringen verbunden. Solche günstige Gelegenheit benutzend, erbaute ein Ritter, Namens Hermann, auf dem Hammerstein eine Raubburg, und plünderte die das Thal durchziehende Kaufleute. Endlich fand sich der Bischof von Erfurt bewogen dieses Raubnest zu belagern und nach tapferer Gegenwehr zu zerstören. Manche meinen, und vielleicht mit Recht, der Hermannstein habe nur eine

Warte und Vorhut des Raubschlosses Ilmenau gebildet. Wiewohl auf dem ganzen Thüringer Walde Furcht vor Räubern nicht zu finden ist, so erzählt man sich doch in Manebach, daß es dort noch heut nicht geheuer sei. Räuber hausen mitunter da oben am Hammersteine, und oft werden Holzhauer von dorther durch gräßliches Getöse erschreckt.

415.

Das Ritterschwert.

Wie die Sage in alle Burgtrümmer und Bergesklüfte unter denselben reiche Schätze zaubert, so auch unter den Hermannstein. Hier, im oder unter dem schachtähnlichen Keller ruht noch mancher Raub, manche Beute vergraben, die an das Licht 'zu ziehen schon oft versucht ward, doch noch keinem gelang. Auch spukt der Geist des Hermann in gewissen Mitternächten, reitend auf schnaubendem kohlschwarzen Rappen. So wollen ihn die Kräutersammler erblickt haben, die am goldenen Sonntag um den Hermannstein nach Heilkräutern suchend ausgingen, welche nur an diesem Tage gepflückt werden dürfen und müssen.

Eines Tages geschah es, daß ein Ilmenauer Maler von einem nicht allzufern wohnenden Freund besucht wurde. Beide noch Jünglinge, bestiegen den Hermannstein, und spähten umher nach Resten des Alterthums. Plötzlich vernahm der Maler von seinem Gast einen lauten Freudenruf, und gewahrte, daß dieser an etwas zog, das in einer Felsenspalte feststeckte. Er sprang hinzu, Beistand zu leisten, und siehe, ein altes Ritterschwert ward zu Tage gefördert. Fröhlich wurde der Fund nach Hause getragen, und als das Jahr 1813 die deutsche Jugend zur Rettung des

Vaterlandes unter die Waffen rief, ließ jener Fremde die gute Klinge fegen und schleifen, und führte sie wacker und tapfer gegen die Unterdrücker Deutschlands. Vielleicht war es Ritter Hermanns Schwert, dem der Name des hohen Irmin eine edle Weihe gab.

416.

Elgersburger Nixe.

Zwischen Ilmenau und Elgersburg sieht der Wanderer noch am Wege die Eindämmung eines vormaligen Teiches, in welchem eine alte Nixe wohnte. Drei ihrer Dienerinnen kamen einst zur Herbstzeit nach Elgersburg und besuchten die Gesellschaften der jungen Mädchen; sie halfen spinnen und singen, und wurden bald beliebt, vorzugsweise bei den jungen Burschen. Stets eilten aber die Besucherinnen aus den fröhlichen Kreisen der Jugend hinweg, sobald die eilfte Abendstunde herannahte, was endlich auffiel, und die Verabredung unter Burschen und Mädchen veranlaßte, die Wanduhr eine halbe Stunde zurückzustellen, und als der Schlag der Thurmuhr erfolgen mußte, so lebhaften Lärm zu erheben, daß jene Besucherinnen den Glockenschlag überhören mußten. Jene Nixenjungfrauen wurden stiller und stiller, eine innere Unruhe mahnte sie zu scheiden, aber es wurde ihnen zugeredet, zu bleiben, die Uhr zeige ja noch nicht dreiviertel auf eilf Uhr. Plötzlich schlug es hell vom Thurme ein Viertel auf zwölfe und der Nachtwächter rief draußen sein eintöniges: Es hat eilfe geschlagen! Lobet Gott den Herrn! — Todenbleich wurden die drei Nixenjungfrauen und jammerten: Wehe, was habt ihr gethan! Geht morgen früh zum Weiher,

da werdet ihr sehen, wie es uns ergangen! — und in Hast eilten sie von dannen. Als am andern Morgen in aller Frühe die Bursche nach dem Weiher eilten, sahen sie auf dem Weiher drei große rothe Flecke — wie Blut, und dann hob sich aus jedem der rothen Flecke eine weiße Mommel oder Wasserrose — und das geschahe fortan so Jahr um Jahr, bis es dahin gedieh, daß auch dem Dasein der grausamharten alten Nixe, welche jene Jungfrauen ob ihrer Säumniß getödet hatte, ein Ende gemacht wurde, alles Wasser sich verlor, und der Weiher sich trocken legte.

417.

Die Zwerge der Kammerlöcher.

Zur Linken des idyllisch-friedlichen Wiesenthales, in welchem das Dorf Angelrode, eine Stunde aufwärts über dem Städtchen Plaue liegt, und durch das die Gera sich schlängelt, rauscht ein Bergwald, das Kirchenholz, der Berg selbst ist der Weissenberg geheißen. Fast immer ist diese Benennung von mythischem Anklang und stammt ab vom uralten „wiht", (unseliger Geist,) daher Wichtlein, daher auch die Witgensteine, Wizzenhöhlen u. s. w. Dort soll, so geht die Sage, vor Zeiten ein altes Schloß gestanden haben, allein dasselbe scheint spurlos verschwunden zu sein, und Niemand weiß mit Gewißheit dessen Stätte zu bezeichnen. Da, wo der Weissenberg sich in der Richtung nach dem Schneekopf an das höhere Gebirge anlehnt, zeigt sich der bewaldete Gipfel mannichfach und merkwürdig zerklüftet und bildet Schluchten voll senkrecht abgeschnittener Felswände von ziemlicher Tiefe an 30 bis 50 Fuß und einige Klafter Weite. Aus dem tiefen

Grunde strecken Tannen ihre Wipfel empor. Besonders eigenthümlich ist diesem Gehölz und den Kammerlöchern, so heißen die Felsenkammern bei den Umwohnern, der mystische Eibenbaum, Taxus baccata, dessen auch Shakesspeare im Macbeth gedenkt, und der im deutschen Volksaberglauben eine nicht unwichtige Rolle spielt.

In jenen Kammerlöchern haußten einst, so berichtet die Sage, Zwerge in großer Anzahl. Sie wühlten von der Wache, so heißt der Theil des Berges oberhalb des Dorfes Angelrode, weil im dreissigjährigen Kriege ein Schwedisches Wachtpiket dort gestanden, bis zum Kummel, der vorspringende Bergstock, an welchem das Angelroder Wirthshaus mit seinem vortrefflichen Felsenkeller gelegen, einen Stollen, und gelangten durch diesen in den Wirthskeller, dem sie an Wein und Lebensmitteln merklichen Abbruch thaten. Diese Zwerge haußten im Schoos der tiefen Felsenkammern lustiglich, und thaten sich gütlich an des Wirthes Wein und Bier und sonstigen Vorräthen. Außerdem übten sie noch manchen Schabernack und manche Neckerei gegen die Bewohner der umliegenden Dörfer. Der Wirth wußte lange nicht, wer seine Diebe seien, warf Verdacht auf sein Gesinde und seine Hausgenossen, und machte diesen Verdruß durch falschen Verdacht. Endlich gerieth er auf den Einfall, Asche in den Keller zu streuen, um vielleicht an den Fußtapfen die unsichtbaren Beizapfer zu erkennen. Und als er eines Abends dieß gethan und des andern Morgens nachsah, fand er zahllose kleine Spuren von Gänsefüßen ähnlichen Füßchen, die aus einer Felsspalte im tiefsten Hintergrund des Kellers gekommen waren, und in diese sich verloren. Der Wirth holte sich Rath bei einem weisen Mann, der lautete, man solle, wenn

man die Nähe der stets unsichtbaren Zwerge vermuthe, mit Taxuszweigen nach ihnen schlagen, jeder Zwerg, der getroffen werde, würde dann augenblicklich sichtbar. Auch sei den Zwergen die Form des Kreuzes verhaßt*), und wenn man am goldenen Sonntag Eibenbüsche kreuzweise über ihre Wege lege, so beschritten sie letztere nimmermehr wieder. Der Wirth befolgte den Rath, theilte ihn weiter mit, und am nächsten Trinitatissonntag stieg die halbe Bevölkerung des Dorfes Angelrode hinauf in die Kammerlöcher, brach dort Eibenzweige ab, und steckte sie kreuzweis an die Ställe, in denen die Zwerge das Vieh behext, und in die Keller, aus denen sie allerlei geholt. Darauf wanderte das neckische Zwergvölkchen aus. In einer Nacht hörte man vom Kirchenholz herab, durch das Dorf und die jenseitigen sterilen Felsanhöhen hinauf nach Rippersrode zu ein anhaltendes trippeln und trappeln, als ziehe ein Heer von vielen tausend kleinen Leutchen vorüber, und ward ein leises weinen und schluchzen dabei vernommen. Nimmermehr kamen sie wieder. Von der Zeit an wurde es Brauch zu Angelrode, daß alljährlich am Trinitatissonntage Alt und Jung hinauf auf den Weissenberg und in die Kammerlöcher ging, dort Taxuszweige brach, und sie kreuzweis in Keller, Küchen, Stuben und Ställe steckte. Und obschon der Aberglaube, daß damit den Zwergen und Hexereien gewehrt werde, entschwunden ist, so ist doch der Brauch geblieben, und namentlich säumt des Dorfes fröhliche Jugend nicht, am genannten

*) Dieß ist ein eigenthümlicher Zug der Erdzwerge gegenüber den Moosleuten, welche das Kreuz lieben, und nur auf mit Kreuzen bezeichneten Holzstämmen Schutz vor dem sie verfolgenden wilden Jäger finden.

Tage Eibenzweige von des Berges wundersamen Felsenkammern herabzuholen.

Noch geht eine andere Sage, die im historischen Grund und Boden wurzelt, von den Kammerlöchern. Als zur Zeit des dreissigjährigen Krieges das Schwedenvolk auch in diesen Gegenden so grausam und verderblich hauste, wie der ärgste Feind, da flüchteten die Bewohner Angelrode's mit ihrem Vieh und ihrer sonstigen Habe in die Kammerlöcher, und diese wurden mit dem dichten Walde, der damals die Felsenklüfte umgab, ihnen zum schützenden Asyle, bis die feindlichen Freunde, welche zum Schutz des Protestantismus herbeigerufen waren, und die Protestanten auf das Aergste mißhandelten, das stille Thal der Gera verlassen hatten.

418.

Der Hirsch in den Kammerlöchern.

Die Sage geht, daß zu Zeiten in den Kammerlöchern oder Felsenkammern über Angelrode sich ein schneeweißer Hirsch mit goldenem Geweihe blicken lasse, jedoch nur von Sonntagskindern und auch nur von unbefleckten. Einem solchen ist Macht gegeben, den Hirsch zu fangen, und ihn in die Tiefe der größten Felsschlucht zu führen, dort schlägt der Hirsch mit dem Goldgeweih an das Gestein, das Geweih fällt ab, dem Glücklichen zum Lohne und zugleich öffnet sich ein Gang in das Bergesinnere, darinnen sich nun eine Kammer nach der andern zeigt, alle voll Gold und Silber, Perlen und Edelsteine. Da mag der Erwählte dann getrost zufassen und davon tragen, so viel er kann. Dem Hirsch aber wächst, wie andern Hirschen,

in Jahresfrist ein neues Geweih, aber nicht alle Jahre findet sich ein auserwähltes Glücks= und Sonntagskind, das reinen Herzens und makellosen Wandels, ja kaum alle hundert Jahre einmal. Jedenfalls hat die Sage früher diesem Hirsch auch die auf ihm reitende wilde Jagdfrau gesellt, wie dort im Ilmthale, denn sie oder der wilde Mann, der wilde Jäger, sind selten fern, wo von Zwergen die Sage geht.

419.

Die verstopfte Salzquelle.

Beim thüringischen Städtchen Plaue an der Gera, das früher nur ein Dorf war, sprang eine reiche Soolquelle, und brachte den Ort also hoch in Flor, daß er zum Städtlein ward, und die Bürger alle sich in Sammt und Seide kleideten, auch erbaute Graf Heinrich von Schwarzburg mit Zustimmung des Landgrafen Friedrichs von Thüringen 1324 dicht über Plaue ein starkes Schloß zum Schutze des Städtleins und als einen Schlüssel des Thales, die Ehrenburg geheissen, und Kaiser Ludwig verliehe gnädiglich 1335 einen ewigen Wochenmarkt. Ein böser Siedeknecht zu Plaue, der etwa mit dem Siedemeister oder Salzgrafen Verdruß hatte, verstopfte mit seinem seidenen Wams die Soolquelle und versetzte sie mit einem Zauber, so daß sie aufhörte, und nicht mehr floß, und des Städtleins Wohlstand sank, und davon nichts übrig blieb, als ein blauer Sammt=Aermel, mit dem der Bürgermeister sich Sonntags zum Fenster herauslegt, voll Amtswürde und voll Erinnerung an die alte Herrlichkeit. Dicht vor Plaue nahe der Straße nach Ilmenau und

nahe dem gothaischen Dorfe Liebenstein bricht am Kellerberge eine mächtige Quelle mit starkem Geräusch hervor, und bringt schmackhafte Waldforellen mit. Diese Quelle heißt der Spring und quillt in einem erdfallähnlichen Felsenkessel. Es geht von ihr die allgemeine Sage, daß dieses Wasser der Abfluß der Teufelskreise auf dem Schneekopf sei, und wenn man droben Leinknotten oder Häckerling einschütte, so kämen dieselben hier wieder zu Tage.

420.

Das Götzenthal.

Die Gegend zwischen Plaue und Arnstadt bietet in örtlichen Benennungen eine Menge Anklänge, welche nach einer früheren Zeit, nach der Heidenzeit, unverkennbar hinweisen, und hat auch, mit Ausnahme des lieblichen Thalgrundes, durch welchen sich die Gera schlängelt, durch schroffe und zum Theil ganz unfruchtbare Kalkberge einen seltsamen Ausdruck. — Plaue gegenüber gipfelt sich der Reinsberg empor, darauf noch ein kleiner Mauerrest einer droben gestanden haben sollenden Ritter- und Raubburg, die aber schon außerhalb der urkundlichen Zeit liegt. Hinter Plaue und dem Dorfe Dosdorf, das manche Tossendorf schreiben, ziehen sich tiefe Einschnitte durch die Kalkplatte bis zum hoch gelegenen Dorfe Gossel empor. Der Name Tossendorf läßt die Vermuthung einer Beziehung zu Riesen, gleich jenem Tossenthale bei Eisfeld (s. S. 2) völlig zu, zumal unterm Walperberge noch immer ein Hügel das „Riesengrab" heißt, und auch die Verjüngung der Riesen zu Rittern fehlt nicht, denn

zwischen Tossendorf und Arnstadt nahe der Stadt heißt eine stattliche Felswand der Ritterstein. Nahe bei dem Dorfe Gossel, wo einst ein Nonnenkloster gestanden haben soll, und wohin eine Wallfahrt war, stehen oder standen mindestens sieben uralte Steinkreuze in einer Reihe, von einer so hoch alterthümlichen Form, ja fast formlos, daß man dieselben kaum für Kreuze gelten lassen kann. Zwar erzählt die Sage, es seien einst in einer mörderlichen Prügelei auf dieser Höhe sieben Waller erschlagen, und zu deren Andenken die Kreuze gesetzt worden, allein dieß dürfte wohl nur eine prosaische Verjüngerung einer verklungenen älteren Sage sein. Zwischen Gossel und Arnstadt liegt das Dorf Espenfeld und in dessen Nähe senkt sich eine Rinne hinab zum Grunde, die das „Götzenthal" heißt, und sich in das der Stadt näher liegende „Jonasthal" verliert. Im Götzenthale spukt es, feurige Gestalten irren in demselben umher, schwere Klumpen fallen auf nächtliche Wanderer und lassen sich weite Strecke Huckepack tragen und das Thal ist so öde und einsam, daß der Wanderer durch dasselbe selten einer menschlichen Seele begegnet. Die Mehrzahl derer, die ein Geschäft nach Arnstadt führt, wählt den Weg über die heitere Höhe, der dann auf die „Alteburg", und von dieser nach Arnstadt hinabführt.

421.

Die Bölersmännchen.

An einer Felswand, da, wo das Götzenthal und das Jonasthal in einander übergehen, ist ein Bergloch, das zugleich ein Zwergloch ist. Man nennt es das „Bölers-

loch"; ein Volk gutartiger Zwerge, die Bölersmännchen, wohnte darin, und gehorchte einem Könige, des Namens Böler. Bei diesem so ungewöhnlichen Zwergnamen könnte man sich fast versucht fühlen, an den Bölverker der Eddadichtung zu denken, der ein Bergloch bohrte, in das er, verwandelt in einen Wurm, einschlüpfte, und der kein anderer war, als Odin selbst — wenn es überhaupt denkbar wäre, daß ein früher Nachhall der Eddamythe sich bis in diese Gegend verloren hätte. Ein Felsen im Jonasthale heißt der „Königsstuhl", und eine hohe, breite und senkrecht abschüssige Felswand in demselben Thale heißt „der Jungfernsprung" — weil einst ein Riese oder ein Ritter eine Jungfrau verfolgte, die in ihrer Noth und um ihre Ehre zu bewahren, die steile Felswand hinabsprang. Engelhände schirmten sie und trugen sie sanft nieder, der Verfolger aber, der unbedacht nachsprang, zerschmetterte im tiefen Abgrunde. Einst soll der Wind von oben einen Arnstädter Currentschüler hinabgeweht haben, der Schüler aber, von seinem weiten Mantel getragen, unverletzt drunten angelangt sein.

Alte Leute haben versichert, daß sie noch Bölersmännchen droben im Thalgrunde haben ihr Wesen treiben, auch im Mondscheine sie ackern gesehen haben, jetzt zeigen sie sich nicht mehr. Die Zwerge sind fort und die Riesen sind dahin. Die Ribbe des letzten Riesen war oder ist noch aufgehangen über dem Portale der Liebfrauenkirche bei Arnstadt, und sein steinerner Löffel, der „Riesenlöffel" genannt, steckt noch neben dem Kessel desselben, der jetzt der Kesselbrunnen heißt, am Fuße des „Arnsberges".

Seitwärts des Dorfes Espenfeld liegt ein anderes Dorf Bittstätt, und früher, wie man sagt, Betstätte geheißen.

Dort soll der fromme heilige Bischof Aegidius zeitweilig gelebt haben. Ein Stück Wald neben dem Dorfe heißt noch das Heidenholz, von den Heiden, welche Aegidius bekehrte.

422.

Frau Holle im Walperholze.

Das Walperholz und der Walperberg bei Arnstadt tragen ihren Namen von einem der h. Walpurgis geweihten Kloster, welches zuerst auf der nahen Wachsenburg stand und dann den langgedehnten Bergrücken krönte, der über dem rechten Ufer der Gera dem Ritterstein gegenüber sich emporzieht und bis über das Dorf Siegelbach reicht. Seitwärts dem Walperholze auf einer aussichtreichen Höhe, an der Stelle, wo man es „an den hohen Buchen" nennt, ist eine Stelle, auf welcher die sogenannte Jagdbuche steht, und nie ein Gras wächst, und diese rührt her vom wandeln eines dorthin gebannten ruhelosen Geistes, Frau Holle genannt. Dieser Name allein blieb aus mythischer Zeit hier haften, die verjüngende Sage behielt ihn zwar bei, aber — Arnstadt hält seit alten Zeiten viel auf sein treffliches Waizenbier — legte ihn einer Bierzapferin bei, welche die Kunden betrog, zu schlecht maß, nach ihrem Tode gräulich spukte, und von einem Hullenpöpelsträger dort hinauf an die einsame Waldstelle getragen und gebannt wurde. Dort wandelt sie nun zeitweilig seufzend um die Jagdbuche, an die sie gebannt ist, und ruft wehklagend und warnend: Voll Maaß! Voll Maaß! —

Auf dem „Walperkirchhofe", dicht über dem Gesellschaftshause „Eremitage" spuken wandelnde Nonnen.

423.

Feuer verfluchen.

Einst, im Jahre 1581, regierte zu Arnstadt ein Schuhster als Bürgermeister, hieß Hans Bohne, oder nach andern Hans Rebel, war gar ein herrischer Held, ein Pocher und geiziger Protz, meinte, alles müsse nach seinem Willen gehen und nach seiner Pfeife tanzen. Ehren-Bohne wohnte am Markt neben dem grünen Löwen, und wollte in den Hundstagen eine Dachrinne mit Pech ausgießen lassen. Der Zimmermann weigerte sich, in der großen Augusthitze dieses Geschäft vorzunehmen, da alles dorrte, der gestrenge Bürgermeister aber sprach: Ich befehl' es, und Du thust es! Gieß' in's Teufelsnamen, oder — Der Zimmermeister goß, der Teufel war zur Hand, er warf die Pfanne um, das Pech entzündete sich, das Haus brannte an, dann der grüne Löwe, dann der ganze Markt, dann das Rathhaus, dann die am Markt gelegene St. Bonifacius-Kirche — später wieder aufgebaut und deshalb jetzt Neukirche genannt — dann die nächsten Häuser, und als man des schrecklichen Feuers endlich Herr geworden, lagen 378 Häuser durch eines hochweisen Bürgermeisters dummen Unverstand in Schutt und Asche und waren rauchende Trümmer. Da konnte man wohl den klagenden Gedächtnißvers dichten:

Hans Bohne-Rebels Narren-Verstand
Betrübt Arnstadt zu Grund verbrannt.

Alle Jahre wird am Tage des 7. August jenem Unglücksfeuer zum Gedächtniß eine Brandpredigt in Arnstadt gehalten, und um verständige Bürgermeister gebetet.

424.

Von den drei Gleichen.

Zwischen Arnstadt und Gotha, Ohrdruf und Erfurt erheben sich die Bergschlösser, welche man weit und breit „die drei Gleichen" nennt. Zwei derselben liegen in Trümmern, das dritte, die Wachsenburg, eine Stunde von Arnstadt, ist noch erhalten und wird bewohnt. Das eine dieser Schlösser war der Stammsitz der berühmten Grafen von Gleichen, und nach ihnen genannt, heißt auch das Wandersleber Schloß, weil es über dem Dorfe Wandersleben liegt. Nach dem Aussterben der Grafen von Mühlberg gewannen die Grafen von Gleichen auch die nach den ersten Besitzern Mühlberg geheißene Burg, die über dem Orte gleichen Namens liegt. Von weitem gesehen, scheinen die in einem Dreieck von ihren Bergkegelgipfeln aufragenden Burgen von gleicher Höhe zu sein, und soll dieß ihnen den Namen verschafft haben, wie es bei den Gleichen in der Nähe von Göttingen ebenfalls geschehen sein soll*). Von den Besitzern der letzteren sollen auch erst die thüringischen Grafen von Gleichen abstammen. Viele des Geschlechtes thaten sich mannlich hervor in Kämpfen und Heereszügen, und einer derselben, Sigismund geheißen, war also geartet, daß man ihm den schönen Ehrentitel: „der thüringer Teufel" beilegte. Das Geschlecht war reich und angesehen, außer der Grafschaft Gleichen mit Mühlberg besaß es die Grafschaften und Herrschaften Ohrdruf, Vieselbach, Tonna, Blankenhain, Remda, Krannichfeld mit Tannrode, Krakendorf und Schauenforst,

*) D. S. B. 382.

auch den Flecken Wechmar, das ganze Eichsfeld und in Westpahlen Pyrmont und Spiegelberg.

Im Jahre 1230 ist es geschehen, daß die drei Nachbarburgen Gleichen, Mühlberg und Wachsenburg allzumal in einer Nacht von den Blitzstrahlen eines sehr heftigen Gewitters in Flammen gesteckt wurden.

Von der Wandersleber Burg, wie von dem Dorfe unter ihr rühmte man, was man von Weissensee auch rühmte, sie lägen mitten im Lande Thüringen, gleichsam im Herzen, und es seien nach jedem Strich sechs Meilen bis zur Grenze zu reisen.

Graf Meinhard von Mühlberg, derselbe, der als Gesandter mit Landgraf Hermanns I. Gesandschaft nach Ungarn zog, um für Landgraf Ludwig die Königstochter als Braut zu werben und gen Thüringen zu führen, kam mit Erfurt in harte Fehde, verfiel in des Reiches Acht, und starb, der letzte seines Geschlechtes, im Banne.

425.

Die Gleichensche Doppelehe.

Kaum hat eine thüringische Sage so allgemeine Verbreitung gefunden, als die von dem zweibeweibten Grafen von Gleichen, auch kaum eine so viele gelehrte Streithahnfedern in Bewegung gesetzt, als eben diese, höchstens hat der „Püsterich" solche überflüssige Schreiberei noch überboten. Die unselige Sucht, eine Sage nicht als Sage gelten lassen zu wollen, sondern einestheils sie mit Gewalt zu einer geschichtlichen Thatsache zu stempeln, anderntheils alles aufzubieten, um zu beweisen, was sich von selbst versteht, daß die Sage keine Geschichte ist, dieß zwecklose

Treiben verdirbt alle Poesie, und ist der Welt völlig unnütz.

Die Sage lautet: Ludwig (andere nennen ihn Ernst), Graf von Gleichen, nahm Theil an dem Kreuzzuge, dem sich Ludwig der Heilige, Landgraf von Thüringen, unter dem Banner Kaiser Friedrich II. angeschlossen hatte. Graf Ludwig war am Thüringer Landgrafenhofe ritterlich erzogen worden, und soll mit einer Gräfin von Orlamünde vermählt gewesen sein, die ihm zwei Kinder geboren. Nachdem Landgraf Ludwig seinen frommen Eifer mit dem Tode gebüßt, folgte Graf Ludwig dem Kaiser nach Accon, und blieb zum Schutze der Stadt Ptolemais zurück, nachdem der Kaiser sich bereits zur Rückkehr eingeschifft hatte. Bei einem Ausfalle oder Streifzuge gegen die Ptolemais umlagernden Sarazenen gerieth der deutsche Graf in die Gefangenschaft der Araber, wurde an den Sultan Aegyptens verkauft und nach Alkair gebracht. Dort mußte der Graf harte Sclavenarbeit verrichten, und schmachtete neun Jahre in der Gefangenschaft, bis die Tochter des Sultans, welcher Melech-Sala hieß, das ist König des Heiles oder Friedens, lebhaft von ihm eingenommen wurde, beim ergehen im Garten ihm aufmunternd begegnete, und ihm endlich aus großer Liebe antrug, mit ihm zu entfliehen, wenn er sie zum Weibe nehmen wolle. Graf Ludwig von Gleichen war aufrichtig genug, der schönen Sarazenin seinen Stand und seine Herkunft zu entdecken, und ihr zu sagen, daß er bereits in seiner fernen Heimath eine Frau und zwei Kinder habe. Daran fand nun die sarazenische Jungfrau gar keinen Anstoß, da der muhamedanische Glaube jedem Manne gestattet, so viele Frauen zu nehmen, als er ernähren kann. Und die Liebe der Jungfrau, die Hoff-

nung auf Befreiung und vielleicht die eigene Neigung bezwangen den Grafen, und er gab endlich der Sultanstochter das Versprechen, sich mit ihr ehelich zu verbinden, wenn sie ihm Freiheit verschaffen und ihm folgen wolle. Die Liebe der Jungfrau wußte alle Schwierigkeiten, die dem Fluchtplane sich entgegen stellten, zu überwinden, und mit ihren besten Schätzen versehen, entflohen sie auf einem Schiffe, und kamen nach sechswöchentlicher Fahrt zu Venedig an. In Venedig fand der Graf seinen liebsten und vertrautesten Diener, der ihn in allen damals bekannten drei Welttheilen gesucht hatte, und erfuhr von ihm, daß daheim noch alles gut stehe, und seine Gemahlin nebst seinem Kinderpaare noch lebe. Auf diese Nachricht reiste Graf Ludwig ohne Verzug nach Rom, allwo Gregor IX., den man den großen nannte, auf dem päpstlichen Stuhle saß, und theilte dem Papst sein ganzes Schicksal und alle seine Erlebnisse mit. Der Papst begnadigte den Grafen mit stattlichen Gaben, heiligte die sarazenische Jungfrau durch das Sakrament der Taufe, und gab dem Grafen kräftige Empfehlungsbriefe an den Kaiser, worauf derselbe mit den Seinen von Rom aus durch Italien zurück und über die Alpen durch Bayern und Franken den nächsten Weg nach Thüringen einschlug, und als er noch zwei Tagereisen vom Schloß Gleichen entfernt war, reiste er der Sarazenin voraus, kam zu Weib und Kindern und wurde auf das freudigste von seiner Gemahlin wieder erkannt und willkommen geheißen. Der Graf theilte nun seiner Hausfrau alles mit, was und wie es sich begeben, und daß er ohne die Hülfe der Sarazenenjungfrau aus königlichem Stamme nimmermehr die Seinen und sein Land würde wiedergesehen haben, und bewegte sein Weib

zu Dank und Liebe gegen die Fremde. Wie diese letztere sich nun Burg Gleichen näherte, zog der Graf mit seiner Gemahlin und seinen zahlreichen Freunden, die von allen Seiten herbeigeströmt waren, ihn glückwünschend wieder zu begrüßen, ihr mit großem Festgepränge entgegen, holte sie feierlich ein und führte sie wie in einem Triumphe in die Burg. Die Stätte der ersten Begegnung am Bergesfuße, an welchem beide Frauen einander schwesterlich umarmten und küßten, wurde alsbald „Freudenthal" genannt, und der längst verwahrloste, jetzt schnell hergestellte Weg zur Burg hinan hieß fortan „der Türkenweg". Jederzeit hat die Gräfin von Gleichen die Sarazenin als ihres geliebten Herrn Erretterin geehrt und geliebt, und letztere hat diese Liebe durch Demuth und Freundlichkeit vergolten. Niemals ist erhört worden, daß irgend ein Mißverstand oder eine Klage zwischen diesen beiden Gemahlinnen des Grafen entstanden, sondern jede hat ihren Herrn in Einig- und Freundlichkeit allezeit lieb und werth gehabt. Die Sarazenin war mit hoher Schönheit geschmückt, aber es blieben ihr Kinder versagt, um so mehr liebte sie die Kinder der deutschen Gräfin, und trug für deren Wohlergehen die fleißigste Sorge. Sie war ein Muster aller Frömmigkeit, aller Würde, aller Demuth, aller Holdseligkeit und Freundlichkeit. In ziemlich hohen Jahren starb sie und wurde im St. Petri-Stift zu Erfurt feierlich beigesetzt. Zwei Monate nach ihr schied auch die deutsche Gräfin, welche ihrem Gemahl noch drei Kinder geschenkt hatte, aus dem irdischen Leben, und wurde ihrer vorangegangenen schwesterlichen Freundin zugesellt. Der Graf selbst verschied im 60. Lebensjahre, und seine Kinder, zwei Söhne und drei Töchter, ließen ihn zwischen die beiden Frauen bestatten,

auch für alle drei einen herrlichen Grabstein künstlich herrichten, darauf ihre Bildnisse zu ersehen sind, denn derselbe Stein ist vom St. Petri-Berge herab gebracht und im Dome zu Erfurt aufgerichtet worden, ein redender Sagenzeuge für alle kommenden Jahrhunderte. —

426.

Verrufene Stellen.

Nahe bei dem Vorwerke Freudenthal unter Burg Gleichen ist ein öder Platz, wo einige wilde Birnbäume stehen; dieser Platz heißt der Mordgarten. Ein Steinkreuz mit jetzt erloschener Inschrift kündete früher dem Wanderer, daß vor Zeiten hier ein blutiger Zweikampf stattfand, in welchem ein Herr von Bose das Leben lassen mußte um einer Liebe zu einer schönen Arnstädterin Willen, welche auch noch von einem andern Cavalier geliebt wurde, den jene verschmähte. Dieser Nebenbuhler von Bose's suchte Anlaß, letztern zu reizen, man entzweite sich beim Spiel und eine Ausforderung erfolgte kurz vor dem bereits angesetzten Hochzeitstage. Schon hatte jene Jungfrau ihrem Geliebten das übliche Brauthemde zugesendet; er fiel im Zweikampfe, und das Brauthemde wurde sein Todenhemde. Die trauernde Braut ließ ihrem Geliebten dann an jener einsamen und seitdem verrufenen Stelle des Mordgartens jenes Kreuz setzen, mit Namen und Datum, und einem Gedenkverse.

Zwischen Wandersleben und Wechmar ist auch eine unheimliche Stelle, an der ein Mord verübt wurde, und

zwar durch einen Reiter, der zur Nacht ohne Kopf dort herum galloppirt, und in der Rechten ein großes blankes Schwert hält. Es ist nicht gut, zu dieser Zeit ihm zu begegnen. Einst hatte ein Bauernknecht aus Wandersleben Malz nach Wechmar zu fahren, und zwar in der Nacht, und kam just zur Geisterstunde nahe der Apfelstätt an einen Graben, als plötzlich die Pferde standen und alles antreibens und peitschens ohngeachtet nicht wieder zogen. Der Knecht wandte alle Mühe auf, die Pferde fortzubringen, allein er mühte sich vergebens, bis die Glocke in dem nahen Wechmar Eins schlug; da zogen die Pferde an, aber der Knecht bekam von unsichtbarer Hand ein Paar Ohrfeigen, die ihn ganz betäubt machten.

427.

Der milde Herr Augustin.

In Gotha ist an einem steinernen Hause am Jacobsplatze das Bild eines Mannes, in Stein gehauen, zu erblicken, welcher an einige Kinder kleine Brode austheilt. Die Sage geht, daß vor Zeiten ein Mann, des Namens Augustin, jenes Haus besessen und bewohnt, welcher ein außerordentlicher Freund der Kinder gewesen, und nie ausgegangen sei, ohne die ihm begegnenden Kinder mit allerlei Gaben, so er in den Taschen mit sich herumgetragen, zu beschenken, und es sei gewesen, als ob der Vorrath in sothanen Taschen ein unerschöpflicher und nur so ausquellend, wie das Wasser aus einem Borne. Darüber wurde dieser Kinderfreund, Herr Augustin, sehr alt,

und erreichte sein achtzigstes Lebensjahr. Und als es mit ihm zum Sterben gekommen, hat man zwei Knaben in schneeweißen Kleidchen an seinem Lager sitzen gesehen, da er außerdem keine Anverwandtschaft hatte, die haben mit ihm gebetet, und ihm die Augen zugedrückt. Und als Herr Augustin begraben war, saß drei Tage lang ein Kind auf seinem Grabe, und hatte das Antlitz verhüllt, als ob es weine. Niemand kannte es und wußte, wem es angehöre.

428.

Merwigsburg.

Zwischen den Städten Arnstadt und Erfurt, am rechten Ufer der Gera, liegt am Abhange des Steigerwaldes, wo man den Wald die Wagd oder Wagdweide nennt, ein Dorf, das zwar auf Karten und in Büchern Möbisburg geschrieben, vom Landvolke der ganzen Umgegend aber nie anders als Mersbergk oder Mörschbergk gesprochen wird, und von Alters her Merwigsburg heißt, später auch Mövigsburg geschrieben wurde. Auf einem das Dorf überragenden Hügel steht weitschauend die Kirche, und auf ihrer Stätte stand in der Zeiten Frühe die Merwigsburg, die Burg, welche der Franken- und Thüringerkönig Merwig erbaute und einen Palast in derselben aufführte. Gräberfunde in der Flurmarkung, besonders in der Nähe des benachbarten Dorfes Bischleben, deuten hinlänglich auf sehr frühe Bevölkerung dieser Gegend. Die Merwigsburg war später der Herrschersitz des Thüringerkönigs Bisin, bei welchem der aus Franken vertriebene Sohn König

Merwigs, Childerich, eine Zuflucht fand, und dort mehrere Jahre lang verweilte, bis ihm Botschaft kam, daß er in sein Reich zurückkehren könne. Als dieß geschehen war, folgte ihm Basina, Bisins Gemahlin, nach, vermählte sich mit Childerich, und wurde Mutter des großen Frankenköniges Chlodio oder Chlodwig.

Auch die Merwigsburg war eine der Dispargen oder Disparchen, deren Namen die früheren Gelehrten für Eigennamen hielten und heftig darüber gestritten, wo das wahre Dispargum gelegen, während er nur ein Gattungsname ist für Hochsitze, die auf götterheiligen Bergen begründet wurden. Dis ist numen, entweder weiblich, gab es doch einen Frauennamen: Idisburg, oder männlich, dann vielleicht Zio (Dis), Mars, daher die Mersburgen, am Bodensee, Merseburg bei Halle, und die Mersburg hier, nicht minder die vielen Eresberge und Eresburgen. „Parch" ist Einfriedigung, und das Wurzelwort des noch heute sprachüblichen, ächtdeutschen Wortes Park. Später siedelten sich Raubritter in dem verlassenen Königsschlosse an, was dessen völlige Zerstörung zur Folge hatte.

Sagen gehen noch von einem reichen Königsschatze, der im Schoose des Hügels ruhen soll, welcher die Merwigsburg trug. Einst verbanden sich drei Männer, ein Schmied, ein Schneider und ein Schäfer, diesen Schatz zu heben, sie mochten aber mit solcher Kunst nicht recht umzugehen wissen, denn es erschienen Geister, welche allen dreien die Hälse umdrehten. Darauf wurden zum Wahrzeichen am Gesimse des alten, dem heiligen Dionysius, dem Schutzpatron der fränkischen Könige, geweihten Kirchleins auf dem Merwigsberge die Häupter sothaner Schatzgräber in Stein ausgeführt angebracht, und ein Hufeisen,

eine Scheere und ein Schäferstab in den Stein der Mauer gemeiselt.

429.

Der Kindertanz.

Von Erfurter Sagen ließe sich allein ein Buch füllen, es giebt deren sehr viele, sehr schöne, wie sehr schaurige. Des Thüringerlandes uralte Hauptstadt ward früh von der Poesie geküßt und bekränzt.

Schon im Jahre 1212 war eine wunderbare Phantasie unter die Kinder in Thüringen und Sachsen gekommen. Ein Knabe wandelte durch Städte und Dörfer und sang ein Kreuzlied, dessen Inhalt war, Christus wolle ihnen sein heiliges Kreuz, das noch in Türkenhänden sei, zu eigen geben. Da faßte alle Knaben, die ihn singen hörten, eine Bethörung das Kreuz zu erobern, und traten in großen Haufen die Reise gen Jerusalem an, und weder gute noch böse Worte, weder Bitten noch Banden, weder Sanftmuth noch Schläge hielten sie zurück. Die Mehrzahl dieser armen jungen Kreuzfahrer kam schon in den Schweizer und Tiroler Alpen vor Frost und Hunger um, und die so glücklich waren, Schiffe zu erreichen, verdarben durch Sturm und Wellen.

Im Jahre 1237 am 15. Juni ereignete sich eine gar wunderbare Begebenheit. Ueber 1000 Erfurter Kinder vereinigten sich zu einem großen Reigen, zogen durch das Löber Thor dem Steiger zu und die Höhe auf dem alten Weg hinan, über Waltersleben und Eischleben, Ichtershausen und Rudisleben, immer tanzend und singend, und

kamen gegen den Abend sehr müde nach Arnstadt, wo sie von den Bürgern, die gar nicht wußten, was dieser Kinderzug bedeuten solle, aufgenommen wurden. In Erfurt aber entstand Schrecken und Jammer, denn in zahllosen Häusern wurden die Kinder vermißt, und niemand wußte, wo sie blieben, und wohin sie gekommen, bis Botschaft von Arnstadt kam, daß die Kinder dort seien. Da wurden am andern Morgen viele Wagen angespannt, und wurden die Kinder wieder geholt, und den Arnstädter Bürgern wurde viel Dank gesagt, auch eine Spende in den Dom gestiftet. Niemand aber wußte zu sagen, was die Kinder verleitet, so weit fort zu ziehen ohne Urlaub und Wegkunde. Auch blieben viele dieser Kinder hernach bleich und krank, und zitternd, und waren stets müde und hinfällig. Ihr Tanz war eine Volkskrankheit, eben so wie jener plötzliche Eifer der Knaben, die Heimath in Schaaren zu verlassen, und das heilige Kreuz aus des Türken Hand zu reissen und wie die Geisselfahrten.

430.

Das stille Kind.

Im Frühjahre 1677 und zwar im Märzmonde wurde in der Nähe von Erfurt ein Kind gesehen, das allen Leuten, so es sahen, sehr wunderbar vorkam. Dasselbe erschien dem Ansehen und Alter nach als ein Mägdlein von 10 Jahren; es trug ein ganz weißes Kleid, hatte die Haare in Zöpfe geflochten und sah im Gesichte sehr bleich aus. Es schritt durch die Flurmarkungen von

Alach und von Bindersleben, und sprach beständig mit sich selbst, aber niemand konnte verstehen, was dieses räthselhafte Kind redete. In der Hand hielt es ein braunrothes Stäbchen, und schlug damit, indem es durch's Getreide oder über die Wiesen ging, die Blumenhäupter ab, so daß man solche aller Orten herum liegen fand. Wenn jemand diesem Kinde, dessen Erscheinung so unheimlich war, nachzugehen versuchte, so wandelte ihn ein solches Grausen an, daß er zurückbleiben mußte, und eben so erging es denen, welche es wagten, dem stillen Kinde entgegen zu gehen oder es anzureden. Solches Kind ist eine Reihe von Tagen hinter einander erblickt worden, und dann spurlos wieder hinweggekommen.

431.

Das Sibyllenthürmchen.

Ganz nahe der Fahrstraße, die von Erfurt nach Gotha führt und dicht unter der alten Citadelle Cyriacsburg steht ein sehr alter, ziemlich großer Bildstock in Form eines gothischen Thürmchens. Bildliche Figuren in Stein aus dem Leben Jesu schmücken dieses alte Denkmal, welches im Jahre 1716 durch den damaligen Erzbischof zu Mainz, Lothar Franz, erneut wurde. Manche haben behauptet, an der Stelle, wo dieses Thürmchen stehe, habe vor grauen Zeiten eine Alrune oder Sibylle gewohnt und geweissagt, daher noch immer der altüberkommene Name; andere sagten, das Denkmal solle den Ort bezeichnen, wo die erste Christenkirche dieser ganzen Gegend gestanden

habe. Eine dritte Sage hat romantischere Färbung und klingt aus einer Zeit, zu welcher auch die rein gothische Arbeit des Sibyllenthürmchens nebst den daneben stehenden drei alten Steinkreuzen paßt.

Eine Gräfin von Kevernburg, Sibylla geheißen, hatte einen jungen mannhaften Ritter zum Bräutigam, den sie am anberaumten Vorabende ihrer Hochzeit mit Sehnsucht erwartete. Allein der Geliebte kam nicht; auf der Reise zu ihr war er nebst zwei Edelknappen von einer Schaar von Feinden oder von Räubern an jener Stelle unter der Cyriacsburg überfallen und beraubt worden. Alle drei wurden dort erschlagen und begraben, und die unglückliche Braut ließ dort auf jedes Grab ein Steinkreuz setzen und das Denkmal errichten, zu welchem später sich eine förmliche Wallfahrt erhob; die junge Gräfin selbst aber nahm in einem der Klöster Erfurts den Nonnenschleier und betete für das Seelenheil ihres ermordeten Bräutigams.

432.

Der eherne Wolfram.

Zu Erfurt im hohen Chore des Domes steht ein eherner Candelaber sehr alten Gusses, in Form einer Mannsgestalt, doch nur von Knabengröße. In jeder Hand hält diese Figur einen Leuchter mit einer Kirchenkerze, und manche halten dafür, dieß Erzbildniß stamme noch aus Heidenzeiten und habe mit dem Püstrich und dem Krodo-Altar gleiches Alter. Dem scheint jedoch nicht also zu sein, vielmehr geht über den metallenen Kerzenträger diese

Sage: Ein junger Patricier, des Namens Wolfram, beging ein großes Verbrechen, das gegen die Kirchenzucht verstieß, und sogar nach Rom berichtet werden mußte, damit der Papst selbst das Urtheil des Sündigen spreche. Dieses Urtheil lautete dahin, Wolfram solle ein ganzes Jahr lang täglich in jeder Hand einen Leuchter mit brennender Kerze haltend dem Hochaltar gegenüber treten, so lange die Messe daure. Zwar unterzog sich der Patricier dieser harten Buße, aber die Schmach einer täglichen Kirchenstrafe und die Last der Leuchter drückten ihn zu Boden; er wurde so schwach, daß er sich nicht mehr aufrecht halten konnte. Und so wurden die Fürbitten nicht gespart, ihn von der Buße zu entlasten, welches auch geschah, doch mußte er das metallene Bild anfertigen lassen, und hat dann seine Tage in einem strengen Büßerorden als Mönch beschlossen.

433.

Doctor Faust in Erfurt.

Zu einer Zeit hat, wie auch das Volksbuch vom deutschen Magus Doctor Faust verkündet, und wie andere Zeugnisse darthun, dieser berühmte und zugleich berüchtigte Mann in Erfurt gelebt. Er wohnte in der Michelsgasse neben dem großen Collegium, und las als ein gelehrter Professor, mit Erlaubniß des academischen Senates, im großen Hörsaale des Collegiumsgebäudes über griechische Dichter, namentlich erklärte er seinen Zuhörern, den Studenten, den Homer, und beschrieb ihnen die Heroen-

gestalten der unsterblichen Gedichte Ilias und Odyssee so lebendig, daß das Verlangen rege wurde, dieselben mit Augen zu erschauen. Als einem Meister der Magie, welche Kunst man sich nicht als eine niedrige Taschenspielerei zu denken hat, sondern die als sogenannte „dunkle Philosophie“ auf den Hochschulen zu Krakau, Warschau, Prag, Padua, Bologna, Salamanca und auch auf deutschen Universitäten gelehrt wurde, war es dem in allen damals bekannten Künsten der Physik bewanderten Faust leicht möglich, die Schattenbilder griechischer Helden leibhaftig vor Augen zu stellen, und zuletzt ließ er den gräulichen Riesen Polyphem auftreten, vor dessen übergewaltiger Erscheinung das ganze Auditorium bebte.

Faust hielt gute Kumpaneischaft mit studirenden adeligen Junkern, die Geld hatten, und trieb viele und mancherlei Kurzweil zu ihrer und des Volkes Belustigung. Durch das engste Gäßchen Erfurts, dergleichen man nur noch in Venedig sieht, fuhr er mit einem zweispännigen Fuder Heu, wodurch dieses Gäßchen für alle Zeiten den Namen „Doctor Fausts Gäßchen“ erhielt. Einst kam Faust auf einem Pferde geritten, das fort und fort fraß und nicht zu ersättigen war, ein anderesmal zapfte er allerlei Weine aus einem hölzernen Tische oder gaukelte den trunkenen Zechgesellen Trauben vor, die sie abschneiden wollten; als Faust aber die Blendung schwinden ließ, hatte einer des andern Nase statt der Weintraube in den Fingern. Ein Haus in der Schlössergasse soll oben im Dache immer noch eine Oeffnung haben, die nie mit Ziegeln zugelegt werden kann, weil Faust durch dieselbe seine Mantelfahrten zu richten pflegte. Einen herrlichen Wintergarten soll er nebst kostbarer Bewirthung zahlreicher vornehmer Gäste

hergerichtet haben, und so zu großem Rufe gelangt sein. Solche Künste weckten nun freilich manches Mißtrauen, man witterte etwas infernalischen Schwefelduft um den Magus, und sandte ihm einen gelehrten Mönch, Dr. Klinge genannt, auf den Hals, mit dem er sich unterredete, und ihn gegen sich endlich gewaltig damit in Harnisch brachte, daß er ihm sagte: wenn einem der Teufel Wort halte, müsse man dem Teufel auch Wort halten. Da verwünschte der Dr. Klinge Fausten, und bewog Stadtrath und Universität, selben gefährlichen Mann auszuweisen. Seitdem soll nie wieder zu Erfurt ein Hexenmeister aufgekommen sein.

Band I. S. 2 Zeile 11 v. o. ist **Wesser** statt W e s e r zu lesen.



Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.

Die
Sagen Oesterreichs.



Greifenstein.

Die

Leipzig 1841.

Verlag von L. B. Polet.

Die

Volkssagen, Mährchen

und

Legenden

des Kaiserstaates

Oesterreich.

Gesammelt urd herausgegeben

von

Ludwig Bechstein.

Mit Stahlstichen.

Leipzig 1841.

Verlag von C. B. Polet.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Vorwort.

Indem ich mich der Herausgabe des umfassenden Sagenwerkes unterziehe, welches dieser Band eröffnet, habe ich mich über die Tendenz und Haltung desselben mit wenigen Worten auszusprechen.

Unser Buch soll ein Volksbuch im edelsten und besten Sinne werden; es soll in des Volkes Händen allverbreitet ihm vor Augen und zu Herzen bringen, was meist aus ihm selbst lebendig heraustönte: die Sage, das Mährchen, die Legende, dieser Dreiklang der Poesie des Volkes. Den Vaterlandssinn, die Vorliebe für das Heimische und Heimathliche, für die alten Erinnerungen soll unser Buch beleben und erwecken helfen und dabei eine sittliche und belehrende Unterhaltung gewähren.

Den hohen sittlichen Werth der Volkssage habe ich an einem andern Orte*) bereits ausführ-

*) Ueber den ethischen Werth der deutschen Volkssagen. Eine Abhandlung, vorgedruckt dem dritten Theile des Buches: Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringerlandes. Meiningen u. Hildburghausen, 1837.

lich besprochen. Er ist unzweifelhaft und überall bewährt.

Um aber hier günstige Bahn zu brechen und Eingang zu gewinnen, scheint es mir bei der ungeheuern Größe des Terrains unerläßlich, nicht nach Ländern, Provinzen und Gebieten solche Sagenkreise zu ziehen, wie ich bei dem Lande Thüringen gethan und ferner thun werde, sondern vorerst die der Menge gefällige Form bunter Mannichfaltigkeit zu wählen, damit nach allen Richtungen hin fast gleichzeitig die Stofffülle sich verbreite. So wird ein reichhaltiges Material, wie es noch nie gesammelt erschien, sich anhäufen und sich auch der wissenschaftlichen Sagenforschung dankenswerth darbieten, die ich bei allen meinen Bestrebungen im Gebiete der deutschen Volkssage stets auf das Ernsteste vor Augen habe.

Neben den zahlreichen Schriftquellen, die mir zu Gebote stehen und die zu vermehren ich unablässig bemüht bin, verschafften und verschaffen meine Verbindungen mir auch mündliche Traditionen so daß mit mancher noch ungedruckten Sage diese Sammlung vermehrt werden wird.

Die Abwechselung der Erzählung in Prosa mit metrischen Sagenbearbeitungen lag im Wunsche des Herrn Verlegers; ich wähle jedoch, wo

ich nicht selbst der Autor bin oder alterthümlichen poetischen Ueberlieferungen folge, nur gelungene Balladen und Romanzen österreichischer Dichter aus und nenne die Quelle oder die Verfasser mit der gebührenden Anerkennung. Diese Letzteren werden mir wegen solcher Aufnahme nicht zürnen, da ich über mich selbst gern das Gleiche ergehen lasse.

Daß ich gediegene Sagensammlungen benutze, liegt in der Natur der Sache; oft wird auch eine Sage nach anderer Lesart oder verschiedenartiger Erzählung mitgetheilt werden, denn mannichfaltig ist überall die Weise, in welcher beliebte Sagen volksthümlich ausgeprägt erscheinen. Ausschmückung aber, welche von der Einfachheit der Tradition gänzlich abweicht, sie entstellt oder gar unkenntlich macht, wird von mir stets verschmäht und vermieden werden. *)

Weit früher, bevor ich begann, die Sagen meines Heimathlandes, Thüringen, zu sammeln und herauszugeben, war es Oesterreich und vornehmlich Böhmen, dessen Vorzeit und Sagenwelt mich mächtig anzog, so daß ich dieselbe zum Ge-

*) Vielfach versündigen in neuerer Zeit Unberufene sich an der Unverletzlichkeit der Volkssage, indem sie deren Begriff mit Erdichtung für identisch halten, und als schnellfertige Sagenfabrikanten ihre an den Haltpunkt einer Sage vielleicht lose angeknüpften Fabeleien als Sagen unter's Volk streuen.

Sagen von der Stadt Wien.

I.

Der Stadt Wien Ursprung, Gründung und Name.

Vom Ursprung der uralten Stadt Wien ist viel geschrieben und gefabelt worden, und es haben die Chronikenschreiber der früheren Jahrhunderte mancherlei ausgesagt, was nicht glaubhaft klingt. Einer behauptete, Wien sey nicht jünger als Rom; ein Anderer erzählte, daß nicht allzulange nach der Sündfluth ein Fremdling, mit Namen Abraham, sich mit den Seinen am Ufer der Donau, und zwar da niedergelassen, wo heutzutage der Markt Stockerau gelegen ist; welcher Abraham dann zur Erbauung Wiens den ersten Grund gelegt. Noch Andere haben geschrieben, daß ein naher Nachkomme des Erzvaters Noah, der ein König der Deutschen gewesen und Suevus geheißen, bereits im Jahr der Welt Zweitausend zweihundert und achtzig den Anfang zur Erbauung Wiens gemacht habe. Auch sind viele Schriftsteller der Meinung gewesen, daß die

Römer bei ihrem mächtigen Vordringen in die germanischen Wälder da, wo heute Wien liegt, eine Colonie begründet und eine Stadt gebaut, das alte **Faviae**, in welcher eine Reihe der römischen Kaiser bisweilen residirt, daß aber diese Römerstadt in späterer Zeit durch die feindlichen Völkerschwärme der Hunnen, Gothen und Avaren bis auf die geringste Spur vernichtet worden sey. Nicht minder wird Wien eine Stadt der Winden oder Wenden genannt, daher ihr lateinischer Name **Vindobona.**

Klarer und fester gestaltet tritt die Stadt Wien zur Zeit Kaiser Heinrichs des Städtegründers in die Geschichte. Dieser stiftete das Markgrafenthum von Oesterreich, und Leopold der Heilige wurde des Landes erster Markgraf und Schirmvoigt gegen die feindlichgesinnten Nachbarvölker, von denen die Ungarn die gefährlichsten und gefürchtetsten waren, die Leopold mit tapferer Hand besiegte. Er baute auf die Vorderseite am äußersten Rücken des Kahlenberges, die heute noch nach ihm Leopoldsberg genannt wird, ein stattliches und starkes Schloß, das die Gegend umher beherrschte, das freien Umblick über die gesegneten Auen und sanftgehügelten Gefilde Panoniens und Noricums bis zu den höheren Gebirgen hin gewährte und jetzt bis auf die Ringmauern in umbuschten Trümmern liegt. Bald fanden sich Anwohner in Menge, die in der reizenden Ebene am Ufer des gewaltigen Stromes und geschirmt von der nahen Fürstenburg sich Häuser bauten, und so wuchs allmählig das schöne, heitere, lebensfrohe Wien. Doch soll die Stadt diesen Namen nicht alsobald ge-

führt haben, sondern von der alten Römerstadt **Faviae** oder **Favianae** genannt worden seyn. Daraus wurde **Vianae, Viennae,** Wie'nn, wie es eigentlich noch heute heißt und gesprochen wird, und nicht Wihn, wie die Ausländer sagen.

Andere halten jedoch für wahrscheinlicher, daß das kleine Flüßchen, die Wien, welches nahe der innern Stadt vorbeifließt und unterhalb derselben in die Donau fällt, ihr den Namen verliehen habe, was billig an seinen Ort gestellt bleibt.

II.

Von Wiens Thoren.

Die harmlosen und scherzfröhlichen Bewohner der Kaiserstadt hatten vor Alters ein Sprüchwort, und haben dasselbe vielleicht heute noch, das lautete, wie ein Reisender um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts erzählt: „Wien hat starke Mauern und feste Basteien und sechs wohlbewachte Thore, und doch kann man in die Stadt herein kommen, ohne ein Thor zu passiren." — Dieß sind die Namen der Thore: Das Stubenthor, (das Ungarische) das Kärnthnerthor, das Burgthor, das Schottenthor, das Neuthor und der rothe Thurm, und weil der rothe Thurm nicht den Namen eines Thores führte, obwohl er eins war, da er noch stand, so zielte darauf hin der Scherz. Gerade durch diesen Thurm ging die stärkste Passage

in die innere Stadt, denn Alles, was zu Schiffe anlangte oder vom jenseitigen Donau-Ufer herüberkam, das mußte hierdurch seinen Weg nehmen.

An diesem rothen Thurme stand auch gleich eine gute Lehre für die fremden Einwanderer:

Welcher kommt durch diese Port,
Dem rath ich mit getreuem Wort,
Daß er halt Fried in dieser Stadt,
Oder er macht ihm selbst Unrath,
Daß ihn zwei Knecht' zum Richter weisen
Und schlagen ihn in Stock und Eisen.

III.

Wiener Wahrzeichen.

Kaum wird es eine Stadt im lieben deutschen Vaterlande geben, welche so vieler Wahrzeichen sich zu erfreuen hätte, als das alte Wien. Wer kennt nicht sein edelstes, höchstes, schönstes, den Stephansthurm? Wer kennt nicht die weitgenannte Spinnerin am Kreuz, das kunstvolle gothische Denkmal, das von der Höhe des Wienerberges hinabschaut auf die weithin zu des Berges Füßen reizvoll hingelagerte Stadt? Diese Wahrzeichen allzumal sind umblüht von Sagen des Volkes, theils heiterer, theils ernster Art, und wunderlich sind manche dieser Denk- und Erinnerungszeichen ausgedeutet worden. Oft versuchte sich an den einfachen Ueberlieferungen aus dem Volksmunde

gekehrter Scharfsinn und schuf, auf Ab- und Irrwege gerathend, unnatürlichen Aberwitz aus der kunstlosen Blüthe des Volkswitzes.

Zwischen dem vorhin genannten Stephansthurme und der eben auch genannten Spinnerin am Kreuze auf dem Wienerberge findet nach dem Volksmunde diese Beziehung statt, daß die Spitze des Thurmes genau so hoch aufragt, als die Spitze des kunstvollen Kreuzstockes auf dem Berge, dessen Höhe vom Boden auf sechs Fuß drei und einen halben Zoll Wiener Maaß hält.

Manche alte Wahrzeichen hat auch die Zeit hinweggedrängt, und nur an den dauernden Fels der Erinnerung ist das sagenhafte Verweilen der Kunde von ihnen gebannt. Eines derselben war

1.

Die Speckseite im rothen Thurme.

Der Reisende, welcher sonst aus dem innern Deutschland sich der Kaiserstadt näherte, betrat sie durch dasjenige Thor, welches der rothe Thurm hieß. Dieser Thurm an sich war schon merkwürdig durch die an ihm angebrachte Steinbildnerei, die zum Träger einer Sage geworden. Man erblickte an ihm zwei steinerne Statuen, deren eine Herzog Leopold den Fürsten von Oesterreich darstellte, die zweite

Römer bei ihrem mächtigen Vordringen in die germanischen Wälder da, wo heute Wien liegt, eine Colonie begründet und eine Stadt gebaut, das alte **Faviae**, in welcher eine Reihe der römischen Kaiser bisweilen residirt, daß aber diese Römerstadt in späterer Zeit durch die feindlichen Völkerschwärme der Hunnen, Gothen und Avaren bis auf die geringste Spur vernichtet worden sey. Nicht minder wird Wien eine Stadt der Winden oder Wenden genannt, daher ihr lateinischer Name **Vindobona**.

Klarer und fester gestaltet tritt die Stadt Wien zur Zeit Kaiser Heinrichs des Städtegründers in die Geschichte. Dieser stiftete das Markgrafenthum von Oesterreich, und Leopold der Heilige wurde des Landes erster Markgraf und Schirmvoigt gegen die feindlichgesinnten Nachbarvölker, von denen die Ungarn die gefährlichsten und gefürchtetsten waren, die Leopold mit tapferer Hand besiegte. Er baute auf die Vorderseite am äußersten Rücken des Kahlenberges, die heute noch nach ihm Leopoldsberg genannt wird, ein stattliches und starkes Schloß, das die Gegend umher beherrschte, das freien Umblick über die gesegneten Auen und sanftgehügelten Gefilde Panoniens und Noricums bis zu den höheren Gebirgen hin gewährte und jetzt bis auf die Ringmauern in umbuschten Trümmern liegt. Bald fanden sich Anwohner in Menge, die in der reizenden Ebene am Ufer des gewaltigen Stromes und geschirmt von der nahen Fürstenburg sich Häuser bauten, und so wuchs allmählig das schöne, heitere, lebensfrohe Wien. Doch soll die Stadt diesen Namen nicht alsobald ge-

Auch wurde durch die ganze Stadt Wien ausgerufen, daß dieses Zeichen aufgehangen sey, und jedermänniglich aufgefordert, sein Hausregiment zu documentiren, allein — die Männer schwiegen still und duckten, nach wie vor, — den Backen keiner holen will, er blieb im rothen Thor.

Endlich kam ein kecker, junger Ehemann, der sich einbildete, weil noch die Flitterwochen, und das Weiblein ihm aus Liebe Alles zu Liebe that, er sey ein rechter Hausherr, erbot sich demnach kecklich, die Speckseite herunterzuholen, nahm eine Leiter, rief viele Zeugen und klomm im Thorgewölbe empor. Da es aber gerade ein heißer Sommertag war und die Speckseite was weniges triefte, so stieg er rasch wieder von der Leiter und zog den saubern neuen Rock aus, den er trug. Auf Befragen, warum er denn seinen Rock ausziehe? antwortete er:

„Ei, ich will den Rock erst ausziehen, denn wenn ich ihn unsauber mache und heimkomme, so werde ich von meiner Frau übel gescholten."

Da lachten alle Zuschauer laut auf, sahen, daß er ein Aufschneider und ein Pantoffelritter war, zogen ihn mit einigen trockenen Rippenstößen von der Leiter hinweg und litten nicht, daß er den Backen hole. Dieser blieb nachher noch ein Paar hundert Jahre hängen, wurde als ein Wahrzeichen gezeigt, darnach kein Wiener Mann Verlangen trüge, und kam hinweg, als im Jahr 1776 der rothe Thurm abgetragen wurde.

2.

Der Stock im Eisen.

Das eigentliche und älteste Wahrzeichen Wiens, von dem mehr als eine Sage erzählt wird, ist der sogenannte Stock im Eisen, an dem Hause gleiches Namens, nicht weit von St. Stephans Münster.

Ein armer Schlosserlehrling entwandte seinem Meister einen überaus künstlichen Nagel, welcher bei dem Bau eines Jagdschlosses Herzog Leopold des Heiligen verwendet werden sollte, das im Wiener-Walde errichtet wurde. Bei der Heimkehr verirrte er sich in das Walddickicht.

Im Walde stand ein besonderer Baum, zu dem der Verirrte immer wieder gelangte, so daß er endlich ganz erschöpft und weinend unter diesen Baum auf das weiche Moos sank, und da wurde er inne, daß er sich eines großen Fehlers schuldig gemacht durch den Diebstahl, schämte sich aber doch, sein Verbrechen einzugestehen, wollte jedoch auch den Nagel nicht behalten und schlug ihn in den Baum.

Und wie er den Nagel in den Baum geschlagen hatte, so stand der böse Feind neben ihm, und sprach: „Den gestohlenen Nagel kannst Du wohl einschlagen; könntest Du aber einen solchen Nagel und ein Schloß machen, das diesen Baum vor Axt und Säge schützte, so wäre Dir geholfen."

Der Junge erschrak zwar sehr, doch faßte er einen frischen Muth und sprach: „Ich habe deß wohl Lust und Muth, solch Schloß fertigen zu lernen, so Ihr mir's lehren wollt und könnt."

Der Teufel sagte: „Topp!" und hieß den Jungen mit sich gehen, der nun einen Bund mit ihm machte und von ihm Lehre und Unterweisung erhielt, so künstliche Schlösser zu verfertigen, wie Niemand in der Welt. Diese Schlösser vermochte kein anderer Schlossermeister zu öffnen, und so verdiente der junge Meister viel Gut und Geld und wurde ein reicher und angesehener Mann. Neben jenem Nagel schlug er einen ganz gleichen ein, zum Zeichen, daß er seinem Meister gleich sey an Kunstfertigkeit, und umgab den Baum, dessen obern Theil er absägte, so daß nur noch ein Stock dastand, mit einem starken Eisenringe, hing auch ein Schloß daran, welches kein Mensch zu öffnen vermochte, und lebte herrlich und in Freuden.

Endlich so kam die Zeit, daß der Pact um war, den der Schlosser mit dem Bösen geschlossen, und dieser gedachte ihn zu holen. Jedoch der Schlosser hatte längst bereut, sich mit dem Feinde eingelassen zu haben, und ging jeden Morgen in die Kirche, eine Messe zu hören. Die Kraft der Messe aber schützte den Frommen je vierundzwanzig Stunden lang, das wußte er gar wohl, und deshalb hörte er sie täglich, und der Böse, der auf ihn lauerte, konnte ihm nichts anhaben. Eines Tages ging er in einen Keller auf St. Peters Platze, allda vor Anfang der Kirche ein Glas Wein zum Morgenimbiß zu trinken, und verspätete sich in

etwas. Als er endlich doch zur Kirche schritt, begegnete ihm ein altes Weib, das rief ihm zu: „Zu spät! zu spät! Die heilige Messe ist schon gelesen!“ Da ließ sich der Schlosser bethören und kehrte um, und ging wieder in den Keller, noch ein Glas Wein zu trinken; kaum aber setzte er den Becher an die Lippen, so trat das alte Weib von vorhin, das Niemand anders, als der Teufel war, auch herein, faßte und würgte ihn, drehte ihm den Hals um und hing ihn an die Wand an einen Haken.

Nach der Hand kamen gar viele geschickte Schlosser und probirten, das Schloß zu öffnen, doch vergebens, und als später Wien sich immer mehr anbaute und vergrößerte, ließ man den Stock im Eisen zum Wahrzeichen stehen, daß bis in diese Gegend sich der Wiener-Wald vor Zeiten erstreckt, und jeder wandernde Schlossergesell schlug einen Nagel hinein, so daß er voller Nägel wurde.

3.

Der Stock im Eisen.

Zweite Sage.

Als der Stock mit den wunderkünstlichen Nägeln schon lange stand und ihn um und um die Stadt Wien umgab, da ließ der hochweise Rath gemeiner Stadt an sein Eisenband ein gar künstlich Schloß

machen und anlegen. Dieses Schloß verfertigte ein fremder Geselle, der von weiter Ferne hergekommen war, so weit, daß Niemand recht eigentlich wußte, wo dessen Heimath sey. Wie nun das Schloß am Stocke hing, so fragte der Stadtrath nach dem Preise für die schöne und künstliche Arbeit. Da forderte der Gesell einen gar hohen und schier unerschwinglichen Lohn. Deß erschraken der Rath und die Stadtältesten und weigerten dem Gesellen die Zahlung. Darauf ergriff dieser sofort den Schlüssel, schleuderte ihn mit einem Fluche hoch in die Luft und hub sich von dannen. Der Schlüssel soll heute noch herunterfallen. Nun schrieb der Rath einen hohen Preis aus für Den, welcher im Stande sey, das Schloß zu öffnen und einen dazu passenden Schlüssel anzufertigen. Viele Schlosser wollten den Preis gewinnen, fertigten Schlüssel auf Schlüssel, aber es begab sich, daß jedesmal, so oft einer den Schlüssel in die Esse brachte, eine unsichtbare Hand den Bart umdrehte, so daß er nicht schließen konnte. Dieß that der Böse, der, und kein Anderer, damals der Geselle und Verfertiger des Schlosses gewesen war, den Stadtrath und die Schlosser zu äffen. Nun war bei einem Schlossermeister ein pfiffiger und listenreicher Lehrbub, der simulirte bei sich selbst, wie es wohl anzufangen sey, einen Schlüssel zum Schloß und den Preis dazu zu gewinnen, und fand richtig das Mittel. Er verfertigte in der Feierabendzeit, als Meister und Gesellen die Werkstatt verlassen hatten, in aller Stille einen Schlüssel, setzte den Bart mit dem Loth verkehrt an, brachte ihn in

die Kohlen und zog den Blasebalg, daß rings die hellen Funken wie knisternde Blitze durch die Schmiede sprühten. Der immer lauernde Böse war gleich unsichtbar zur Hand, drehte den Bart des Schlüssels um, und — war betrogen, denn nun paßte der Schlüssel. Der Lehrbub empfing Lobsprüche über Lobsprüche, empfing den Preis, den der Magistrat ausgesetzt, ward gleich zum Gesellen und bald darauf zum Meister gesprochen und heirathete des Meisters sittsames und bildschönes Töchterlein, das er schon geraume Zeit heimlich liebte.

Zwar ist in späterer Zeit der Schlüssel wieder abhanden gekommen, aber der Stock im Eisen steht immer noch in der Nische eines Hauses an dem Platze, da er vor Alters stand, und der seinen Namen „Am Stock im Eisen" führt. Jeder wandernde Schlossergeselle, der nach Wien kam, schlug einen Nagel in den Stock, dem dummen Teufel zum Hohn, und davon hat der Stock ordentlich eine eiserne Rinde bekommen, so daß er mit vollem Rechte den Namen: Stock im Eisen führt.

4.

Der Stock im Eisen.

Ein Gedicht.

(Spindler's Damenzeitung, 1830, Nr. 269. — Duller's Donau, S. 90.)

O, lieber Stock im Eisen,
Du warst ein Baum zumal,
Mit Blättern und mit Zweigen
Im grünen Gartenthal.

Der Städter wohnt im Frieden
In hoher Häuser Pracht,
Seit dich hier anzuschmieden
Der Schlosser war bedacht.

Gleich einem müden Greisen
Was lehnst du am Gestein?
O, lieber Stock im Eisen,
Wo sind die Zweige dein?

Es scheint der Mond herunter,
Der Stern auf Wolken hängt;
Die Nachtgespenster munter,
Der Mensch in Schlaf versenkt.

Die Eule weint, die Eiche
Hoch in den Winden saust,
Der Schlosser naht zum Streiche,
Die Axt in schwerer Faust.

etwas. Als er endlich doch zur Kirche schritt, begegnete ihm ein altes Weib, das rief ihm zu: „Zu spät! zu spät! Die heilige Messe ist schon gelesen!“ Da ließ sich der Schlosser bethören und kehrte um, und ging wieder in den Keller, noch ein Glas Wein zu trinken; kaum aber setzte er den Becher an die Lippen, so trat das alte Weib von vorhin, das Niemand anders, als der Teufel war, auch herein, faßte und würgte ihn, drehte ihm den Hals um und hing ihn an die Wand an einen Haken.

Nach der Hand kamen gar viele geschickte Schlosser und probirten, das Schloß zu öffnen, doch vergebens, und als später Wien sich immer mehr anbaute und vergrößerte, ließ man den Stock im Eisen zum Wahrzeichen stehen, daß bis in diese Gegend sich der Wiener-Wald vor Zeiten erstreckt, und jeder wandernde Schlossergesell schlug einen Nagel hinein, so daß er voller Nägel wurde.

3.

Der Stock im Eisen.

Zweite Sage.

Als der Stock mit den wunderkünstlichen Nägeln schon lange stand und ihn um und um die Stadt Wien umgab, da ließ der hochweise Rath gemeiner Stadt an sein Eisenband ein gar künstlich Schloß

IV.

Sagen vom Münster zu St. Stephan.

Fast in Mitten der Stadt Wien ragt St. Stephans hochalterthümlicher Bau mit seinem wunderbaren Riesenthurme empor, geziert mit mannichfaltigem Bildwerk alter Kunst, mit Wahrzeichen mancher Art geschmückt und von Sagen mannichfach umklungen.

1.

Des Münsters Erbauung.

An derselben Stelle, wo jetzt der Dom zu St. Stephan steht, erbaute des heiligen Leopold Sohn, Heinrich II., Jasomirgott genannt, um die Mitte des zwölften Jahrhunderts zuerst eine Kirche und weihte sie dem Märtyrer St. Stephanus. Dieses Gotteshaus brannte ab, wurde wieder aufgebaut und sank im Jahr 1275 zum zweiten Male in Asche. Der Böhmenkönig Ottokar ließ die Kirche von Neuem aufbauen, und in ihr dankte schon 1278 König Rudolph dem Himmel für den ihm über Ottokar verliehenen Sieg. Das folgende Jahrhundert sah des Tempels

Vergrößerung, doch nur langsam wuchs der gigantische Bau. Herzog Albert II. schrieb 1339 von jedem Unterthan einen Groschen Steuer aus zum Münsterbau, davon selbst die Kinder in der Wiege nicht ausgenommen waren.

Nicht nur das hohe Hauptportal dieser ehrwürdigen Kathedrale, sondern auch die übrigen Thüren und Pfeiler der Außenseite sind mit Bildsäulen und andern Erinnerungszeichen vielfach ausgeschmückt, und es reden diese Steine von der alten Zeit, von der Väter Sitte und Sinnesart. Bilder des Erlösers, seiner gebenedeiten Mutter und vieler Apostel, Heiligen und Märtyrer sind, nebst Scenen aus der heiligen Geschichte, an unzähligen Stellen angebracht und dienen den Andächtigen zu ernster und frommer Betrachtung.

Daneben ist manches symbolische Zeichen befindlich, das verschiedentliche Deutung zuläßt; ein Löwenbändiger, ein geflügelt Ungeheuer mit Jungen und vieles Andere.

Die Kirche ist ganz aus Quadersteinen aufgeführt; ihre Wandpfeiler sind sieben Schuh dick, ihre Länge beträgt 55 Lachter 3 Schuh, die Breite 37 Klafter.

Außerhalb dem eisernen Gitter zeigen sich zwei große eiserne Haken. Das Volk erzählt, der Umfang ihrer Krümmung zeige die Größe des Brodes an, die zur Zeit der Erbauung üblich gewesen.

2.

Meister Pilgram.

Wenn man von der Seite des Riesenthores oder Haupteinganges der Kirche an der linken Seitenwand bis ungefähr in die Mitte des Schiffes kommt, so zeigt sich ein äußerst künstlicher, aus einer steinernen Knospe entwickelter, von unten nach oben sich ausbreitender Blumenkelch, welcher, oben mit leichten zierlichen Spitzbögen umrandet, einst als Chor eine Orgel trug. Daran erblickt man unten eines Mannes Bild, altergrau, ja geschwärzt, aus einer Fensteröffnung hervorgelegt, das hält in der Rechten einen Zirkel, in der Linken ein Winkelmaaß. Buschige Haare überwallen Haupt und Rücken, und erstere deckt ein altdeutsches Baret. Der Hals ist bloß und offen, das Oberkleid zeigt Bauschärmel, das Untergewand ist an der Brust mit Riemen zugeschnürt. Das Gesicht ist bartlos, mager und hager, zeigt lebenvolle, starke Züge, hervorragende Backenknochen, eingefallene Wangen und breites Kinn. Darunter die Buchstaben M. A. P.

Dieses Bild stellt den Meister Anton Pilgram dar, den Schöpfer dieses kunstvollen Orgelchors, der prachtvollen und über alle Maaßen kunstreichen steiner-

Vergrößerung, doch nur langsam wuchs der gigantische Bau. Herzog Albert II. schrieb 1339 von jedem Unterthan einen Groschen Steuer aus zum Münsterbau, davon selbst die Kinder in der Wiege nicht ausgenommen waren.

Nicht nur das hohe Hauptportal dieser ehrwürdigen Kathedrale, sondern auch die übrigen Thüren und Pfeiler der Außenseite sind mit Bildsäulen und andern Erinnerungszeichen vielfach ausgeschmückt, und es reden diese Steine von der alten Zeit, von der Väter Sitte und Sinnesart. Bilder des Erlösers, seiner gebenedeiten Mutter und vieler Apostel, Heiligen und Märtyrer sind, nebst Scenen aus der heiligen Geschichte, an unzähligen Stellen angebracht und dienen den Andächtigen zu ernster und frommer Betrachtung.

Daneben ist manches symbolische Zeichen befindlich, das verschiedentliche Deutung zuläßt; ein Löwenbändiger, ein geflügelt Ungeheuer mit Jungen und vieles Andere.

Die Kirche ist ganz aus Quadersteinen aufgeführt; ihre Wandpfeiler sind sieben Schuh dick, ihre Länge beträgt 55 Lachter 3 Schuh, die Breite 37 Klafter.

Außerhalb dem eisernen Gitter zeigen sich zwei große eiserne Haken. Das Volk erzählt, der Umfang ihrer Krümmung zeige die Größe des Brodes an, die zur Zeit der Erbauung üblich gewesen.

2.

Meister Pilgram.

Wenn man von der Seite des Riesenthores oder Haupteinganges der Kirche an der linken Seitenwand bis ungefähr in die Mitte des Schiffes kommt, so zeigt sich ein äußerst künstlicher, aus einer steinernen Knospe entwickelter, von unten nach oben sich ausbreitender Blumenkelch, welcher, oben mit leichten zierlichen Spitzbögen umrandet, einst als Chor eine Orgel trug. Daran erblickt man unten eines Mannes Bild, altergrau, ja geschwärzt, aus einer Fensteröffnung hervorgelegt, das hält in der Rechten einen Zirkel, in der Linken ein Winkelmaaß. Buschige Haare überwallen Haupt und Rücken, und erstere deckt ein altdeutsches Baret. Der Hals ist bloß und offen, das Oberkleid zeigt Bauschärmel, das Untergewand ist an der Brust mit Riemen zugeschnürt. Das Gesicht ist bartlos, mager und hager, zeigt lebenvolle, starke Züge, hervorragende Backenknochen, eingefallene Wangen und breites Kinn. Darunter die Buchstaben M. A. P.

Dieses Bild stellt den Meister Anton Pilgram dar, den Schöpfer dieses kunstvollen Orgelchors, der prachtvollen und über alle Maaßen kunstreichen steiner-

nen Kanzel und — des weltberühmten Stephansthurmes.*)

Zum Thurme wurde zwar bereits im Jahre 1360 durch Herzog Rudolph der Grund gelegt, aber den Hochbau begann und setzte Meister Pilgram von 1407 an fort, und vollendete ihn 1433.

Eine alte Chronik sagt aus, daß bis zu 1407 kein behauener Stein an und in dem Thurme sey, der nicht an Werth und Arbeit einen Dukaten halte, und daß bis zu jener Zeit bereits am Thurme allein mehr als vierundvierzigtausend Gulden verbaut worden.

Der Taglohn für einen Steinmetzen war 5 Pfennige, für die übrigen Werkleute und Handlanger nur 3 Pfennige.

Hoch oben unter der Spitze des kunstreich durchbrochenen Münsterthurmes brachte Meister Pilgram an den vier Ecken Hirschgeweihe an, und nicht weit davon abwärts eine in Stein gehauene Viehweide, zum Wahrzeichen, daß vor Alters in dieser Gegend nur Wald und Weide gewesen sey. Von diesen Zeichen soll der Gebrauch stammen, daß man alljährlich zur Zeit des Kirchweihfestes an die Fahnen, welche an den vier Ecken des Thurmes aufgesteckt wurden, Viehschellen hing, die harmonisch im Winde tönten.

---

*) Neuere Forschungen vindiciren dieses Bild am Chor und Kanzel dem Meister Buchsbaum. Wir folgen hier den Angaben Primissers, v. Hormayrs und dem Werke: Neueste Geschichten und Beschreibungen der merkwürdigsten Gotteshäuser, Stifte und Klöster, Wallfahrtskirchen, Gnadenörter, Calvarienberge, Grabmäler und Gottesäcker in der österreichischen Monarchie ꝛc. Brünn, 1821.

Der Thurm neigt sich an seiner Spitze merklich nordwärts, die Abneigung beträgt über 3 Schuh; das habe er gethan, geht die Sage, bei der ersten Belagerung Wiens durch die Türken.

In der Nähe des großen und kunstreichen Uhrwerkes ist ein kleines Stübchen für die Feuerwächter und vor demselben so viel Raum, daß man darauf bequem Kegel schieben kann, was sonst für eine gar große Merkwürdigkeit des Stephansthurmes erachtet wurde.

3.

Der vom Münster gestürzte Lehrling.

An des Münsters Ostseite erblickt man den unausgebauten Thurm, der an Kunst und Zierlichkeit der Sculpturen, die verschwenderisch an ihm angebracht sind, den ausgebauten Thurm noch übertrifft. So geht nun die Sage: Als Meister Pilgram den großen Thurm gebaut hatte, bethörte ihn der Stolz über alle Maßen, und er vermaß sich hoch, daß Keiner es ihm nachthun könne. Da wettete der Lehrbub, daß er den zweiten Bau noch schöner aufführen wolle, und der Meister nahm die Wette an. Der Lehrling baute nun rüstig und guten Muthes, brachte auch den Thurm bis zu einer gewissen Höhe, und alle Welt bewunderte den erfindungsreichen Fleiß des Jünglings; darüber erweckte der böse Feind Groll und Neid im Herzen des

Meisters und das Gift der Eifersucht; denn der Meister sah gar wohl, daß der Lehrling ihn übertreffen werde. Und Meister Pilgram legte dem treuen und fleißigen Gesellen Buchsbaum eine Falle auf dem Gerüst; darauf ist dieser unversehens getreten und hat sich zu Tode gestürzt.

Als Wahrzeichen dieser so untreuen That zeigt man außen an der Kirche überm Portal des Riesenthores unter andern abenteuerlichen Gestalten die Steinfigur eines Menschen, der seinen Fuß auf dem Knie eines andern aufstemmt.

4.

Neidhart Fuchs, der Bauernfeind.

Gegenüber den Häuserfronten des Stockameisenplatzes ist links neben einem Eingange in den Münster das steinerne Grabmal eines fränkischen Ritters, Otto Fuchs, genannt Neidhart, ersichtlich. Dieser Ritter war wegen seiner Scherzhaftigkeit und seines fröhlichen Wesens gar sehr beliebt bei dem Herzog Otto von Oesterreich, und war des Fürsten lustiger Rath. Er vexirte mannichfach die Bauern und turbirte sie auch bisweilen über die Maaßen.

Nun war es damals Hof- und Landsitte, daß, wer zuerst zur schönen Frühlingszeit ein Veilchen fand, den Ort sich heimlich merkte, wo das Veilchen blühte,

und schnell davon den Freunden Nachricht gab. Dann zog des Hofes oder der Dörfer scherzfreudige Jugend mit Sang und Klang hinaus zu dem Orte und grüßte durch Tanz und Becherlust den freudenbringenden Frühling.

So fand nun eines Märztages Herr Neidhart das erste Veilchen, deckte es sorgsam mit seinem Hute und eilte nach Hofe, des Fundes frohe Mähr kund zu thun.

Siehe, da trat aus dem Gehölz ein Bäuerlein, dem Ritter Otto oft Schimpf angethan, nahm den Hut, pflückte das Veilchen, setzte ein ganz anderes übelriechendes hin, deckte den Hut darauf und schlich hinweg.

Nicht lange, so kamen aus der Stadt Wien die fröhlichen Junggesellen, an ihrer Spitze der Herzog und Ritter Fuchs, zogen um den Hut den üblichen Reigen, und Einer deckte den Schatz auf, welcher darunter lag. Gelächter mischte sich mit Ausrufen des Unwillens; Alle glaubten, daß der Ritter sie geäfft mit diesem plumpen, bäuerischen Scherze, und der Herzog schaute ungnädig drein. Beschämt und beschimpft enteilte von Schauplatz seines Glücksfundes Herr Neidhart und kam in das nächste Dorf.

Schon von weitem hörte er lustigen Gesang und Reigenklang, und als er näher kam, sah er sein Veilchen an einen Stab gebunden, um den sich Alt und Jung mit fröhlichen Sprüngen drehte.

Schrecken ergriff den Bauer, der den Raub begangen; in seinem Antlitz stand das Geständniß seiner

unsaubern Schimpfthat, und Ritter Otto entbrannte vor Zorn.

Er schlug den Bauer todt und ein Paar andere noch dazu.

Solche Thaten sind an seinem Grabsteine abgebildet und verewigt worden.

5.

Der Hahnrei.

Ohnweit der Küsterwohnung, nahe beim Thore, auf St. Stephans Kirchhof wurde ein Denkmal erblickt aus einem röthlichen Steine, das sie im Volke den Hahnrei nannten. Es stellte dar einen Mann, ein Weib und ein Kind, und ist auf der Frauen Untreue und Wankelmuth gemünzt.

Der Mann legt auf die Brust die rechte Hand, damit zeigt er seine Treue an; die Frau aber macht mit ihren Fingern an seiner Stirn das Zeichen des Hörnertragens, andeutend, daß sie ihm keine Treue gehalten und das Kind nicht das seine sey.

Verwitterte Schrift umgab den Stein, der vielleicht wohl auch heutiges Tages nicht mehr gefunden werden mag. Sollte aber heutiges Tages jeder Hahnrei solchen Stein bekommen, hätten traun die Steinmetzen kaum Hände genug.

6.

Capistranus Kanzel.

Am Münster zu St. Stephan wird noch die Steinkanzel gezeigt, auf welcher im Jahre 1454 der heilige Johannes Capistranus, vom Orden des heiligen Franziskus, gepredigt gegen die Sündhaftigkeit der Welt und ihre Freuden, der gewaltiglich eiferte gegen Putz und Spiel, gegen Schimpf und Scherz. So wundersam wirkte, wie die Sage geht, sein Wort, daß, obgleich er lateinisch predigte, doch von allem Volke, Männern, Frauen, Mägdlein und Knaben, seine Rede ebenso verstanden wurde, als ob er in deutscher Sprache geredet. Da strömte Alles hinzu, und die Männer brachten herbei vor die Kanzel ihre Schachzabel, Bret- und Pochspiele, ihre Karten und Bälle, die Frauen Perlen und Ringe, Schmuck und Geschmeide, Hauben und Zierkleider, Gold und Agtstein, Silber und Edelgesteine, und die holdseligen Jungfrauen schnitten ihre langen Zöpfe ab, die der eifernde Capistranus auch als sündlich verdammte. Und wenn ein großer Haufe von Schmuck und Zierrath, Spiele und Tand beisammen war, da ließ der Heilige es mit Feuer anstoßen und brannte den ganzen Haufen zu Asche.

Viele der Zuhörer thaten sich ihrer Sünden ab, thaten zerknirscht Buße, legten das härene Gewand des

Pater Seraphicus, Franz von Assisi an, oder griffen zum Schwerte gegen den Erbfeind der Christenheit und folgten dem heiligen Manne, der voranzog, die Schaaren gegen Mohamed zu Kampf und Sieg zu führen.

7.

Mirakelbilder des Münsters.

Im Innern des Domes zu St. Stephan, und zwar in der Kapelle des heiligen Kreuzes, steht ein lebensgroßes Crucifix, und es ist daran merkwürdig, daß das Bild des Erlösers mit einem struppigen, staubigen, schwarzen Haarbart versehen ist. Die Sage geht, daß diesem Bilde der Bart wachse und alljährlich am Charfreitage abgeschnitten werden müsse.

Ein anderes Mirakelbild ist dasjenige der Gottesgebärerin, welches genannt wird: Unsrer lieben Frauen Bild von Pötsch. Im Dorfe gleiches Namens, das in der Grafschaft Zabolz in Ungarn gelegen ist, stand dieses mit geringer Kunst auf Holz gemalte Bild, ohne sich sonderlicher Verehrung zu erfreuen. Da geschahe es gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts, daß ein dortiger Bauersmann, Namens Michael Cory, als er in der Kirche seine Andacht übte, wahrnahm, daß das Bildniß Thränen vergoß. Sogleich theilte er diese Wahrnehmung andern Gläubigen mit, und es wurde

beobachtet, daß das Bild ganzer vierzehn Tage weinte, am meisten aber am Tage von Mariä Empfängniß. Der Ruf vom Bilde der lieben Frau von Pötsch erscholl weit und breit in alle Umgegend und zog viele Andächtige herbei; aber die Kaiserin Eleonora ließ es nach Wien bringen, wo es in mehreren Klöstern und Kapellen zur Verehrung ausgesetzt wurde, bis es auf allerhöchste Verordnung auf dem Hochaltare zu St. Stephan zu immerwährender Verehrung aufgestellt würde.

Anderer miraculöser Bilder, wie der „Hausmutter" 2c., vor welchen die Frommen gern ihre Andacht verrichten, nicht zu gedenken, muß noch ein Stein erwähnt werden, der sich in Messing an der Halle der Siegerpforte des Münsters, auf der Sakristeiseite, rechter Hand vom Ausgange, eingemauert zeigt.

Auf diesem weißen Steine floß einst das Blut des heiligen Colomann, als diesem Blutzeugen Gottes in der Marter beide Beine abgesägt wurden.

Eine lateinische, jetzt kaum noch lesbare Inschrift sagt aus, daß Herzog Rudolph IV. von Oesterreich den Stein hier aufbewahren lassen.

Von den Berührungen und Küssen der Gläubigen, die ihre Finger küssen, den Stein damit bestreichen und wieder küssen, ist er ziemlich ausgehöhlt.

8.

Des treuen Vorlauf und seiner Gefährten Grabmal.

Vor dem Eingange zur kaiserlichen Gruft im Münster ist ein rothmarmorner Denkstein ersichtlich mit messingeingelegter Schrift. Dieser zeigt die Namen Conrad Vorlauf, Kunz Rampersdorfer und Hans Rock, der Erste Bürgermeister, die beiden Andern Rathsherren der Stadt Wien.

Die Herzoge Leopold und Ernst, Brüder, hatten sich entzweit auf Tod und Leben um die Vormundschaft des Knaben Albrecht, nachherigen römisch-deutschen Kaisers. An dieser Entzweiung nahm auch das Volk Antheil, spaltete sich in zwei Parteien, und während das niedere Volk und die Handwerker zu Leopold hielten, standen der Stadtrath und die Patricier zu Herzog Ernst. Es geriethen aber die obengenannten drei Männer in die Gewalt Herzog Leopolds, und er ließ sie alle drei hinrichten. Dieß geschah im Jahrt 1408.

Wie die drei Todesgenossen auf dem Blutgerüste standen, umarmten sie einander zärtlich, und es griff der Nachrichter zuerst nach dem Ersten, Aeltesten, dem Rathsherrn Rampersdorfer; da trat aber der Bürger-

meister Vorlauf vor und sprach laut: „Der Vorlauf war Euer Aller Vorläufer in dieser Sache, womit wir zwar nicht meinen konnten, den Tod zu verschulden gegen Albrecht, unsern rechten Herrn, und auch jetzt noch soll mein Name wahr bleiben durch die That! Euer Bürgermeister soll Euer Vorläufer seyn im Tode, wie im Leben!“

Damit fiel er auf die Kniee, des Todesstreichs gewärtig, und empfahl Gott seine Seele.

Starr und bebend stand der Nachrichter, und das Schwert zitterte in seiner Hand, und vermochte es nicht zu schwingen gegen den Nacken des Gerechten.

Aber Vorlauf blickte nach ihm um und ermahnte ihn: „Zage nicht, sondern warte Deines Amtes! Ich verzeihe Dir von Herzen den Streich, der mich unschuldig trifft! Führe ihn herzhaft und rasch!“

Als die drei Männer enthauptet waren, blieben ihre Leichen noch bis gegen Abend auf dem Schaffot, dann wurden sie nach St. Stephans Friedhof gebracht.

Noch heute rühmt der Grabstein ihren treuen Tod.

9.

Reifbeißer, ein Wein.

Im Jahre 1450 wuchsen im Lande Oesterreich so sauere Trauben, daß die meisten Bürger den gekelterten Wein in die Straßen ausschütteten, weil sie ihn seiner Herbheit halber nicht trinken mochten. Da ließ Friedrich III., römischer König, ein Gebot ausgehen, die Gottesgabe nicht also schmählich zu verschütten, sondern wer sie nicht trinken möchte, solle sie auf den Stephansfreithof führen. Damals war es, daß Meister Hans Buchsbaum, am Tage Hippolyts, den neuen Grund legte zu dem zweiten, unausgebauten Thurme, und da wurde der Mörtel mit Wein gefeuchtet, der Kalk mit Wein gelöscht.

Der Witz des Volkes zu Wien nannte den Wein Reifbeißer, weil seine Säure die Dauben und Reife der Fässer abbeiße und durchfresse.

10.

Des Stahrembergers Sitz.

Auf Sankt Stephans Riesen
In dem Söllergang,
Wird ein Sitz gewiesen,
Dem nur ehrfurchtvoll
Jeder nahen soll.

Auf dem Stephansthurme
Saß Graf Stahremberg
Bei dem Türkensturme,
Auf dem Stuhl von Stein,
Starren Blicks — allein.

Ha, wie scharf du blicktest,
Kommandant von Wien!
Und zum Himmel schicktest
Flammendes Gebet:
„Herr! komm nicht zu spät!"

Ringsum lagern Heere
Kara Mustapha's;
Ringsum blinken Speere,
Und der Türke droht
Unerhörte Noth.

Schlachtendonner toben,
Und der Kommandant
Auf dem Thurme droben
Fliegt vom Sitz von Stein
In die Schlachtenreih'n.

Bald im blutgen Tanze
Kämpft der Stahremberg
Auf bedrohter Schanze.
Muthig allerwärts
Schlägt sein Heldenherz.

Bald im Feld vernichtend
Mäht des Grafen Schwert;
Bald auch straft er richtend,
Und allenden zeigt
Er sich ungebeugt.

Bald auch wieder eilt er
Hoch empor zum Thurm,
Spähend dort verweilt er;
Ueber Stadt und Feld
Blickt vom Thurm der Held.

Vierzig lange Tage!
Sturm erfolgt auf Sturm.
Lauter wird die Klage;
Armes Wien! Du bangst
Ach, in Todesangst.

Flammend wie Gebete
Rauscht vom Stephansthurm
Hoch auf die Rakete.
Und ihr Leuchten fleht:
„Herr! Komm nicht zu spät!"

Ha! wie ferne Blitze
Flammt's dort überm Berg.
Auf von seinem Sitze
Fährt der Kommandant:
„Gott hat es gewandt!"

„Das sind gute Zeichen!
Morgen! o brich an,
Morgen ohne Gleichen!
Gottes Trost ist da,
Sobieski nah!" —

Seit dem Türkensturme
Trug der Stahremberg
Von dem Stephansthurme
Frank im Wappenschild
Das erhabne Bild.

11.

Der kleinste Stein am Münster.

An den Ecken des Münsters erblickt man die Bildsäulen Herzog Rudolphs IV. und seiner Gemahlin Katharina, beide auf Löwen stehend, mit Wappenträgern von Oesterreich und der Stadt Wien. An dem Pfeiler, auf welchem Katharina steht, befindet sich ein weißlicher Stein, von der Länge eines halben Schuhes, den zeigt man den Fremden als ein Wahrzeichen, und sagt, daß er von allen den vielen tausend zum Münsterbau verwendeten Steinen der kleinste sey.

12.

Das letzte Viertel.

Auf dem Stephansthurme befindet sich ein großes Uhrwerk, das jedoch nur Stunden schlägt; die Viertel werden von den Wächtern mittelst eines Drathzuges am Primglöckel angeschlagen, bis auf das letzte, das schlagen sie nicht an.

und beschloß, zu Ehren Gottes das Kreuz zu erhalten oder ein neues aufrichten zu lassen.

Die fromme Frau setzte sich nun Tag für Tag mit ihrer Spindel an das Kreuz und spann und spann, sprach auch die des Weges Ziehenden um eine Gabe an für das Kreuz, die aber meist gar gering ausfiel. Und was sie erbat und erspann, das legte sie, sich zur Fristung ihres eigenen Lebens nur auf das Allernothwendigste beschränkend, Alles zurück. Die Reisenden allzumal wurden des Anblicks der Armen so gewohnt, daß sie von ihnen nur die Spinnerin am Kreuz genannt wurde. Allmählig mahrte sich das zurückgelegte Geld, das die Spinnerin in treue Hände niederlegte, so daß das gegenwärtige Denkmal fast ausschließlich vom Fleiß ihrer Hände erbaut werden konnte. Freudig sah sie das Steinkreuz sich erhöhen mit seinen Figuren und Zierrathen, und als es nun vollendet war, da spann sie nicht mehr, betete aber um so brünstiger dort, und entschlummerte für das ewige Leben zu des Kreuzes Füßen.

Zum Gedächtniß dieser Frommen nennt man nun noch das Denkmal nach ihr: Die Spinnerin am Kreuz.

Aus Wiens Umgegend.

1.

Die Spinnerin am Kreuz.

Dicht bei Wien, wenn er die Vorstadt Landstraße hinter sich hat, erblickt der Wanderer auf dem Rücken des Wienerberges ein steinernes Denkmal von ziemlich hohem Alter und schöner, künstlicher Arbeit. Es ist eine verzierte gothische Kreuzsäule, die von allem Volke die „Spinnerin am Kreuz" genannt wird. Mancher fromme Pilger verrichtete dort und verrichtet noch an dem Gnadenbilde seine Andacht, sey es, daß er dem reizenden Wien Valet und Lebewohl für lange Zeit sagte, sey es, daß er, heimkehrend, mit höher klopfender Brust die mächtige und geliebte Heimathstadt in ihrer ganzen Schöne entfaltet vor Augen liegen sieht.

Vor Zeiten stand an dieser Stelle nur ein einfaches Holzkreuz, dem Verfall nahe; nun wohnte in geringer Ferne davon eine arme, aber fromme Frau, welche täglich bei dem Kreuze betete; diese nahm sich's sehr zu Herzen, daß das Kreuz den Einsturz drohte,

und beschloß, zu Ehren Gottes das Kreuz zu erhalten oder ein neues aufrichten zu lassen.

Die fromme Frau setzte sich nun Tag für Tag mit ihrer Spindel an das Kreuz und spann und spann, sprach auch die des Weges Ziehenden um eine Gabe an für das Kreuz, die aber meist gar gering ausfiel. Und was sie erbat und erspann, das legte sie, sich zur Fristung ihres eigenen Lebens nur auf das Allernothwendigste beschränkend, Alles zurück. Die Reisenden allzumal wurden des Anblicks der Armen so gewöhnt, daß sie von ihnen nur die Spinnerin am Kreuz genannt wurde. Allmählig mehrte sich das zurückgelegte Geld, das die Spinnerin in treue Hände niederlegte, so daß das gegenwärtige Denkmal fast ausschließlich vom Fleiß ihrer Hände erbaut werden konnte. Freudig sah sie das Steinkreuz sich erhöhen mit seinen Figuren und Zierrathen, und als es nun vollendet war, da spann sie nicht mehr, betete aber um so brünstiger dort, und entschlummerte für das ewige Leben zu des Kreuzes Füßen.

Zum Gedächtniß dieser Frommen nennt man nun noch das Denkmal nach ihr: Die Spinnerin am Kreuz.

2.

Die Spinnerin am Kreuz.

Zweite Sage.

Ein Müller, Spiner mit Namen, stand nahe beim Hochgericht auf dem Wienerberge, welches sich ohnweit der Stelle erhob, wo jetzt die „Spinnerin am Kreuz" erhöht ist, und drängte sich in die vordersten Reihen des Volkes, das einen Dieb henken sehen wollte. Der arme Sünder stand schon auf der Leiter, da hörte er ganz deutlich, daß der Müller die Worte sprach: „Ich möchte wohl wissen, wie dem dort alleweile zu Muthe ist!" Schon legte Meister Hämmling die Schlinge um des Diebes Hals, als dieser schrie: „Halt! Ich habe noch etwas zu bekennen! Ich habe noch einen Mitschuldigen!" Alles horchte auf und lauschte voller Erwartung der fernern Rede. „Der dort ist's!" fuhr der Dieb fort, hindeutend auf den erschrockenen Müller, den alsobald die Schergen und Henkersknechte anfaßten. Vergebens betheuerte er seine Unschuld. Die Hinrichtung wurde aufgeschoben und der Müller mit seinem Ankläger zu Gefängniß gebracht. Letzterer blieb bei seiner Aussage, und da man vor Alters immer sehr kurze Prozesse zu machen pflegte, so sprachen die Richter das althergebrachte

„Mit egangen, mitgehangen" aus, und daß der Müller vor dem Diebe gehenkt werden sollte.

Schon legte Meister Hämmling die Schlinge um des Müllers Hals, als der Ankläger ausrief: „Halt! Ich habe noch etwas zu bekennen!" Alles horchte hoch auf und lauschte wieder voller Erwartung der fernern Rede. Da wandte sich gegen den in Todesangst zitternden Müller der Dieb und fragte ihn: „Weißt Du nun, wie Einem zu Muthe ist auf der Galgenleiter?" und zu den Richtern gewandt, sprach er: „Dieser Mann ist unschuldig! Da aber sein Fürwitz darnach verlangte, zu wissen, wie Einem sey, der auf dieser Himmelsleiter steht, so hab' ich ihm zur Lehre und mir zur Lust den Spaß gemacht. Denke, er wird sein Lebtag nicht mehr hier herauf verlangen!" Der alsobald freigesprochene Müller fiel auf sein Angesicht, lobte Gott für die Offenbarung seiner Unschuld und gelobte zu ewigem Gedächtniß seiner Rettung von dem gewissen, schmählichen Tode dankbar die Errichtung einer Kreuzessäule. Dieses Gelübde hielt er, und so entstand die Denksäule, welche man nach ihm das Spinerskreuz nannte, daraus allmählig die jetzt übliche Benennung geworden seyn soll.



MOELK.

Aber wie sie auch suchten im Walde, auf alle Bäume blickten, durch alle Büsche spähten, sie fanden den Schleier nicht.

Endlich kam er in Vergessenheit, und auch die damals besprochene Gründung eines Klosters, obgleich der Markgraf seiner Neuvermählten gelobt hatte, ein solches da zu gründen, wo der Schleier sich finde.

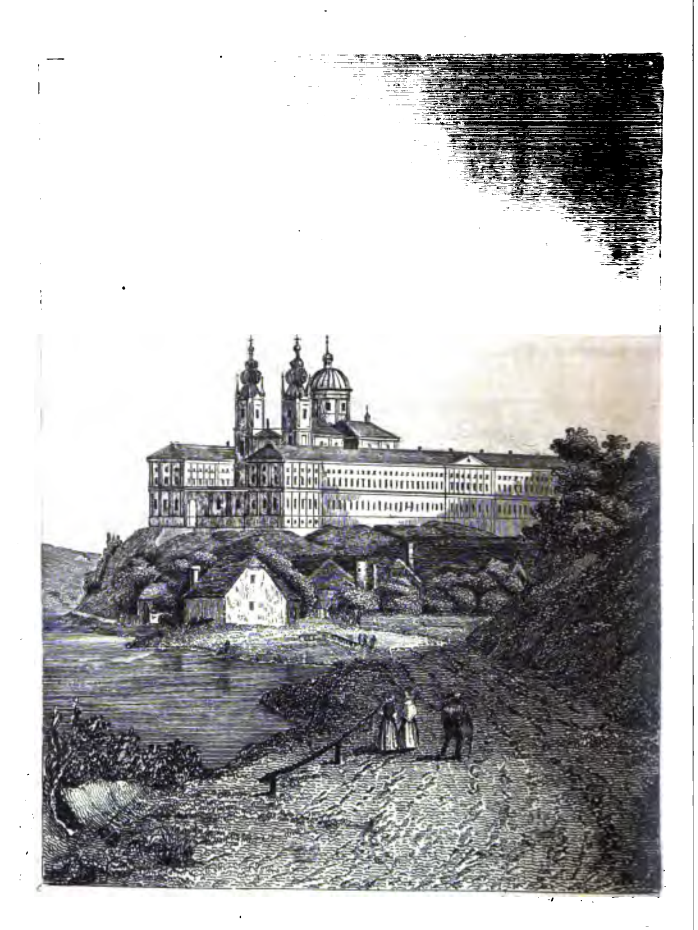
Acht Jahre waren schon vergangen, als einst der Markgraf im Walde jagte, da schlugen mit einem Male an einer heimlichen Stelle die Rüden laut an, und als der Markgraf, in der Meinung, daß sie ein Wild gestellt, hinzukam, fand er zu seiner größten Verwunderung an einem Hollunderstrauche den völlig wohl erhaltenen Schleier Agnesens hängen. Ein Wunder hatte ihn durch die lange Reihe von Jahren unversehrt bewahrt, und dieses Wunder bewegte den Markgraf, sogleich zur Gründung eines Klosters alle Anstalten zu treffen.

Und so erhob sich denn das weitberühmte Stift Kloster-Neuburg, das unter seinen vielen und kostbaren Schätzen den zum unvergänglichen Andenken in Metall gefaßten Hollunderbaumstamm, auf dem der Markgräfin Schleier hing, so wie diesen Schleier selbst als heilige Erinnerungszeichen der Fundation bewahrt, nicht minder eine kostbare Monstranz in Form eines Hollunderstrauches, dessen Blüthen durch Perlen nachgebildet sind, über welche ein zarter Schleier geworfen ist. Am Fuße dieser Monstranz, die man über 30,000 Gulden schätzt, kniet mit zwei Windhunden der heilige Leopold.

Und in dem Kloster Neuburg ruhen auch die Gebeine des Stifters und der Stifterin mit denen ihrer Kinder.

So reich ist das Kloster begabt mit Gütern und vornehmlich Weinbergen, daß man es vordem nur den „rinnenden Zapfen" nannte. In einer dreifachen Kellergewölbreihe über einander ruhen in reicher Fülle, nach den Jahrgängen wohlgeordnet, die köstlichen Gaben des Weingottes, und ein Riesenfaß, das neunhundert und neunundneunzig Eimer hält, gibt vom dortigen Vorrath Zeugniß.

Das Faß, welches den tausendsten Eimer hält, steht als Spund oben drauf.



MOELK.

Zahl sechshundert Personen. Mitten unter der Schaar

Sagen aus Böhmen.

1.

Die Brüder Czech und Lech.

Wir lesen in den alten Chronikenbüchern und Geschichten, daß in dem Lande um die Karpathen zwei Brüder als Fürsten gesessen in der Frühe der Zeiten, die hießen Czech und Lech. Czech, der älteste Bruder, wohnte auf einem Schlosse Namens Psary, am Wasser Krupa, und man weiß noch heute des Schlosses Stätte und des Dorfes Gelegenheit. Lech bewohnte ein Schloß Namens Krapima, welches lange gestanden hat.

Es entstand aber zwischen der Brüder Verwandten Uneinigkeit und Zwiespalt wegen manchen Anspruches auf den Grundbesitz, so daß sie sich gemeinsam beriethen und beredeten, die Unfriedlichen zu verlassen und sich anderes Besitzthum zu suchen. Darum beriefen nun Beide ihre Sippen, mit Frauen und Kindern, Dienern und Knechten, mit Vieh und Fahrniß, und zogen mitternachtwärts von Walde zu Walde, an der Zahl sechshundert Personen. Mitten unter der Schaar

ritten stattlich die Fürsten Czech und Lech, und vor ihnen her wurde ein gelbes Panier getragen mit dem Feldzeichen eines schwarzen Adlers.

So kamen sie endlich in der Bojer oder Bojemer Landschaft unter einen hohen Berg, lagerten sich allda und ruheten, besahen das Land und fanden es fruchtbar und wohlgelegen. Am Morgen stiegen beide Brüder auf des Berges Gipfel, schauten sich um und erblickten ein wälderyolles, fruchtbares Land, fanden darauf auch fischreiche Wasser, und sagten solches den Ihrigen an. Dann erforderte Czech am andern Morgen bei Sonnenaufgang sein ganzes Geschlecht und Alle, die mit ihm gekommen waren, setzte sich auf einen Stock und sprach zu dem Bruder, den Freunden und Genossen: „Ruhet hier und bringet den Göttern, die hierher uns führten, ein Dankopfer. Das ist das Land, welches ich Euch verheißen, und weil es so fruchtbar und angenehm, so gebt nun dem Lande einen Namen!“ Da riefen Alle, die mit dem Sprecher gekommen waren, gleichsam aus einem Munde und wie durch göttliche Eingebung: „Von wem sollte das Land bessern Namen bekommen, als von Dir, dem Czech, unserm Führer? Billig ist es und recht, daß es Deinen Namen führe, Czechowa, das Land des Czech.“

Da erhob sich der Führer und blickte zum Himmel; dann warf er sich nieder auf die Erde, küßte den Boden, stand wieder auf und hob die Hände gen Himmel und grüßte das Land, das göttergegebene, mit segnenden Worten.

Und blieb mit seinem Volke allda und breitete sich aus, und das Volk lebte in Sitteneinfachheit, friedsam und fleißig, ehrlich und gastfrei.

Neun Jahre nach der Ankunft, da es wieder an Raum gebrach, schied der Lech sich ab von seinem Bruder und zog mit seinem Volk und Gesinde gen Aufgang der Sonne, und sprach zu jenen, von denen er schied, da sie ihn baten, nicht allzuweit hinwegzuziehen: „Liebe Brüder und Genossen! Steiget am dritten Morgen vor Aufgang des Morgensterns auf den Berg Rzip, da will ich, wo ich sey, ein mächtiges Feuer entzünden, wo Ihr das sehet und den Rauch, dort habe ich mit den Meinen mich niedergelassen.“

Solches geschahe, und gründete der Lech die erste Stadt im Lande Böhmen, die nannte er Kaurzim, von dem Worte Rauch.

Der Berg Rzip, an dessen Fuße zuerst der Czech mit den Seinen sich ansiedelte, ist der heutige St. Georgenberg. Czech aber lebte noch siebenzehn Jahre, dann starb er, beweint von allem Volke lange Zeit.

2.

König Samo.

Die neuen Ansiedler im Lande der Bojen, das die Umwohner immer noch mit dem alten Namen Bojenheim nannten, daraus später Böheim geworden ist, blieben nicht ohne Bedrohung und Kämpfe, denn das Land war rings von feindseligen und kriegerischen Nachbarn eingegrenzt. Westwärts saßen die zum Theil verdrängten Bojer und Franken, südwärts Longobarden, ostwärts Avaren und mitternachtwärts Thüringer. Die Avaren bedrängten am meisten und unterjochten am Ende gänzlich das Czechenvolk.

Endlich erhob sich ein Mann, fränkischen Stammes, den die Sage einen Kaufmann nennt, Namens Samo; der befreite mit siegreicher Hand Land und Volk von dem Joche der Hunnen, wurde zum König erhoben und herrschte über alles Volk slavischen Stammes, so weit dasselbe außer den Grenzen des heutigen Böhmen verbreitet war.

Zu diesen Zeiten geschahe es, daß Dagobert, ein König der Franken und Thüringer, sein Regiment auch über die Länder Böhmen, Mähren, Schlesien und die Lausitz erstrecken wollte und vom König Samo Unterwerfung forderte, welche dieser jedoch verweigerte.

Da nun eine Anzahl fränkischer Kaufleute auf einem Handelszuge von den Wenden, über welche Samo auch herrschte, erschlagen wurde, so schickte König Dagobert einen vertrauten Boten an Samo, Bestrafung jener Räuber zu heischen. Dieser Gesandte hieß Sichar, und König Samo wollte ihn nicht vor sich lassen. Doch der Bote überlistete Samo, indem er die Tracht der slavischen Männer anlegte, so vor den König trat und seine Klage anbrachte und auf augenblickliche Bestrafung der angeklagten Männer drang. Unwillig hörte Samo ihn an und sprach: „Ehe wir richten und strafen, müssen wir die Verklagten hören und ihre Vertheidigung!"

Dieses weise Wort erbitterte Sichar, und er rief aus: „Du und Dein Volk seyd Unterthanen meines Königs!"

„Mit Nichten!" sprach Samo; „nicht Unterthanen sind wir, aber Freunde wollen wir ihm seyn, so er selbst will, und in Freundlichkeit wollen wir den Zwiespalt schlichten."

Darauf versetzte Sichar: „Unmöglich kann es geschehen, daß wir als Christen, des wahren Gottes Kinder und Knechte, Freunde heidnischer Hunde seyen!"

„Wohlan denn," rief nun Samo erzürnt aus, „sind wir Hunde, so sollt Ihr fühlen, wie wir beißen und Euch zerreißen!" und jagte den Boten von dannen.

Bald darauf zog nun König Dagobert heran mit großer Streitmacht und führte ein Heer von Austrasiern, Thüringern, Longobarden und Allemannen gegen Samo. Dieser aber rüstete sich muthvoll, zog dem

Feind entgegen bis in das heutige Voigtland und schlug bei Voigtsberg drei Tage lang eine furchtbare Schlacht, aus welcher er als Sieger hervorging. Darauf fiel er in Thüringens Marken ein und verheerte das Nachbarland weit und breit.

Als Samo gestorben war, blieb Volk und Land der Böhmen eine Zeitlang ohne Haupt; jeder Stamm gehorchte seinen Aeltesten, den Wladyken. Einer derselben hieß Krok, und der Ruf seiner Weisheit und Gerechtigkeit erscholl durch das ganze Land.

3.

Krok und seine Töchter.

Der Czechen Volk erwählte zu seinem Richter und Oberhaupte den weisen Krok, dessen Ruhm weit erschollen war. Er wurde über dem Grabe des Czech auf dessen Stuhl gesetzt, man gab ihm den Stab des Czech in die Hand, bedeckte sein Haupt mit dessen Mütze und huldigte ihm, indem man versprach, seinen Gesetzen und Anordnungen willige Folge zu leisten.

Alle Liebe erwies das Volk seinem weisen Regierer und erbaute ihm ein Schloß, freilich nur von Holz, ziemlich hoch an einem Berge, baute sich selbst um den Berg her an und nannte Schloß und Stadt

Budecz; nach der Hand gründete Krok durch die Seinen an allen Orten und Enden im Lande Böhmen feste Wohnsitze, darunter auch sein Lieblingsschloß Psary, an der Stelle, wo sich hernachmals der Wischerad erhob, das den Namen führte von dem heimathlichen Schlosse des Czech.

Krok war als erster Richter und Fürst des Landes auch dessen erster Priester; er besaß die Gabe der Weissagung, die er von Geistern und Pilweisen lernte und seinen Töchtern lehrte, deren sein Weib, Nina, ihm drei geboren, die, von wundersamer Schönheit, auch an Geist und Verstand den Vater noch überragten. Die älteste hieß Kassa (sprich Kascha); diese kannte alle Tugenden und Kräfte der Kräuter, Steine und Metalle, und war eine erfahrene Aerztin und kundige Wahrsagerin. Die zweitgeborene Tochter hieß Tetka; diese war eine Pilweise und lehrte das Volk, den Göttern der Haine, der Gewässer und Gebirge dienen und Opfer bringen. Die dritte Tochter, die jüngste und schönste ihrer Schwestern, hieß Libussa (sprich Libuscha), war eine Prophetin und übertraf an Weisheit und Vorsichtigkeit ihre Schwestern weit, und es war an hoher Einsicht nirgend ein Weib oder ein Mann, der ihr zu vergleichen gewesen wäre.

Und Krok, als er neunundbreißig Jahre regiert hatte, da starb er, und das Volk, als es seinen Tod vernahm, lief aus Häusern und Hütten, wie Bienen nach ihrem Weisel, mit großer Klage, und die Töchter riefen zu den Göttern, den Geist des Vaters auf lichten Wegen zu führen.

Feind entgegen bis in das heutige Voigtland und schlug bei Voigtsberg drei Tage lang eine furchtbare Schlacht, aus welcher er als Sieger hervorging. Darauf fiel er in Thüringens Marken ein und verheerte das Nachbarland weit und breit.

Als Samo gestorben war, blieb Volk und Land der Böhmen eine Zeitlang ohne Haupt; jeder Stamm gehorchte seinen Aeltesten, den Wladyken. Einer derselben hieß Krok, und der Ruf seiner Weisheit und Gerechtigkeit erscholl durch das ganze Land.

3.

Krok und seine Töchter.

Der Czechen Volk erwählte zu seinem Richter und Oberhaupte den weisen Krok, dessen Ruhm weit erschollen war. Er wurde über dem Grabe des Czech auf dessen Stuhl gesetzt, man gab ihm den Stab des Czech in die Hand, bedeckte sein Haupt mit dessen Mütze und huldigte ihm, indem man versprach, seinen Gesetzen und Anordnungen willige Folge zu leisten.

Alle Liebe erwies das Volk seinem weisen Regierer und erbaute ihm ein Schloß, freilich nur von Holz, ziemlich hoch an einem Berge, baute sich selbst um den Berg her an und nannte Schloß und Stadt

Eines Tages gebot sie, das Schloß nicht mehr Psary, sondern Libin zu nennen.

Silber und Gold, welches man in rohen Klumpen im Lande fand, wurde der Königin zugesendet und sie begründete den Bergbau.

Einst begab es sich, daß zwei Brüder uneins wurden über Aecker und sonstiges Besitzthum und zu Libussa kamen, daß sie Recht spreche. Dieser Richterspruch wurde zur Ursache, daß Böhmen einen Fürsten bekam. Ein uraltes böhmisches Gedicht singt und sagt davon, wie Libussa urtheilte und Recht sprach.

5.

Libusa's Gericht.

(Anhang der Königinhofer Handschrift, herausgegeben v. Hanka, übersetzt von Swoboda, Prag 1829.)

Ei, was trübst du, Wletawa, dein Wasser?
Was trübst du dein silberschäumig Wasser?
Hat empört die Wellen wilder Sturmwind,
Rings vom Himmel Wettergüsse schüttend,
Ab die Häupter grüner Berge spülend,
Fort den Lehm und fort den Goldsand spülend?
Wie doch sollt' ich nicht die Wasser trüben?
Liegen doch im Zwist zwei eig'ne Brüder,

Eig'ne Brüder um des Vaters Erbe.
Grimmen Hader führen mit einander
An der Otawa der wilde Chrudos,
An der Otau, die sich goldreich schlängelt,
An der Radbuza der kühne Staglaw,
Beide Brüder, beide Klenowice
Alten Stamms von einem Zweig des Popel,
Der da kam mit Cech und seinen Schaaren
Durch drei Ström' in dieses Land voll Segen.
Flog herbei nun eine kirre Schwalbe,
Flog herüber von der Otau Krümmung,
Ließ sich nieder auf dem breiten Fenster
An Libusa's güldnem Vatersitze,
Auf dem Wyserad, des Vaters Hochburg;
Und sie klaget, und sie stöhnt im Grame.
Als es hört der Beiden eig'ne Schwester,
Ihre Schwester in Libusa's Hofburg,
Fleht sie auf dem Wysegrad die Fürstin,
Hier im off'nen Saal Gericht zu halten,
Vorzuladen ihre Brüder beide,
Recht zu sprechen beiden nach Gesetzen.
Boten heißt die Fürstin nun entsenden
Nach Zutoslaw von der Weißlubice,
Wo sich stämm'ge Eichenforste dehnen,
Nach Lutobor von Dobroslaw's Kulme,
Wo der Adler Wellen trinkt die Elbe,
Nach Ratibor von den Riesenbergen,
Wo den grimmen Drachen Teut erschlagen,
Nach Radowan von der Felsenbrücke,
Nach Jarozir von den ström'gen Bergen,

Nach Strezibor von Sazawa's Au'n; nach
Samorod zur Mies, der silberström'gen,
Nach den Grafen, Rittern, Stammeshäuptern,
Nach den Brüdern auch, Chrudos und Staglaw,
So im Hader um des Vaters Erbe.
Als versammelt Ritter, Stammeshäupter
Auf dem Wysegrad, dem Sitz Libusa's,
Stellt sich Jeglicher nach seiner Abkunft;
Tritt in weißem Schleppgewand die Fürstin
Auf des Vaters Thron in hohem Rathe.
Ihr zur Seite steh'n zwei kluge Jungfrau'n,
Vielgewandt in edler Seherkunde.
Jene hält die Tafeln der Gesetze,
Die das Schwert, das jede Unbill strafet.
Feu'r vor ihnen, Wahrheit zu erproben,
Unter ihnen heilig=sühnend Wasser.
Da von Vaters güld'nem Thron' die Fürstin:
„Meine Räthe, Ritter, Stammeshäupter!
Recht hier sollt ihr zweien Brüdern sprechen,
Die da hadern um des Vaters Erbe,
Um des Vaters Erbe mit einander.
Nach den Satzungen der ew'gen Götter
Sollen sie damit gemeinsam schalten,
Oder drein zu gleichem Theil sich theilen.
Meine Räthe, Ritter, Stammeshäupter,
Mög't entscheiden ihr nach meinem Spruche,
Ist er euch genehm nach eu'rem Sinne.
Ist er nicht genehm nach eu'rem Sinne,
Mögt ihr ihnen neues Urtheil sprechen,
Das vereine die entzweiten Brüder."

Neigen sich die Ritter und Stammhäupter;
Leise drauf beginnen sie zu sprechen,
Leise sich zusammen zu besprechen,
Und sie hießen gut der Fürstin Ausspruch.
Auf stand Lutobor vom Kulm Dobroslaw's,
Und begann zu sprechen diese Worte:
„Hohe Fürstin auf des Vaters Goldthron!
Wir erwogen treulich deinen Ausspruch,
Sammle denn im Rath' der Stämm' die Stimmen."
Jungfrau'n sammelten die Richterstimmen,
Sammeln sie in heilige Gefäße,
Geben sie den Rittern auszurufen.
Auf stand Radowan, der von der Brücke,
Und begann, der Stimmen Zahl zu prüfen,
Den Beschluß dem Volke zu verkünden,
Allem Volk, das zu Gericht' versammelt:
„Söhne Klens und eig'ne Brüder beide,
Alten Stammes ihr vom Zweig des Popel,
Der da kam mit Cech und seinen Schaaren
Durch drei Ström' in dieses Land voll Segen!
Ihr vergleicht euch so um euer Erbe:
Beide sollt's gemeinsam ihr besitzen."
Auf stand Chrudos von der krummen Otau,
Gall' ergießt sich ihm durch all sein Inn'res,
Und vor Grimm erzittern alle Glieder,
Schwingt den Arm und brüllet gleich dem Ure:
„Weh der Brut, wenn Ottern mit ihr nisten!
Weh den Männern, wenn ein Weib gebietet!
Männern ziemt's zu herrschen über Männer,
Und dem Erstgebor'nen ziemt das Erbe."

Auf vom goldnen Throne stand Libusa,
Sprach: „Ihr Räthe, Ritter, Stammeshäupter!
Meine Schmähung habt ihr all' gehöret,
Richtet selbst das Recht nach dem Gesetze;
Nimmer werd' ich eure Zwiste schlichten.
Wählet einen Mann euch, eures Gleichen,
Der euch herrsche mit dem Eisenstabe;
Mädchenhand ist schwach, ob euch zu herrschen."
Auf stand Ratibor vom Riesenberge
Und begann zu sprechen solche Worte:
„Ruhm nicht wär's, bei Deutschen Recht zu suchen,
Haben Rechte selbst nach heil'ger Satzung,
Die gebracht vor Zeiten unsre Väter
In dieß Land voll Segen."

6.

Primislaw und seine Wahrzeichen.

Libussa, Böhmens erste Königin, forderte, als ihr Volk in sie drang, ihm einen König zu geben, alle Bewohner des Landes nach ihrem Schlosse Libin, bestieg einen hohen Thron, der bedeckt war mit einem köstlichen Teppich, ließ auf kleinere Stühle ihre Schwestern neben sich sitzen und winkte dem Volke Schweigen.

Darauf öffnete sie ihren schönen Sehermund und sprach Worte voll tiefsinniger Prophezeihung, abmah-

Neigen sich die Ritter und Stammhäupter;
Leise drauf beginnen sie zu sprechen,
Leise sich zusammen zu besprechen,
Und sie hießen gut der Fürstin Ausspruch.
Auf stand Lutobor vom Kulm Dobroslaw's,
Und begann zu sprechen diese Worte:
„Hohe Fürstin auf des Vaters Goldthron!
Wir erwogen treulich deinen Ausspruch,
Sammle denn im Rath' der Stämm' die Stimmen."
Jungfrau'n sammelten die Richterstimmen,
Sammeln sie in heilige Gefäße,
Geben sie den Rittern auszurufen.
Auf stand Radowan, der von der Brücke,
Und begann, der Stimmen Zahl zu prüfen,
Den Beschluß dem Volke zu verkünden,
Allem Volk, das zu Gericht' versammelt:
„Söhne Klens und eig'ne Brüder beide,
Alten Stammes ihr vom Zweig des Popel,
Der da kam mit Cech und seinen Schaaren
Durch drei Ström' in dieses Land voll Segen!
Ihr vergleicht euch so um euer Erbe:
Beide sollt's gemeinsam ihr besitzen."
Auf stand Chrudos von der krummen Otau,
Gall' ergießt sich ihm durch all sein Inn'res,
Und vor Grimm erzittern alle Glieder,
Schwingt den Arm und brüllet gleich dem Ure:
„Weh der Brut, wenn Ottern mit ihr nisten!
Weh den Männern, wenn ein Weib gebietet!
Männern ziemt's zu herrschen über Männer,
Und dem Erstgebor'nen ziemt das Erbe."

Auf vom goldnen Throne stand Libusa,
Sprach: „Ihr Räthe, Ritter, Stammeshäupter!
Meine Schmähung habt ihr all' gehöret,
Richtet selbst das Recht nach dem Gesetze;
Nimmer werd' ich eure Zwiste schlichten.
Wählet einen Mann euch, eures Gleichen,
Der euch herrsche mit dem Eisenstabe;
Mädchenhand ist schwach, ob euch zu herrschen."
Auf stand Ratibor vom Riesenberge
Und begann zu sprechen solche Worte:
„Ruhm nicht wär's, bei Deutschen Recht zu suchen,
Haben Rechte selbst nach heil'ger Satzung,
Die gebracht vor Zeiten unsre Väter
In dieß Land voll Segen."

6.

Primislaw und seine Wahrzeichen.

Libussa, Böhmens erste Königin, forderte, als ihr Volk in sie drang, ihm einen König zu geben, alle Bewohner des Landes nach ihrem Schlosse Libin, bestieg einen hohen Thron, der bedeckt war mit einem köstlichen Teppich, ließ auf kleinere Stühle ihre Schwestern neben sich sitzen und winkte dem Volke Schweigen.

Darauf öffnete sie ihren schönen Sehermund und sprach Worte voll tiefsinniger Prophezeihung, abmah-

nend, zugleich und ein Bild des tyrannischen Drucks schildernd, der auf dem Lande lasten werde, wenn ein Mann es regiere. Aber das Volk wie die Edeln blieben auf ihrem Willen und begehrten einen König.

„Wohlan!" sprach sie, „so machet Euch auf, gehet zum Wasser, die Bila, da werdet Ihr im Gefilde des Dorfes Stadicz einen besondern Acker finden und darauf einen Mann pflügen sehen mit zwei schäckigen Ochsen. Dieser wird Euer König seyn!"

Darauf erkor sie dreißig Männer, die besten des Landes, gebot ihnen, mit sich zu nehmen einen königlichen Rock und einen Mantel und den neuen Herrn zu suchen. Die Gesandten begehrten nähere Zeichen von dem Manne zu erfahren, daß sie den rechten fänden, und es sprach Libussa: „Nehmet mit Euch mein weißes Roß, das ich reite, laßt es frei vor Euch her laufen, das wird den Mann erspähen und Euch durch Wiehern und sonstige Zeichen verkündigen, daß er der Rechte ist. Finden werdet Ihr Euern König speisend auf eisernem Tische, und die friedsamen Götter werden Eure Bahn behüten!"

Darauf fuhren die dreißig Männer von dannen und ließen Libussens Roß vorangehen, das lief dem Mittelgebirge zu, nach dem Dorfe Stadicz, und am dritten Tage so fanden sie einen Mann auf dem Felde, pflügend mit zwei geschäckten Ochsen, dem naheten sie mit heilbietendem Gruß, den er jedoch nicht erwiederte. Und das Roß begann zu wiehern und zu schreien, und fiel vor dem Bauer nieder, deß Name Przemisl war.

Die Boten Libussens zeigten ihm nun das fürst-

liche Gewand und richteten ferner ihre Sendung aus; da stieß Przemisl die Haselgerte, welche er in der Hand trug, in den Boden und spannte die Ochsen aus dem Pfluge, indem er sprach: „Gehet hin, woher Ihr gekommen seyd." Darauf erhoben sich die Ochsen beide in die Luft und schwebten in der Wolkennähe, doch senkten sie sich wieder und fuhren gegen einen Felsen, der sich aufthat; da hinein in die geöffnete Kluft fuhren die Ochsen, und der Fels schloß sich sobald; zur Stunde aber rieselte aus ihm ein Wässerlein hervor, gleich aus einem Stalle und von solchem Geruch. Die haselne Ruthe aber, die der Bauer in den Boden gesteckt, trieb sogleich grüne Blättlein und drei Zweige, auch einige Nüsse.

Mit Staunen sahen das Alles die Boten der Königin, noch mehr aber wuchs ihr Verwundern, als der Bauer den Pflug umstürzte und auf die Schar ein schimmlich Stück Brod legte und ein Stück Käse, sein Mittagsmahl zu halten, wozu er die Fremdlinge einlud. Da sahen sie den eisernen Tisch, davon Libussa gesprochen hatte. Von den Zweigen der Ruthe verdorrten zwei, und nur der dritte grünte aufwärts. Als Przemisl sah, wie sich die Sendboten verwunderten, fragte er: „Was wundert Ihr Euch? Viele meines Geschlechtes werden anheben zu regieren, immer aber wird nur Einer König seyn. Eure Herrin hätte nicht solche Eile von Nöthen gehabt. Wäret Ihr später gekommen, daß ich dieses Stück Acker ganz umgepflügt, dann hätte dieses Land immer und ewig vollauf Brodes gehabt, und diese Zweige wären nicht ver-

dorrt. So nun wird bisweilen Hungersnoth einfallen. Als die Boten ihn fragten, warum er auf dem Eisen speise, erwiederte er: „Mein Geschlecht wird Euch mit Ruthen von Eisen züchtigen!"

Nach der Mahlzeit legten sie Przemisl das lange Kleid an, den schönen Mantel und neue Schuhe, er aber nahm seine alten Schuhe, die er sich selbst aus Lindenrinde gemacht und mit Lindenbast genäht hatte, mit sich, zum Gedächtniß der Abkunft des ersten Fürsten.

Dem Kommenden zog Libussa herrlich geschmückt mit ihren Schwestern, Räthen und Rittern und allem Volke entgegen, begrüßte ihn freundlich und erkies ihn zum Ehegemahl.

Von diesem ersten Könige Böhmens schreibt sich der Gebrauch, daß bei jeder nachherigen Königskrönung vor dem zu Krönenden eine Metze Haselnüsse ausgeschüttet wurde, welche die Bewohner des Dorfes Stadicz, die außerdem von allen Abgaben befreit waren, liefern mußten; dann zeigte man auch jedesmal dem Fürsten die Bauerschuhe von Lindenrinde, welche heilig von Geschlecht zu Geschlecht aufbewahrt wurden, um ihm symbolisch anzudeuten, er möge in die Fußstapfen seines Urahnherrn treten. Im Hussitenkriege erst kamen diese Schuhe abhanden. Die Haselgerte aber grünte fort und fort, und ihr Stamm wird noch heute als ein Wahrzeichen im Dorfe Stadicz gewiesen.

7.

Die Gründung Prags.

Im andern Jahre der Regierung Przemisl's trat an einem schönen Sommertage die Königin Libussa an der Seite ihres Gemahls aus dem Schlosse Libin und bestieg, von ihrem Gefolge umgeben, den hohen Felsenstuhl, auf welchem schon oft der Geist der Weissagung über sie gekommen war. Von diesem auch jetzt wieder erfüllt, sprach sie die Worte:

„Ich erblicke im Geiste eine Stadt, deren Ruhm einst den Himmel erreicht! Dort in waldiger Gegend, dreitausend Schritte von hier, wo der Bach Bruznika durch einen Graben fließt und in die Wlatawa (Moldau) fällt, dort, wo steinig und steil der Berg Petrzin emporsteigt, werdet Ihr in Waldes Mitte finden einen Mann, zimmernd an der Schwelle eines Hauses, und weil auch Große ihr Haupt beugen müssen vor einer Schwelle, so werde die Stadt, die man dort erbauen wird, nach der Schwelle benannt."

Alsobald machten sich Männer auf, folgten Libussens Weissagung, da fanden sie einen Zimmermann, der fällte einen Eichbaum und richtete ihn zu, und als jene ihn fragten, was er da zimmere? so antwortete er: „Prah," das ist eine Schwelle.

An diesem Orte ward nun auf Libussa's Gebot die große und herrliche Stadt gegründet, welche den Namen Praha, Praga von der Schwelle empfing.

8.

Libussens Bad.

Auf der alten Bergfeste Wischerad, darauf früher das Schloß Libin stand, in welchem Böhmens erstes Königspaar Hof hielt, zeigt man einen hohen und senkrechten Fels, der sich aus dem Bette des in der Tiefe vorbeirauschenden Stromes aufgipfelt. Dieser trägt die Reste eines runden Gemäuers, und es geht die Sage, daß sich von hier die hohe Herrin gar oft hinabgelassen und in der Moldau gebadet habe, auch wohl Zwiesprach gehalten mit dem Stromgeiste. Andere sagen, es habe über dem Felsen ein Thurm gestanden, in welchen die Zauberin Jünglinge gelockt habe, die, von ihrer Schönheit bethört, ihr blindlings folgten, dann aber nach gebüßter Lust habe sie aus ihrer Umarmung die bethörten Opfer in die Umarmung des kalten Wellentodes gestoßen, auf daß ihrer keiner sein Glück verrathe.

Wieder Andere aber erzählen, daß nicht auf der Höhe des Wischerad das Bad der Libussa zu suchen

sey, sondern nennen die südlich von der alten Herrscherburg gelegene reichhaltige Wasserquelle Gezerka das Bad Libussens, und vielleicht mit größerem Rechte. Die einzige Quelle in der Umgegend des Wischerad, sprudelte sie in einem alten Haine krystallklare Fluth zu Tage. An ihr sollen die alten Herzoge Böhmens gewählt worden seyn; Felsen umthürmen sie, und das Schweigen der Einsamkeit weht über ihrem Spiegel.

9.

Libussens Bette.

Unter dem Felsen der alten Königsburg Wischerad, tief auf dem untersten Grunde der dort vorüberrauschenden Moldau ist das goldne Bette der Zauberkönigin Libussa, die zur Stromfeie geworden und sich selbst gebannt hat an ihr geliebtes Haus.

Mancher schöne Jüngling ist dort in den Fluthen verschwunden, hinabgelockt durch ein überholdseliges Frauenantlitz, das sich ihm lächelnd im Bade zeigte, und das Volk spricht, so oft der Strom solch' Opfer fordert: Libussa hat ihn behalten; in Jahr und Tag erkürt sie einen Andern.

Es ist wohl zu Zeiten geschehen, daß kühne Schwimmer und Taucher sich frevelhaft vermaßen, selbstwillig hinabzusteigen, Libussa's goldnes Bette zu suchen, oder

daß sie der Sage Hohn sprachen. Die sah man wohl niedertauchen, aber nimmer wieder zu Tage kommen. Einst aber, so hat sich eine dunkle Prophezeihung Libussens von Mund zu Munde erhalten, einst wird das goldne Bette auftauchen aus der Stromtiefe und herrlich leuchtend über den Wassern schwimmen, wie eine Barke; das wird dann geschehen, wenn über Böhmen ein Herrscher aus dem Stamme der Libussiden herrscht. Diesem wird sich das goldne Bette darbieten, und seine Gemahlin wird darin ihren ersten Sohn zur Welt bringen.

10.

Die Teufelssäule auf dem Wischerad.

Vor der Kirche St. Peter und Paul auf dem Wischerad liegt ein starkes Säulenfragment, welches als ein Wahrzeichen den Fremden gezeigt wird. Davon geht folgende Sage.

Ein Priester am Wischerad machte ein Bündniß mit dem Teufel und verschrieb ihm seine Seele, doch unter der Bedingung, daß der Böse während eines Meßopfers eine Säule aus der Kirche des Vatikans zu Rom hole und auf den Wischerad bringe.

Satanas ging den Pact ein, glaubte ein leichtes Spiel zu haben, fuhr jählings gen Rom, holte die

Säule und fuhr geraden Wegs wieder zurück. Als er aber über den Venetianischen Meerbusen flog, fühlte er von unsichtbarer Hand auf seinem Rücken so grausam-harte Geiselstreiche, daß er sich vor Schmerz krümmte und die Säule fallen ließ. Schnell tauchte er unter und fischte die Säule aus der Fluth, aber wieder fühlte er Streiche, wieder ließ er die Säule fallen und so auch noch zum dritten Male. Als er nun eintraf, sprach der Priester so eben das: Ite! Missa est. Da warf der Teufel voller Zorn die Säule auf das Kirchendach, daß sie in drei Stücken zersprang und das Dach durchschlug. Lange hat man auch noch die beiden andern Stücke in den Kapellen St. Francisci und St. Pauli Bekehrung zur linken Seite des Eingangs der St. Peters- und Paulskirche auf Wischerad gezeigt. Der Teufel soll gesagt haben, daß er wohl zeitig genug mit seiner Säule angelangt wäre, wenn ihn nicht der heil. Petrus, als Patron der Wischeraber Hauptkirche, gezwungen, jene dreimal in die nasse Pfütze, den Venetianischen Meerbusen, fallen zu lassen.

Viele haben ausgesagt, daß die römische Kirchensäule nicht aus der Peterskirche, wo keine fehle, sondern aus der Kirche St. Mariä jenseit der Tiber stamme. Ein frommer Rathsherr aus Prag hat hoch betheuert, daß er in Rom gewesen und mit eigenen Augen gesehen, daß in der Marienkirche trans Tiberim eine Säule mangele, an deren Stelle ein Crucifix stehe, und daß die übrigen Säulen der zersprungenen auf dem Wischerad ganz gleich seyen.

Einst lebte in Rom ein Schweizer, der war von Kindheit an van vielen Teufeln besessen, die unterschiedliche Namen hatten. Ein Exorcist beschwur einen derselben, Namens Zardan, und setzte dem Besessenen das runde Kästchen mit Reliquien des heil. Ignatius auf den Kopf; da schrie der Teufel Zardan: „Heiß! heiß! Es brennt! O weh! weh! Lieber wollt' ich einen Mühlstein tragen oder eine Säule nach St. Peter! Ja, einst mußte ich eine Säule gen Prag tragen, die fiel mir dreimal in die große Lache!" —

11.

Die Säule der Drahomira.

An dem Orte, wo sonst die Kirche St. Matthäi auf dem Hradschin zu Prag gestanden hat, und jetzt das Haus zur güldnen Kugel steht, wird eine alte Denksäule gezeigt, an welche sich eine Sage aus dem grauen Alterthume knüpft.

Der zwölfte Herzog Böhmens hatte ein Weib, Namens Drahomira, welche noch dem Heidenthume anhing, während ihr Sohn sich bereits zum Christenglauben bekannte. Als nun Wratislaw, der Herzog, starb und seine Söhne, Wenzeslaw und Boleslaw, noch unmündig waren, eignete sich Drahomira das Regiment zu

und ließ die Christen von ihrem heidnischen Anhange grausam verfolgen, wovon viel zu erzählen wäre. Als aber ihr Sohn Wenzeslaw heranwuchs, schirmte er kräftig das Christenthum. Darüber erzürnte sie sich eines Tages so heftig, daß sie einen Eid schwur, von dannen und nach ihres Vaters Grabe nach Saaz zu fahren und dort den alten Göttern zu opfern. Wie nun der Wagen an der Kirche zu St. Matthäi vorbeifuhr, hörte der Kutscher drinnen im Gotteshause das Meßglöcklein, sprang, weil er ein Christ war, vom Wagen, warf die Peitsche von sich und fiel auf die Kniee. Darüber begann das böse Heidenweib über alle Maßen wüthend zu lästern und zu toben, Gott und Christum zu verfluchen und alle Heiligen — und siehe, da that sich unter Blitzen und Donnerkrachen der Erdboden auf und schlang Drahomira sammt Rossen und Wagen in einen unermeßlich tiefen Abgrund hinunter. Aus dem Abgrunde aber schlugen Rauch und Feuerflammen und ein entsetzlicher Gestank verpestete die Luft; dann schloß sich die Kluft, und nur des Kutschers Peitsche blieb außen, der nun Gott inbrünstig dankte. Als die Priester und die Schaar der Andächtigen aus der Kirche traten, hörten sie in der Tiefe der Erde noch ein zeterndes Heulen. Lange Zeit ist hernach dieser Ort mit einem Zaune umgeben gewesen, wobei sich das Sonderbare zutrug, daß, wer über den Zaun schritt, an demselben Menschen wurde des Tages ein Zeichen des Fluchs gespürt, oder er fiel in eine weltliche Schande, so daß man später die Stelle mit einer Mauer umgab. Auch stellte man zum ewigen Gedächtniß eine

Säule dorthin, nahe dem Wirthshaus zum Weidenhof, und schrieb an diese die Kunde von dem Strafgericht des erzürnten Himmels.

12.

Die Prager Brücke und ihre Wahrzeichen.

Seit undenklichen Zeiten ist die Prager Brücke weit und breit berühmt. Sie ist 1770 Fuß lang, 35 Fuß breit und hat 18 Schwibbogen. Als ihr Bau begann unter Kaiser Karl IV., war so wohlfeile Zeit, daß man für einen Silberpfennig ein Dutzend Eier kaufte; darum nahmen die Baumeister Eier und Wein unter den Kalk, dadurch der Mörtel so fest wurde, daß eher die Steine zu zerbrechen, als von einander zu trennen sind.

Diese Brücke zu bauen kostete einen Heller mehr, als die Kirche Slovan oder St. Emaus.

Das bekannteste Wahrzeichen der Brücke sind fünf kleine Enten an jeder Seite des breiten Brückenthurmes an der Altstadt, der auch sonst mit mancherlei Bildwerk geziert ist. Von diesen Enten hat das Volk ein Scherzwort: Wer nicht ehrlich geboren ist, kann nicht alle Fünfe sehen.

Die Brücke selbst ist voll schöner, zum Theil erneuter und späterer Zeit angehörender Statüen, von denen die eherne des heiligen Nepomuk, des Schutzpatrons von Prag, von ganz Böhmen und von allen Brücken — die herrlichste und kostbarste neben dem ebenfalls metallenen und vergoldeten Crucifix ist.*)

Ein zweites Wahrzeichen wird erblickt am Brückenthurme der Kleinseite nach der Altstadt zu. Da sieht man hoch oben an der Thurmzinne eine Lücke im Gemäuer. Einst, es war am 17. des Christmondes 1252, ritt ein Edler, Namens Berthold von Bertholdy, über die Prager Brücke. Da stritten oben am Thurme zwei Raben mit einander und schrieen und schlugen heftig mit den Flügeln; dabei rührten sie an einen Stein, der wohl schon lange los und locker im Gefüge der Mauer hängen mochte, und so fiel der Stein herab und dem Ritter gerade auf den Kopf, so daß er alsbald vom Pferde sank und auf der Stelle den Geist aufgab. Viele ehrenhafte Männer und selbst der König trugen Leid um den Rittersmann.

Ein drittes Brückenzeichen ist der Bradcy oder Großbart. An dem Schwibbogen, welcher unter dem Spital der Kreuzkirche zu unserer lieben Frauen in der Altstadt steht, erblickt man einen verwunderlichen alten Manneskopf eingemauert, mit mächtig gro=

*) Die schönen Sagen und Legenden von dem heil. Nepomuk sparen wir einem der folgenden Hefte auf.

ßem Bärte, den die Böhmen den Bradicz nennen. Dieser Kopf ist den Anwohnern ein warnendes Zeichen gegen Wassergefahr; denn wenn die Moldau anschwillt und die Fluth im Mühlarme der Moldau bis zu des alten Steinbildes Barte ansteigt, dann räumen jene aus, denn es ist dann vor dem wachsenden Wasser Gefahr im Verzuge.

Berichtigung. In dem Gedicht Seite 29 u. ff. des 1. Heftes ist stets Starhemberg statt Stahremberg zu lesen.

Sagen aus Salzburg und seiner Umgegend.

1.

König Watzmann.

Südöstlich von Salzburg streckt, mit ewigem Schnee bedeckt, hoch über sieben niedrigere Zinken ein Berg zwei riesige Zackenhörner gen Himmel, das ist der über neuntausend Fuß hohe Watzmann. Von ihm erzählt das umwohnende Volk aus grauen Zeiten her diese Sage.

Einst, in undenklicher Frühzeit, lebte und herrschte in diesen Landen ein rauher und wilder König, welcher Watzmann hieß. Er war ein grausamer Wütherich, der schon Blut getrunken hatte aus den Brüsten seiner Mutter. Liebe und menschliches Erbarmen waren ihm fremd, nur die Jagd war seine Lust, und da sah zitternd sein Volk ihn durch die Wälder toben mit dem Lärm der Hörner, dem Gebell der Rüden, gefolgt von seinem eben so rauhen Weibe und seinen Kindern, die zu böser Lust auferzogen wurden. Bei Tag und bei Nacht durchbrauste des Königs wilde Jagd die Gefilde,

die Wälder, die Klüfte, verfolgte das scheue Wild und vernichtete die Saat und mit ihr die Hoffnung des Landmanns.

Gottes Langmuth ließ des Königs schlimmes Thun noch gewähren.

Eines Tages jagte der König wiederum mit seinem Troß und kam auf eine Waldestrift, auf welcher eine Heerde weidete und ein Hirtenhäuslein stand. Ruhig saß vor der Hütte die Hirtin auf frischem Heu und hielt mit Mutterfreude ihr schlummerndes Kindlein in den Armen. Neben ihr lag ihr treuer Hund, und in der Hütte ruhte ihr Mann, der Hirte.

Jetzt unterbrach der tosende Jagdlärm den Naturfrieden dieser Waldeinsamkeit; der Hund der Hirtin sprang bellend auf, da warf sich des Königs Meute alsobald auf ihn, und einer der Rüden biß ihm die Kehle ab, während ein anderer seine scharfen Zähne in den Leib des Kindleins schlug, und ein dritter die schreckenstarre Mutter zu Boden riß. Der König kam indeß nahe heran, sah das Unheil, und stand und lachte.

Plötzlich sprang der vom Gebell der Hunde, dem Geschrei des Weibes erweckte Hirte aus der Hüttenthüre und erschlug einen der Rüden, welcher des grausamen Königs Lieblingsgethier war. Darüber wüthend fährt der König auf und hetzt mit teuflischem Hussa Knechte und Hunde auf den Hirten, der sein ohnmächtiges Weib erhoben und an seine Brust gezogen hat, und verzweiflungsvoll erst auf sein zerfleischtes Kind am Boden und dann gen Himmel blickt. Bald sanken

Beide zerrissen von den Unthieren zu dem Kinde nieder, und der blutdürstige König frohlockte und lachte wieder.

Da endete die Langmuth Gottes. Ein dumpfes Brausen erhob sich, ein Donner in den Höhen, ein Heulen in den Klüften, und die Hunde würgten den König, die Königin und seine sieben Kinder, daß ihr Blut zu Thale strömte. Ihre Leiber aber wuchsen versteinernd zu Bergen. So steht noch der eisumstarrte König Watzmann, ein marmorkalter Bergriese, zu grausenvoller Erinnerung da, neben ihm die kleinere Zinke, sein Weib, um ihn die sieben Kinder, tief unten die weiten Becken zweier Seen, in welche einst das Blut der Grausamen floß.

2.

Von Juvavia.

Bis dicht an den Fuß des weitberühmten Untersberges erstreckte sich in den alten Zeiten eine Römerstadt, Castrum Juvavium oder Juvavia, zu Deutsch Helfenburg geheißen. Julius Cäsar soll zum Schutz des Römerreiches gegen die Deutschen eine Besatzung in dieses Kastell gelegt, und Kaiser Aelius Hadrianus eine römische Colonie dort angesiedelt haben. Diese Stadt wuchs an Gebäuden und Einwohnern und breitete sich weit aus über das fruchtbare Gefilde, in

welchem das heutige Salzburg liegt. Aber die Einwohner ehrten und fürchteten letztlich weder die Götter, noch den einigen Gott, und versanken ganz und gar in den Schlamm der Laster, und der Himmel verhing sein Zorngericht über die sündige Stadt. In einer schrecklichen Nacht versank Juvavia mit Mauern und Mannen, und an die Stätte, wo es gestanden, trat ein weites und tiefes Moos (Moor), das noch heute zu sehen ist. Es ist nicht gut, diesem zu nahen, Gespenster irren dort um, und zur Nachtzeit locken täuschende Lichter den Wanderer in ungeheuerliche Tiefen. Unter dem Erzbischof Johann Ernst, Grafen von Thun, suchte man diese versunkene Stadt in den Moorgründen auf, welche sich von der Leopoldskrone bis zum Untersberge hin erstrecken. Eine alte Mauer, welche auf einer Seite ohnweit des Daunschlosses im Weingarten vom Mönchsberge herabläuft, hielt man für eine Ruine der berühmten Römerstadt, und eine alte Inschrift, welche jener Erzbischof in Marmor hauen ließ, dient der Sage zur Stütze.

3.

Der Mönchsberg bei Salzburg.

Juvavia war einst eine Stadt mit prächtigen Mauern, ringsum von hohen Wällen eingeschlossen und überherrscht von mächtigen Thürmen. Könige

hatten daselbst Paläste, und die Götter herrliche Tempel, stolz von einem Volke der Vorwelt aus Marmor erbaut. Aber es kam über sie der Graus der Zerstörung durch die Gottesgeisel Attila, den Hunnenkönig, im Jahre 451.

Als Attila gestorben war, kam aus dem Morgenlande ein heiliger Diener Gottes, St. Severinus, in dieses Land, übte große Wunder, weissagte und lehrte den Einwohnern das Christenthum.*) Als Odoaker, der nachherige König in Italien, damals als ein armer Jüngling in dürftigem Gewande zu dem heiligen Manne kam, weissagte ihm dieser, daß er einst reich und mächtig werden würde. Da nun Odoaker hernachmals an der Spitze wilder Horden gegen die Römer zog, trat er, demüthig um den Segen Severins bittend, in die Zelle des frommen Greises. Diesem ward bange für seinen geliebten Freund, den Priester Maximus in Salzburg, und er sendete Eilboten ab, den zu warnen und zu schleuniger Flucht zu ermahnen. Maximus hatte sich mit mehrern frommen Einsiedlern und Mönchen einen steilen, fast unzugänglichen Berg zum Wohnsitz gewählt, und sich darin Treppen, Zellen und Kapellen ausgehauen. Davon heißt noch heute dieser Felsensitz der Mönchsberg. Maximus glaubte die Gefahr nicht so nahe, und verweilte noch eine Nacht in seiner Einsiedelei, die man noch heute den Reisenden zeigt. Aber am frühen Morgen brach das

*) Die vielen schönen Legenden vom heiligen Severin sollen in einem der spätern Hefte mitgetheilt werden.

Verderben herein. Ganze Schaaren wilder Gothen und Heruler überfielen die Stadt und die frommen Männer, hingen den ehrwürdigen Priester Maximus an einen Baum, rissen gegen funfzig seiner Freunde aus ihren Verstecken und schleuderten sie vom Felsen, oder rollten sie in Fässern hernieder, in welche spitze Nägel eingeschlagen waren. Noch kündet eine Steinschrift am Mönchsberg den Tod der ersten Märtyrer dieser Gegend, und Salzburg lag fortan verödet hundert und fünf Jahre lang im Schutt und Graus, bis im Jahre 582 St. Rupertus, der neue Segensapostel dieses Landes, kam, und das Kreuz wiederum erhöhte.

4.

Der Untersberg bei Salzburg.

Der Untersberg, von Vielen im Volke auch der Wunderberg geheißen, steht eine Meile von Salzburg an dem grundlosen Moos, wo einst vor alten Zeiten die große Hauptstadt Helfenburg gestanden haben soll. Er ist 6798 Fuß hoch und überreich an Wäldern, Alptriften, Wild und heilsamen Kräutern, an Marmor und anderm noch kostbareren Erz und Gestein. Ein altes Buch sagt aus, daß öfters fremde Kunsterfahrene aus Welschland herbeikamen, die Erze und Minern insgeheim bearbeiteten, nebenbei aber sich der

Bosheit gebrauchten, die Fundgruben den Umwohnern aus Neid zu verhehlen und zu verblenden. Zahllose Sagen gehen von dem Untersberg im Munde des Volkes. Im Innern sey er ganz ausgehöhlt und mit Palästen, Kirchen, Klöstern, Gärten, Gold- und Silberquellen versehen. Kleine Männlein bewahrten die Schätze und wanderten ehedem oft um Mitternacht in die Stadt Salzburg, in der Domkirche daselbst Gottesdienst zu halten. Auch höre man des Nachts in diesem Wunderberge Kriegsgetümmel und Schlachtgetön. Zur mitternächtigen Geisterstunde kommen die Riesen hervor, steigen zum Gipfel und schauen gen Osten unverwandt; wenn es dann Zwölfe schlägt, erlischt ihr vorausgehend Flammenlicht, die Riesen verschwinden, und es treten die Zwerge aus dem zaubervollen Bergesinnern und brechen das Erz und hämmerm am Gestein, oder sie wandeln, mit netzförmigen Häubchen bedeckt, mitten unter dem weidenden Vieh umher.

Vieles auch weiß die Sage der Umwohner von den wilden Frauen des Untersberges zu berichten; wilde Frauen in weißen Gewändern, mit fliegenden Haaren, an den Firsten des Berges. Sie sangen schöne Lieder.

Im Schooß des Berges sitzt verzaubert ein alter Kaiser. Einige sagen, Karl der Große sey es, Andere nennen Friedrich den Rothbart, der sich in das Unterschloß auf dem Kiffhäuser in Thüringen verwünscht haben und dort noch sitzen soll. Wieder Andere lassen Kaiser Karl V. den seyn, der im Untersberge verzaubert weile. Mancher soll ihn gesehen haben mitten

im Kreise glänzender Wappner, sitzend an einem Tisch von Marmelstein, durch welchen ihm der Bart gewachsen, der fast dreimal um den Tisch reicht. Wann er zum dritten Mal die letzte Ecke erreicht, dann wird der Antichrist erscheinen, dann wird die große Schlacht auf dem Walserfelde geschlagen, die Engel stoßen in ihre Posaunen und der jüngste Tag bricht an. Auch die Tochter des Kaisers wohnt daselbst, und hat sich zum Oeftern freundlich gegen Solche gezeigt, die zu günstiger Stunde in den Berg traten. Zu heiligen Zeiten will man wahrgenommen haben, daß der große Kaiser sich mit seinem Hofgesinde oder aber mit den Mönchen von St. Justus in der Domkirche zu Salzburg um Mitternacht eingefunden, die Mette mitgesungen und dem Hochamte beigewohnt, welches sein Hofpfarrer, oder der Prior von St. Justus, oder wohl gar ein großer Kirchenprälat celebrirt, der zugleich mit ihm in den Untersberg verwünscht worden ist. Zu solchen Zeiten wallen die vertriebenen Mönche in langen Zügen durch Erdklüfte unter Seen und Flüssen nach den benachbarten Kirchen und halten in St. Bartholmä (am Königssee bei Berchtesgaden), in Grödig, im Münster Berchtesgadens und im hohen Dome der Metropolis zur Mitternachtsstunde unter Glockenklang und Orgelton den Gottesdienst. Auch vernimmt man bisweilen kriegerische Musik aus des Berges Höhlen und Klüften, besonders bei bevorstehendem Kriege. Ritter und Reisige durchreiten in glühenden Panzern, auf Flammenrossen und mit funkensprühenden Waffen die Gefilde der Umgegend, sich zur Pein und dem Landmann

zum Schrecken. Mit anbrechendem Tage eilen sie in den Untersberg zurück durch eine nur selten und nur Wenigen sichtbare eherne Pforte, welche beim Hallthurm hinter den Trümmern der Burg Plauen zwischen den Steinklüften eingestürzter Felsen zu Tage geht.

5.

Der Wanderer in den Untersberg.

In der Salzburger und Berchtesgadner Gegend geht ein altes, seltenes Büchlein von Hand zu Hand, das beschreibt eine gar wundersame Mähr, die sich mit einem Manne, Namens Lazarus Aizner (nach Andern Gitschner), zugetragen und in dem Büchlein von ihm selbst für wahrhaftig beschrieben wird.

Es war im Jahre 1529, als dieser Mann, ein Diener des Stadtschreibers zu Reichenhall, mit seinem Herrn, dem Pfarrer Martin Elberger und noch zwei andern Männern aus Reichenhall auf den Untersberg gingen. Da kamen sie zu einer Felsenschlucht, der hohe Thron genannt, wo ein Loch in den Berg ging. Unter dem Felsen stand eine Kapelle, die trug eine Schrift von silbernen Buchstaben, welche die Wanderer ansahen und lasen. Nachher sind sie wieder nach Hause gegangen. Später kam unter ihnen das Gespräch auf die Schrift, deren Buchstaben ihnen entfal-

len waren, und der Pfarrer sprach zu Aizner, er möge doch nochmals hinaufgehen und die Schrift abschreiben. Dieser ging an einem schönen Septembertage, der ein Mittwoch war, allein auf den Berg, fand die Schrift mit uralten Buchstaben in die Wand gehauen, und schrieb sie ab:

S. O. R. C. E. J. S. A. T. O. M.

Ueber dem Aufschauen und Abschreiben dieser alten Inschrift wurde es Abend und zu spät, den Rückweg anzutreten. Daher bettete sich Lazarus nahe der Höhlung auf weiches Moos und entschlief.

Am andern Morgen machte er sich auf und wollte wieder hinab nach Reichenhall, sah sich jedoch zuvor im Gehen ein wenig in die Weite um, und siehe! plötzlich steht vor ihm ein barfüßiger Mönch, der betet aus einem Buche und trägt eine große Bürde Schlüssel auf der Achsel. Jetzt redet der Mönch ihn an: „Wo bist Du gewesen? Wo gehst Du hin? Hast Du gegessen oder bist Du noch hungrig?"

Lazarus antwortete schlecht und recht, und der Mönch hieß ihn mit sich gehen. Sie gingen aufwärts gegen den hohen Thron, kamen wieder an eine Felskluft, die war mit einer eisernen Thür versperrt, welche der Mönch mit einem seiner Schlüssel aufschloß, und dann traten sie in den Berg ein. Der Mönch sprach zu Lazarus Aizner: „Lege Deinen Hut allda nieder, so kannst Du wieder hinaus; innen aber sprich zu Niemand ein Wort, es sage einer zu Dir, was er wolle. Mit mir darfst Du reden und mich fragen,

was Du willt. Merke auch wohl, was Du siehest und hörest."

Innen zeigte sich ein großer Thurm mit einer goldgezierten Uhr. Da sprach der Mönch: „Schau' auf die Uhr, auf welcher Stund der Zeiger steht und um welche Stund es ist." Es war 7 Uhr. Als Lazarus Aizner aufschaute, sah er ein herrliches Gebäu mit einem doppelten Glockenthurm, wie ein ansehnliches Kloster, das auf einer schönen weiten Wiese lag. Ein Brunnen war daneben mit schneekaltem Wasser, rundsum war schöner grüner Wald. Der Wanderer kam mit dem Mönch in eine Kirche, die so weit war, daß er von der hintern Kirchthür kaum auf den Chor hinaufsehen konnte. Dort beteten Beide, und der Mönch hieß den Mann in einem Stuhle bleiben und sagte ihm, daß die Kirche zweihundert Altäre habe und über dreißig Orgeln. Als Lazarus in dem Stuhle saß, kamen eine Treppe herunter mehr als dreihundert Mönche, alte und junge, blickten ihn scharf an, gingen auf den Chor und sangen die Horas andächtiglich. Nun erklangen alle Glocken, und unzählbare Schaaren Andächtiger, angethan mit herrlichen Kleidern, erfüllten das unterirdische Gotteshaus. An allen Altären wurde Messe gelesen und das Hochamt gesungen, und alle Orgeln erdröhnten, und zahllose Instrumente wurden laut mit himmlischer Musik. Dann verlor sich das Volk und die Mönche wandelten wieder dem Erstaunten vorüber. Hernach führte der Mönch Jenen eine Treppe von achtzig Staffeln hinauf in einen Speisesaal voll hoher doch unverglaster Kirchenfenster zu bei-

den Seiten, daraus man hinabsah auf die Wiese. Daran stieß der Convent, oben gewölbt und mit schönen Fenstern wohl versehen. Darinnen standen lange Tische, und an einem derselben speißte der Mönch den Lazarus Aizner mit üblicher Klosterkost und einem Becher Wein. Zur Nonzeit (drei Uhr Nachmittags) gingen Beide wieder in die Kirche, die wieder voll Volkes war. Nach der Non gingen sie in die Bibliothek, da sah Aizner viele Leute auf dem Anger hin und her gehen, und auf Befragen, wer diese seyen, antwortete der Mönch: „Es sind alte Kaiser, Könige, Fürsten, Bischöfe und andere Ritter, Herren und Knechte, Edle und Unedle, auch Frauen, christliche Leute, welche den christlichen Glauben zur letzten Zeit Untergangs der Welt helfen erretten und vertheidigen."

Die Bücher in der Bibliothek waren uralt, aus Baumrinden und Häuten, und mit alten unbekannten Buchstaben beschrieben. Vieles las und erklärte der Mönch. Zur Vesperzeit gingen Beide abermals in die Kirche, dann in den Convent zum Speisen, dann in die Complet. Darauf ordnete sich ein langer Zug der Mönche mit Büchern und Laternen, und gingen je zwei und zwei nach dem hohen Thurme, durch welchen Lazarus eingegangen war in den Untersberg. Da sah man zu zweien Seiten sechs Thüren, und der Mönch nannte zwölf verschiedene Kirchen in der Umgegend, in welche man durch diese Thüren gelange, nach Salzburg, Reichenhall und andere. Er sprach: „Jetzt gehen wir nach St. Bartholomä bei Berchtesgaden;" und so that sich die eine Thür auf, und sie gingen in

einem breiten und schönen Gange fort und fort. Einmal sagte der Mönch: „Schau, Lazarus, jetzt gehen wir tief unter dem See,“ damit er den Königssee meinte, an welchem St. Bartholomä gelegen ist. In der Kirche sangen sie die Metten und gingen dann zurück.

Der folgende Tag wurde vollbracht, wie der erste, nur daß sie zur Nacht in den Dom zu Salzburg gingen und dort ihr Gebet verrichteten. Hernach lasen sie in der Bibliothek die großen Bücher voll alter Geschichten und zukünftiger Ereignisse, und der Mönch sprach viele Weissagungen, wie es dermaleinst in der Welt sich zutragen werde.

Als sie so lasen und mit einander sprachen, ersahen sie einen Kaiser unter dem Volke, mit Kron' und Scepter, der hatte einen grauen Bart vom Haupte bis zum Gürtel, und der Mönch sagte: „Das ist Kaiser Friedrich, welcher einstens auf dem Walserfelde ist verzuckt worden. Schau ihn wohl an, er ist in solcher Gestalt, wie er ist verloren gegangen.“ Auch andere verstorbene Fürsten und edle Herren mehr erblickte Lazarus, auch seiner noch lebenden Bekannten Etliche, und fragte den Mönch, was diese in dem Berge machten und ihr Thun und Lassen sey? Da gab ihm der Mönch eine solche derbe Maulschelle, daß er sie sein Lebelang empfand, und sprach zornig: „Was bedarfst Du Wissens und Forschens nach den Geheimnissen Gottes?“ —

So waren nun bereits sieben Tage vergangen, als der Mönch sprach: „Lazarus, nun ist es Zeit, daß Du

wiederum hinausgehest, oder willst Du hierinnen verbleiben, so magst Du es auch thun." Aizner antwortete: „Ich will hinausgehen!" So geleitete ihn der Mönch zu dem Thurme, versah ihn mit Zehrung und guter Ermahnung, hinfort demüthig zu leben, hieß ihn auch wieder auf die Uhr schauen, deren Zeiger eben wieder auf 7 stand, und den Hut auffsetzen, der noch dort lag. Dann redete er noch Manches von künftigen jämmerlichen und kümmerlichen Zeiten, so noch kommen würden, und schließlich befahl er ihm, er solle Alles, was er gehört und gesehen in dem wunderbaren Berge, fleißig merken und beschreiben, doch nicht eher, als nach fünfunddreißig Jahren. Zuletzt segnete er ihn und sprach: „Nun gehe hin im Namen des Friedens, Du wirst schon dermaleinst wieder zu mir kommen! Schaue Dich auch nicht um!"

Und so kam Lazarus Aizner mit Zittern wieder hervor aus dem Schooße des Untersberges und herab nach der Stadt Reichenhall, und war ganz stille.

6.

Der Birnbaum auf dem Walserfeld bei Salzburg.

Auf dem Walserfeld bei Salzburg stehet ein uralter Birnbaum, ganz dürr und abgestorben seit langer Zeit, und ist schon zum Oeftern gar umgehauen worden,

aber durch die Kraft des Allmächtigen wurde die Wurzel behütet und trieb wieder aus, daß der Baum emporwuchs. Von diesem Baume geht nun eine alte Weissagung, daß er dereinst wieder beginnen werde zu blühen und Frucht zu tragen. Wann aber dieses sich ereignet, dann wird der verzauberte Kaiser mit all seinen Wappnern hervortreten aus dem Schooße des Untersberges, und es wird eine große und erschreckliche Schlacht des Glaubens halber geschlagen werden. Dieses geschieht aus göttlichem Verhängniß, weil kein Mensch mehr dem Andern brüderliche Liebe erzeigen will. Wann der Baum beginnt zu grünen, wird diese Zeit der Noth nahe seyn, wann er aber anfangen wird Früchte zu tragen, wird sich die Schlacht anheben, und der Fürst des Baiernlandes wird an den Birnbaum seinen Schild aufhängen. Auf dem Felde wird den Streitern das Blut rinnen bis an die Knöchel und in die Schuhe, und die Vornehmen werden wünschen, insgesammt auf einem Sattel davonreiten zu können. Nur die guten Menschen werden von den Riesen des Untersberges geschützt und gerettet, die bösen aber alle erschlagen werden. So schrecklich soll die Schlacht seyn, daß sie alles Volk zerstören wird.

Die Sage erzählt, daß ein Fürstensohn hinaufging gen Abend zum Fuß des Untersberges. Und wie mit der Nacht sich das Schlachtgetümmel erhebt, tritt dem Weiterschreitenden ein graubärtiger Herold entgegen und winkt ihm zu folgen und führt ihn in die Tiefe des Wunderberges, immer tiefer, bis es sargeseng wird. Da greift der greise Führer in die Felsen und es

öffnet sich ein weiter Thronsaal mit herrlichen Säulen und hellem Glanze. Und in ihm zehntausend Ritter und hunderttausend Lanzenknechte, zum Kampfe gerüstet. An einem runden Tische aber von Marmorstein in Mitten des Saales saß der Kaiser im Reichsschmuck, mit lichtweißem Barte, der, mit Perlen durchflochten, um den Tisch in langen Silberwogen wallte. Um ihn her aber die sieben Kurfürsten des Reichs.

Da tritt des Kaisers Tochter lebenswarm in die versteinerte Welt, geht zu dem Tische und mißt des kaiserlichen Vaters langen Bart; der aber reicht erst zweimal um den Tisch und der dritte Gang fehlt. Da erstarrt auch sie vor Schmerz, und mit dem Mitternachtsschlage ist Alles erloschen und versunken. Der Herold aber spricht zu dem Fürstensohne, der des Kaisers Tochter hatte umarmen wollen:

„Und Alle, die da unten hausend
Mit ihm und ihr Du hast geschaut,
Sind ein versteinertes Jahrtausend,
Das täglich auf ins Leben thaut,
Um täglich wieder zu erstarren;
Und so muß Kaiser, Kind und Herr
So lange der Erlösung harren,
Bis um die Tafelrunde her
Des Kaiserbartes Silberwogen
Die Tochter dreimal hat gezogen.

Und wenn der Bart so groß geworden,
Ach, ist das große Volk so klein!

Und selber wird es sich ermorden,
Und Treu und Glauben nicht mehr seyn.
Dann kömmt ein Fürst aus Deinem Stamme
Zum Berg und seinem Schauerraum,
Und hängt des Volkes Oriflamme,
Sein Schild an jenen morschen Baum,
Und wird er wieder Blüthen tragen,
Dann wird die Rettungsschlacht geschlagen.

Da bricht aus unterird'schem Saale
Das Heer hervor aufs Walserfeld
Und kämpft und siegt. Zum zweiten Male
Erschafft das große Volk der Held.
Dann wird er Reich und Tochter geben,
Deß Rüstung diese Perlen da
Die Thränen dieser Nacht umweben,
Die Tochter heißt Teutonia;
Der Prinz? Wer kann Antwort verlangen?
Wer sagen, wo er hingegangen?" — *)

*) Maßmann: Bayerische Sagen, München 1831. — Alex. Weißenbach: Aigens Beschreibung und Dichtung, Salzburg 1817.

7.

Die Riesen und die wilden Frauen im Untersberge.

Leute aus dem Dorfe Feldkirchen ohnweit der Stadt Salzburg erzählten für wahrhaft: Als wir noch junge Buben waren, haben wir mit eigenen Augen gesehen, daß einige alte Riesen aus dem Untersberge herausgingen, herunter kamen und sich auf die nächst dieses Berges stehende Grödiger Pfarrkirche lehnten, mit unterschiedlichen Personen Gespräche hielten, doch Niemand einiges Leid zufügten, sondern ihren Weg wieder in Frieden gingen. Die Grödiger Leute waren von den Riesen oft ermahnt, durch erbauliches Leben sich gegen verdientes Unglück zu sichern. Dieselben Leute zeigten zu der nämlichen Zeit an, daß zu Grödig vielmals etliche Frauen von wilder Art aus diesem Untersberg gekommen sind zu den Knaben und Mägdlein, welche zunächst dem Loch innerhalb Glanegg des Viehes hüteten, und ihnen Brod und Käse zu essen gegeben haben. Auch in das Kornschneiden gingen solche wilde Frauen nach Grödig. Sie kamen sehr früh des Morgens herab, und Abends, da die andern Leute Feierabend genommen, gingen sie, ohne die Abendmahlzeit mitzuessen, wiederum in den Wunderberg hinein.

Eines Tages geschah es, daß ein Bauersmann bei Grödig auf dem Felde ackerte und sein kleines Söhnlein auf das Pferd gesetzt hatte. Da kamen die wilden Frauen aus dem Untersberge, hätten das Knäblein gern gehabt und wollten es mit Gewalt hinwegführen. Der Vater aber, dem die Geheimnisse und Begebenheiten dieses Berges schon bekannt waren, eilte den Frauen ohne Furcht zu und nahm ihnen den Knaben ab mit den Worten: „Was erfrechet Ihr Euch, so oft herauszugehen und mir jetzt sogar meinen Buben hinwegzunehmen? Was wollt Ihr mit ihm machen?“ — Die wilden Frauen sagten: „Er wird bei uns bessere Pflege haben und wird ihm bei uns besser gehen als zu Hause; der Knabe wäre uns sehr lieb, es wird ihm kein Leid widerfahren!“ Allein der Vater ließ seinen Knaben nicht aus den Händen, und die wilden Frauen gingen bitterlich weinend von dannen.

Abermals kamen die wilden Frauen aus dem Wunderberge nahe an die Kugelstatt oder Kugelmühle, so bei diesem Berge schön auf der Anhöhe liegt, und nahmen dort ein Knäblein mit sich fort, das das Weidvieh hütete. Da haben über ein Jahr hernach die Holzleute dasselbe Knäblein auf dem Untersberge auf einem Baumstock sitzen sehen, das hatte ein schön grünes Kleid an. Dieß sagten sie den Aeltern des Knaben, und am andern Tage suchten sie es mit Vater und Mutter an demselben Orte, aber der Knabe ward nicht wieder gefunden.

Mehrmals hat es sich begeben, daß eine wilde Frau aus dem Wunderberge gegen das Dorf Anif

ging, welches eine gute halbe Stunde vom Berge entlegen ist. Alldort machte sie sich in die Erde Löcher und Lagerstatt. Sie trug ungemein langes und schönes Haar, das ihr beinahe bis zu den Fußsohlen hinabreichte.

Ein Bauersmann aus Anif sah zum Oeftern diese Frau ab und zu gehen, und ob ihrer Schönheit und der Schönheit ihrer langen Haare ward ihm gegen sie das Herz entzündet. Er konnte dem Drange, ihr zu nahen, nicht widerstehen, ging zu ihr, betrachtete sie mit innigem Wohlgefallen und legte sich endlich in seiner Einfalt ohne Scheu zu ihr auf ihr Lager, doch in allen Ehren; Beide sahen einander an, und keines sprach ein Wort; noch weniger trieben sie Ungebührliches. Als der Bauer zur zweiten Nacht wiederkam, fragte ihn die wilde Frau, ob er nicht selbst ein Weib habe? Nun hatte er eine angetraute Ehefrau, doch verläugnete er sie und sprach: „Nein!"

Des Bauers Ehewirthin aber machte sich allerhand Gedanken, wo denn ihr Mann des Abends hingehe und die Nächte zubringe? daher spähte sie nach ihm, und ging aus, ihn zu suchen, und fand ihn auf dem Felde, bei der wilden Frau schlafend. Da rief sie der wilden Frau zu: „O behüte Gott Deine schönen Haare! Was thut Ihr denn da mit einander?" Mit diesen Worten wich das Bauernweib von ihnen, und ihr Mann erschrak gar sehr darüber. Aber die wilde Frau hielt ihm seine treulose Verläugnung vor und sprach: „Hätte Deine Frau bösen Haß und Aerger gegen mich zu erkennen gegeben, so würdest Du jetzt

unglücklich seyn und nicht mehr von dieser Stelle kommen, aber weil Deine Frau nicht bös war, so liebe sie fortan und hause mit ihr getreulich, und unterstehe Dich nicht mehr daher zu kommen, denn es steht geschrieben: Ein Jeder lebe getreulich mit seinem getrauten Weibe, obgleich die Kraft dieses Gebots einst in große Abnahme kommen wird und damit aller zeitliche Wohlstand der Eheleute. Nimm diesen Schuh voll Geld mit Dir und sieh Dich nicht mehr um!" Damit schwand die wilde Frau hinweg, und der Bauer ging mit seinem Schuh voll Geld erschrocken heim und that, wie ihm geboten war.

Ein Müller aus Salzburg, Leonhard Burger mit Namen, ging einst auf den Untersberg, da traf er eine wilde Frau und ein Bergmännlein an, und sahe Letzteres mit einem Hammer in das Gestein hauen; es floß in eine große untergestellte Kanne von einem halben Maaß eitel gediegenes Gold. Die wilde Frau schrie den Wanderer an, und scheu wich er zurück; wäre er geblieben, so hätte er wohl etwas mehr bekommen; so aber gab ihm das Bergmännlein nur ein gutes Stück von einem glänzend schimmernden Steine, und daran hatte er sein Lebenlang genug.

8.

Der Fuhrmann und die Bergmännlein im Untersberge.

Einstmals im Jahr 1694 wollte ein Fuhrmann mit einem Wagen, der mit Wein befrachtet war, aus Tyrol nach Hallein fahren, und kam neben St. Leonhard bei der Almbrücke zu Niederalm, einem Dorfe zunächst des Wunderberges. Dort ging ein Bergmännlein aus dem Berge hervor und fragte den Fuhrmann: „Woher kommst Du und was fährst Du?" Der Fuhrmann sagte: „Wein." Da sprach das Männlein: „Fahre mit mir! Ich gebe Dir gute Münz dafür, und mehr, als Du zu Hallein bekommen wirst." Der Fuhrmann weigerte sich, weil der Wein bestellt sey. Darüber ward das Bergmännlein erzürnt, fiel auf die Mähnen der Pferde und rief: „Fuhrmann, weil Du nicht mitfahren willst, will ich Dich so führen, daß Du gar nicht wissen sollst, wo Du bist, und sollst Dich nicht mehr auskennen!"

Dem Fuhrmann wurde mächtig bange, er sah, daß er in der Gewalt des Unterirdischen war, und gehorchte nun dem Bergmännlein, das mit eigener Hand den Zaum der Pferde ergriff und das Geschirr immer näher zu dem Untersberge hinlenkte. Dem Fuhrmann schien es, als gehe es auf einer kunstgerecht gemachten,

ganz unfahrbaren Straße fort; er setzte sich mit auf den Wagen, und es überfiel ihn ein Schlaf.

Wieder erwachend sah er sich nahe an einem herrlichen Schlosse, erbauet aus roth und weißem Marmor, wie man ihn am Untersberge bricht, mit hohem Thurm und krystallenen Fensterni dreißig Klafter hohen und zehn Klafter dicken Mauern und einem tiefen Graben umgeben, zu welchem Schloß man nur, da es auf einem hohen, glatten, isolirten Felsen stand, über sieben Zugbrücken gelangen konnte. Bald auch wurden Bewohner des Schlosses ersichtlich, lauter kleine Bergmännlein, die sich sehr freudig erzeigten, unter ihnen der Kellermeister, mit vielen Schlüsseln und großen Taschen versehen, dem sein Bart bis über den Bauch und das Haar bis über des Leibes Mitte herabhing.

„Willkommen, mein lieber Fuhrmann!" sprach der Kellermeister zu diesem, der vor Furcht und Bangigkeit an allen Gliedern zitterte. In des Hofes Mitte spannten Etliche eilends die Pferde aus und führten sie in den Stall zum Füttern, Andere brachten den Fuhrmann in ein lichtes Gemach, wo sie ihm Speise und Trank vollauf vorsetzten, und Alles in feinen und blanken zinnernen Geschirren. Doch konnte der Fuhrmann nicht heiter und sorglos seyn, denn er wußte nicht, wohin sich Alles wenden und welchen Ausgang dieß wundersame Abenteuer nehmen werde. Als er gegessen und getrunken hatte, geboten ihm die Männlein, ihnen zu folgen, und da er sich keinen Widerspruch zu erlauben wagte, so ging er mit ihnen. Eine Treppenstiege von fünfundzwanzig messingenen Staffeln

fein demüthig Dein Lebelang!" damit schlug er die eiserne Thür zu, daß es im Berge einen mächtigen Hall gab. Die Gabe schob Gruber in seine Rocktasche und behielt sie drei Tage, dann wog er's, da waren es drei und drei Viertel Pfund Gold. Als er nachmals seinen Knechten erzählt hatte, was ihm begegnet, und was er gesehen, ohne doch der Ringe zu erwähnen, suchten sie zum Oeftern mit ihm die eiserne Thüre, fanden sie aber niemals, sondern sahen nur die steinerne Wand.

Demselben Holzmeister soll es auch zu einer andern Zeit begegnet seyn, als er sich einstmals auf dem Untersberge in seinen Verrichtungen verspätete, daß er droben in einer Höhle seine Nachtruhe suchen mußte. Des andern Tages kam er an eine Steinklippe, aus der ein glänzender, schwerer Goldsand herabrieselte. Er setzte ein Krüglein unter; und als es angefüllt war und er damit hinwegging, sah er unweit des Orts eine Thüre sich aufthun, und es kam ihm natürlich vor, als sähe er in den Berg hineinein und darin eine besondere Welt mit ihrem eigenen Tage.

Das Krüglein behielt der Holzmeister, und es glückte ihm noch oft, es gefüllt nach Hause zu tragen, und der Sand warf so viel Geld ab, daß Gruber nie Mangel litt. Aber jene Thüre hat er nur einen Augenblick offen gesehen und niemals wieder, und als sie zugethan ward, that es in dem Berge einen Hall, wie in einem großen Weinfaß.

Nach seinem Tode war kein Segen mehr bei dem von ihm hinterlassenen Golde.

Im Jahre 1553 ging eine Kräutersammlerin von Salzburg auf den Untersberg. Als sie auf demselben herumging, kam sie auch an eine Steinwand. Da lagen Brocken, grau und schwarz, wie Kohlen. Sie hob etliche davon auf, steckte sie zu sich, und fand, als sie nach Hause gekommen war, zu ihrer großen Freude, daß klares Gold in den Brocken enthalten war. Alsobald machte sie sich wieder hinauf auf den Berg, um ein Mehreres von solchen Brocken zu holen; allein sie konnte alles Suchens ohngeachtet den Ort nicht mehr finden.

Weiter, so ging im Jahr 1753 Paul Meyer, beim Hofwirth zu St. Zeno in Dienst stehend, auf den nahen Untersberg, und als er unweit des Brunnenthals fast die halbe Höhe des Berges erreicht hatte, kam er zu einer Steinklippe, worunter ein Häuflein Goldsand lag. Aus Fürwitz nahm er diesen mit sich und füllte alle seine Taschen damit an. Mit Freuden wollte er nach Hause gehen, als plötzlich ein fremder Mann vor seinem Angesichte stand und zu ihm sprach: „Was trägst Du da?" Furcht und Schrecken überfielen Paul Meyer, so daß er nicht zu reden vermochte und stumm vor dem Fremden stehen blieb. Dieser ergriff ihn und leerte ihm alle Taschen aus, wobei er ihm diese Worte zu vernehmen gab: „Jetzt gehe nimmer den alten Weg zurück, sondern einen andern, und sofern Du Dich hier wieder wirst sehen lassen, wirst Du nicht mehr ledig davon kommen!"

Den guten Dienstknecht reizte aber das Gold, und er beschloß, der drohenden Warnung ungeachtet, den Gold-

fand noch einmal zu suchen. Er nahm daher zu anderer Zeit eine tüchtige Wehr und auch noch einen gut bewaffneten Kameraden mit, aber wie sie auch auf dem Berge umherirrten und den Ort wieder suchten, es war Alles vergebens, und sie konnten ihn nimmermehr wiederfinden.

11.

Die goldenen Kohlen.

Nahe bei der steinernen Wand am Untersberge war ein Hügel, in dessen Nähe zwei Holzknechte beschäftigt waren. Von ungefähr erblicken sie ein Häuflein Kohlen, die, von der Sonne hell beschienen, dort am Hügel liegen, fast ein Hut voll. Das verwundert die Beiden, denn sie können nicht denken, wie die Kohlen an diesen Ort kommen, da in der Nähe umher kein Kohlenbrenner hauste, und der Seltsamkeit halber nimmt der Eine drei oder vier, der Andere fünf bis sechs, und stecken sie zu sich. Beim Nachhausegehen, als sie eben an einem kleinen Weiherlein vorbeikommen, das auf dem Untersberg in der Klamm, einer schluchtähnlichen Vertiefung, liegt, denkt und spricht der Erste: „Ach! zu was sind mir die Kohlen nütze? Was schleppe ich mich damit?" und wirft sie zusammt hinab in das Wasser. Kaum hat er's gethan, so reut es ihn, denn

Im Jahre 1553 ging eine Kräutersammlerin von Salzburg auf den Untersberg. Als sie auf demselben herumging, kam sie auch an eine Steinwand. Da lagen Brocken, grau und schwarz, wie Kohlen. Sie hob etliche davon auf, steckte sie zu sich, und fand, als sie nach Hause gekommen war, zu ihrer großen Freude, daß klares Gold in den Brocken enthalten war. Alsobald machte sie sich wieder hinauf auf den Berg, um ein Mehreres von solchen Brocken zu holen; allein sie konnte alles Suchens ohngeachtet den Ort nicht mehr finden.

Weiter, so ging im Jahr 1753 Paul Meyer, beim Hofwirth zu St. Zeno in Dienst stehend, auf den nahen Untersberg, und als er unweit des Brunnenthals fast die halbe Höhe des Berges erreicht hatte, kam er zu einer Steinklippe, worunter ein Häuflein Goldsand lag. Aus Fürwitz nahm er diesen mit sich und füllte alle seine Taschen damit an. Mit Freuden wollte er nach Hause gehen, als plötzlich ein fremder Mann vor seinem Angesichte stand und zu ihm sprach: „Was trägst Du da?" Furcht und Schrecken überfielen Paul Meyer, so daß er nicht zu reden vermochte und stumm vor dem Fremden stehen blieb. Dieser ergriff ihn und leerte ihm alle Taschen aus, wobei er ihm diese Worte zu vernehmen gab: „Jetzt gehe nimmer den alten Weg zurück, sondern einen andern, und sofern Du Dich hier wieder wirst sehen lassen, wirst Du nicht mehr ledig davon kommen!"

Den guten Dienstknecht reizte aber das Gold, und er beschloß, der drohenden Warnung ungeachtet, den Gold-

des schaurig-schönen Untersberges, aber sie fanden ihn weder todt noch lebendig.

Als nun nahe an vier Wochen vergangen waren, so war der Jäger, — da es wohl schon öfter geschehen, daß sich einige in diesem Berge verstiegen, den Rückweg nicht finden können, vom Felsen gefallen, oder sonst in der tiefen Wildniß umgekommen, — der festen Meinung, daß dem Michael ein Gleiches geschehen, da er so gar lange ausblieb, und beschloß, für den Verlornen auf der Gemein, allwo nahe des Berges eine Wallfahrt ist, einen Gottesdienst halten zu lassen.

Dieses geschah, allein welches Wunder! Eben als man für den Todtgeglaubten die Seelenmesse las, trat er in die Kirche, lebend, gesund, unverletzt, und in seiner schmucken Bergschützentracht, wie man sie an ihm stets gewohnt war; er trat ein, und wollte Gott für seine Rückkehr danken, denn er war gleicherweise, wie Lazarus Aizner oder Gitschner, in den Untersberg entrückt gewesen. Er vernahm alsbald, daß der Gottesdienst ihn angehe, und alle Andächtigen ergriff ein freudiges Erstaunen. Jedermann drängte sich zu ihm, und wollte hören, wie es ihm ergangen, und was er ihnen wohl von den wunderbaren Eigenschaften des Bergesinnern erzählen werde. Allein der sonst lebensfrohe und mittheilsame Jäger war ganz in sich verschlossen und nachdenklich, Niemand konnte mehr aus ihm bringen, als daß es Enkeln und Nachenkeln einst offenbar werden würde.

Die Sage von dem Wunderbaren, was sich mi Michael Holzögger begeben, und daß er in den Unters-

plötzlich schimmert die Oberfläche des Weihers, als sey sie mit flüssigem Gold übergossen. Der andere Holzknecht, der das auch sahe, hat seine mitgenommenen Kohlen wohl behalten, und als er nach Hause kam, waren sie in lauteres Gold verwandelt. Jetzt lief der Erste eilend wieder hinauf und an den Hügel neben der steinernen Wand, aber an der Stelle, wo zuvor die Kohlen gelegen, lag ein ganzer Klumpen Attern und Nattern, die grimmig gegen ihn zischten. Und wäre er nicht gleich entwichen, so wären sie alle auf ihn los geschossen.

12.

Der in den Untersberg entrückte Jäger.

Es hat sich im Jahre 1738 zugetragen, daß der Jäger, welcher dazumal eben am Wunderberge seinen Forst hatte, seinem leiblichen Bruder, Michael Holzögger, befahl, einmal statt seiner zur Nachsicht wegen Wilddieben oder Waldfrevlern den Forst zu begehen. Dieser that auch, wie ihm befohlen war, ging zum Berge, und kam nicht wieder. Dem Bruder ward bange um ihn, er suchte ihn viele Tage lang mit anderen Genossen in den Waldrevieren und Felsgeklüften

und Stegen, aus Häusern und Kellern Schlangen herbei und ringelten sich in der Grube, daß es gräulich anzusehen war. Immer noch blies der Zauberer auf seiner Pfeife und murmelte dazwischen die Formeln seiner Beschwörungen. Da kam zuletzt eine ganz alte und über die Maaßen große Schlange, das war die Königin der Andern, und bei ihrem Anblick erschrak der Zauberer so, daß das Pfeiflein seiner Hand entfiel und er einen Augenblick in der Beschwörung stockte. Flugs sprang die Schlange auf ihn zu, ringelte sich wie ein Gürtel um seine Weichen, schnürte ihm die Eingeweide zu und riß ihn machtlos in die Grube, wo die anderen Schlangen sich über ihn wälzten und ihn langsam zu Tode marterten. Niemand konnte es hindern, Entsetzen ergriff alle Schauenden, bang entflohen sie, und bald darauf verloren sich die Schlangen wieder dahin, woher sie gekommen waren.

14.

Doktor Faust in Salzburg.

Es war um die erfreuliche Fastnachtzeit, als der weltberühmte Doktor Faust einige vertraute Freunde und Studenten in seiner Behausung bei sich sah und bis in die Nacht hinein mit ihnen zechte. Als das Getränk nun Alle lustig und guter Dinge machte, ge-

lüstete dem Faust nach einer kurzweiligen Fahrt, und da er wußte, daß in dem Keller des Bischofs zu Salzburg vor allen andern Kellern die feinsten und besten Weine lagerten, so richtete er dorthin seine Gedanken, trug sie seinen Kumpanen vor, und forderte sie zur Begleitung auf. Das waren Alle wohl zufrieden, gingen mit dem Meister in seinen Hausgarten, wo Faust sie eine Leiter ergreifen und sich darauf setzen hieß, jeder auf einen Sprossen, und so fuhren sie auf und davon durch die Luft.

Gegen Mitternacht kam die Gesellschaft in dem bischöflichen Keller an, schlugen Licht und zapften nun ungehindert die besten und köstlichsten Weine an, und kosteten sie reichlich, waren über eine Stunde lang fröhlichen Muthes und leerten manchen Becher auf das Wohl des Bischofs, der ein so herrliches Weinlager hielt.

Mittlerweile saß der Kellermeister bei seinen Freunden, den andern Hofdienern, trockenen Schlundes, und gedachten auch Fastnacht zu halten; deshalb stieg er herab in den Keller, auch noch einen Schlaftrunk zu holen, und öffnete rasch die innere Kellerthür. Da sah er mit Staunen Licht und die Schaar nasser Brüder, die seine Erscheinung ihrerseits auch nicht ohne Schrecken gewahrten. Und alsbald hub der Kellermeister an zu schelten und zu rufen: „Diebe! Diebe!"

Da rief Doktor Faust seinen Gefährten zu, es möge ein Jeder seine volle Flasche fassen und aufsitzen; er selbst drückte den Kellermeister auf die Leiter, sprach ein Zauberwort, und hui, fuhren Alle aus dem Keller

und durch die Lüfte von dannen. Bald überflogen sie einen Wald, da setzte Faustus den Kellermeister, der an allen Gliedern zitterte und schier des Todes war, auf dem Gipfel eines hohen Tannenbaumes ab, und kam mit seiner Bursa und dem mitgenommenen Weine wohlbehalten nach Hause, wo sie Runda tranken, bis der Morgen graute.

Dem armen Kellermeister auf seinem Tannenbaume war schlecht zu Muthe; er wußte weder, wo er war, noch wie er sich in der kalten Frostnacht erwärmen sollte, und vom Baume herabzusteigen vermochte er eben so wenig. Mit banger Seele erharrte er den lange zögernden Anbruch des Tages, und schrie dann mit gellender Stimme um Hülfe, bis einige mit Victualien nach der Stadt gehende Bauern ihn hörten, die ihm aber auch nicht vom Baume helfen konnten. Doch zeigten sie es zu Hofe an, wo man ihnen erst nicht glauben wollte, dann aber hinauszog in Begleitung vielen Volkes, und mit großer Mühe den Kellermeister vom Baume brachte, der halbtodt war und nicht auszusagen wußte, wer ihn auf den Baum geführt und in so großer Gefahr allda gelassen hatte.

Alte Urkunden bezeugen es, daß Salzburg in den ältesten Zeiten eigene Weinberge hatte. Von der Riedenburg bis zum Nonnenberge blühten einst Reben, doch allmählig verschwanden sie, und nur im Schlosse Weingarten außer dem Nonnthale, in der Nähe der herrlichen Leopoldskrone erhielt sich ihr Name.

15.

Sage vom St. Johanniskirchlein am Kapuzinerberge bei Salzburg.

Im Jahre 1478 waren in Salzburg zwei Bürgermeister und ein Stadtrichter. Da begab es sich, daß vor das Stadtthor zwei ganz arme Bettler in so dürftigen Lumpen kamen, daß der eine schier für nackend gelten konnte. Sie baten Beide um Einlaß und sprachen: „Wir wollen uns allhier einen Herrn suchen, der uns zeitlebens speist, tränkt und verpflegt; dafür wollen wir von Gott dem Herrn der Stadt alles Heil der Welt erbitten."

Dem Thorwart dünkte solches Ansinnen seltsam, und hieß die Bettler draußen verweilen, indem er zuvor ihr Anliegen dem Bürgermeister melden wolle. Hierauf kam der Bürgermeister aus Neugier selbst an das Thor, sah die Armen und fragte sie, wer und woher sie seyen, und welche ihre Handthierung?

„Ich bin," sprach der Halbnackende, „ein Steinhauer und Wegemacher, und ein Nazaräer." — „Und ich," sagte der Zweite, „bin ein Zeuchmacher, und aus Galiläa."

„Ach, liebe Männer, helfe Euch Gott!" sprach der Bürgermeister; „Ihr sollt wissen, daß hier in der Stadt wir der armen Leute selbst genug haben, können Euch daher nicht einlassen und aufnehmen." —

Nun lag damals gerade ein vornehmer Bürger, Namens Ludwig Dänkhl, auf dem Siechbette, dessen Diener hörte zufällig das Gespräch des Bürgermeisters mit den Bettlern, über deren große Abgerissenheit er sich wunderte, und erzählte seinem kranken Herrn die seltsame Mähr. Da gelobte sich dieser, ein Werk der Barmherzigkeit zu üben, sandte und erbot sich gegen den Bürgermeister, daß er für die Armen lebendig und todt sorgen wolle. Der Bürgermeister erlaubte es ihm, und man ließ die Bettler ein, welche nun zu Dänkhl kamen und ihm Dank für seine Milde sagten. Der Kranke sprach zu Beiden: „Liebe Männer, ich habe zwar in meinem Hause keinen Raum für Euch, aber oben auf dem nahen Berge gehört mir eine Gerechtigkeit, da hinauf will ich Euch ein Häuslein bauen lassen, darin Ihr hausen und wohnen könnet, und Trank und Speise soll Euch nimmer mangeln."

Darauf neigten sich die halbnackten Bettler und sprachen: „Gibst Du uns nur den Platz, so wollen wir uns schon selbst eine Hütte bauen." —

Und plötzlich umleuchtete es die Gestalten der Armen, wie eine Klarheit des Himmels. „Siehe, Du Frommer und Guter!" sprach der fast Nackte, „ich bin Johannes der Täufer, ein Wegemacher, weil ich die Wege des Herrn bereite nach dem Worte der Schrift!"

„Und ich bin," sprach der zweite Gottesbote, „Johannes, der Evangelist, ein Zeuchmacher, den der Herr berufen hat, als er an seinen Netzen strickte." Und damit verschwanden die Gestalten der Himmlischen vor dem Blicke des guten Dánkhl. Dieser aber fiel betend auf sein Angesicht, fühlte sich alsobald ganz gesund, und erbaute hierauf sofort das Kirchlein St. Johannis am Kapuzinerberge.

Gasteiner Sagen.

1.

Die Auffindung des Wildbades Gastein.

Wer hätte nicht gehört von den segensreichen und wunderbar heilsamen Quellen des in schaurig-schöner Natur, von Felsenschluchten, Wäldern und Hochmatten umgebenen Wildbades Gastein? Vielen Tausenden von Kranken haben sie das hohe Gut der Gesundheit wieder zurückgegeben. In die grauen Zeiten des siebenten Jahrhunderts rankt die Sage von der Entdeckung dieser berühmten Heilquellen. Noch war das Thal fast unbekannt den Anwohnern seiner Umgegend; zahlreiches Wild hauste frei darin, und nur zwei fromme Einsiedler hatten sich in diese düstere Thalschlucht ihre Eremitenzellen gebaut, wo sie in strenger Zurückgezogenheit gottseligen Betrachtungen sich widmeten. Ihnen allein war die warme Quelle und deren Heilkraft bekannt.

Eines Tages geschah es, daß ein ritterlicher Jäger aus Goldeck in der Gegend zu Oberland eines Edelhirsches im Gebirge ansichtig wurde, auf den er sein

Pfeilgeschoß richtete, und ihn auch, jedoch nicht zum Tode, traf. Das verwundete Thier hatte noch Kraft, zu entfliehen, und verschwand bald in Dickigt und Geklüft dem spähenden Auge des Jägers. Dieser aber folgte unablässig der schweißigen Fährte des angeschossenen Wildes, und war nicht wenig verwundert, mit einem Male in felsiger Vertiefung Dampf aufsteigen zu sehen und den Hirsch wieder zu erblicken, aber in Gesellschaft von zwei Männern, welche seiner pflegten und in einer warmen Quelle ihn badeten. Diese Männer waren die beiden frommen Anachoreten Primus und Felician. Sie baten den Jäger, abzustehen von seinem blutigen Handwerk, und führten seine Seele auf den Pfad des ewigen Heils. Sie machten ihn auch bekannt mit der Kraft der wunderbaren Quelle und beschlossen gemeinschaftlich mit ihm, den Menschen diesen Schatz zugänglich zu machen. Ihre Zelle stand am Badberg unterhalb der Schreck, hart am Felsen.

2.

Die drei Waller.

Eines Tages erschienen im Pangau drei den Einwohnern ganz fremde und unbekannte Männer von frommer Geberde und ehrwürdigem Aussehen. Sie verkündeten, daß droben im Hochgebirge eine warme

Heilquelle verborgen liege, und zeigten den darob Verwunderten einen Pfad, der über Berge und Felsen immer aufwärts führte bis zu dem gesegneten Orte. Dann verloren sich die drei Männer und entschwanden höher hinaufwärts. Die Menschen staunten die Kraft des heiß aus der Tiefe sprudelnden Wassers an, welches Wunde heilte, Schwache kräftigte, Gelähmten den Gebrauch ihrer Glieder wiedergab. Knospen, über das Wasser gehalten, erschlossen sich zur Blüthe, unreife Früchte, in die warme Fluth gereicht, zeitigten, verwelkte Blumen blühten von Neuem auf. Dankbar segneten die Menschen Diejenigen, die ihnen die Quelle gezeigt, und verewigten ihr Andenken.

In einer Kapelle, die sich bald darauf am Bade erhob, zeigt ein Altarbild die frommen Einsiedler Primus und Felician, wie sie das verwundete Wild baden, und eine andere Kapelle, westlich auf der Anhöhe zwischen Klammstein und dem Bärenkogel wird zu den drei Wallern genannt; in ihr zeigt ein Gemälde, wie die drei Pilger zu den Höhen des Wildbades emporsteigen.

3.

Die wilden Männer im Thale Gastein.

Die Sage kündet, daß vor uralten Zeiten, bevor noch das heilkräftige Wildbad den Menschen bekannt war, im Thale zu Gastein wilde Männer gehaust haben. Sie besaßen eine riesenmäßige Stärke. Eine Pflugschaar über das ganze Thal zu werfen, war ihnen ein leichter Wurf. Als einst solch ein wilder Mann seinen Stock an das Reiterbauernhaus am Badberge lehnte, bebte das Haus in seinen Grundfesten. Diese Männer wohnten am linken Achenufer in einer unzugänglichen Bergeshöhle, am Eingang der Klamm. Vor der Höhle standen Apfelbäume, mit deren Früchten sie bisweilen die vorüberziehenden Wanderer neckend warfen. Noch sieht man in der Höhle und am Berge Ueberreste ihres steinernen Hausrathes. Diese Männer waren den Thalbewohnern mehr hold als feindlich gesinnt; sie stellten ihnen oft Butter und Milch in Menge vor die Hausthüren. Dabei waren sie uralt. Einer der wilden Männer hat erzählt, daß er den Stallesenwald am Stubner neun Male mair werden, das heißt aussterben und wieder aufgrünen gesehen habe, auch sey ihm noch wohl erinnerlich, daß der Bocksteinkogel im Kötschachthale wie ein Kranawetvogel, und das mächtige Scharreck wie ein Semmelwecken gewesen sey.

4.

Der Zauberer.

Die Quelle des Wildbades entsprang in alten Zeiten noch höher im Gebirge, als da, wo sie jetzt zu Tage quillt. Darüber lebt folgende Sage.

Im Thale der Salzach liegt der Ort St. Johann; dorthin kam ein Zauberer und vernahm den Wunsch vieler Einwohner, daß doch die Heilquelle des Wildbades Gastein nicht so hoch im schaurigen und schwer zugänglichen Gebirge, sondern lieber in St. Johann entspringen möge, was für Einheimische und Fremde weit bequemer seyn werde. Der Zauberer, in Erwartung guten Lohnes, machte sich anheischig, die Heilquelle von Gastein hinwegzubringen und nach St. Johann zu versetzen. Da ihm dieß aber allein unmöglich war, so machte er einen Bund mit dem Bösen, und verabredete mit ihm einen Preis und eine gewisse Zeit, binnen welcher das Werk vollbracht seyn sollte.

Satan ging rasch an das Werk. Er grub und hob, und faßte die Quelle, und trug sie eine gute Strecke, bis an den Arlbach. Da erschienen ihm plötzlich im Glanze der Verklärung die Schutzpatrone der Quelle, die seligen Einsiedler Primus und Felician. Erschrocken ließ er die Quelle fallen und entfloh heulend wie der Sturmwind. Die verklärten Anachoreten aber segneten nun die Quelle, daß sie fort und fort da ent-

springe, wo Satan sie hatte niederfallen lassen, und daß fortan keine teuflische Gewalt sie wieder solle versetzen können. So ist Satan um seinen Preis gekommen, der Zauberer mit Schimpf verjagt worden, und bis zum heutigen Tage die Quelle an ihrem neuen Orte geblieben.

5.

Der alte Weitmoser.

Zu Gabaunern im Gasteinthale wohnte im fünfzehnten Jahrhundert Erasmus Weitmoser, ein redlicher Landmann. Da aber der Ertrag der Felder nur gering war, so trieb es ihn, das Bergglück auf dem Rathhausberge im Thale Gastein zu versuchen; allein er hatte auch hier so wenig Muthung, daß er all' das Seine innerhalb dreier Jahre dabei zusetzte und in bittre Armuth sank.

Eines Tages, es war am Osterheiligabend, war er so sehr von Geld entblößt, daß er nicht einmal für sich und die Seinen ein Stück Fleisch zum Festtage verschaffen konnte. Traurig saß er vor seiner Hütte und hatte den letzten Laib Brod angeschnitten. Sein treues Weib, Elisabeth Fözlin, ging schweigend von ihm hinweg und verkaufte ihren Schleier und ihr Brautkleid, und kam wieder und brachte ihrem lieben Manne

Fleisch und Wein, auf daß er frohe Ostern feiere. Noch am selben Tage ward ihre That im Dorfe Gadaunern ruchtbar, und in derselben Woche im ganzen Thale, und kam vor den Erzbischof Leonhard*) von Salzburg, und Jedermann rühmte des Mannes Redlichkeit und seinen unermüdlichen Fleiß, und des Weibes Liebe und Treue. Da ließ der Erzbischof den Weitmoser rufen, belobte ihn und lieh ihm eine ansehnliche Summe Geldes, man sagt hundert Thaler, auf daß er das angefangene Werk damit fördere und vollende; wenn es ihm glücke, solle er dem gnädigen Herrn das Geld zurückerstatten, widrigenfalls solle es ihm geschenkt seyn. Und der Weitmoser war von da ab überaus glücklich; Gold auf Gold fand sich in den ergiebigsten Adern. Gar bald konnte er dem Fürsten das Geld zurückerstatten, und wurde der reichste Gewerke in dem ganzen Umkreise der Stadt Salzburg. Gar viele Hütten und Höfe im ganzen Gasteiner Thale waren sein, und er war wohl angesehen bei Hohen und Niedern. Sein Kaiser ertheilte ihm ein adeliges Wappen und erhob ihn zu hohen Würden. Als im Jahre 1539 Ludwig von Baiern in die Gastein kam, brachte ihm Weitmoser, als der erste Gewerkherr, einen Ochsen und ein Faß Wein zum Gastgeschenke. Einmal fiel er beim Erzherzog Ferdinand von Oesterreich in Ungnade, und als er diesen Fürsten nun um Vergebung anflehte, legte er einen silbernen Helm, mit Gold gefüllt, zu dessen Füßen.

---

*) Andere sagen: Matthäus Lang von Wellenburg.

Wie dieser von Gott gesegnete Mann, der den Bergbau dieser Gegend zum höchsten Flor brachte, auf dem Sterbebette lag, kamen noch freudig einige Knappen und verkündeten, daß abermals ein reicher Golderzgang entdeckt worden sey, da sprach er fromm: „Ich bin am Ziele meiner Laufbahn; mein schönster Gang ist Jesus Christus, unser Herr und Heiland, auf dem ich jetzt eingehen werde in das ewige Leben" — und verschied.

Seinen drei Söhnen hinterließ er weit über eine Million, seinen vier Töchtern jeder fünfundsiebenzigtausend Gulden, außerdem machte er noch viele ansehnliche Stiftungen.

6.

Die frevelnden Bergknappen.

Christoph hieß derjenige Sohn des alten reichen Weitmoser, welcher das Geschäft des Bergbaues fortsetzte und Reichthümer zu Reichthümern häufte. Er erbaute zu Hundsdorf gar ein stattliches Schloß, und zu Hofgastein den Weitmoserhof, ein burgähnliches Haus mit großem runden Thurme, welcher herrisch über die reizvolle Gegend emporragte.

Eines Tages wurde im Bergwerk ein Klumpen gediegenen Goldes gefunden, mehr als hundert Pfund

schwer. Darüber war in den Häusern und Höfen des Weitmosers große Freude; man glaubte, dieser Klumpen sey nur ein Tropfen der reichblutenden Bergader, und fortan würde das Glück kein Ende nehmen. Darum wurde gezecht und geschmaußt und herrlich und in Freuden gelebt, und die Bergleute gingen in ihrem Uebermuthe so weit, daß sie einem gemästeten Ochsen die Haut abzogen, ohne ihn zu tödten. Das gequälte Thier wälzte sich unter Todesschmerzen ächzend und röchelnd am Boden; da rief ein mitleidiger Knappe aus, daß es grausam und unrecht sey, ein armes Thier also zu martern, aber Andere, die ihre Freude hatten an der Pein des Ochsen, riefen dagegen: „Ochse hin! Ochse her! Wir schenken sein Fleisch den Bettlern. Wir sind reich genug, solche Ochsen zu bezahlen! Und so wenig dieser fortzulaufen und zu brüllen vermag, so wenig wird das Gold im Rathhausberge und in den andern Schachten abnehmen!"

Diese frevelnde Rede war kaum gesprochen, so sprang der lebendig geschundene Ochse auf, brüllte dreimal fürchterlich laut, daß es von den Gebirgswänden wiederhallte, und rannte dem Kötschschachthale zu, wo er sich von einer Klippe herabstürzte. Schrecken erfaßte die Bergknappen, sie wurden allzumal still, spielten diesen Tag nicht, wie sie sonst zu thun pflegten, mit silbernen Kugeln, warfen nicht nach dem Plattenziele mit silbernen Hufeisen; sie hatten des Zeichens Acht, das der Himmel so warnend gegeben hatte. Als sie am andern Tage wieder niederfuhren in Schachte und Stollen, war die reiche Ader, die sich aufgethan, ver-

schwunden und nicht wieder zu finden — und der Bergsegen nahm ab von Tage zu Tage.

7.

Der Bettlerin Fluch.

Die Ehefrau des Herrn Christoph Weitmoser war ein schönes, aber hoffärtiges und stolzes Weib. Sie behing sich gern über und über mit Schmuck und Kleinoden, und war hart und karg gegen die Armen.

Einst ritt sie im vollen Glast und Pracht ihres Reichthums und ihrer Hoffarth durch die Klamm, eine nach Gastein hinauf führende Bergschlucht, und war einer Fürstin gleich anzuschauen. Da saß hart am Wege ein gar armes Weib und flehte dringend um ein Almosen. Die reiche Weitmoserin blickte verächtlich von ihrem Rosse auf die Arme herab und rief: „Hinweg, freches Bettlervolk!"

„Ach," seufzte die Bettlerin: „Keiner, der heute wie Du einherstolzirt, weiß, ob er nicht morgen betteln muß! Heute mir, morgen Dir!"

„Hahaha!" lachte die stolze Frau, indem sie ihren kostbarsten Ring vom Finger zog: „eine Weitmoserin, und betteln! So wenig dieser Ring wieder zum Vorschein kommt, so wenig, Du Elende, erfüllt sich jemals Dein Fluch!" Und mit diesen Worten schleuderte sie

den Ring in die unter dem Wege durch die Klamm rasch abstürzende dunkelgrüne Ache.

Es dauerte gar nicht lange, da ward vom Thalfischer eine mächtig große Forelle in den Weitmoserhof getragen, die in der Ache gefangen worden, die wurde aufgetischt bei einem Festmahle, das Herr Christoph Weitmoser gab. Und wie man den Fisch zerschnitt, lag in seinem Bauche der kostbare Ring der Herrin.

Von da an nahmen Glück und Segen des reichen Geschlechtes ein Ende. Die Stollen und Schachte stürzten ein, wurden auflässig, oder wurden ersäuft von wilden Wassern; die Adern verloren sich, das reiche Geschlecht verarmte und starb endlich aus. Nur in zahllosen Sagen und einigen milden Stiftungen lebt noch das Andenken der Weitmoser fort. Selbst ihre Schlösser verfielen. Der Weitmoserhof in Gastein mit seinem Schneckenthurm steht öde, nur einige Säulen erblickt man noch und den alten Thurm. Der unterirdische Gang, welcher von da hinaufführte nach dem Schlosse zu Hundsdorf, ist verschüttet; das Schloß selbst ziert nur als malerische Trümmer die Gegend. Sic transiebat gloria.

8.

Der Schacht der Frau Maierin.

Es geht in der Gastein vielfach die Sage, daß aus den alten Bergbauzeiten her gar mancher reiche Schatz vergraben und versetzt (verzaubert) sey, der noch gefunden und gehoben werden könne, wenn nur der rechte Finder käme. Einen dieser Schätze soll Christoph Weitmoser zu Winkel, Römisch Königlicher Majestät Rath und Gewerke in der Gastein, Rauris, Schladming, Bleibach bei Villach in Kärthen, welcher 1558 noch im großen Reichthum starb, selbst vergraben haben. Einen andern überreichen Schatz, bestehend in einem gold= und silberreichen Stollen, besaß Hans Maier, dessen Frau, Margaretha, die Tochter eines wohlhabenden Gewerken, Hans Zott, war. Im Jahr 1637 wurde Frau Maierin gezwungen, wegen Unterschied ihres Glaubensbekenntnisses, ihren Mann zu verlassen und auszuwandern. Da sie sehr an ihrem Manne hing, so ging sie heimlich über das Gebirge zurück, um ihn noch einmal zu sehen; allein sie ward verrathen, ergriffen, in langer harter Haft gehalten und dann auf immer verbannt. Da versetzte sie den Schatz, der auf der Erzwiese stand, mit Quadersteinen, und machte, daß er nimmermehr gefunden werden konnte. Durch Jahrhunderte ist von Bergleuten und

Beamten der Schatz der Frau Maierin gesucht, aber bis dato noch nicht aufgefunden worden.

9.

Peter Pezoli.

Vom Bau am Rauschenberge im Salzburger Gebirgslände erzählt man folgende Sage: Es lebte zu Schwatz in Tyrol ein Handelsmann, Namens Peter Pezoli; dieser pachtete im Jahre 1674 das Rauschenberger Gewerk auf zehn Jahre. Er scheute und schonte weder Mühe noch Kosten, allein das Glück schien ihm feind, er fand keine ergiebigen Erzgänge mehr und mußte einen Knappen nach dem andern entlassen. Zuletzt hatte er nur noch einen einzigen, einen alten Bergmann. Dieser hatte zur Sprengung eines Felsstücks ein Loch gebohrt und mit Pulver gefüllt, als der Bergherr mit trauriger Miene zu ihm trat und ihm ankündigte, daß er nun auch ihm fürder kein Brod mehr geben könne. „Nun," sprach der alte Bergmann bekümmert, „so laßt mich wenigstens noch mein gebohrtes Loch losschießen."

Der Schuß erfolgte, und — o Wunder — da war ein überaus reicher Erzgang eröffnet, der nicht nur alle aufgewendeten Kosten vergütete, sondern auch

für alle Mühe, Sorge und Kümmerniß den austräglichsten Lohn gewährte.

10.

Irmentritt und die elf Hunde.

Eine Viertelstunde von Saalfelden im Pongau erhebt sich auf mäßiger Höhe Schloß Dorfheim, mit Ringmauern und Eckthürmen wohl versehen. Vordem hieß es: der Thurm zu Dorf und gehörte den Rittern von Hund, von deren Entstehen die Sage also Nachricht gibt.

Es wohnte vor uralten Zeiten hier ein mächtiger Gauherr, Isenbart geheißen, der hatte ein schönes, doch stolzes Weib, Frau Irmentritt. Einst zog er auf einen Strauß von dannen, und ließ Irmentritt, welche sich gesegneten Leibes befand, in seiner festen Burg zurück. Die Herrin erging sich lustwandelnd vor ihrem Schlosse, da trat eine Bettlerin, welche Zwillinge geboren hatte, mit diesen kleinen Kinderlein vor sie hin und bat flehentlich um ein Almosen. Frau Irmentritt aber weigerte nicht nur die Gabe, sondern schalt auch heftig das arme Weib, indem sie sagte: „Nimmer ist es möglich, daß Du von einem Manne diese Kinder empfangen! Du bist eine treulose Ehebrecherin! Hebe Dich von dannen!“

11.

Der Kaputzer.

Im Gebirge der Gastein und um Rauris spukt ein Bergkobold, unter dem Namen der Kaputzer von den Bergknappen gekannt und gefürchtet, Andere nennen ihn den kleinen Buz. Ueberhaupt glaubt die Knappschaft an das Vorhandenseyn von mancherlei Berg- und Alpengeistern, an das Schranel, das Donanadel, an den bösen Erdgeist Gangerl, an den Dusel, der nächtlicher Weile die Häuser beschleicht und die kleinen Kinder stiehlt, an den Buz, der die Wanderer auf Abwege führt, und an die fürchterliche Wildfrau Perchtl. Nicht minder glauben die Bewohner an die sogenannte Wehklage, die mit dem Todtenvogel vergesellschaftet, nächtlich die Orte mit Gewimmer durchirrt. Die den Kaputzer nicht gesehen, glauben doch ihn gehört zu haben; sein Ton ist's, wenn die Gletscher krachen und die Steine mit Geräusch auspreilen, dann thun sich reiche Erzgänge in der Nähe auf. Immer wird es für ein Glück gehalten, das Huschen des Geistes zu hören, nur darf kein Knappe fluchen oder lästern, sonst rächt es der Geist sehr fühlbar. Außerdem ist der Kaputzer gutmüthig und frommen und gottesfürchtigen Knappen gar günstig, bisweilen neckt er sie auch, doch ohne Schaden.

Einst ging ein Knappe über den Hügel nahe am Goldberg hin, der hatte einen Laib Brod an eine Schnur gehängt, und trug ihn über der Schulter, da kam der Kaputzer wie ein Windstoß und entführte ihm das Brod. Ein andermal ging derselbe Knappe wieder dort fürbaß und trug zwei Brodlaibe, und wieder entriß ihm der neckische Berggeist einen Laib und kollerte ihn bergabwärts. Da warf der Knappe den andern Laib hinterdrein und rief: „Hast Du den Einen, nimm auch den Andern!" Seitdem heißt jener Hügel der Brodschnagel. Der Knappe aber ward bald darauf ein glücklicher Fündner und gelangte zu großem Reichthum. Der Kaputzer blieb ihm hold.

Vermischte Sagen.

1.

Der Herrmannstein bei Wien.

Nahe dem Kahlenberge erhebt sich ein spitzer Berg, auf welchem vor Zeiten ein Kloster stand, davon noch Trümmer erblickt werden. Ein Ritter, Namens Herrmann, erbaute das Kloster, und nach ihm heißt der Berg der Herrmannstein. Rings in der Umgegend sind die alternden Trümmer jenes Klosterbaues verrufen und Niemand naht ihnen ohne Schauer und heimliches Grauen.

Einst kam zu einer jungen und schönen Nonne des Klosters, als sie hinter dem Gitterfenster ihrer Zelle stand, ein schmucker Jägersmann in grünem Kleide und stolzen Federhut. Er winkte ihr und rief ihr, und die Leichtsinnige nickte ihm zu und fand Mittel, durch ein Pförtlein herauszuschlüpfen und mit dem Jägersmann zu kosen und Kurzweil zu treiben. Oefters wiederholte der Jäger seinen verstohlenen Besuch, und immer vertraulicher gab das Nönnlein sich ihm hin, so daß sie

manchesmal kaum die Zeit erharren konnte, bis ihr süßer Buhle kam.

Eines Tages ließ er länger als gewöhnlich auf sich warten. Endlich kam er und sprach viel davon, daß er im nahen Buchenwalde einen großen Schatz entdeckt habe, den sollte ihm die Nonne heben helfen, und dann wollten Beide mit einander weit von dannen fliehen. Die bethörte Nonne folgte dem geliebten Manne; so wie aber Beide außer dem Bereich des geweihten Klostergebietes und in dem finstern Walde waren, offenbarte sich der Frevlerin ein unerhörtes Schrecknis, denn mit einem Male wuchs ihr Jäger zu gräulicher Riesengröße empor, seine Hände wurden zu Klauen, seine Füße zu Hufen, seine Hutfedern zu Hörnern, sein Mantel erschien in Fledermausflügel verwandelt. Mit einem Schreckensschrei sank die Nonne in Ohnmacht, als sie die wahre Gestalt ihres Buhlen erkannte, der sie ergriff und zerriß. Seitdem ist's nicht geheuer im Walde um den Herrmannstein. Die Nonne irrt in ihm als Gespenst umher, und in stillen Nächten ertönt ihr wimmerndes Klagegeschrei.

Am Fuße des Herrmannsberges quillt auf grüner Wiese das Jungfernbrünnel, dort wird bisweilen die wandelnde Nonne erblickt. Sie zeichnet des Waldes Steine mit Kreuzen, und hofft auf ihre Erlösung.

2.

Schreckenwalds Rosengarten bei Mölk.

Auf dem hohen Agstein, unterhalb des Klosters Mölk, hauste ein furchtbarer Räuber, welcher die ganze Gegend unsicher machte, deß Name war Schreckenwald. Hoch auf der steilen Felsenspitze des Agsteins war ein fast unzugänglicher, enger und schmaler Raum im Geklüft, kaum drei Schritte lang und breit, der hatte nur einen Ausgang in einen furchtbaren Abgrund. Wenn nun Räuber Schreckenwald einen Wanderer aufgelauert und ihn gefangen und beraubt hatte, schleppte er ihn hinauf in dieses enge Felsenbehältniß, das er mit verruchtem Scherz seinen Rosengarten hieß, und ließ da dem Unglücklichen die Wahl, ob er verschmachten oder in den tiefen, entsetzlichen Abgrund sich stürzen wollte. Diese Unthaten trieb Schreckenwald lange Zeit, bis es sich zutrug, daß er einst einen Jüngling fing, welcher ein kühner und gewandter Springer und Kletterer war; auch dieser ward von dem starken Räuber in seinen entsetzlichen Rosengarten gestoßen und die furchtbare Wahl ihm freigestellt. Mit kundigem Auge maß er des Sprunges Tiefe, sah

Bäume unter sich aufragen, befahl Gott seine Seele, und sprang in den Schauerschlund, doch wußte er des Sprunges Richtung so zu nehmen, daß er auf einen Baumwipfel fiel, den er alsbald mit starker Hand erfaßte; leicht glitt er dann in die Tiefe, wo die Gebeine der vor ihm Herabgestürzten und Zerschmetterten moderten, und fand glücklich einen rettenden Ausweg. Jetzt that er die Lage des furchtbaren Raubnestes kund, sammelte eine tapfere Schaar, lauerte Schreckenwald auf, und fing ihn, der seine wohlverdiente Strafe empfing. Darnach entstand das Sprüchwort im Volke, wenn von einem Menschen die Rede, der aus höchster Noth nur mit Leibes- und Lebensgefahr sich retten kann: „Er sitzt in Schreckenwalds Rosengärtlein."

3.

Die Sage von Grätz.

Ein Gedicht von C. G. Ritter von Leitner.

(Steiermärkische Zeitschrift. Neue Folge. Erster Jahrgang. I. Heft. Grätz 1834.

Vor manchen hundert Jahren
Erhob vom Isarstrand
Ein Völklein sich, zu fahren
Weit über Berg und Land.

Weiß nicht, warum's den Leuten
Daheim nicht mehr gefiel;
Wer kann auch Alles deuten!
Des Volks war wohl zu viel.

Sie kamen hergeschritten
Weit über'n grünen Inn,
Bis zu den Urgraniten
Der hohen Tauern hin.

Da brach ein Flüßchen kräftig
Vom Alpenwinkel aus,
Und stieß sich gar geschäftig
Vor Hast die Wellen kraus.

„Hei, Flüßchen! klar und heiter,
Thu' immer barsch und murr'!
Uns scheuchst du doch nicht weiter,
Wir folgen deiner Spur."

Das Flüßchen konnt's nicht ändern,
Ließ mit an seinem Rand
Die irren Wand'rer schlendern,
Gleichwie am Gängelband.

Es führte sie zum Possen
Durch Klüft' und wild Gestein;
Sie folgten unverdrossen,
War doch die Luft so rein.

Wohl ließ es sich auch schauen
Manch lieblich-grünes Thal,
Doch wollten sie nicht trauen
Den Alpen weiß und kahl.

„Nun wend' ich mich nach Süden,"
Denkt sich der Fluß zuletzt,
„Und den geprüften Müden
Vergönn' ich Ruhe jetzt."

Und bricht mit freud'gem Bräusen
Durch's letzte Felsenthor,
Und aus den Bergesklausen
Tritt mit die Schaar hervor.

Da liegt voll Anmuth, sonnig
Und weit mit einem Mal
Vor Aller Augen wonnig
Ein blau-verduftend Thal.

Und lauer haucht's und linder
Als je daraus sie an,
Daß Männer, Weiber, Kinder
Laut jauchzen himmelan.

„Traun!" rufen die Entzückten,
„Darob ist Gottes Hand!
He, Leute! Ihr Beglückten,
Wie heißt dieß schöne Land?"

„Man nennt's das werthe Steier,"
Versetzt ein Mann am Rain,
„Juchhei! so soll der Baier
Hinfür ein Steirer seyn!"

Und kaum noch Eine Stunde
Zieh'n abwärts sie am Strand,
Bis, wo im Waldesgrunde
Einsam ein Felsberg stand.

Hier schlugen sie Gezelte
Im dunkeln Uferwald,
Doch Axt und Haue hellte
Die schöne Wildniß bald.

Dann schleppten sie noch Steine
Und Kalk herbei und Sand,
Zum Schutze der Gemeine
Zu bauen Dach und Wand.

Als nun die Eingebornen
Der Fremden Treiben sah'n,
Sah man durch Strauch nnd Dornen
Sie heimlich spähend nah'n.

Und Einer mit Geberden
Des Staunens tritt hervor
Und fragt: „Was soll das werden
Hier zwischen Wald und Moor?"

„Ei, eine Stadt!" — erwiedert
Der Nächste wohlgemuth,
Arbeitet fort und liedert,
Wie wohl ein Werkmann thut.

Da lacht der And're helle:
„Nicht übel, in der That!
Doch solch' ein Haus, Geselle,
Ist lang noch keine Stadt."

Der Fremdling, unbekümmert
Um Lachen und Geschwätz,
Singt lustig fort und zimmert
Und meint nur: „G'räth's, so g'räth's."

Und seht! — es ist gerathen!
Bald stand am Saum der Mur
Die junge Stadt auf Matten
Der segenreichsten Flur.

Sie steht noch diese Stunde,
Vom Alter nur verschönt,
Und froh aus manchem Munde
Das Wörtchen „Grätz" ertönt.

4.

Schloß Greifenstein.

Schloß Greifenstein, zwei Meilen von Wien und ohnweit dem Donaustrome gelegen, wurde im elften Jahrhundert von einem Ritter bewohnt, dessen größte Lust Fehde oder Jagd war. Seine Nachbarn hatten vor ihm wenig Ruhe, er aber hielt sich in seiner schier unüberwindlichen Veste gar wohl geborgen. Er hatte eine schöne und tugendhafte Gemahlin, doch liebte sie den Schmuck, und war stolz auf eine Zier, welche die Natur ihr verliehen, herrliches, langes Haar, das sie gern in künstliche Zöpfe flocht.

Einst kehrte von einem Heereszuge im Geleit des Herzogs Albert III. dieser Ritter in seine Burg zurück, da kam ihm sein Gemahl, köstlich geschmückt und ihre Zöpfe in der zierlichsten Weise geflochten, entgegen. Es war aber in des Ritters Gemüth ein schlimmer Verdacht und Groll gegen seine Hausfrau erwacht, der genährt wurde durch einen bösen Diener. Er hielt sie für untreu, und wähnte, daß sie nicht für ihn sich so köstlich geschmückt habe, sondern für den jungen Burgkaplan, der allein während des Ritters Abwesenheit Zutritt zur Burgfrau gehabt. So begann er ein

strenges Gericht, ließ den Burgkaplan in Fesseln legen, warf ihm seine Schuld vor und forderte das Geständniß derselben. Vergebens betheuerten die hart bedrohte Gattin und der junge Geistliche ihre Unschuld, er ließ den Kaplan ins Verließ werfen, schnitt seiner Gemahlin die schönen langen Zöpfe ab, und schwur, der Pfaffe solle nicht eher frei werden, bis das Steingeländer der Stiege von den Händen der Auf- und Abgehenden so weit ausgehöhlt sey, daß man in die Höhlung die Zöpfe der falschen Frau legen könne.

Die arme, unschuldig gemißhandelte Burgfrau weinte und betete, und es schien, als rühre eine unsichtbare Macht das Herz des Ritters. Er verließ sein Thurmgemach, wollte Befehl geben, den Gefangenen ihm noch einmal vorzuführen, glitt auf der glatten Stiege aus, stürzte die Treppe herab und brach das Genick.

Von da an wandelte des Ritters unseliger Geist allnächtlich seufzend um die Stiege, ließ sich auch wohl am Tage blicken und rief den Auf- und Abgehenden zu: „Greif'n Stein! Greif'n Stein!" damit das Steingeländer sich früher aushöhle, denn statt des erledigten Kaplans war nun des Ritters Geist verurtheilt, so lange unstät zu wandeln, bis die Griffe der Leute den Stein gehöhlt, so tief, daß man zwei Frauenzöpfe neben einander hineinlegen könne. Davon hat hernach das Schloß den Namen Greifenstein erhalten.

Man liest auch, daß Herzog Alberts Gemahlin, innigen Antheil nehmend am Geschick der schuldlosen Ritterfrau, sich die eigenen Haare abschneiden ließ, die der Herzog, ihr Gemahl, seinen eigenen Haaren bei-

flocht, welcher auch zu ihrer und aller tugendhaften Frauen Ehre eine Zopfgesellschaft stiftete.

5.

Der Stock im Schlosse zu Greifenstein.

(Variante der vorigen Sage.)

Ein Burgherr des Schlosses Greifenstein hatte eine gar liebliche Tochter, zart von Gestalt und wunderschön, welche nach ihrer Mutter Tode ihre Tage einsam auf der Burg dahinlebte, denn ihr Vater schwärmte umher auf Abenteuer, Fehden und wilden Jagdritten. Der Burgkaplan war ihr einziger Gesellschafter, zugleich ihr treuer Lehrer, der ihrer Mutter am Sterbebette versprochen, sorgsam über das Ritterkind zu wachen.

Es kam jedoch die Zeit, wo die Minne sich in des Fräuleins Herz stahl, das für einen biedern aber armen Jüngling schlug. Der Burgkaplan warnte zwar die Jungfrau väterlich, doch hinderte er nicht genug den Liebesaustausch der jungen und feurigen Herzen, und diese vergaßen sich in einer unbewachten Stunde so, daß die Folgen ihres Vergehens bald genug sichtbar wurden. Um diese Zeit sandte der Burgherr einen Knappen mit der Nachricht: er kehre baldigst heim und bringe auch einen Bräutigam für das Fräulein mit.

Diese Nachricht fuhr wie ein Donnerwort in das liebende und bekümmerte Mädchenherz; das Fräulein vertraute sich jammernd dem Burggeistlichen, der, von Mitleid bewegt, sie durch einen unterirdischen Gang in eine Einöde führte und sie auf eine Zeitlang mit Lebensmitteln versah; dorthin eilte ihr Geliebter und lebte mit ihr.

Der wilde Ritter kam gleich darauf an. Er fragte nach der Tochter; sie war fort. Niemand wußte um ihr Verschwinden, Niemand war bei ihr gewesen, als der Kaplan. Der Ritter forschte drohend; der Kaplan kündete des Fräuleins Flucht mit ihrem Geliebten. Er sollte den Aufenthaltsort der Flüchtigen angeben, dieß that er nicht, und so ward er in den tiefsten Gefängnißthurm geworfen, und der Ritter that einen gräßlichen Schwur: Nie wolle er seiner ehr- und tugendvergessenen Tochter verzeihen, nie den Pfaffen frei lassen, und wenn er eins von Beiden thue, so solle ihn ein jäher Tod ereilen, und sein Geist nimmer Ruhe finden.

Es vergingen nun Jahre. Der arme Burgkaplan seufzte im finstern Kerker, und die Liebenden lebten dürftig in dunkler Felsenhöhle, von Wild und Waldfrüchten, und vom Wasser einer klaren Quelle.

Da begab es sich, daß der harte Ritter einst in dieser Einöde jagte und eine erbarmenswerthe Gestalt erblickte, in Thierfelle gekleidet, die ihm winkte, ihr zu folgen. Er schritt dem wilden Manne nach, kam in die schaurige Höhle und erblickte auf Thierfelle gelagert, einen Säugling an der Brust, von Lumpen

bedeckt, sein Kind, seine Tochter, wie sie am Gebein einer erlegten Wölfin nagte. Da siegte in dem Ritter das menschliche Gefühl; er weinte und verzieh, und hieß die Wiedergefundenen ihm folgen, uneingedenk seines Schwurs.

Der Gefangene hatte in seinem Kerker eine Schlange gezähmt, die sich ganz jung zu ihm gesellte. Das zarte Thier nährte sich von den Ueberbleibseln der geringen Kost, die jenem gereicht wurde. Endlich aber wuchs sie größer und immer größer, und begehrte mehr; da erschlug sie der Kaplan mit einem Stock, als sie schlief, obwohl die Schlange ihm leid that, und hing dann den Stock in einen Ring, der sich in der Kerkerwand eingemauert fand.

Als der alternde Ritter der Tochter verziehen hatte, gedachte er auch des gefangenen Greises. Er wollte diesem selbst die Freiheit wiedergeben, da erreichte ihn das durch seinen unbedachten Fluch beschworene Verhängniß. Er strauchelte auf der Treppe, stürzte herab und brach das Genick. Krampfhaft umklammerte noch, als man ihn fand, im Tode seine Hand den Schlußstein des Treppengeländers.

Sein irrer Geist soll nicht Ruhe finden, bis der Stock des Burgkaplans dem Ringe entfallen, und der Stein des Treppengeländers von der Zeit morsch und mürbe geworden. Der Stab war noch zu sehen im Schlosse Greifenstein, als man 1809 schrieb; jetzt ist er verschwunden, aber der Treppenstein ist noch fest und hart.

6.

Die Wiege aus dem Bäumchen, bei Baaden.

Ueber dem reizenden Baaden ohnweit Wien erheben sich im St. Helenenthale auf bewaldeten Felsenbergen die romantischen Trümmer dreier Schlösser: Scharfeneck, Rauenstein und Rauheneck.

In den Trümmern der letztgenannten Burg liegt ein großer Schatz vergraben, den zu heben jedoch noch Niemand vermochte. Der Ritter, welcher den Schatz in die Tiefe senkte, knüpfte an ihn eine Verwünschung, indem er auf der Zinne des hohen Wartthurmes einen Kirschkern in ein wenig Erde senkte.

„Dem Priester," so sprach er, „soll einst dieser Schatz werden, der in einer Wiege geschaukelt wird, welche aus dem Kirschbaume gefertigt worden, der aus diesem Kern erwächst. Verdorret das Bäumlein, oder bricht es ein Sturm oder eine Menschenhand, so soll der Schatz nicht eher gehoben werden können, bis ein Vogel auf's Neue einen Kern auf den Thurm getragen, aus diesem ein Baum geworden, und die übrige Bedingung erfüllt wird."

Auf der Mauer des Thurmes der Ruine Rauheneck sprießt das schwache Reis eines Kirschbaums, und es

wird noch lange dauern, ehe des alten Ritters Verheißung sich erfüllt. An der Stelle aber, wo der Schatz vergraben liegt, sieht man Mitternachts hüpfende Flämmchen, und der Geist des Ritters umschleicht die Trümmer ächzend und klagend, denn er selbst ist nun gebannt an die Erfüllung.

7.

Die Jungfrau auf Pärenstein.

Auf Pärenstein oder Bärenstein, einer Burg in Mähren, wandelt seit undenklichen Zeiten der Geist einer Jungfrau. Sie trägt ein weißes Gewand und ein Gebund Schlüssel. So geht sie von Gemach zu Gemach, durch Hof und Hallen, auch bisweilen außerhalb erblickt man sie. Ihr langes Haar sieht man über ihr Gesicht hängen, und sie streicht es mit silbernem Kamm. Niemandem thut sie ein Leides, vielmehr neigt sie freundlich grüßend das Haupt, spricht aber dabei kein Wort.

Als die Burg noch bewohnt war, hatte ein Lanzknecht vom Hausgesinde von dieser Erscheinung des wandelnden Schloßfräuleins vernommen, welche die Genossen des Hauses fürchteten und scheu verehrten. Der rohe Mensch aber vermaß sich mit einem Schwur,

wenn er nur einmal die Jungfer sähe, so wolle er ihr gewiß einen Kuß auf den Mund drücken.

Ein alter Knappe strafte ihn mit ernsten Worten ob solcher Vermessenheit, aber er verlachte die Warnung, und wiederholte den Schwur.

Bald darauf ließ sich die Erscheinung sehen. Alle zagten, der kecke Knecht aber stürzte auf sie zu, umfing sie und küßte sie.

Staunend sahen es die Kameraden. Die Jungfrau wehrte ihn nicht ab, sie schlang ihre Arme um ihn, drückte ihn an ihre Brust, so fest, o so fest, und zerfloß in Duft, und der Knecht stürzte todt zu Boden.

Die Erscheinung hatte ihm die Seele aus dem Leibe gedrückt.

8.

Der Seehirte von Endersdorf.

In Mähren, nicht weit von Zuckmantel, liegt Endersdorf, und nahe dabei ein unheimlicher, düsterer See, in einer Thaltiefe, rings von melancholischen Birken und Tannen umschattet. Von dieses See's Entstehung kündet eine alte Sage Folgendes.

Es lebte zu Endersdorf ein Hirte, welchem das Glück so wohl wollte, daß ein reicher Mann aus ihm

wurde. Aber mit dem Reichthum kam ihm auch der Hochmuth und der Geiz in das Herz. Selten oder nie reichte er Armen eine Gabe, und wenn er es that, so geschah es nicht ohne Scheltworte oder grausamen Hohn; gewöhnlich ließ er die Bettler durch seine Knechte peitschen und hetzte sie mit Hunden vom Gehöft. Darob ward ringsum in der ganzen Gegend sein Haus verrufen, und ohne die dringendste Noth nahte kein Armer der ungastlichen Schwelle.

Eines Abends kam ein alter und schwacher Klosterbruder, der sich verspätet hatte, aus weiter Ferne; wußte nichts vom Geiz und der Grausamkeit des reichen Mannes, trat ein und bat um Brod und Nachtlager. Wider Gewohnheit wurde dem Greis die Bitte gewährt; man reichte ihm aber hartes Brod und führte ihn einem harten Lager zu. Der müde Pilgersmann nahm fürlieb und entschlummerte bald.

Gleich darauf stürmte mit dem Troß seiner gleichgesinnten Knechte der Hausherr in des Armen Kämmerlein; von Allen wurde er verhöhnt und verspottet und zuletzt mit Hunden aus Haus und Hof gehetzt.

Heulend entfloh der Greis, an dem man so unmenschliche Grausamkeit übte, und fluchte dem Hausherrn und dem Hause. Seinen Fluch überbrüllte das schallende Gelächter der Ruchlosen, dennoch hörte diesen Fluch der zürnende Gott.

Ein furchtbares Ungewitter wälzte sich herab vom Kamm der Sudeten und vernichtete des reichen Mannes ganze Ernte. Das Feuer des Himmels fiel nieder auf Haus und Scheuern und verzehrte sie, mit Vieh

und Vorräthen. Ehe die Mitternacht da war, war der reiche Endersdorfer ein Bettler.

Er wollte nun, da Gott ihn verließ, dem Himmel trotzen, und rief den Fürsten der Finsterniß. Dieser gehorchte dem Rufe, aber nicht, um zu helfen. Die Erde bebte, der Boden wich, die ganze reiche Besitzung des Frevlers sank in die Tiefe, und an die Stelle, wo sie gestanden, trat ein schwarzer See. In dessen Fluth schleuderte der Teufel des Endersdorfers zerstückten Leichnam und führte die Seele an den Ort der ewigen Pein.

An dem einsamen und gemiedenen See sieht man zu Zeiten den Schatten dieses Mannes in Hirtenkleidung, eine Peitsche in der Hand, von einem schwarzen Hunde begleitet, unstät auf und ab irren, oder er läuft in schwarzer Hundsgestalt umher und schreckt mit stöhnendem Geheul die Wanderer.

Das Volk nennt den irren Geist nur den reichen Mann oder den Seehirten von Endersdorf.

9.

Von der Burg Falkenstein und dem Prämonstratenser-Stift Schlägel.

In Oberösterreich, am linken Donauufer, drei Meilen von Linz, liegt die malerische Burgtrümmer Falkenstein über dem perlenreichen Flüßchen Paima. Von dieses, einst sehr festen Schlosses Erbauung kündet die Sage: Einer der vielen Oberherren des Gaues, den man heutiges Tages das Mühlviertel nennt, war ein Graf von Peilstein. Diesem entfloh, als er einst im Walde jagte, ein trefflich abgerichteter Falke; man spähte dem Flüchtling sorgsam nach und fand ihn endlich hoch auf dem dreifach getheilten Felsen sitzen. Dem Grafen gefiel der Ort so wohl, daß er ein Schloß auf die Höhe baute und es Falkenstein nannte; da wohnte er lange darin und nahm endlich auch des neuen Schlosses Namen an, wobei er in sein Wappen den zum Flug geschickten Falken, über drei Felszacken sitzend, aufnahm.

Einer der Nachkommen dieses Grafen war Caliogus, von Falkenstein genannt, ein eifriger Jäger, der sich einst auf einer Jagd im tiefen Walde verirrte, nachdem er kurz zuvor einen jungen Ritter gefangen genommen, mit dessen Vater er in Fehde lebte. Im

Walde begegnete ihm die Geliebte seines Gefangenen, und bat um dessen Losgabe, allein ungehört und vergebens. Die Nacht überfiel ihn und er fand keinen Ausweg, sondern mußte den Entschluß fassen, im Walde zu übernachten. Dieß that er auf einem freien Platze an der Miehl, wo die Holzhauer gearbeitet hatten; er legte sich nieder auf die Erde und stützte sein Haupt auf einen Holzschlägel. Da kam ein Traum über ihn. Er sah die Himmelskönigin mit dem Jesusknaben, die ihm erschien und mit milden Worten ihn anmahnte, an dieser Stelle, wo er ruhe, eine Kirche zu erbauen, dann werde er sich sicher heim finden.

Caliogus, als er erwacht war, erinnerte sich des Traums, schritt zum Kirchenbau und wurde so der Gründer einer prächtigen Abtei, die er nach seinem harten Kopfkissen „Unsrer lieben Frauen Schlägel" nannte und mit grauen Brüdern aus dem Kloster Langheim besetzte, später aber mit Prämonstratensern. Schlägel wurde eine der reichsten Abteien Oesterreichs, und seine Besitzungen erstreckten sich fast in alle österreichischen Ländergebiete. Im Kloster findet man die Geschichte der Stiftung abgebildet.

Von der Gründung des Klosters Schlägel durch diesen Ritter Caliogus singt und sagt auch ein altes Lied:

Caliogus Herr von Falkenstein
Reit in seinen Wald allein.
Begegnet ihm eine junge Maydt,
Gar kühnlich sie zu ihm saydt:

Seyd ihr der Herr von Falkenstein,
Und dieses Orts ein Herre!
So gebt mir euern Gefangenen heraus,
Der allen Jungfrauen ein Ehre.

Da sprach Caliogus von Falkenstein,
Das kann ich fürwahr nicht thein.
Zu Falkenstein unter den Mauern,
Da mögt ihr ihn vertrauern.

Caliogus verrückt sich in den Wald,
Daraus er nicht kommen mögt so bald,
Die Nacht auf einem Schlägel ruht,
Es traumet ihm alles Guet.

Er soll zu Ehren unsrer lieben Frauen
Ein Gotteshaus an diesem Orte bauen,
So wird er kommen aus diesem Wald,
Und alles beschehen so bald.

Da baut er das Kloster bei dem Schlägel,
Mit eigner Hand seiner Nägel
Den ersten Stein selbst zugetragen,
Alldort liegt er begraben.

10.

Der Teufelsthurm am Donaustrudel bei Crain.

Als Kaiser Heinrich, dieses Namens der Dritte, mit dem Zunamen der Schwarze, im Jahre 1045 von Regensburg mit vieler Mannschaft gegen die Ungarn zu Felde zog, welche ihren König Peter vertrieben und statt seiner den Aba gewählt hatten, fuhr er hinab durch den gefahrvollen Donaustrudel und den Wirbel bei Stockerau. Auf einem andern Schiffe war des Kaisers Vetter, Bischof Bruno von Würzburg. Als dieser auch durch den Strudel fahren wollte, saß auf einem der Felsen, die über die brausende Stromfläche heraufragten, bis Kaiserin Maria Theresia und Kaiser Joseph sie sprengen ließen, ein kohlschwarzer Mann, wie ein Mohr, von gräulichem Ansehen, der schrie zu dem Bischof: „Höre, höre, Bruno! Ich bin Dein böser Geist, und Du bist mein! Fahre, wohin Du willt, Du bist mein! Bald wirst Du mich wiedersehen!"

Alle Menschen, die das hörten, entsetzten sich, der Bischof schlug ein Kreuz und sprach ein Gebet, da verschwand vor Aller Augen das Gespenst. Später baute man auf diese Felsklippe einen Thurm von Stein ohne Dach und nannte ihn den Teufelsthurm.

Zu Pösenbeiß, zwei Meilen abwärts, ließ der Kaiser anlegen, allda zu verweilen bei Frau Richlita, des Grafen Adelbar von Ebersberg Wittwe, die ihn gar stattlich empfing. Wie aber der Kaiser und der Bischof mit Andern in der Stube standen, brach der Boden unter ihnen ein, und Alle fielen hinab in eine Badstube, doch sämmtlich ohne Schaden, bis auf den Bischof Bruno; dieser fiel auf eine Badewanne auf die Kante, fiel die Rippen ein und stieß sich das Herz ab, daß er bald darauf starb.

Andere sagen, daß das Gespenst im Teufelsthurme ein schwarzer Mönch gewesen.

11.

Margaretha Maultasch.

Die Einwohner in Tyrol und Kärnthen erzählen viel von der umgehenden Margaretha Maultasch, welche einst eine äußerst stürmische und kampflustige Fürstin des Landes war, die viele Burgen und Städte eroberte und zerstörte, und oft unschuldiges Blut vergoß, und von dem großen Maul, das sie gehabt, also benannt worden ist.

Zu Klagenfurt im Zeughaus wird ihr Panzer verwahrt, da geht Niemand gern hinein, wenn Abends

die Betglocke bereits geläutet worden, denn man sagt, daß dann Maulschellen von unsichtbaren Händen fielen. An dem großen Brunnen, wo ein aus Erz gegossener Drache steht, sieht man Margaretha auf dunkelrothem Pferde nächtlich reiten. Auch auf dem alten Schlosse zu Meran erscheint dieser kriegerische Geist, neckt die Gäste, und hieb einst, bei einer Hochzeit auf dem Schlosse, mit bloßem Schwerte zwischen das neuvermählte Brautpaar, jedoch ohne daß dieses etwas vom Schwerte fühlte.

Auch unfern des Schlosses Osterwitz steht ein altes Gemäuer, bei welchem manche Hirten auf dem Felde, wenn sie vorwitzig oder unvorsichtig allzu nahe hinzukamen, mit Peitschenhieben von Geisterhänden gezüchtigt wurden. Darum steckte man in diese Gegend gewisse Zeichen, über welche hinaus keiner sein Vieh treiben durfte. Auch meidet das Vieh von selbst, von dem schönen und fetten Grase, das um jenes Gemäuer her wächst, zu fressen, wenn ja ein Hirte aus Unwissenheit und den Spuk nicht kennend, es dahin treiben sollte.

12.

Dietrichstein in Kärnthen.

Im Jahre 1334 geschah es, daß Frau Margaretha Maultasch das feste Schloß Dietrichstein belagerte. Die Besatzung war also hart bedrängt, daß sie nimmer sich länger zu halten vermochte, zumal da die gehoffte Hülfe vom Erzherzog Otto ausblieb. Da berathschlagten die Obersten und Befehlshaber, wie sie still und heimlich mit allem Volk davon ziehen wollten und der Frau Maultasche ein leeres Nest überlassen. Sie vergruben tief alle Schätze, die sie nicht mit sich führen konnten, zerstörten alles brauchbare Haus- und Kriegsgeräth, und als an einem Abend ein starker Nebel fiel, zog mit einhelligem Gemüth das ganze Kärnthische Kriegsvolk in der Stille ab und erreichte glücklich die Stadt Veit.

Am folgenden Morgen begannen die Maultaschischen ihr gewohntes heftiges Stürmen, waren aber nicht gering verwundert, als sie weder einigen Widerstand sahen, noch auch überhaupt einen Vertheidiger. Alles blieb still auf Mauern und Wällen, woraus sie wohl abnehmen konnten, daß die Vögel ausgeflogen. Frau Margaretha Maultasch entbrannte darob in großen Zorn,

und schrie die Ihrigen an, mit aller Heftigkeit zu stürmen und drinnen keinen Stein auf dem andern zu lassen. Dieß geschah denn auch, und das feste Haus wurde nun leichtlich eingenommen, und man zerbrach Thürme und Thore, Mauern und Gebäude, und machte das Meiste der Erde gleich. So wurde Schloß Dietrichstein von der Maultasche zerstört, doch hernach durch die Herren von Dietrichstein wieder in etwas gebessert und aufgebaut. Die vergrabenen Schätze aber blieben ungefunden, und es geht die gemeine Sage im Lande, daß noch ein groß unsäglich Gut im alten Schlosse verborgen liege, und noch heut zu Tage soll es oft geschehen, daß, wenn man recht in das verfallene Gebäu kommt, ein solches Werfen, Poltern, Sausen und Brausen sich erhebt, als wenn Alles vollends über den Haufen fallen sollte. Doch erblickt man nichts; aber Niemand darf sich unterstehen, lange an diesem unheimlichen und verrufenen Orte zu bleiben.

13.

Die Maultaschschutt bei Osterwitz.

Als die Belagerung und darauf folgende Zerstörung des Schlosses Dietrichstein durch Margaretha Maultasch vor sich ging, flüchteten viele Einwohner, Herren und Knechte mit Weib und Kind eiligst gen Osterwitz, eine Burg, welche dem edlen Ritter Reinher Schenk gehörte, welcher auch die Flüchtigen gern auf seiner starken und stattlichen Burg aufnahm, die eine Meile Weges von St. Veit gegen Völkelmarkt rechter Hand auf einem sehr hohen und steilen Felsen liegt, wo man weder mit Sturmanlaufen, noch mit Steingeschoß-Einwerfen etwas ausrichten konnte.

Die kühne Fürstin aber zog demohnerachtet mit vielem Kriegsvolk vor das Schloß, und war Willens, so lange davor zu liegen, bis es der Mangel droben in ihre Hand, und die vielen dort hinauf geflohenen Herren und Frauen in ihre Gefangenschaft liefere.

Herr Reinher Schenk traf alle Anstalten zur tapfern Gegenwehr; er vertheilte sein Kriegsvolk, dessen nur wenig über dreihundert Mann war, zweckmäßig auf die hohen Mauern und Thürme, und ließ fleißig Wache halten. Indeß rückte das feindliche Heer immer näher,

umkreiste den Felsenberg und schloß ihn so eng ein, daß Niemand mehr zu den Belagerten hinauf und Niemand herunter und durch die Belagernden hindurch gelangen konnte, fügte auch auf Geheiß seiner Herrin den Umwohnern merklichen und empfindlichen Schaden zu durch Morden, Rauben und Brennen.

Allein damit wollte sich das feste Schloß immer noch nicht geben, und die Zeit verstrich sonder Erfolg, so daß sich endlich Frau Margaretha entschloß, Werbung thun zu lassen an den Burgherrn, das Schloß gegen freien Abzug mit den Seinen zu übergeben. Darauf ließ Ritter Reinher Schenk ihr sagen: Er müsse, wenn er etwas nach ihrem Dräuen fragen wolle, fürwahr ein zages Kind seyn.

Da sonach diese Aufforderung zur Uebergabe von Osterwitz nichts fruchtete, so sollte nun der Ort ausgehungert werden, und es entstand in der That am Ende ein furchtbarer Mangel in Osterwitz, besonders am Wasser, so daß täglich viele Personen starben. Die dreihundert Kriegsmänner schmolzen zu einem Häuflein von einhundert, und mußten sich mit abscheulicher Speise von solchen Thieren sättigen, deren Fleisch man sonst verachtet. Da galt es nun einen guten Rath zu ersinnen, und diesen erfand Herr Reinher Schenk, als aller Vorrath an Lebensmitteln aufgezehrt war, bis auf einen dürren Stier und zwei Vierling Roggen. Man schlachtete den Stier, füllte in seine frische Haut den Roggen und stürzte es über den Berg hinab, so daß es die Belagerer mit großer Verwunderung sahen. Als Frau Maultasch dieß nun auch erfuhr, that sie

einen zornigen Schrei und rief: „Ha, das sind die Klausraben, die sich Fraß und Futter auf eine lange Zeit in ihre Felskluft zusammengeschleppt. Wir werden sie nicht leichtlich in unsere Klauen fassen. Auf! lassen wir diese in ihrem hohen Neste sitzen und richten unsere Jagd auf andere und fettere Vögel!“

Und von Stund an gebot die Herrin ihren Kriegern, daß ein Jeder insonderheit seine Sturmhaube voll Erde fassen, und sie auf einem ebenen Felde, gleich Osterwitz gegenüber, ausschütten solle. Dieß geschah, und wurde aus sothaner Erde ein ziemlich großes Berglein, das nannte man im Lande Kärnthen lange Zeit die Maultasch-Schutt. Im Jahre 1580 ließ der Landeshauptmann von Kärnthen, Herr Georg Kevenhüller, Freiherr zu Aichelberg, der Frau Maultasch Bildniß aus schönem weißem Stein aushauen und aufrichten, welche Denksäule man das Kreuz bei der Maultasch-Schutt hieß.

Sagen aus Ungarn, Slavonien, Dalmatien und Kroatien.

1.

Des alten Ungarlandes Name und Einwohner.

Die Geschichte Ungarns reicht noch weiter in eine nebelvolle, mystische und sagenhafte Frühe hinauf, als die des Landes Böhmen. Einige haben gefabelt, des Landes alter Name Pannonia rühre her von Pannon, einem angeblichen Sohne Japhets, der in dieses Land gezogen und als König darin geherrscht; spätere Schriftsteller aber waren der bessern Ansicht, der Landesname sey entsprungen von dem Berge Pannon, Mons Pannoniae, welcher heut zu Tage der Martinsberg genannt wird und über dem Orte gleiches Namens, ohnweit der Freistadt Raab liegt. Auf diesem Berge steht die von Stephan I. gegründete Benedictiner Erzabtei St. Martin, auf drei Hügeln erbaut und voll mannigfaltiger Merkwürdigkeiten.

In der Zeiten Frühe waren des Landes Ureinwohner größtentheils den Römern zinsbar und unter das

Scepter ihrer Weltherrschaft gebeugt. Unter Constantin dem Großen, welcher sich zum Herrscherſitz ein zweites Rom im Orient erbaute und zur Insignie des Kaiseradlers als Symbol des Ruhms, der Macht und Stärke das zweite Haupt fügte, um das östliche Reich damit zu bezeichnen, fiel ein wandernder Völkerschwarm aus Norden, die Gothen, in Pannonien ein, wiederholte diese Einfälle und machten sich seßhaft im Lande.

Zu den Zeiten des Römerkaisers Valentinian wogten die wilden Horden des Volkes der Hunnen aus Asien herüber, und gewannen, trotz lebhaften Widerstandes, sich das ganze Pannonien, vertrieben die Gothen und Römer und ließen sich theilweise im Lande nieder, das ihnen wohlgefiel.

Vom Ursprung der Hunnen erzählte man sich viel Wunderliches; unter andern, daß Filimer, der Gothen König, unter seinem Volke etliche Zauberweiber gefunden, die man Alirunen oder Alrunen hieß, und dieselben, weil er sie nicht länger dulden wollen, aus seinem Lager und Gebiet weit hinweg in die Wildniß bannte. Dort geriethen die verbannten Zauberweiber in die Gewalt der Waldmenschen, die man Faunen und Feigenblattmänner nennt, und aus der Vermischung mit ihnen entstand das verderbliche Geschlecht der Halbteufel, der Hunnen, klein, häßlich und wild, anfangs hausend in den mäotischen Sümpfen und lebend von Raub und Jagd.

Als dieses Volk sich unendlich vermehrt hatte, geschah es, daß einige seiner Jäger an das Ufer des

mäotischen Sees gelangten, wo sich unvermuthet ihren Augen eine Hindin zeigte, und bald stehend, bald wieder laufend vor ihnen her und über den cimmerischen Bosporus nach dem Chersones setzte, da der See gefroren war. Bald darauf entschwand die Hindin den Blicken der Jäger, diese aber sahen um sich her das schönste, wohnbarste Land, zu dem jene ihnen den Weg gezeigt, kehrten um und verkündigten ihren Landsleuten, was sie gesehen. Darauf erhoben sich zehnmal hunderttausend Mann mit Weibern und Kindern, und fielen in Pannonien ein, was sie nach großen Kriegen und Siegen in Besitz nahmen.

2.

Attila, Gottes Geisel.

Ueber das Volk der Hunnen herrschte mächtig und gewaltig ein König, des Namens Attila, zu Deutsch Ezel, der seines Gleichen an Macht und Tyrannei weder vorher noch nachher hatte.

Einst weidete ein Hirt seine Heerde und sah, daß ein Vieh hinkte, weil es am Fuße wund war. Er folgte der blutigen Spur und fand ein Schwert, auf dessen Schärfe die grasende Kuh getreten. Der Hirt grub das Schwert vollends aus dem Boden und trug es zu Attila, dem König, der sich über die Gabe freute,

in der er und seine Priester das heilige Kriegsschwert der Scythen erkannten, und sah daraus, daß er zum Herrn der Welt bestimmt war. Einst traf er auch einen Einsiedler an, der hieß ihn Geisel Gottes; da nannte und schrieb er voll Uebermuth folgenden Titel auf eine goldne Tafel, und ließ diese vor seinem Gezelt gleich einem Panier erhöhen:

„Attila, Sohn des Bendeuci, Enkel des großen Nimrod, geboren zu Engaddi: Von Gottes Gnaden König der Hunnen, der Meder, Gothen, Dacier, der Schrecken der Welt und die Geisel Gottes."

Eben so überschrieb der Hunnenkönig auch seine Briefe. In seinem Panier führte Attila einen gekrönten Adler, und das Volk der Ungarn behielt dieses Zeichen bis auf König Geysa. Gegen sein Volk zeigte sich Attila mild und gerecht, freigebig und weise, allen andern Völkern aber war er ein Schrecken und Abscheu, und es ging vor ihm und seinem Volke allüberall, wohin sie heerend zogen, ein Wehegeschrei her, daß alle Länder zitterten. Er verwüstete Deutschland, Gallien, Italien, äscherte zahllose Städte und Burgen ein und starb, nachdem er Menschenblut in Strömen vergossen, in seiner Hochzeitnacht mit Hildico, des Bactrianer-Königs Tochter, im eigenen Blute erstickend. In dieser Todesnacht der Gottes Geisel träumte dem frommen Kaiser Martian zu Constantinopel, er sähe Attila's Bogen zerbrechen.

3.

Der Namensursprung von Siebenbürgen.

Nach des Hunnenkönigs Tode fielen die von den Hunnen unterjochten Völkerschaften größtentheils wieder von ihnen ab und trieben sie nach dem Lande ihrer Herkunft, oder machten sie selbst zinsbar, doch brachen die Hunnen oft wieder in ihr verlassenes Land und weiter nach Deutschland heraus, und es wogten abwechselnd zwischen Siegen und Niederlagen die kämpfenden Völker über die Länder, bis im Jahre Christi 744 eine zahllose Menge Adler von den Karpathen herabflog und sich räuberisch über die Gefilde Ungarns verbreiteten, welches für ein bedrohliches Omen gehalten ward. Bald darauf, zur Zeit, als Constantinus Copronymus über das Römerreich herrschte, kamen die Hunnen, an der Zahl zweimalhundert und sechszehntausend, unter sieben Heerführern und eben so viel Heereshaufen, nach Dacien, ließen sich an sieben verschiedenen Stätten nieder, die sie mit Burgen befestigten. Darum wurde jenes Land Siebenbürgen genannt, wie es noch heißt bis zum heutigen Tage.

Von hieraus ergossen die Hunnen, mit den Avaren verbündet, wieder gar oftmals zahllose Schwärme Volkes

in die deutschen Länder und zeigten sich nicht minder wild und wütherisch, wie zu Attila's Zeiten, bis ihr Heer am Keuschberg in Thüringen unter Kaiser Heinrich, der ihnen als Tribut einen räudigen Hund sandte, in einer Vertilgungsschlacht 933 vernichtet und die deutsche Erde von ihrem Wüthen für immer frei wurde.

4.

Herzog Swatoplug und Arpad.

In Mähren saß ein mächtiger und gewaltiger Herrscher, Namens Suatoplug, zu diesem sandte aus Siebenbürgen Arpad, einer der Nachkommen Attila's, verehrte ihm ein schönes weißes Pferd mit vergoldetem Zaum und Sattel, und ließ ihn bitten, ihm zu vergönnen, einen Theil des von Suatoplug beherrschten Landes zu bevölkern, das nach dem letzten großen Kriege einwohnerleer und öde lag. Suatoplug freute sich, daß Leute, die er für Bauern hielt, sich zu Einwohnern anboten, und weil überdieß das ihm geschenke Roß ihm sehr wohl gefiel, so gab er den Boten Arpads zur Antwort: „Kommet und nehmet für Eures Herrn Geschenk so viel Landes, als Euch beliebt.“

Da machten sich in zahlloser Menge die Schaaren Arpads auf, fielen ein in jene Distrikte, und bald erschienen andere Boten Arpads vor Suatoplug mit der

Forderung: Dieser möge alles Land, das Arpad und seine Vorfahren besessen, ihnen wieder abtreten. Darüber erzürnte sich Suatoplug und rief seine Mannen zum blutigen Widerstande auf. Bald entbrannte eine Schlacht, aber die Macht der Hunnen war so sehr überlegen, daß sie ihre Gegner bald überwältigten und den größten Theil des feindlichen Heeres sammt dem Herzog Suatoplug in die Donau jagten, darin der Letztere elend umkam. Nun breiteten sich die Hunnen, Hunn-Avaren oder Hungarn weit aus, theilten das Land in neun Kreise, überzogen alle Nachbarvölker mit Krieg und blieben lange Zeit hindurch hochgefürchtet, so weit nur die Kunde ihren Namen trug.

5.

Berg Zobor bei Neutra.

An der Nordseite der bischöflichen Stadt Neutra (Nyitra) erhebt sich über dem Flusse der Berg Zobor mit einem ehemaligen Kloster als ein mächtiger, isolirter Felskegel. Einen andern Berg gegenüber, auf welchem noch heute das Schloß von Neutra thront, krönte schon in grauen Zeiten eine Herrscherburg. In dieser saß Zobor, der junge Marahanenfürst, dessen Seele alle verderblichen Leidenschaften erfüllten.

Eines Tages geschah es, daß Fürst Zobor auf der Jagd von einem wilden Bären, den er in seinem Lager aufgescheucht hatte, sich hart bedrängt und dem Tode nahe sah, weil sein Stoß fehl gegangen war, und nur die tapfere Hand eines kühnen Jagdgenossen und dem Fürsten befreundeten Dienstmannes rettete Zobors Leben. Bei dem Schmauße, welcher der Jagd folgte, war der junge und schöne Retter seines Fürsten so unklug, im Gespräche mit andern Genossen scherzhaft anzudeuten, der Fürst hätte sich wohl selbst des grimmen Bären entledigen und diesen erlegen können, wenn er mehr Muth, mehr Kraft und mehr Geschicklichkeit besessen. Diese vermessene Rede drang zu Zobors Ohren und entflammte seinen heftigsten Zorn, in dessen Folge sich der kecke junge Mann bald mit Fesseln belastet im tiefen Kerker sah.

Da stürzte des Gefangenen junge und blühendschöne Gattin zu den Füßen Zobors und flehte für ihres Mannes Leben und Freiheit; doch dieß Beginnen reizte den Tyrannen nur zu neuem Frevel: er erkor die schöne Bittende zur Beute seiner wilden Lust. Ihr Bruder Rastognew eilte zu dem frommen Bischof Wichin und flehte dessen Fürsprache an, welche dieser auch nicht verweigerte; aber er fand den Zugang zu Zobor durch Wachen versperrt, und eben so erfolglos war ein gewaltsamer Angriff, den Rastognew mit einigen Freunden versuchte. Er wurde im Kampfe verwundet und konnte nur durch schnelle Flucht dem Tode oder der Gefangenschaft entgehen.

Zobors Zorn kannte keine Grenzen mehr. Seines

Gefangenen Haupt fiel, und dessen schöne Gattin erlag der grausamen Gier ihres Tyrannen. Wohl zürnte der fromme Bischof dem Frevel und drohte mit der Strafe des Himmels; Zobor aber achtete seiner Reden nicht, und gebot Wichin, weil er eben, es war ein Sonntagmorgen, zur Jagd ritt, mit der Messe bis zu seiner Rückkehr zu harren. Diese verzögerte der Tyrann mi Absicht, um den Gehorsam seines geistlichen Dieners zu prüfen, und Wichin begann das heilige Amt sonder Menschenfurcht, nur dem höchsten Herrn gehorsam. Noch war es nicht geendigt, als Zobor zurückkehrte, und zornschnaubend mit dem ganzen Zug und Troß der Jagd, mit Rossen und Rüden in das Gotteshaus stürzte, dasselbe mit dem Getön der Hüfthörner und Peitschengeknall erfüllte und dem Priester am Altare zuherrschte, die Messe nochmals zu beginnen. Deß weigerte sich Wichin, und nun wurde der Zorn des Wütherichs tempelschänderisch. Er riß mit roher Hand den Priester vom Altare hinweg, vertrieb seine Ministranten, stieß die heiligen Gefäße um und warf das geweihte Brod den Rüden vor. Da erhob sich Wichin und sprach einen furchtbaren Bannfluch aus über den Kirchenschänder und sein ganzes Land, das er mit allen seinen Genossen verließ.

Rastognew, welcher ebenfalls landflüchtig geworden, wandte sich racheglühend zu dem Volke der Magyaren, das, noch im Heidenthume befangen, sich nomadisch und kriegerisch zugleich über weite Länderstrecken verbreitete. Er prieß die Schönheit und Fruchtbarkeit seiner Heimath, er rühmte die Menge der Schätze, die

auf Zobors Burg aufgehäuft seyen, und reizte die Magyaren zum Eroberungszuge an. Der Schrecken ging vor den unermeßlichen Heerschaaren dieser berittenen Krieger her, das Land war fast ohne Schwertschlag genommen, die Stadt Neutra nicht minder, da ihre Bewohner sich geflüchtet hatten, und die Burg Zobors kam durch einen raschen Ueberfall in die Hand der Feinde. Zobor wurde Rastognews Gefangener, welcher die Schmach der Seinen blutig und grausam rächte. Er ließ ihn binden an eines Rosses Schweif und ihn aus der Feste, durch die verlassene Stadt und auf den, dem Burgberge gegenüber liegenden Felsengipfel schleifen, wo man ihn an einer hohen Eiche aufknüpfte. Seitdem ward dieser Berg Zobor geheißen.

Mit Zobors Ende war es auch um das Marahanenreich gethan. Die Magyaren blieben Herren des Landes, erkürten Neutra zu einer ihrer Hauptfesten und breiteten sich aus bis an die Wang.

Auf dem Berge Zobor, der später bis zum Gipfel mit edlen Reben bepflanzt wurde, ward dem heiligen Urban eine Kapelle erbaut, die noch in späten Tagen fromme Beter fand.

6.

Sanct Zoërards Höhle am Berge Zobor.

Als Herzog Geysa und seine Gemahlin Sarotta, die ersten christlichen Herrscher des Ungarlandes, sich bemühten, den neugewonnenen Glauben, zu welchem sie sich selbst bekannten, in ihrem ganzen Reiche einzuführen, kam eine Menge gottesfürchtiger und frommer Männer nach Ungarn, um bei dem Bekehrungswerke hülfreich zu seyn.

Unter diesen war auch Zoërard, ein Dalmatier von Geburt, mit einem jüngern Gefährten, Namens Benedict. Beide richteten sich in einer Felshöhle an den Ufern der Wang eine Einsiedlerwohnung ein, an derselben Stelle, auf welcher später (1241) die Benedictiner-Abtei Skalka erbaut wurde. Beide lehrten, predigten und tauften die Neubekehrten, die in großer Zahl sich dem Christenthume gläubig zuwandten. Als nun ihr Ruf sich in der Gegend immer mehr ausbreitete, so kamen Männer aus Neutra und baten die Bekehrer, auch in ihren Ort das Licht der neuen Lehre zu tragen. Hierauf trennten sich die treuen Genossen; Benedict blieb in Skalka, wo er den Märtyrertod finden sollte, und Zoërard wandte sich gen Neutra hin und

zog in eine Höhle, welche sich am Berge Zobor befand. Dorthin strömte das Volk in Schaaren, hörte die Lehren des frommen Mannes an und ließ sich von ihm taufen.

Solches Gott wohlgefällige Thun verdroß den Fürsten den Finsterniß, der alle Mittel und Höllenkünste aufbot, den Bekehrer zu irren und zu stören, doch alle fruchtlos. Da riß er in einer wilden Sturmnacht voller Wuth mit seinen ihm dienenden Dämonen ein mächtiges Felsenstück vom Gipfel des Berges und ließ es vor die Höhle Zoërards rollen, so daß dem frommen Manne der Ausweg und selbst das Licht gänzlich versperrt war.

Schon drohte, nach mehreren Tagen voll schrecklicher Bilder und Gedanken, der in die nachtvolle Felsenhöhle Eingekerkerte dem Mangel aller Nahrungsmittel zu erliegen, und glaubte sich in diesem Steingrabe von Gott, den er so fromm bekannt, ganz verlassen und vergessen, allein da fuhr ein Blitz vom Himmel, der Donner erschütterte Fels und Höhle, und der riesige Block ward hinweggeschleudert vom Eingang, durch den nun stärkend und belebend die Luftfrische drang. Aufs Neue lehrte und predigte Zoërard, erwarb sich den Namen des Apostels von Neutra und die Segnung der dankbaren Nachwelt. Lange nach seinem Tode zeigte man noch den Felsblock, der zum Fuße des Berges Zobor herabgerollt war und die Spuren der Teufelsfinger trug — und die Grotte, darin der heilige Zoërard gewohnt.

7.

Der Geierstein.

In den Gebirgen, aus denen die rauschende Neutra ihre Wellen rollt, wandelte unzufriedenen Sinnes einst Kalab, ein Krieger und Jäger, und suchte den düstern Unmuth, der ihn beherrschte, durch das Blut der Thiere des Waldes zu kühlen. Hoch über ihm zog kreischend ein Geier seine weiten Kreise, und der Jäger sandte aus rasch gespannter Armbrust den tödtlichen Pfeil empor. Doch der Schuß ging fehl, und durch den dunkeln Tannenforst gellte eine helle Stimme, wie Hohngelächter; der Geier flog waldeinwärts.

Ergrimmt folgte der Jäger der Richtung, die der Raubvogel nahm, und sandte, als er diesen abermals erblickte, einen zweiten Pfeil nach ihm hin. Aber unverletzt blieb der Geier, und nur lauter scholl durch den Wald das verhöhnende Gelächter. Wild blickte Kalab umher und ersah plötzlich die unheimliche Gestalt eines hagern und fahlen Mannes, der ruhig in einiger Entfernung stand.

„Wer bist Du?" fuhr Kalab den Unbekannten herrisch an; und dieser erwiederte: „Ein Jäger, wie Du, nur daß ich bessere Pfeile habe und ein besseres Geschoß. Probire es!"

„Mein Geschoß ist erprobt, ich bedarf keines Fremden!" murrte Kalab.

„So schieße, dort horstet der Geier!" sprach der Unbekannte.

Kalab zielte scharf und schoß; er sah, wie der Pfeil dem Geier, der ohnweit auf seinem Neste saß, mitten durch die Brust fuhr, und dennoch schien er nicht getroffen. Um so betroffener wurde Kalab. Der Fremde reichte ihm wiederholt seine Armbrust hin, und mit Hast ergriff sie der Schütze, zielte, schoß, und jetzt fiel, gräßlich kreischend, der Geier vom Fels herab.

„Mir das Geschoß!" rief Kalab. — „„Nicht umsonst!"" war des Fremden Antwort. — „Dein Begehr?" — „„Ein Tröpflein Blut von Deiner Hand!"" — „Für das Geschoß allein?" — „„Für Alles, wonach nur immer Dein Herz begehrt."" — „Wohlan!"

Der Pact war besiegelt; von Kalabs Jägerhut wehte ein dunkelfarbiger Fittig des erlegten Geiers. So lange Kalab diesen Flügel trug, war er unverwundbar und der Fremde ihm zu Dienst verpflichtet.

Kalab wurde reich, übermüthig, herrisch, ein Despot, da bald Land und Leute ihm unterthan waren. Auf dem Fels, wo der Geier gehorstet, erhob sich eine feste, stattliche Trutzburg, die nannte der Erbauer Geierstein (Keselyö-kö). Bald wimmelte von Raubgesellen und allerlei wüstem Gesindel die neue Burg, bald ward die ganze Gegend unsicher, und jammervolle Klage der durch Kalab und seine Rotten Beraubten und Unterdrückten gelangten zum Ohre des Herrschers.

Da ward dem Grafen von Neutra befohlen, das Banner der Gespanschaft zu erheben, und bald umringte ein Heer den festen Geierstein. Doch lange widerstand die Burg jedem Angriff. Kalabs Muth aber wollte die Feinde gänzlich abtreiben, und er fiel aus. Hoch wehte von seinem Helme der Geierflügel, und auf seine Unverwundbarkeit bauend brach sich Kalab durch alle Feinde siegreich Bahn bis hin zum Haupte der Belagerer, dem Grafen. Dieser sollte von seiner Hand fallen. Schon entbrannte der Kampf, da schwirrte ein Pfeil, da flog der Geierflügel herab vom Helme Kalabs, und jenes Lachen, das er einst im Walde vernommen, übertönte gellend das Getümmel der Schlacht. Und mit dem gebrochenen Flügel brach Kalabs Kraft und Muth; ein Schwerthieb seines Gegners streckte ihn zu Boden.

Burg Geierstein verfiel, und die Geier horsten wieder in ihren öden Trümmerresten.

8.

Das versunkene Dorf.

Auf den triftreichen Höhen von Gergelylak, wo man heute nur einsame, von Schafheerden bevölkerte Weideplätze und keine Menschenwohnungen erblickt, lag einst ein stattliches Dorf, dessen Bewohner überreich

und deshalb auch übermüthig waren. Der Ueberfluß des Goldes und der glänzenden Habe ließen Gottesfurcht und gute Sitten immer mehr schwinden, und dafür zogen alle mögliche Frevel und Laster als bleibende Gäste in die Wohnungen ein. Lange ließ der Himmel die Uebelthaten ungerächt, bis deren Maaß überschwoll und ein grauenvoller Unheilstag das goldne Dorf von der Erde tilgte und es mit allen seinen Häusern, Bewohnern und Schätzen tief in den Schooß derselben sinken ließ. Harte Buße ward den lasterhaften Bewohnern vom zürnenden Himmel auferlegt. Sie müssen sich durch die Erde mit den Fingern einen Weg zur Kirche und wieder zurück in ihre Häuser graben, das dauert, Hergang und Hingang, jeder genau ein halbes Jahr. Einmal nur im Jahre, wenn die Sünder in der Geisterkirche beisammen sind, um einen vollen Tag hart und furchtbar zu büßen, tönt schaudervoll die unterirdische Glocke, deren dumpfen Hall man bisweilen auf der Oberfläche vernimmt. Wer ihn hört, dem zittert das Herz. Und diese Buße der Sünder soll währen bis zum jüngsten Tage.

Eines Tages ließ ein Schäfer auf den Höhen von Gergelylak seine Heerde weiden, und entlockte seiner Fuliara, einer in Ungarn üblichen Schalmei, melancholische Töne. Da vernimmt er, zur Mittagsstunde, einen andern, schauerlichen Klang, der tief aus dem Bergesinnern zu dringen scheint, und endet, von Furcht durchbebt, schnell sein Spiel und spricht ein Gebet für die büßenden Unterirdischen. Indem nimmt er wahr, daß eins seiner Schafe hinkt und sich am Fuße ver-

wundet hat. Der Blutspur folgend, sieht er eine rostige Eisenspitze aus der Erde ragen. Er scharrt mit seiner Schippe die Erde hinweg und entdeckt ein Metallkreuz von uralter Form. So wie er dieses Kreuz mit der Hand berührt, ist ihm, als schaue er durch die Erde wie durch den Spiegel eines Sees tief, tief hinab und sehe unten das versunkene Dorf in aller seiner Goldpracht und seinem alten Glanze, aber keinen Einwohner vermochte er zu erblicken, die waren alle in der Kirche und büßten für ihre Sünden. Da entdeckte der überraschte Seher auch, sich ganz nahe, den massiv goldnen Knopf des Kirchthurms und gedachte, diesen Knopf mit leichter Mühe an sich zu bringen. Allein diese Mühe war gänzlich fruchtlos; wie sehr der Schäfer auch sich abmühte, der Goldknopf saß eisenfest am Thurme des versunkenen Dorfes. Lange starrt der Hirte, habsüchtig nach dem Golde, auf den Knopf und hinab in die Tiefe, endlich erhebt er sich und geht, sich Hülfe herbeizurufen, so ungern er auch mit seinen Gesellen den Reichthum zu theilen sich entschließt. Die Mittagsstunde ist längst vorbei, als er mit mehreren Gefährten und mit allerlei Handwerksgeräthschaften versehen, wieder auf den Hügeln von Gergelylak anlangt. Nun sucht er die Eisenspitze und das Kreuz; er findet sie nicht, hat auch in seiner Hast und Eile vergessen, ein Zeichen daneben zu stecken. Die Kameraden murren, glauben sich von ihm geäfft, er will sich verantworten und ihnen das verwundete Schaf zeigen. Da ist kein einziges von der ganzen Heerde verwundet, alle sind heil. Statt des goldnen Thurmknopfes empfängt der

Hirte viele Prügel, und nach drei Tagen war er todt. Es ist nicht gut, den Ton der Glocke des verfluchten Dorfes zu hören, und noch schlimmer, hinunter zu sehen, denn Letzteres zeigt nahen Tod an.

9.

Der Meermann bei Ragusa.

Im Jahre 1716 ließ sich einige Meilen von der Stadt Ragusa ein seltsames Meerwunder erblicken. Dieses war die Riesengestalt eines beinahe funfzehn Fuß hohen Meermannes, die einen Kopf von ungemeiner Größe trug, übrigens in allen Theilen des Leibes wohl proportionirt erschien. Dieser Meermann trat um die Mittagsstunde an das Land und ging mit großen Schritten am Ufer ab und auf. Oft streckte er seine Hände über den Kopf gen Himmel, und wenn er solche wieder sinken ließ, erhob er ein so starkes Geschrei und durchdringendes Geheul, daß man dasselbe weiter als eine halbe französische Meile vernehmen konnte. Wer es hörte, bebte vor Grauen und Entsetzen, und die nahe waren, mußten ihre Ohren verstopfen. Gegen drei Uhr kehrte der wandelnde Meermann in die Tiefe zurück und stieg dann an den folgenden Tagen wieder an einem andern Orte aus der Fluth empor. Die Kunde von seiner räthelhaften Er-

scheinung erfüllte ganz Dalmatien mit Furcht und Schrecken. Zu Zengg in der Walachei ward dieses Meerwunder abgebildet und in einem Saale aufgestellt.

10.

Die Willi.

Wo auf den einsamen Haidestrecken Ungarns und Kroatiens jene grünen Kreise im Grase sich finden, die der Volksaberglaube in Deutschland Elfenkringel und Hexenringe nennt, tanzen, so wie auf Kreuzwegen, nach magyarischen Sagen, die Willi's, die der Sorbe Wila nennt, gespenstigen Reigen. Jede Jungfrau, die der Tod als Braut küßt, wird eine Willi.

Ein holdes Edelfräulein auf Burg Löwenstein liebte einen schönen und wackern Knappen ihres Vaters, des stolzesten Freiherrn. Diesem ward der Tochter heimliches Glück von Verräthern vertraut, und er entsandte den Edelknecht mit geheimer Botschaft — auf Nimmerwiederkehr. Der liebende Jüngling gedachte recht treu seine Botschaft zu vollziehen, die an den Prior des Templerhauses Pöstény gerichtet war, und träumte von dem künftigen Glücke seiner Liebe. In dem Briefe, den er trug, gebot der stolze Vater der Geliebten dem

Prior, seinem Freunde, den Ueberbringer in ewigem Dunkel unterirdischer Kerkermauern festzuhalten. Gott aber fügte es, daß der Prior vor Kurzem gestorben, und ein anderer an dessen Stelle erwählt war, der keine Verpflichtung fühlte, so grausamem Gebot gehorsam zu seyn. Er enthüllte dem Knappen das frevelhafte Geheimniß und entsandte ihn mit einem andern Briefe zum Heere des Königs. Zum Löwensteiner Burgherrn aber sandte der neue Prior einen Boten und ließ ihm künden, daß sein Bote in der Wag ertrunken sey, als er die Furth von Beczko durchreiten wollen, und nur seine Leiche sey mit dem Briefe nach dem Templerhospiz gebracht worden. Trübe Trauer umflorte des Burgfräuleins Herz; sie irrte gramvoll umher, und von ihrem Munde zitterte bisweilen ein melancholisches Lied von den Willi's:

„Auf den Hügeln, auf den grünen Kreisen,
Und wo einsam sich die Wege kreuzen,
Tanzen Willi's hold im Mondenscheine,
Willi's, Bräute, junggestorbne Bräute;
Bleich und schön, in silbernen Gewändern,
Und in Schleiern, voll von Thaues Perlen.
Naht ein Jüngling sich dem Willireigen,
Muß er tanzen mit den bleichen Geistern,
Tanzen, bis er todt zu Boden sinket;
Tanzen muß er mit der jüngsten Willi,
Die durch ihn, mit ihm, zur Ruh dann eingeht."

Der Freiherr von Löwenstein erkor für seine Tochter einen Bräutigam nach seinem Sinn, aber der Tochter

brach der Gram der Liebe um ihren ersten Herzensfreund das Herz. Sie starb als Braut.

Der junge Knappe hatte im Kriege gegen die feindseligen Türken Ruhm und reiche Beute errungen, und beschloß, nach Burg Löwenstein zu reiten, vor den Vater der Geliebten zu treten und um seiner Tochter Hand zu bitten. Die Nacht schwang über seinen Pfad ihre Schattenflügel. Durch die Nebeldämmerung sah er von Weitem Burg Löwenstein schimmern, lichtlos, schwarz. Der Berg, auf dem sie stand, schien ein Sarg zu seyn. Es war Mitternacht. Siehe, da scheute auf einem Kreuzwege plötzlich des Reiters Roß und bäumte sich; weiße Lichtgestalten schwebten Hand in Hand gespenstig auf und nieder, graue Schleier und Bänder flatterten, wie von Duft gewoben, wie Gewebe der Spinnen. Der Reiter stieg vom Roß, es zu führen über den Ort, vor dem es sich scheute, aber als er den Zügel zu erfassen meinte, faßte er eine Mädchenhand und sah ein bleiches, liebezärtliches Antlitz — das seiner Geliebten. Und sie zog ihn zu dem Willitanze, und von ihren leisen Geisterküssen ward er bleich und bleicher — und entschlief.

11.

Die Casa santa zu Tersatto.

Hoch über der Hafenstadt des ungarischen Litorale, Fiume oder St. Veit am Flaum, erhebt sich ein steiler Felsberg, auf welchem das uralte Stammschloß der Familie Frangipani, Tersact oder Tersatto, über Rebenbergen ruht. Die steilste unfruchtbare Absenkung des Felsen aber umfließt in einem Halbkreise malerisch die Fiumara. An das Schloß stößt ein kleiner Bergflecken und diesen begrenzt ein Franziskanerkloster mit einer vielbesuchten Wallfahrtkapelle, Maria Loreta geheißen. Von diesem Hause geht eine wunderbare Sage.

In dem Kloster auf dem Berge lebte im Jahre 1291 ein frommer Priester, Namens Alexander, welcher krank lag und Gott und die Heiligen um Linderung seiner Schmerzen anflehte. In der Nacht vom 10. Mai fühlte er sich ganz genesen und hatte eine Offenbarung, daß das heilige Haus der gebenedeiten Gottes-Mutter, das die Apostel zu einer Kirche umgestaltet, von Nazareth hinweg und auf den Berg Tersat versetzt sey. Und siehe, als er heraustrat, da stand der kleine heilige Tempel da, hergetragen von den Engeln auf den Flügeln der Morgenröthe, bei klarem Himmel,

bei tiefer Meeresstille. Einfach und schlicht war das Haus, von dunkeln Ziegelsteinen, vierzig Schuhe lang, zwanzig breit, achtundzwanzig hoch. Die Thür war mitternachtwärts gerichtet, und das einzige Fenster gegen Niedergang. Das Dach trug ein kleines Glockenthürmchen, das Gewölbe zierten goldne Sterne. Der Altar war mit Tüchern belegt, und das Antipendium war himmelblau. Köstliche Schnitzbilder der heiligsten Personen dienten zur Altarzier, sie waren aus dem feinsten Cedernholz, wie die Mönche auf dem Kloster des Libanon solche verfertigen.

Der fromme Priester Alexander breitete nach allen Seiten hin dieses Wunderereigniß aus, und zahlloses Volk strömte herbei, Gläubige und Ungläubige, und es geschahen große Wunder dort.

Damals residirte Nicolaus, Graf von Frangipani, Ban in Dalmatien, Croatien und Slavonien, in der Stadt Modrus, die jetzt ein Dorf ist, der reiste alsbald, wie er die Kunde vernahm, daß die Engel das Haus der heiligsten Jungfrau gen Tersatto getragen, nach seinem Stammschlosse, und sandte den Priester Alexander mit noch drei andern glaubwürdigen Personen gen Nazareth, zu erforschen, ob auch in der That das Haus dort fehle. Nach vier Monaten kehrten die Pilger heim, und beschwuren, daß sie in Nazareth das Haus nicht gefunden, und daß es wahrhaftig zu Tersatto stehe.

Doch nicht für immer sollte Tersat dieses heilige Haus besitzen. Nach einem Zeitraume von 3 Jahren 7 Monaten und 4 Tagen verschwand es, an einem

Sonnabend, am 10. Christmond 1294, in der Mitternachtsstunde, und die Engel setzten es ohnweit Ancona in Italien nieder auf einen Hügel des Recanatischen Waldes. Dessen Eigenthümer waren zwei Brüder, die stritten sich, wem das Haus seyn sollte; da ward es abermals aufgehoben und in einem Gehölz, das einer Edelfrau, Namens Laureta, gehörte, mitten auf der Landstraße niedergesetzt. Dort steht es noch heute, reich und überreich begabt und weltberühmt.

Voll Trauer über den großen Verlust, der nicht minder wunderbar war, wie die frühere Begabung, ließ Herr Nicolaus von Frangipani dem betrübten Volke eine der vorigen im Aeußern ganz gleiche Kapelle erbauen, und Papst Urban sandte ein Bild der Mutter Gottes nach Tersatto, das der Evangelist Lucas eigenhändig auf eine Tafel von Cedernholz gemalt, und begnadigte die Kapelle mit großem Ablaß. Papst Nicolaus V. gestattete die Erbauung einer Kirche und eines Franziskanerklosters. Später erbaute man auch noch mehrere andere Kapellen an dem Wunderorte, zu dem alljährlich viele Tausende wallfahren.

12.

Die Schlacht der Vögel bei Wichitsch.

Etwas Wunderbares trug sich zu in der festen, von der Unna umflossenen Grenzstadt Wichitsch. Nämlich es erschien dort am dritten und vierten Tage des Christmonats im Jahre 1587 (nach Andern 1586) ein zahlloses Heer von Vögeln, wilden Gänsen und Enten in den Lüften, deren Schwärme dunklen Wolken glichen, welche die Sonne verfinsterten. Sie stürzten sich, an die Hunderttausende stark, in die Unna und brachten durch ihre Menge hervor, daß dieser Fluß aus seinen Ufern trat. In der fünften Nacht vernahm man ein furchtbares Geschrei und Geräusch, das die ganze Gegend durchschallte, und sah mit Tagesanbruch diese Vögel, die sich in die Luft erhoben hatten, im wildesten Kampfe gegen einander, als ob sie sich gegenseitig ganz vertilgen wollten. Sie hackten grimmig mit den Schnäbeln auf einander ein, und es schien der Kampf kein Ende zu nehmen, bis die meisten, verletzt oder getödtet, zur Erde auf die Auen oder ins Wasser fielen, so daß Kriegsleute, Bürger und Bauern sich mit ganzen Trachten derselben beluden, auch Schiffe, Wagen und Karren füllten und sie fröhlich verzehrten. Das

übrige Geflügel hob sich drei Tage nach dieser Luftschlacht über einer weiten Wiese in die Höhe, flog höher und höher und entschwand dem Auge der verwunderten Zuschauer, die sich von diesem Omen viel Bedenkliches zuflüsterten und es für eine üble Vorbedeutung hielten. Und noch in demselben Monate geschah ein blutiger Einfall der Türken in das Land.

Inhalt.

Seite

Aus Wiens Umgegend.

Sagen aus Böhmen.

Sagen aus Salzburg und seiner Umgegend.